HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

6699
I

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

STEPHAN WAETZOLDT UND JULIUS ZUPITZA.

41193
15/3/98
20

XLV. JAHRGANG, 86. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1891.

PB
3
A5
Bd. 86

Inhalts-Verzeichnis des LXXXVI. Bandes.

Abhandlungen.

	Seite
Lessings Verhältnis zu Spinoza. Von Johannes Hoops	1
Chaucer und Albertanus Brixiensis. Von Emil Koeppel	29
Tristan l'Hermites Le Parasite und seine Quelle. Von A. L. Stiefel	47
Beiträge zur Kenntnis Georg Forsters aus ungedruckten Quellen. Von Albert Leitzmann. II. (Fortsetzung)	129
Bemerkungen zu Marlowes Faustus. Von P. Machule	227
Fremde Gedanken in J. J. Rousseaus erstem Discours. Von Gustav Krueger	259
Franz Grillparzer und das spanische Drama. Von Richard Mahrenholtz	369
Über die Hs. Nr. 491 der Lambeth-Bibliothek. Von Karl D. Bülbring	383

Kleine Mitteilungen.

Das Liederbuch der Konstanze Philippine de Barquer. (J. Bolte)	81
Zur Intelligenza. (E. Kölbing)	86
Zu Archiv LXXXV, 117. (Kappes)	89
Die neun Eigenschaften des Weines. (J. Z.)	89
Zu § 386 von Imm. Schmidts Grammatik. (Julius Zupitza)	277
Zu Wanderer 31. (J. Z.)	279
Nachtrag zu den Quellen der York Plays. (F. Holthausen)	280
Zum Text des Richart le Biau ed. Foerster. (Arnold Krause)	282
Chauvin. (Adolf Tobler)	393
Zu den Rubensschen Glossen. (H. Lübke)	398
Rettungen. (J. Z.)	405
Konjekturen. (J. Z.)	407
Zum Gebrauch von ne. 'all'. (J. Z.)	409
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen	285
Mitglieder-Verzeichnis der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Januar 1891	299

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Seite

Dr. E. Wolff, Prolegomena der litterar-evolutionistischen Poetik. (A. Döring) 90

Deutsch-gotisches Wörterbuch nebst einem Anhange enthaltend eine sachlich geordnete Übersicht des gotischen Wortschatzes und eine Sammlung von Redensarten und Sprüchen von Dr. Oskar Priese. (Julius Zupitza) 92

Theodor von Sosnosky, Sprachsünden. Eine Blütenlese aus der modernen deutschen Erzählungs-Litteratur. (Max Roediger) 93

Dr. W. Cosack, Lessings Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten und die oberste Stufe höherer Lehranstalten bearbeitet und erläutert. Vierte, berichtigte und vermehrte Auflage. (A. Döring) 94

Die Stellung des Max Piccolomini in der Wallenstein-Dichtung. Von Prof. Dr. K. Reufs. Programm des Gymnasiums zu Pforzheim. (L. Hölscher) 95

W. Wetz, Shakspere vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte. Erster Band: Die Menschen in Shaksperes Dramen. (A. Döring) . 96

Lady Baby. A Novel. By Dorothea Gerard. (J. Z.) 101

The Fugitives. By Mrs. Oliphant. (J. Z.) 101

Mrs. Fenton. A Sketch. By W. E. Norris. (J. Z.) 102

Ruffino and other Stories. By Ouida. (J. Z.) 102

The End Crowns All. A Life-Story. By Emma Marshall. (J. Z.) . . . 103

A Cigarette-Maker's Romance. By F. Marion Crawford. (J. Z.) 104

The Word and the Will. A Novel. By James Payn. (J. Z.) 105

Margaret Byng. A Novel. By F. C. Philips and Percy Fendall. (J. Z.) 105

One Life, One Love. A Novel. By M. E. Braddon. (J. Z.) 106

A Bride from the Bush. By Ernest William Hornung. (J. Z.) 107

A Ward of the Golden Gate. By Bret Harte. (J. Z.) 107

Anthologie des poètes français. Sammlung französischer Gedichte. Herausgegeben von Albert Benecke. (J. Wychgram) 108

Dr. W. Knörich, Molières Werke, II. Band. Les Précieuses ridicules. Les Femmes savantes. (R. Mahrenholtz) 109

Rousseau und die deutsche Geistesphilosophie. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus von Richard Fester. (R. Mahrenholtz) . 112

Carl Marquard Sauer: Italienische Konversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht. Durchgesehen von G. Cattaneo. Neunte verbesserte Auflage. (E. Pariselle) 115

Johann Lardelli: Italienische Sprechschule. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die italienische Konversation für den Schul- und Privatgebrauch. (E. Pariselle) 117

Sophie Heim: Aus Italien. Material für den Unterricht in der italienischen Sprache gesammelt und mit Anmerkungen versehen. 2. Heft: Deutsch-Italienisch. (E. Pariselle) 117

Paul Heyse: Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Band 4. Lyriker und Volksgesang. (E. Pariselle) 117

Führer durch die französische und englische Schullektüre. Zusammengestellt von einem Schulmann. (Immanuel Schmidt) 118

Jul. Gutersohn, Zur Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts. (G. Tanger) 119

Seite

Albert von Roden: Inwiefern mufs der Sprachunterricht umkehren? Ein Versuch zur Verständigung über die Reform des neusprachlichen Unterrichts. (G. Tanger) 121
The Teaching and Learning of Foreign Languages (at home and in the countries where they are spoken, especially French and English) by a German Advocate of Utilitarian Education. (G. Tanger) 123
Lehrbuch der Poetik für höhere Lehranstalten. Von Dr. Christ. Friedr. Albert Schuster. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. (Fr. Bachmann) 306
Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart. Von Renward Brandstetter. (K. Weinhold) 309
Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert von Albert Richter. (R. Sprenger) 309
Deutsche Schriften des Albrecht von Eyb. Herausgeg. und eingeleitet von Max Herrmann. Erster Band: Das Ehebüchlein. (S. Waetzoldt) . 311
Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz. Herausgegeben von A. Sauer. (Fr. Speyer) 313
Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Herausgegeben von Alexander von Weilen. (Fr. Speyer) 315
Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Johann Anton Leisewitz. Herausgegeben von Richard Maria Werner. (Fr. Speyer) 317
Über die bildende Nachahmung des Schönen von Karl Philipp Moritz. [Herausgegeben von Sigmund Auerbach.] (Fr. Speyer) 320
Der schwarze Ritter in Schillers Jungfrau von Orleans. Von Franz Ullsperger. (Fr. Bachmann) 321
Kleists Käthchen von Heilbronn. Auf Grund des ursprünglichen Plans für Bühne und Haus bearbeitet von Karl Siegen. (Fr. Speyer) . . . 323
Franz Grillparzer. Sein Leben und Schaffen. Mit Porträt und Faksimile. Im Hinblick auf den 100. Geburtstag des Dichters von Richard Mahrenholtz. (George Carel) 326
Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Herausgeg. von Karl L. Leimbach. Vierter Band, dritte und letzte Lfrg. (Fr. Bachmann) 332
Is English a German Language? By Prof. Dr. George Stephens. (J. Z.) 333
Gottfried Ebeners Englisches Lesebuch für Schulen und Erziehungsanstalten. In drei Stufen. Neu bearbeitet von Dr. phil. Karl Morgenstern. Erste Stufe. Mit einem Wörterverzeichnis. 6. neu bearb. Aufl. (W. Mangold) 334
J. Bube, Erstes englisches Lesebuch. Eine Auswahl von Prosastücken und Gedichten nebst Wörterverzeichnis für den Schul- und Privatgebrauch. (W. Mangold) 336
Otto Wendt, Englische Briefschule. Systematische Anleitung zur selbständigen Abfassung englischer Briefe. Für den Unterrichtsgebrauch herausgegeben. (W. Mangold) 337
Über die Erscheinung des 'Geistes' im Hamlet. Von Dr. Erwin Heuse. (J. Z.) 338
Shaksperes Macbeth nach der Folio von 1623 mit den Varianten der anderen Folios herausgegeben von Albrecht Wagner. (J. Z.) 338
Alas! A Novel. By Rhoda Broughton. (J. Z.) 339
Looking Backward, 2000—1887. By Edward Bellamy. (J. Z.) 340

Seite

Imperial Germany. A Critical Study of Fact and Character. By Sidney Whitman. Copyright Edition, revised and extended. (J. Z.) 340

Wormwood. A Drama of Paris. By Marie Corelli. (J. Z.) 341

Gu. Gnapheus, Acolastus herausgegeben von Johannes Bolte. (R. Sprenger) 342

E. Stengel, Chronologisches Verzeichnis französischer Grammatiken vom Ende des 14. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts nebst Angabe der bisher ermittelten Fundorte derselben. (Adolf Tobler) . . . 343

Kleine französische Schulgrammatik für die unteren und mittleren Klassen der höheren Schulen. Von Karl Kühn. (Fr. Bachmann) 345

Kleinere französische Schulgrammatik für die Oberstufen. Von Dr. Curt Schäfer. (Fr. Bachmann) 346

Elementarbuch der französischen Sprache von Dr. Wilhelm Ricken. Erstes Jahr. Zweite, durchgängig verbesserte Auflage. (Fr. Bachmann) . 347

Hilfsbuch für den französischen Unterricht an höheren Lehranstalten von Dr. F. J. Wershoven. Zweite verm. u. verb. Aufl. (Fr. Bachmann) 348

Gottfried Ebeners Französisches Lesebuch für Schulen und Erziehungsanstalten. Neu bearbeitet von Dr. Adolf Meyer. III. Stufe. Neunte, der neuen Bearbeitung zweite Auflage. (Ad. Müller) 349

Französische Konversationsübungen für den Schul- und Privatgebrauch von Joh. Bauer und Dr. Th. Link. II. Teil. (S. Waetzoldt) 349

Auteurs Français. Sammlung der besten Werke der französischen Unterhaltungslitteratur mit deutschen Anmerkungen herausgegeben von Dr. Richard Mollweide. I. Bändchen. (Ad. Müller). 351

La Clef d'amors, texte critique avec introduction, appendice et glossaire par Auguste Doutrepont. (Adolf Tobler) 352

Karl Stichel, Beiträge zur Lexikographie des altprovenzalischen Verbums. (E. Braunholtz) 355

Bibliothek spanischer Schriftsteller, herausgegeben von Dr. Adolf Kreſsner. IX. Bändchen: Vida del gran capitan por Don Manuel José Quintana (aus den Vidas de Españoles célebres). X. Bändchen: La Vida de Lazarillo de Tormes y de sus fortunas y adversidades. XI. Bändchen: Sammlung spanischer Gedichte. (H. Buchholtz) 357

Dr. W. Körner: Ausführliches Lehrbuch der russischen Sprache (Texte, Grammatik, Übungsstücke, Wörterverzeichnisse). Heft I. (W. Nehring) . 359

C. N. E. Eliot, A Finnish Grammar. (G. v. d. Gabelentz) 360

Programmschau. (L. Hölscher) 361

E. A. Sonnenschein, Ideals of Culture. Two Adresses to Students. (W. Mangold) 411

Faligan, Ernest, Histoire de la légende de Faust. (Siegfried Szamatólski) 412

Cäsar Flaischlen, Graphische Litteratur-Tafel. Die deutsche Litteratur und der Einfluſs fremder Litteraturen auf ihren Verlauf vom Beginn einer schriftl. Überlieferung an bis heute in graphischer Darstellung. (Max Roediger) 415

Firmery, Goethe (Nouv. Collection des Classiques populaires). (J. Imelmann) 416

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. I. Jahrgang 1890. (M. C. P. Schmidt) 417

Webster's International Dictionary of the English Language, being the Authentic Edition of Webster's Unabridged Dictionary, comprising the Issues of

Seite

1864, 1879, and 1884, now thoroughly revised and enlarged under the supervision of Noah Porter. With a Voluminous Appendix. (J. Z.) . 419
Dr. R. Sonnenburg, An Abstract of English Grammar with Examination Questions. Partly compiled from Adams, Angus, Allen and Cornwell, Latham, Morris, Murray, Smart, Webster, John Eearle, and others. Fourth Edition revised. (G. Tanger) 421
Dr. Ew. Görlich, Methodisches Lehr- und Übungsbuch der englischen Sprache. (G. Tanger) 423
Miniature Facsimile of Mycel Englisc Boc "concerning miscellaneous subjects, composed in verse". — Miniature Facsimile of Mycel Englisc Boc. Book IV. Legend of Saint Guthlac. (J. Z.) 425
Georg Herzfeld, Die Rätsel des Exeterbuchs und ihr Verfasser. (H. Lübke) 427
Chaucer. The Prologue to the Canterbury Tales. Edited by the Rev. Walter W. Skeat. (J. Z.) 428
Die Quellen der fünf ersten Chester Plays. Von Dr. Heinrich Ungemach. (Hermann Deimling) 428
Shakspere Reprints. II. Hamlet. Parallel Texts of the first and second Quartos and the first Folio. Edited by Wilhelm Vietor. (J. Z.) . . 431
The Vicar of Wakefield. A Tale by Oliver Goldsmith. Erklärt von Prof. Dr. Theodor Wolff. 2. Auflage. (J. Z.) 432
The World's Desire. By H. Rider Haggard and Andrew Lang. (J. Z.) . 434
Blind Fate. A Novel. By Mrs. Alexander. (J. Z.) 435
The Sign of Four. By A. Conan Doyle. (J. Z.) 436
A Born Coquette. By Mrs. Hungerford. (J. Z.) 437
Social Vicissitudes. By F. C. Philips. (J. Z.) 437
Armorel of Lyonesse. A Novel. By Walter Besant. (J. Z.) 437
Two Penniless Princesses. By Charlotte M. Yonge. (J. Z.) 439
Eckius Dedolatus herausgegeben von Siegfried Szamatólski. (R. Sprenger) 440
Études romanes dédiées à Gaston Paris le 29 décembre 1890 (25e anniversaire de son doctorat ès lettres) par ses élèves français et ses élèves étrangers des pays de langue française. (Adolf Tobler) . . 441
E. Lugrin, Résumé de l'histoire de la littérature française au 19e siècle. (Joseph Sarrazin) 448
Schulgrammatik der französischen Sprache von Dr. Karl Plœtz, für Mädchenschulen umgearbeitet von Dr. Otto Kares und Dr. Gustav Plœtz. Dritte verbesserte Auflage. (D. Coste) 450
Französische Grammatik für den Schulgebrauch von Hermann Breymann. Erster Teil: Laut-, Buchstaben- und Wortlehre. 2. Auflage. (D. C.) . 452
Abriss der Aussprache der französischen Sprache zum Gebrauch für Deutsche von Albert Godart. (D. C.) 452
Das französische Verb. Ein System zum verstandesmäßigen Erfassen und selbständigen Entwickeln der Formen. Für den Schul- und Privatunterricht. Von Carl Moser (Mosen). Dritte, durchaus neu bearbeitete Auflage. Mit Übungsbeilage. (D. C.) 453
Leitfaden der französischen Sprache. Nach der analytischen Methode bearbeitet von Th. von Schmitz-Aurbach. II. und III. Teil. 2. Auflage. (D. C.) 453

Seite

Premières Lectures. Erstes französ. Lesebuch von Paul Voelkel. (D. Coste) 453

Karl Ernst, Syntaktische Studien zu Rabelais. (Fr. Bischoff) 454

Jean de Mairet: Silvanire. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Richard Otto. (Fr. Speyer) 456

Histoire d'Alexandre le Grand par Ch. Rollin. Erklärt von Oswald Collmann. II. (D. C.) 459

Studj di filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci. Fasc. 12. P. Rajna, Un frammento di un codice perduto di poesie provenzali. E. Monaci, Lo romans dels auzels cassadors. (C. Appel) 459

Studj di filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci. Fasc. 14 (L. Gauchat, H. Kehrli, Il Canzoniere provenzale H). (Adolf Tobler) 462

Dr. Ernst O. Stiehler: I. Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts. Zugleich eine Einführung in das Studium unserer Reformschriften. Nebst einem ausführlichen Quellenverzeichnisse. — II. Streifzüge auf dem Gebiete der neusprachl. Reformbewegung. (G. Tanger) 462

Programmschau. (L. Hölscher) 468

Verzeichnis der vom 5. Dezember 1890 bis zum 9. Januar 1891 bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften 125

Verzeichnis der vom 10. Januar bis zum 13. März 1891 bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften 364

Verzeichnis der vom 14. März bis zum 18. Mai 1891 bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften 475

Lessings Verhältnis zu Spinoza.[1]

Bereits kurz nach Lessings Tode entbrannte unter seinen Freunden ein heftiger Streit über seine philosophische Grundanschauung. Fr. Heinr. Jacobi veröffentlichte damals ein Sendschreiben an Moses Mendelssohn, worin er, gestützt auf ein Gespräch mit Lessing im Juli 1780, nachzuweisen suchte, dafs Lessing im Grunde ein Anhänger Spinozas gewesen sei. Mendelssohn widersprach energisch; man stritt hin und her, und seit der Zeit haben eigentlich die Auseinandersetzungen über diesen Punkt nie recht aufgehört.[2] Im Folgenden soll der Versuch

[1] Litteratur (die im Text gebrauchten Abkürzungen sind kursiv gedruckt). *Danzel u. Guhrauer:* Lessings Leben u. Werke. 2 Bde. 1. Aufl. 1850—54. 2. Aufl. von Maltzahn und Boxberger. 1880—81. Citate meist nach beiden Auflagen. *Fischer,* Kuno: Geschichte der neueren Philosophie. *H.* = Lessings Werke nach der Hempelschen Ausgabe. *Hebler:* Lessingstudien. 1861. *Hettner:* Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert. III, 2. 1864. *Jacobi,* Fr. Heinr.: Über die Lehre des Spinoza in Briefen an Moses Mendelssohn. Citiert nach den Ausgaben von 1785 und 1789. *L.* = Lessings sämtliche Schriften herausgeg. von K. Lachmann. 2. Aufl. von Maltzahn. Leipzig, Göschen, 1857. 12 Bde. *Rehorn:* Lessings Stellung zur Philosophie des Spinoza. Frankfurt a. M. 1877. *Spicker:* Lessings Weltanschauung. Leipzig 1883. *Spinoza:* Opera philosophica omnia, ed. Gfroerer. Stuttgart 1830; Sämtliche Werke. Übersetzt von Berthold Auerbach. 2 Bde. Stuttgart 1871. *Witte:* Die Philosophie unserer Dichterheroen. I. Bd. (Lessing und Herder). Bonn 1880.

[2] Es mangelt vor allem immer noch an einer Untersuchung, die nicht nur zu richtigen Resultaten kommt, sondern auch den Weg und das gesamte Material bietet, auf Grund dessen man zu jenen gelangt ist (das vermissen wir z. B. bei Witte, bei dem sich im übrigen das Verhältnis am treffendsten dargestellt findet).

gemacht werden, eine möglichst abschliefsende und klare Darstellung der Frage zu geben.

Da Lessing uns nirgends eine systematische Zusammenfassung seiner Weltanschauung hinterlassen hat, so müssen wir auch alles, was sich auf sein Verhältnis zu Spinoza bezieht, aus zerstreuten Bemerkungen in seinen Schriften und Briefen, aus einigen hinterlassenen Aufsätzen und aus dem erwähnten Gespräch mit Jacobi entnehmen. Bei einem so zerstückelten Material wird es sich empfehlen, den philosophischen Entwickelungsgang Lessings zu verfolgen und die einzelnen spinozistischen Dokumente nach ihrer historischen Reihenfolge zu behandeln; das ist der einzige Weg, um zu einem objektiven Urteil über die Bedeutung Spinozas für Lessings philosophische Weltanschauung zu gelangen.

Lessings erste Bekanntschaft mit Spinoza wird von den meisten in die Zeit des Breslauer Aufenthalts (1760 bis 1764) verlegt.[1] Das ist nicht richtig. Seine Kenntnis Spinozas datiert schon aus einer viel früheren Periode. Mit Recht macht Rehorn (S. 23) auf einen Brief Lessings an J. D. Michaelis vom 16. Okt. 1754 aufmerksam, wo Lessing eine kurze Kritik seines Freundes Mendelssohn mit folgenden Worten schliefst: 'Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läfst mich ihn im voraus als einen zweyten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erstern nichts, als seine Irrthümer, fehlen werden' (L. XII, 36 f.). Also hatte er bereits damals den Spinoza nicht nur studiert, sondern auch in gewissem Sinne Stellung zu ihm genommen. Doch dies ist nur ein minderwertiges Zeugnis, verglichen mit einem anderen, welches uns durch eine Stelle in 'Pope ein Metaphysiker!' (1755) geboten wird. Da heifst es in der Erörterung über Popes philosophische Stellung: 'Die Worte *Whose body nature is, and God the soul*, "wovon die Natur der Körper und Gott die Seele ist", würde Spinoza nimmermehr haben sagen können; denn der Ausdruck "Seele und Körper" scheint doch wenigstens anzudeuten, dafs Gott und die Natur zwei verschiedene Wesen sind. Wie wenig war dieses die Meinung des Spinoza! Es hat aber andere irrige Weltweisen

[1] Vgl. Danzel-Guhrauer II, 374; Erich Schmidt, Lessing I, 452.

gegeben, die Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten haben, und die vom Spinozismo ebenso weit abstehen als von der Wahrheit. Sollte ihnen also Pope diese seltenen Redensarten abgeborgt haben, wie steht es um die Worte *extends thro' all extent,* "er dehnt sich aus durch alle Ausdehnung"? Wird diese Lehre einem anderen als Spinozen zugehören? Wer hat sonst die Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten als dieser berufene Irrgläubige?' (H. XVIII, 59).

Diese Ausführungen, auf die wir noch wieder zurückkommen, lassen keinen Zweifel darüber zu, dafs Lessing schon in dieser Zeit den Spinoza nicht blofs kannte, sondern auch über den pantheistischen Grundgedanken desselben, *Una est substantia, duo sunt attributa,* genau unterrichtet war. Er weifs, dafs der Gott Spinozas keineswegs die Seele der Natur ist, dafs Gott und Natur nach Spinoza vielmehr identisch sind, weil es nur eine Substanz giebt, welche sich allerdings unserem Auffassungsvermögen in zweierlei Gestalt, als Denken und Ausdehnung, darstellt. Weil er sich nun ferner im Eingange der 'Gedanken über die Herrnhuter' aus dem Jahre 1750 bereits über die Bedeutung von Cartesius, Spinoza und Leibniz und ihre gegenseitige Stellung ausläfst (L. XI, 1, 29), so werden wir nicht fehl gehen, wenn wir als die Zeit der ersten Bekanntschaft mit Spinoza die Leipziger Studentenjahre ansetzen; nach der Angabe seines Bruders beschäftigte er sich damals lebhaft mit Ästhetik, Philosophie und Mathematik und besuchte zwei Jahre lang (1746—48) die philosophischen Übungen bei Hofrat Kästner. Und, da andererseits, wie wir sehen werden, mit dem Jahre 1763 eine erneute, eingehendere Beschäftigung mit Spinoza einsetzt, so können wir die Zeit von 1748—63 etwa als die erste Periode in Lessings spinozistischen Studien bezeichnen.

So weit liegen die Verhältnisse völlig klar. Der Zeitpunkt der ersten Bekanntschaft mit Spinoza rückt in die frühesten Jugendjahre des Dichters zurück, und damit scheint die Wahrscheinlichkeit einer Beeinflussung von jener Seite nur noch zu wachsen. Nun haben wir aber aus demselben Jahre 1755, in welchem 'Pope ein Metaphysiker!' erschien, ein anderes Zeugnis, welches in merkwürdiger Weise mit dem bisher Angeführten kontrastiert. In einer Recension vom 1. März 1755 giebt Lessing

eine Inhaltsangabe der 'Philosophischen Monatsgespräche' von Mendelssohn; hier heifst es u. a.: 'In dem erstern wird erwiesen, dafs Leibniz nicht der eigentliche Erfinder der vorherbestimmten Harmonie sei, dafs Spinoza sie achtzehn Jahr vor ihm gelehrt, und dafs der Erstere dabei weiter nichts gethan, als dafs er ihr den Namen gegeben und sie seinem System auf das Genaueste einzuverleiben gewufst habe. ... Das zweite Gespräch macht anfangs einige Anmerkungen ... über das Schicksal des Spinoza, welcher bestimmt war, den Untergang von der Cartesianischen bis zur Leibnizischen Weltweisheit mit seinem Schaden zu erleichtern. Hierauf wird ein sehr kühner, aber, wie es uns scheint, auch sehr glücklicher Gedanke vorgetragen, welcher den Gesichtspunkt betrifft, aus welchem man Spinozas Lehrgebäude betrachten mufs, wenn es mit der Vernunft und Religion bestehen solle. Der Verfasser meint nämlich, man müsse es alsdann nicht auf die aufser uns sichtbare, sondern auf diejenige Welt anwenden, welche, mit Leibnizen zu reden, vor dem Rathschlusse Gottes als ein möglicher Zusammenhang verschiedener Dinge in dem göttlichen Verstande existirt hat' (H. XVIII, 280 f.). Wie ist es möglich, dafs derselbe Lessing, der sich in 'Pope ein Metaphysiker!' über die pantheistische Grundidee des Spinozismus so genau unterrichtet zeigt, demselben andererseits auch die Lehre von der prästabilierten Harmonie zuschreiben kann, wo er doch recht gut weifs, dafs Denken und Ausdehnung nach Spinoza gar keine principiellen Gegensätze, sondern nur Attribute der einen Substanz sind? Wie sollen wir es verstehen, dafs er jenen absurden Einfall Mendelssohns einen glücklichen Gedanken nennt, ja, dafs er sogar behauptet, Spinozas System könne nur unter dieser Annahme 'mit der Vernunft und Religion bestehen'?

Lessing selbst hat später seinen Irrtum erkannt. 'Ich mufs Ihnen gestehen,' schreibt er am 17. April 1763 an Mendelssohn, 'dafs ich mit Ihrem ersten Gespräche seit einiger Zeit nicht mehr so recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damahls, als Sie es schrieben, auch ein kleiner Sophist, und ich mufs mich wundern, dafs sich noch niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat' (L. XII, 185). Und in dem Konzept dieses Briefes, das uns ebenfalls erhalten ist, lautet es noch deutlicher: 'Ich fange

bei dem ersten Gespräche an. Darin bin ich noch Ihrer Meinung, daſs es Spinoza ist, welcher Leibnizen auf die vorherbestimmte Harmonie gebracht hat. ... Aber bloſs auf die Spur; die fernere Ausspinnung war ein Werk seiner eigenen Sagacität. Denn, daſs Spinoza die vorherbestimmte Harmonie selbst, gesetzt auch nur so, wie sie in dem göttlichen Verstande *antecedenter ad decretum* existirt, könne geglaubt, oder sie doch wenigstens von weitem im Schimmer könne erblickt haben, daran heifst mich alles zweifeln, was ich nur kürzlich von seinem Systeme gefafst zu haben vermeyne' u. s. w.[1] Also damals erst begann er zu zweifeln, daſs Spinoza an die prästabilierte Harmonie der Dinge geglaubt habe; erst damals erkannte er, daſs Spinoza einer solchen Harmonie gar nicht bedürfe, weil ihm Seele und Leib, Denken und Ausdehnung dem Wesen nach identisch seien!

Aus alledem geht deutlich genug hervor, wie weit sowohl Lessing als auch Mendelssohn in jener ersten Periode noch von einem erschöpfenden Verständnis des Spinoza entfernt waren. Lessing hatte offenbar mehr über Spinoza gelesen, als dessen Werke selbst studiert. Wohl zeigt er sich in den Grundanschauungen des Spinozismus bewandert, aber wie wenig er darum doch wirklich in den Geist dieses Systems eingedrungen war, das zeigen die Auseinandersetzungen über die prästabilierte Harmonie aufs schlagendste, und Lessings eigene Äuſserungen aus der späteren Zeit bestätigen es.

Aber die Sache wird noch klarer, wenn wir einen weiteren Punkt erwägen. Nannte nicht Lessing an jener oben (S. 3) citierten Stelle, wo er die Grundanschauungen Spinozas entwickelt, diesen Philosophen einen 'berufenen Irrgläubigen'? Und in dem Gespräch mit Jacobi am Schlusse seines Lebens konnte er die Philosophie des Spinoza für die einzig wahre Philosophie erklären (Jacobi S. 13 bezw. 23)? Wie stand es denn um Lessings eigene philosophische Überzeugung in jener Zeit?

Die bedeutendste philosophische Abhandlung aus dieser Epoche und eine der wichtigsten unter Lessings philosophischen

[1] Es folgt dann das berühmte Gleichnis von den beiden Wilden, die zum erstenmal ihr Bild in einem Spiegel erblicken; L. XI, 1, 135.

Schriften überhaupt ist 'Das Christentum der Vernunft' aus dem Jahre 1753 (L. XI, 2, 243—246). Es handelt sich in diesem Fragment einerseits um das Wesen Gottes an sich oder um den Begriff des Unendlichen, andererseits um das Verhältnis Gottes zur Welt, des Unendlichen zum Endlichen, Individuellen. Die Grundidee des Ganzen aber ist die absolute Einheit der Substanz oder die Identität alles Seins, also ein ganz spinozistischer Gedanke! 'Das einzige vollkommenste Wesen hat sich von Ewigkeit her mit nichts als mit der Betrachtung des Vollkommensten beschäftigen können (§ 1). Das Vollkommenste ist er selbst; und also hat Gott von Ewigkeit her nur sich selbst denken können (§ 2). Vorstellen, wollen und schaffen ist bey Gott eines. Man kann also sagen, alles, was sich Gott vorstellet, alles das schaft er auch (§ 3). Gott kann sich nur auf zweyerley Art denken; entweder er denkt alle seine Vollkommenheiten auf einmal, und sich als den Inbegrif derselben; oder er denkt seine Vollkommenheiten zertheilt, eine von der andern abgesondert, und jede von sich selbst nach Graden abgetheilt (§ 4). Gott dachte sich von Ewigkeit her in aller seiner Vollkommenheit; das ist, Gott schuf sich von Ewigkeit her ein Wesen, welchem keine Vollkommenheit mangelte, die er selbst besafs (§ 5).' Die sich hieran knüpfende eigenartige Begründung der Dreieinigkeitslehre übergehen wir. 'Gott dachte seine Vollkommenheiten zertheilt, das ist, er schafte Wesen, wovon jedes etwas von seinen Vollkommenheiten hat; denn, um es nochmals zu wiederholen, jeder Gedanke ist bey Gott eine Schöpfung (§ 13). Alle diese Wesen zusammen heifsen die Welt (§ 14).' — Also: Gott und die Welt sind eins, — niemand kann läugnen, dafs wir hier einen ausgesprochenen, systematisch durchdachten Pantheismus haben. Wie kam Lessing darauf? Kann er ihn anderswoher als von Spinoza entlehnt haben?

Da er an diesem Grundgedanken sein ganzes Leben lang festgehalten hat (wie überhaupt in dem 'Christentum der Vernunft' bereits seine ganze spätere Weltanschauung in ihren Grundzügen vorgezeichnet liegt), so tritt die fundamentale Wichtigkeit dieser Frage deutlich genug hervor. Wir stehen nämlich vor der Alternative: entweder hat Lessing seine philosophische Grundanschauung bereits damals (1753) dem Spinoza entlehnt

gehabt, oder aber er verdankt sie demselben überhaupt nicht! Wenn wir im stande sind, die Möglichkeit einer solchen Entlehnung schon für diese Periode wahrscheinlich zu machen, so ist der grundlegende Einfluſs des Spinozismus auf Lessings ganze Philosophie gesichert; gelingt uns dies aber nicht, so bricht die Hypothese von dem Spinozismus Lessings wenigstens in diesem wichtigsten Punkte in sich zusammen; es bleibt dann nur noch die Frage zu erörtern, aus welcher anderen Quelle jener Gedanke ihm zugeflossen ist, oder ob er ihn vielleicht selbständig gefunden hat. Hier liegt also augenscheinlich der Angelpunkt der ganzen Streitfrage; aus diesem Grunde haben wir auch diese erste Partie in Lessings philosophischem Leben so eingehend behandeln zu müssen geglaubt.

Es kann nach den obigen Ausführungen kaum zweifelhaft sein, auf welche Seite sich die Wage neigt. Wenn Lessing auch den Grundgedanken von Spinozas System in jener ersten Periode bereits kannte, so war er doch von einem tieferen Verständnis desselben noch so weit entfernt, daſs er sich nicht einmal der groſsen Geistesverwandtschaft bewuſst wurde, die ihn selbst in Wahrheit mit jenem Denker verband, und die er später bei genauerem Studium desselben auch sehr bald erkannte. Nur so erklären sich die wegwerfenden Urteile, die er in 'Pope ein Metaphysiker!' über Spinoza fällt; nur so begreift man, daſs er den Spinozismus ausdrücklich mit der 'Wahrheit'[1] in Gegensatz bringt. Er würde das nie gethan haben, wenn er sich selbst, wie in seiner späteren Zeit, mit Spinoza im Herzen eins wuſste, oder wenn er ihm gar seine eigenen Anschauungen verdankte. Er war damals noch zu sehr in leibnizischen und christlich-theologischen Ideen befangen, um Spinoza ein vorurteilsfreies Verständnis entgegenbringen zu können. Damit ist jene Frage entschieden. Hat Lessing seinen Pantheismus damals nicht dem Spinoza entlehnt, so hat er ihn überhaupt nicht von Spinoza, und er ist also keinenfalls ein Spinozist in diesem Sinne zu nennen.

[1] Wo diese zu suchen ist, ergiebt sich aus einer anderen Stelle derselben Schrift, wo von Pope gesagt wird, wäre er Shaftesbury gefolgt, 'er würde der Wahrheit und Leibnizen ungleich näher gekommen sein' (H. XVIII, 63).

Und weiter. Sehen wir uns doch einmal den Lessingschen Pantheismus genau an. Ist denn das Pantheismus im Sinne Spinozas? Die Identität von Gott und Welt hat Lessing allerdings mit Spinoza gemein; aber das ist auch das einzige; in fast allen anderen Punkten geht er seine eigenen Wege. Während Spinoza seinem Gotte nur negative Eigenschaften, wie Unteilbarkeit, Unendlichkeit u. s. w., beizulegen wagt, ist der Gott Lessings nach dem 'Christentum der Vernunft' trotz seiner Identität mit der Welt eine durchaus selbstbewufste Persönlichkeit. Wohl spricht auch Spinoza hin und wieder von einer 'Notwendigkeit Gottes, nach welcher er sich selbst erkennt',[1] aber Lessing geht doch viel weiter, indem er nicht nur Gott sich seiner Vollkommenheit bewufst sein läfst (§ 23), sondern als eine Folge davon sogar eine Selbstverdoppelung Gottes annimmt (§ 5 ff.). Wir gedachten bereits der sich daraus ergebenden Konstruktion der Trinität, auf welche ein Spinoza niemals hätte verfallen können. Schon das Attribut der Vollkommenheit ist viel zu positiver und theologischer Natur, als dafs Spinoza dasselbe seiner Substanz hätte beilegen können. Aus dem Wesen Gottes als des Vollkommensten ergiebt sich nach Lessing mit Notwendigkeit, dafs auch die von ihm geschaffene und in ihm lebende Welt unter den unendlich vielen an und für sich denkbaren die beste ist (§ 15); für Spinoza hätte eine derartige Anwendung des menschlichen Wertbegriffs auf das Weltall weder Sinn noch Berechtigung. Aus dem Begriff der besten Welt folgert Lessing das Princip der stufenweisen Entwickelung und Vervollkommnung aller endlichen Wesen (§ 16 ff.); auch dieses ist Spinoza völlig unbekannt, weil er überhaupt von einer Vervollkommnung der Individuen nichts weifs; ihm sind die Einzelwesen nichts als die Wellen auf dem unendlichen Ocean. Eine sehr scharfe Hervorhebung des Individuellen ist überhaupt ein charakteristischer Zug bereits in dem 'Christentum der Vernunft'; es ist derjenige Punkt, in dem Lessing sich am nächsten mit Leibniz berührt, und der ihn deshalb von Spinoza aufs schroffste scheidet. Die Selbständigkeit des Individuums ist einer der Grundgedanken,

[1] *Necessitas dei, qua se ipsum intelligit; sequitur ex necessitate divinæ naturæ, ut deus se ipsum intellegat* (Eth. II, 3, Schol.).

an welchen Lessing sein ganzes Leben lang festgehalten hat, und gerade dadurch bekommt sein Pantheismus einen von dem spinozistischen wesentlich verschiedenen Charakter. Es wird schwer sein, zu bestimmen, wie viel in diesem Punkte auf Lessings eigene Rechnung zu setzen ist, und inwieweit ihn das Studium Leibnizens beeinflufste; jedenfalls läfst auch in der vorliegenden Abhandlung der Satz 'Gott schafft nichts als einfache Wesen' u. s. w. (§ 19) deutlich die Einwirkung der leibnizischen Monadologie erkennen. Diese einfachen Wesen sind keine bloſsen Affektionen der Substanz, kein flüchtiger, vergänglicher Schaum, wie bei Spinoza, sondern sie werden von Lessing geradezu 'gleichsam eingeschränkte Götter' genannt (§ 22 ff.), deren Vollkommenheit der göttlichen ähnlich ist. Mit Gott haben sie darum auch das gemein, daſs sie sich ihrer Vollkommenheit bewuſst sind und ihr entsprechend zu handeln vermögen; mit anderen Worten: alle diese Einzelwesen sind moralische Wesen, welche ihrer individuellen Vollkommenheit gemäſs handeln können. Das ist ein Gedanke, der den Pantheismus in ein ganz neues, folgenschweres Verhältnis zum praktischen Leben setzt, eine Kombination des Pantheismus mit dem Leibnizianismus, die sich in den entschiedensten Gegensatz zu Spinoza stellt, ohne doch darum in ihrer Grundidee den irreführenden Spuren Leibnizens zu folgen. Energische Bethätigung der Individualität ist der Grundzug in Lessings persönlichem Charakter, und dieser gelangt auch in seiner Philosophie zum Ausdruck. Daher die hervorragende Stellung des Individuums, daher das autonomische Grundgesetz aller moralischen Wesen; daher auch die immer wiederholte Bemerkung, 'der Mensch sei zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen' (Gedanken über die Herrnhuter 1750), und 'andächtig schwärmen sei leichter als gut handeln' (Nathan). Kann es einen gröſseren Gegensatz zu der Weltauffassung Spinozas geben, wo die Individuen verschwinden, wie Seifenblasen in der Luft, wo als die höchste Tugend die *acquiescentia animi* gepriesen wird?

Ein Punkt nur bleibt in dem 'Christentum der Vernunft' noch unerörtert: wie sollen wir uns vom philosophischen Standpunkt aus das Verhältnis Gottes zu den Einzelwesen denken, denen doch nach Lessing auch eine gewisse Selbständigkeit von Natur zukommt? Wie stimmt das zu der Vollkommenheit Gottes?

Erleidet diese keinen Abbruch dadurch? — Es ist dieselbe Frage, an der Leibniz in seiner Monadologie gescheitert war, und die Lessing, wie wir sehen werden, erst später gerade durch Zuhilfenahme spinozistischer Ideen löste.

Wir kommen somit zu dem Ergebnis, dafs Lessing in dieser ersten Periode von dem System Spinozas die hervorstechendsten Züge bereits kannte, dafs er aber in das innerste Wesen desselben noch nicht eingedrungen war. Und, wenn er sich in seiner Grundanschauung mit Spinoza begegnete, so geschah dies rein zufällig, ohne dafs er selbst ein klares Bewufstsein davon gehabt hätte. Auch war diese Begegnung nur eine teilweise, sie blieb auf den pantheistischen Gedanken der Einheit von Gott und Welt beschränkt; in allen anderen wesentlichen Punkten, vornehmlich betreffs der Stellung des Individuums, befand sich Lessing in entschiedenem Gegensatze zu jenem Denker.

Bevor wir zur folgenden Periode übergehen, haben wir noch eine Frage zu berühren. Wenn Lessings Philosophie ihren Grundlinien nach pantheistisch war und sich in gewissen Punkten mit derjenigen Spinozas traf, ohne doch von dieser abhängig zu sein: wie ist dann Lessing auf diese Anschauung gekommen? Wem verdankt er seine Weltanschauung? Hat er sie ganz unabhängig entwickelt? — Wir werden uns hierbei vor allem an den Gedankengang des 'Christentums der Vernunft' zu halten haben. Spicker glaubt in den ersten beiden Paragraphen dieser Schrift aristotelischen Einfluſs wiederzuerkennen. Das ist an sich nicht unmöglich; manche Wendungen erinnern in der That an Aristoteles; aber, weil uns von einem intensiveren Studium desselben aus dieser Periode nichts überliefert ist und Lessing selbst mit keinem Wort auf eine derartige Quelle hinweist, so wird es ratsamer sein, die Hypothese auf sich beruhen zu lassen. Viel wahrscheinlicher ist ein anderer Ausgangspunkt, auf den uns der ganze Inhalt jener Abhandlung von selbst hinzuführen scheint: die christliche Theologie und Leibniz. Eine konsequente Durchdenkung des christlichen Gottesbegriffes im rationalistischen Sinne mufste Lessing mit logischer Notwendigkeit in den Pantheismus führen. Wenn Gott wirklich das allervollkommenste Wesen ist, so kann er nichts Endliches,

d. h. Unvollkommenes, schaffen, weil das dem Begriff seiner Vollkommenheit widerspräche; er kann auch nichts schaffen, was aufser ihm läge, weil dadurch ebenfalls seine Vollkommenheit eingeschränkt würde. Wenn gleichwohl eine Welt existiert, die wir von Gott zu unterscheiden gewohnt sind, so kann sie in Wirklichkeit nur in Gott existieren und nur ein Teil seiner Unendlichkeit sein. Gott und Welt sind eins. Das sind die Grundgedanken, welche durch das 'Christentum der Vernunft' im einzelnen ausgeführt werden. Die ganze Schrift ist ein Versuch, das Christentum mit der Vernunft, die Religion mit der Philosophie in Einklang zu bringen; jene eigentümliche Konstruktion der Dreieinigkeit ist das beste Beispiel für diese rationalistische Tendenz, welche sich in dem Titel bereits ausspricht. Und eine Begründung der Religion auf philosophischer Grundlage ist überhaupt Lessings Absicht während seines ganzen Lebens geblieben; alle seine späteren Schriften zeugen hiervon. Er war in erster Linie Theolog, und seine philosophischen Untersuchungen sind nicht Selbstzweck, sondern dienen ihm nur als Mittel bei seinen theologischen Absichten (vgl. Witte S. 39 ff.). Daher kommt es auch, dafs er uns so wenige rein philosophische Schriften hinterlassen hat, was bei einem Denker wie Lessing doch immerhin auffallen mufs. Die theologischen Eindrücke, welche er in seinem Vaterhause in sich aufgenommen hatte, sind ihm durch sein ganzes Leben gefolgt und haben vor allem dazu beigetragen, seiner ganzen Thätigkeit jenes eigentümliche Gepräge zu verleihen, das sie zu einer so einzigartigen Erscheinung in unserer Litteraturgeschichte macht. Eben dadurch war er auch der berufene Meister der deutschen Aufklärung, der das, was Leibniz begonnen, zum Abschlufs und zur Vollendung brachte. Ein theologischer Hauch weht durch alle seine philosophischen Schriften, und, wenn er in der erwähnten Recension sagt, Mendelssohns Auffassung von Spinozas Lehrgebäude sei die einzige mögliche, wenn dasselbe 'mit der Vernunft und Religion bestehen solle' (S. 4): so macht er hier die Wahrheiten der Religion geradezu zu Kriterien für die Richtigkeit eines philosophischen Systems. Nur diese theologische Grundlage erklärt uns überhaupt die eigentümliche Gestalt, welche der Pantheismus in Lessings Kopfe annimmt. Spinozas Gott ist kein Gott im christlichen Sinne mehr,

es ist nur ein bequemer Name für die eine Substanz; Lessings Gott dagegen ist nichts weniger als eine bloſse philosophische Abstraktion, das ist und bleibt ein Gott in der landläufigen Bedeutung des Wortes. Obwohl mit der Welt identisch, ist er doch eine selbstbewuſste Persönlichkeit, welche zu begreifen wohl über unsere menschlichen Fähigkeiten hinausgeht, welche aber trotzdem in Lessings Auffassung noch immer ein gewisses anthropomorphes Aussehen behält. Vor allem das Prädikat der höchsten Vollkommenheit, welches er seinem Gotte erteilt, läſst deutlich den Einfluſs theologischer Vorstellungen erkennen. Seine ganze Philosophie ist eine merkwürdige Verschmelzung christlich-theologischer und pantheistischer Ideen, so daſs man sie einen christlichen Pantheismus nennen könnte.

Neben diesen theologischen Einflüssen tritt vor allem derjenige Leibnizens hervor, welcher sich indirekt ja auch in jenen geltend macht, insofern Leibniz der Vater der ganzen Aufklärungstheologie war. Aber auch abgesehen davon können wir den Einfluſs dieses Philosophen überall aufs deutlichste verfolgen und haben zum Teil schon darauf hingewiesen. Mit Leibniz hat Lessing die Idee der besten Welt gemein, auch der Gedanke einer stufenweisen Vervollkommnung der Einzelwesen weist auf Leibniz hin. Lessings Lehre von der Selbständigkeit der Individuen gründet sich zum groſsen Teil auf die leibnizische Monadologie (vgl. S. 8 f.), und, in welcher Weise in 'Pope ein Metaphysiker!' die Philosophie des Leibniz mit der Wahrheit, wenn auch nicht identifiziert, so doch in enge Beziehung gebracht wird, ist bereits oben hervorgehoben (S. 7). Doch haben wir andererseits auch gesehen, daſs Lessings Philosophie keineswegs ein bloſser Abklatsch der leibnizischen ist, daſs sie sich vielmehr gerade in der Grundfrage auf anderen Boden stellt. Überhaupt war Lessing auch als Philosoph durchaus ein schöpferischer Selbstdenker; seine Philosophie ist keine bloſs eklektische Verschmelzung leibnizischer und spinozistischer Ideen, sondern sie ist, bei aller Anlehnung an jene beiden Philosophen, doch originell im vollsten Sinne des Worts. Windelband nennt Lessing 'den einzig schöpferischen Kopf in der deutschen Philosophie zwischen Leibniz und Kant' (vgl. Witte S. 43 f. 79 ff.).

Inwiefern nun Lessing ein späteres intensiveres Studium

Spinozas zur Weiterbildung und Vertiefung dieser seiner eigenen Philosophie und zur Vollendung der leibnizischen verwertete, das wird uns die folgende Untersuchung zeigen.

In der Breslauer Zeit (1760—1764) sehen wir Lessing aufs neue eifrig mit Spinoza beschäftigt. Sein Freund Klose berichtet darüber: 'Imgleichen wurde Spinozas Philosophie der Gegenstand seiner Untersuchungen. Er las diejenigen, welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bayle nach seinem Urtheil derjenige war, welcher ihn am Wenigsten verstanden hatte. Dippel war ihm der, welcher in des Spinoza wahren Sinn am Tiefsten eingedrungen. Doch hat er hier nie das Mindeste, wie gegen Jacobi, auch gegen seine Vertrautesten geäufsert' (s. H. XVIII, 14). Damit beginnt die zweite Periode in Lessings spinozistischen Studien.

Es währte nicht lange, so überzeugte er sich von der Irrtümlichkeit seiner früheren Ansicht über Spinoza und dessen Verhältnis zu Leibniz. In dem bedeutungsvollen Brief an Mendelssohn, aus dem wir schon oben einige Stellen citierten (S. 4 f.), sagt er sich offen von derselben los. Er erkennt jetzt, dafs Spinoza um so weniger der Entdecker der prästabilierten Harmonie sein könne, als er derselben bei seiner Welterklärung überhaupt nicht bedürfe, weil für ihn das Rätsel der Vereinigung von Leib und Seele nicht existiert, weil beide nach ihm ja identisch sind. Aus der ganzen Darstellung geht mit Bestimmtheit hervor, dafs Lessing nunmehr das Wesen des spinozistischen Pantheismus thatsächlich richtig erfafst hatte; und wir werden auch wohl nicht fehl gehen, wenn wir weiter daraus schliefsen, dafs er gleichzeitig mit dieser Erkenntnis auch die grofse Verwandtschaft seiner eigenen Grundanschauung mit dieser Philosophie entdeckt habe.

Das genügte, um derselben für einige Zeit sein regstes Interesse zu sichern; und, wenn er ihr auch keine völlig neuen Gesichtspunkte mehr entnehmen konnte, so mufste das Studium eines so konsequent durchdachten Systems für die Klärung und Festigung seiner eigenen Ideen doch notwendig von der allergröfsten Bedeutung sein. Entschieden falsch ist es aber, wenn Danzel und Hettner mit dem Studium Spinozas das eigentliche philosophische Leben Lessings erst beginnen lassen. Die Idee

der Einheit von Gott und Welt ist, wie wir sahen, im 'Christentum der Vernunft' bereits vollkommen durchgeführt, auch die übrigen Grundlinien seiner Weltanschauung finden sich in den Schriften der ersten Periode schon genau so deutlich und vollständig entwickelt wie in den späteren, und im Lauf unserer Untersuchung wird es sich noch immer mehr bestätigen, daſs Lessing dem Studium Spinozas nicht den Grundgedanken seiner ganzen Weltanschauung, sondern nur eine tiefere Begründung derselben zu verdanken hat.

Schon das wichtigste philosophische Denkmal dieser Epoche, 'Über die Wirklichkeit der Dinge auſser Gott' (L. XI, 1, 133 f.), ist ein deutliches Zeugnis hierfür. Angeregt durch die Deduktionen Spinozas macht Lessing hier den Versuch, die Grundidee des Pantheismus, auf welche ihn früher vom theologischen Standpunkte aus sein eigenes Denken geführt hatte, nun eingehender philosophisch zu begründen. Der Gedankengang ist ein etwas anderer als im 'Christentum der Vernunft', aber der Ausgangspunkt ist wieder der gleiche. Damals hatte er geschlossen: wenn Gott das vollkommenste Wesen ist, so kann er sich von Ewigkeit her nur mit dem Vollkommensten, d. h. mit sich selbst, beschäftigt haben. Die höchste Vollkommenheit Gottes, d. h. eine unspinozistische, theologisch-leibnizische Idee (vgl. S. 8 u. 12), ist auch diesmal Voraussetzung, aber die Beweisführung ist indirekt: angenommen, es existierte eine Welt auſser Gott, so müſste doch Gott als das vollkommenste Wesen auch einen Begriff von ihr in sich haben, und zwar nicht bloſs einen Begriff in unserem beschränkten menschlichen Sinne, der nur auf der äuſserlichen Anschauung beruht, sondern einen Begriff, der in all und jeder Hinsicht das Wesen der Dinge erschöpft. Hat er aber einen derart vollkommenen Begriff der Welt in sich, so hat er auch die Welt selbst in sich. Nun könnte es zwar scheinen, als ob damit doch die Möglichkeit einer Welt auſser Gott noch nicht aufgehoben sei; sie könnte ja sowohl in Gottes Begriff als auch auſser ihm in Wirklichkeit existieren, so daſs also eine Verdoppelung der Welt stattfände. Allein, wenn dies der Fall wäre, so müſste die Welt auſser Gott doch immer noch etwas an sich haben, wodurch sie sich von der Welt in Gott unterscheidet, weil nur so das Getrenntsein beider

denkbar ist. Also wäre der Begriff, den Gott von ihr hat, noch kein so vollkommener, wie es die Idee der göttlichen Vollkommenheit erheischt. Folglich kann die Welt nicht aufser Gott, sondern nur in ihm existieren, oder, was dasselbe ist, Gott und Welt sind eins, und die Begriffe, die Gott von den Dingen hat, sind eben die Dinge selbst.

So weit bringen diese Ausführungen nichts, was nicht bereits in den Schriften der ersten Periode enthalten wäre. Wie wenig Lessing, trotz des übereinstimmenden Resultats, seinen Pantheismus dem Spinoza verdankt, das zeigt sich wohl nirgends so deutlich wie hier. Die ganze Beweisführung bewegt sich durchaus innerhalb der Grenzen der leibniz-wolffischen Ontologie; den Ausgangspunkt bildet, wie im 'Christentum der Vernunft', der unspinozistische Gedanke einer göttlichen Vollkommenheit, und Lessing weist nach, dafs auch Leibniz und Wolff und die Rationalisten, wenn sie konsequent sein wollen, auf den Pantheismus geführt werden, also mit dem Spinoza zusammentreffen müssen.

Aber Lessing bleibt bei diesem spinozistischen Pantheismus nicht stehen; er macht sich nur einige Ideen Spinozas zu eigen, um sie dann in höchst genialer Weise zu einer Neubegründung des Leibnizianismus und der christlichen Theologie auf pantheistischer Grundlage zu verwerten.

Die wirklichen Dinge sind zwar in Gott und mit Gott identisch, aber sie 'sind doch von Gott noch immer genugsam unterschieden, und ihre Wirklichkeit wird darum noch nichts weniger als notwendig, weil sie in ihm wirklich sind. Denn müfste nicht der Zufälligkeit, die sie aufser ihm haben sollte, auch in seiner Idee ein Bild entsprechen? Und dieses Bild ist nur ihre Zufälligkeit selbst. Was aufser Gott zufällig ist, wird auch in Gott zufällig seyn, oder Gott müfste von dem Zufälligen aufser ihm keinen Begriff haben.' Hätte Spinoza jemals so schreiben können, er, der die unbedingte Notwendigkeit als ein Grundprincip der Welt hinstellte? Zufälligkeiten in dem grofsen Uhrwerk des Weltalls, wo alles mit der gröfsten Notwendigkeit ineinander greift und an eine selbständige Wirksamkeit der einzelnen Räder gar nicht gedacht werden darf? Unmöglich! Es scheint, dafs Lessing sich mit diesen Worten absichtlich und bestimmt gerade gegen Spinoza wendet, weil er sich zwar im pantheistischen

Grundgedanken mit ihm eins weifs, aber seine deterministischen Folgerungen doch nicht teilen mag.

Setzen wir Selbständigkeit, freie Selbstbestimmung für Zufälligkeit, so wird uns noch klarer werden, was Lessing mit den obigen Worten meint. Wenngleich alle Dinge in Gott und von ihm abhängig sind, so sind sie doch nicht blofse Modifikationen seines Seins ohne jede selbständige Bedeutung; das Dasein in Gott schliefst vielmehr eine gewisse Selbständigkeit der Einzelwesen nicht aus; wir beobachten dieselbe überall in der Erfahrungswelt, und diese relative Selbständigkeit oder Zufälligkeit der Individuen wird gewifs in dem göttlichen Schöpfungsplan oder in der göttlichen Idee auch ihre Stelle haben. Die absolute Einheit der göttlichen Substanz ist keine Einheit in dem endlichen, menschlichen Sinne, sie ist vielmehr eine Einheit transscendentaler Art, welche eine gewisse Vielheit sehr wohl zuläfst.

Es ist äufserst interessant, zu beobachten, wie Lessing hier den Spinoza mit dessen eigenen Waffen zu schlagen versteht. Genau so, wie er vorhin die Anhänger von Leibniz und Wolff aus ihrer eigenen Lehre heraus von der Unabweisbarkeit des Pantheismus zu überzeugen wufste, genau so weist er jetzt dem Spinoza nach, dafs mit seinem Pantheismus eine Selbständigkeit der Individuen sehr wohl vereinbar sei. Spinoza hatte immer und immer wieder betont, dafs man Gott nicht mit endlichem Mafsstabe messen, dafs man unsere beschränkte Art zu denken nicht auf Gott übertragen dürfe; er hatte es abgelehnt, seiner Substanz positive Wesensbestimmungen zuzuschreiben; selbst von einer Einheit derselben wagte er nur mit Vorsicht zu sprechen, weil diese sonst leicht als numerische Einheit gefafst werden könne, welcher eine Vielheit gegenüberstehe. Gut, sagt Lessing, wenn die Einheit der Substanz nicht eine numerische Einheit in unserem endlichen Sinne, sondern eine transcendentale Einheit ist, weshalb sollte sie dann nicht eine endliche, blofs numerische Vielheit in sich schliefsen können, welche sich in der transcendentalen Einheit auflösen würde?

Damit ist die Freiheit und Selbständigkeit der Individuen, welche Spinoza durch die Annahme einer einheitlichen absoluten Substanz für immer beseitigt zu haben glaubte, von Lessing gerade auf spinozistischem Boden wieder hergestellt und die

Frage nach dem Verhältnis der Einzelwesen zur Gottheit in überraschender Weise gelöst. Wie wir sahen (S. 9 f.), war eben dies die Klippe, an welcher Leibniz scheiterte, und so erscheint auch die Monadologie durch diese Kombination mit dem Spinozismus in völlig neuem Lichte. 'Durch Spinoza,' so bemerkt Guhrauer mit Recht (II, 114 bezw. 378), 'hat Lessing jenes tiefere und allgemeinere Verständnis des Leibniz gewonnen, vermöge dessen er endlich zu seinen eigentümlichen Ergebnissen in der Philosophie und deren Anwendung auf Religion und Theologie durchgedrungen ist.'

Das ist das Resultat der Breslauer Zeit, und das ist zugleich der einzige wesentliche Einfluſs des Spinoza auf Lessing, der sich nachweisen läſst. Lessings Stellung zur Philosophie des Spinoza hat damit ihre endgültige Gestalt gewonnen (vgl. Danzel II, 111 bezw. 374); denn Jacobis Meinung, nach welcher Lessings Spinozismus 'gleichsam wie eine Totenbekehrung ins Schlimmere' nur in die letzten Tage desselben zu versetzen sei, wird heute von niemandem mehr geteilt.

Von einem intensiveren Studium Spinozas wird uns aus Lessings späterem Leben nichts weiter berichtet; dagegen erwachte das alte Interesse für Leibniz aufs neue, als 1765 dessen *Nouveaux essais sur l'entendement humain* erschienen und Dutens 1768 eine Gesamtausgabe der Werke dieses Philosophen veranstaltete. Excerpte und eine angefangene Übersetzung der ersteren Schrift sind sprechende Zeugnisse dafür. Nur ein Dokument aus den letzten Jahren unseres Denkers hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, ihn in vieler Augen zum ausgesprochenen Deterministen und Spinozisten zu stempeln: eine Stelle in dem Nachwort zu Jerusalems Philosophischen Aufsätzen, welche er 1776 nach dem Tode des Verfassers herausgab. Der dritte von diesen Aufsätzen handelt über die Freiheit, und hierzu macht Lessing einen Zusatz, welcher durch eine verfehlte Auslegung der Anlaſs vieler Irrtümer geworden ist. Lessing erklärt sich in demselben mit den Ausführungen seines Freundes im allgemeinen einverstanden und bekennt sich selbst lebhaft und entschieden zu dem 'wegen seiner gefährlichen Folgerungen verschrienen System', welches jener vertritt. Was ist nun das für ein System? Die meisten Ausleger stellten einfach Determinis-

mus und Willkür einander gegenüber; und, da Lessing 'die kahle Vermögenheit, unter denselben Umständen bald so, bald anders zu handeln', verwirft, so würde nur der Determinismus übrig bleiben. Aber Hebler hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daſs der Determinismus weder von Jerusalem noch von Lessing erwähnt wird, daſs letzterer nur von Zwang und Notwendigkeit spricht, nach welchen die Vorstellung des Besten wirkt. Und, wenn wir einige Aussprüche in anderen seiner Schriften zur Vergleichung heranziehen, so erkennen wir mit Bestimmtheit, daſs dieser Zusatz nicht einfach deterministisch gemeint war.

Leider hat Lessing uns nirgends eine systematische Darstellung seiner positiven Ansicht über das Problem der Willensfreiheit hinterlassen, und so sind wir gezwungen, aus verschiedenen Schriften ('Christentum der Vernunft', 'Wirklichkeit der Dinge auſser Gott', 'Leibniz von den ewigen Strafen', 'Erziehung des Menschengeschlechts', aus dem Gespräch mit Jacobi und dem obigen Zusatz) das Nötige zusammenzusuchen.

Daſs Lessing kein Determinist im Sinne Spinozas war, ergiebt sich aufs unzweideutigste aus jener Abhandlung über die 'Wirklichkeit der Dinge auſser Gott', wo er konstatiert, daſs die Wirklichkeit der Dinge in Gott nichts weniger als notwendig sei, daſs vielmehr auch die Zufälligkeit ihre Stelle im göttlichen Weltenplan haben müsse. Was kann mit dieser Zufälligkeit anders gemeint sein, als eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit von dem göttlichen Willen?

Das Individuum hat in sich die Kraft, bis zu einem gewissen Grade seine Vorstellungen und Handlungen selbst zu bestimmen. Diese Anschauung Lessings spricht sich deutlich aus in dem, was Jerusalem an einer Stelle seiner Aufsätze über ein Gespräch mit jenem berichtet. 'Nur, daſs wir keine solche Gewalt über unsere Vorstellungen haben, glaubten Sie noch nicht einräumen zu können. Sie wollten lieber diese Gewalt für eine besondere Kraft unserer Seele halten, die wir nicht weiter erklären könnten. Sie wollten lieber mit anderen Weltweisen unser Gefühl hierüber den Ausspruch thun lassen, welches Ihrer Meinung nach laut für die Freiheit spreche' (vgl. Spicker 295 f.).

Aber diese Fähigkeit der freien Selbstbestimmung ist nach Lessing eine sehr beschränkte und verringert sich immer mehr,

je höher sich der Mensch entwickelt. Allen Individuen ist nämlich eine gewisse, stufenweis verschiedene Vollkommenheit eingepflanzt, die ein Abglanz der göttlichen ist; die Menschen als moralische Wesen sind sich dieser Vollkommenheit bewufst, allerdings in verschiedenem Grade, je nach dem Grade der Vollkommenheit selbst. Weil sie sich aber dieser ihrer angeborenen Vollkommenheit bewufst sind, so wird ihnen dieselbe zur Richtschnur ihres Handelns; aus dem Bewufstsein der angeborenen Vollkommenheit ergiebt sich das Grundgesetz aller moralischen Wesen: 'Handle deiner individualischen Vollkommenheit gemäfs!' Sie können dies Gesetz befolgen, brauchen es aber nicht, darum sind sie eben moralische Wesen, deren Aufgabe die Selbstentwickelung ist; denn alle Wesen können auf einer unendlichen Stufenleiter der Entwickelung zur absoluten Vollkommenheit emporklimmen. Sache ihrer freien Selbstbestimmung ist es, sich zwischen dem angeborenen Gesetz der Vollkommenheit einerseits und den 'Begierden und dunklen Vorstellungen' andererseits zu entscheiden. Auf den untersten Stufen der Entwickelung walten letztere noch entschieden vor; zwischen ihnen und dem inneren Gesetz, dem Gewissen, schwankt der Wille anfangs hin und her; aber mehr und mehr gewinnt das klare Bewufstsein der Vollkommenheit die Oberhand, und immer regelmäfsiger erfolgen die Entschliefsungen des Willens nach dieser Seite hin, bis schliefslich die moralische Autonomie so vollkommen geworden ist, dafs der Mensch 'das Beste mufs' und nicht mehr anders als nach dem angeborenen Moralgesetz handeln kann. Seine Handlungen erfolgen dann unter der inneren Notwendigkeit des eigenen Gewissens, und an diese eben denkt Lessing, wenn er in dem Gespräch mit Jacobi sagt: 'Ich begehre keinen freien Willen.' Wir würden uns in die unlösbarsten Widersprüche verwickeln, wenn wir in dieser Äufserung ein Bekenntnis zum Determinismus erblicken wollten. Wie sollten wir z. B. das bekannte 'Kein Mensch mufs müssen' verstehen, wenn Lessing den menschlichen Willen für Determinismus hielt? Konnte er es klarer und deutlicher aussprechen, dafs seiner Ansicht nach jeder Mensch unabhängig von jeder anderen Individualität allein seinem inneren Gesetze zu gehorchen habe? 'Was er für recht und gut erkennt, das mufs ein Derwisch.'

Aber auch der äufsere Zwang spielt nach Lessing eine nicht geringe Rolle bei den menschlichen Handlungen, vor allem durch Lohn und Strafe. Sobald ein Individuum dem inneren Gesetz nicht gehorcht, erfolgt eine Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit, welche in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist; und, da es sich als moralisches Wesen seiner ursprünglichen Vollkommenheit bewufst ist, so erkennt es auch diesen Rückschritt alsbald, und darin besteht seine Strafe, die insofern ewig zu nennen ist, als jener Rückschritt nimmer mehr ungeschehen gemacht werden kann. So benutzt Gott die Strafe als pädagogisches Mittel für die Erziehung der einzelnen zur Vollkommenheit. Zwar könnte jener Rückschritt an sich auch ein ewig zunehmender sein; aber in Wirklichkeit wird doch schliefslich immer das Gute im Menschen siegen und ihn aufwärts zur Vollendung führen.

Alle Wesen sind berufen, dieselbe zu erreichen; aber ist es denn einem einzelnen Menschen selbst bei dem besten Willen möglich, die Bahn zu durchlaufen, welche das ganze Menschengeschlecht schon zurückgelegt hat, und die, welche es noch durchmessen mufs? — Keinem einzigen wird das je gelingen. 'Was hat er aber davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bei seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wiederzukommen?' — 'Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein?' So fragt Lessing in der 'Erziehung des Menschengeschlechts' (§ 90. 94), und als Antwort entwickelt er uns in den letzten Paragraphen dieser Abhandlung eine Lehre von der Seelenwanderung, an welcher er mit grofser Zähigkeit festgehalten hat; dies ist das 'zweite, gemeinen Augen ebenso befremdende System', von dem er in jenem Zusatz zu Jerusalems Aufsatz spricht. Es ist, wie aus den vorstehenden Ausführungen hervorgeht, eine einfache Konsequenz seiner ganzen Weltanschauung. Nichts aber ist mehr geeignet, die tiefe Kluft zwischen Lessings und Spinozas Standpunkt zu enthüllen, als diese Theorie. Das Individuum, nach Spinoza nichts als eine flüchtige Affektion der ewig unveränderlichen Substanz, ist bei Lessing zu einer unendlichen Vervollkommnung berufen, und, da diese im Laufe eines Menschenalters unmöglich erreichbar ist,

so wird ihm von Gott eine unendliche Frist dazu gewährt. — Von spinozistischem Determinismus kann nach alledem bei Lessing offenbar keine Rede sein.

Es erübrigt noch, auf zwei Denkmäler aus der letzten Zeit Lessings einzugehen: die 'Erziehung des Menschengeschlechts' und das Gespräch mit Jacobi, die beide aus dem Jahre 1780 stammen.

'Die Erziehung des Menschengeschlechts' ist das letzte grofse litterarische Zeugnis, in welchem Lessing gewissermafsen das Facit seiner ganzen religiös-philosophischen Weltanschauung zieht. Um so gespannter werden wir sein dürfen auf die Stellung, welche er hier zur Philosophie des Spinoza einnimmt. Es kann sich dabei natürlich nur um die der Schrift zu Grunde liegenden Tendenzen handeln, aber diese sind, wie jeder zugestehen mufs, alles andere eher als spinozistischer Natur. Nirgends fast entfernt sich Lessing weiter von Spinoza, nirgends nähert er sich mehr Leibniz, als in der 'Erziehung des Menschengeschlechts'. Ist doch das Ganze von der Idee der Erziehung der Menschheit durch Gott, d. h. von einem teleologischen Grundgedanken, getragen! Ausdrücklich heifst es § 82: 'Die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.' Also ausgesprochene Teleologie. Und wer war ein gröfserer Gegner aller teleologischen Welterklärung als Spinoza mit seinem Princip der mechanischen Naturnotwendigkeit? Überall zeigt sich die nahe Verwandtschaft mit Leibniz. Hatte dieser eine Theodicee der Natur geschrieben, so könnte man Lessings 'Erziehung des Menschengeschlechts' sehr wohl eine Theodicee der Geschichte nennen. Die leibnizische Idee der Entwickelung zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Darstellung, um schliefslich in der Theorie der Metempsychose ihre Vollendung zu finden.

Natürlich bleibt Lessing auch hier seiner oft erwähnten Grundanschauung treu. Die pantheistische Begründung der Trinität, der wir bereits im 'Christentum der Vernunft' begegneten (S. 6. 8), findet sich genau so auch hier wieder (§ 73). Gleichzeitig wird hier der Gedanke, dafs die Einheit Gottes nur eine transcendentale ist, klar und bestimmt ausgesprochen. 'Wie, wenn diese

Lehre (von der Dreieinigkeit) den menschlichen Verstand ... endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, daſs Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne; daſs auch seine Einheit eine transcendentale Einheit sein müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschlieſst?' Also dasselbe Verhältnis wie in den früheren Schriften.

Wie ist nun bei dieser Lage der Dinge ein so entschieden spinozistisches Glaubensbekenntnis denkbar, wie es Lessing in demselben Jahre 1780 in dem Gespräch mit Jacobi ablegte? Das ist eine Frage, die in der That recht verfänglich erscheint, im Grunde aber doch leicht zu lösen ist.

Uns scheint, als ob auf Einzelheiten jener Unterredung von den meisten viel zu viel Gewicht gelegt und als ob nicht genügend beachtet sei, wann und unter welchen Umständen die Aufzeichnung derselben erfolgte. Im Jahre 1783, also zwei Jahre nach Lessings Tode, drei Jahre nach jener Zusammenkunft, faſst Mendelssohn den Plan, eine Charakteristik Lessings zu schreiben. Jacobi erfährt es von einer Freundin und erkundigt sich durch diese, 'wie viel oder wenig Mendelssohn von Lessings religiösen Gesinnungen bekannt geworden wäre. Lessing sey ein Spinozist gewesen' (Jacobi S. 2 bezw. 4). Mendelssohn will das nicht glauben; er verlangt ausführliche Mitteilung, 'da er fest von Jacobi überzeugt sey, daſs dieser sowohl Lessingen ganz verstanden, als von einer so wichtigen Unterredung jeden Umstand im Gedächtnis behalten haben werde' (S. 6 bezw. 11 f.). Und nun erst macht sich Jacobi daran, jenes Gespräch nach dem Gedächtnisse aufzuzeichnen; denn anzunehmen, er habe es kurz nach der Zusammenkunft bereits niedergeschrieben, dafür haben wir gar keinen erdenklichen Grund. Im Gegenteil: würde nicht der pedantisch genaue, umständliche Jacobi dieses Argument auf jeden Fall benutzt haben, um Mendelssohn von der Glaubwürdigkeit seines Berichtes noch mehr zu überzeugen? Statt dessen gesteht er selbst (S. 33 bezw. 63): 'Was ich erzählt habe, ist nicht der zehnte Theil von dem, was ich hätte erzählen können, wenn mir mein Gedächtniſs, in Absicht der Einkleidung und des Ausdrucks, hätte beystehen wollen. Aus eben diesem Grunde habe ich in dem wirklich Erzählten Lessingen so sparsam, als ich konnte, redend eingeführt. Wenn

man ganze Tage und von vielen sehr verschiedenen Dingen mit einander spricht, muſs sich die Erinnerung des Details verlieren. Hiezu kommt noch dieses. Da ich einmal ganz entschieden wuſste: Lessing glaubt keine von der Welt unterschiedene Ursache der Dinge, oder Lessing ist ein Spinozist, so drückte, was er nachher darüber auf diese oder jene neue Weise sagte, sich mir nicht tiefer ein als andre Dinge. Seine Worte behalten zu wollen, konnte mir nicht einfallen; und, daſs Lessing ein Spinozist war, schien mir sehr begreiflich. Hätte er das Gegentheil behauptet, worauf meine Wiſsbegierde gespannt war, so würde ich sehr wahrscheinlich von jedem bedeutenden Worte noch Rechenschaft zu geben wissen.'

Das sind höchst bedeutsame Bemerkungen. Also Jacobi erklärt selbst, daſs es ihm nicht einfallen konnte, Lessings Worte behalten zu wollen. Ist das überhaupt nach so langer Zeit noch möglich? Gewiſs nicht; und, wenn manche Redewendungen den bekannten schneidigen lessingischen Anstrich haben, so rührt dies wohl zum nicht geringen Teil daher, daſs Jacobi, wie er selbst sagt, sich bestrebte, 'Lessingen so sparsam, als er konnte, redend einzuführen.' Aber nun das Wichtigste. Jacobi war anerkannter Spinozistenriecher. Ausgehend von der Überzeugung, daſs alle Philosophie schlieſslich auf den atheistischen Spinozismus hinauslaufe, und daſs man daher, um den Theismus zu retten, sich mit einem *salto mortale* in den Glauben stürzen müsse, hatte er in allen Systemen spinozistische Ideen entdeckt und war nun gespannt, wie Lessing, dieser schärfste und konsequenteste aller zeitgenössischen Denker, seine Probe bestehen würde. Er kam zu ihm, wie er selbst es ausdrückt, in der Absicht, von ihm 'Hülfe gegen den Spinoza zu erhalten' (S. 13 bezw. 23); hätte Lessing sich gegen den Spinozismus erklärt, so würde dies für Jacobi ein erwünschter Anlaſs gewesen sein, ihn mit dieser Erklärung *ad absurdum* zu führen und ihn so entweder von seiner principiellen Übereinstimmung mit der Philosophie des Spinoza zu überzeugen oder ihn zur Annahme seines eigenen Standpunktes zu zwingen. Als aber Lessing sich gegen sein Erwarten von vornherein rückhaltlos zu dem verschrienen Spinozismus bekennt, da ist Jacobi verblüfft, und die übrige Unterredung hat, wie er selbst erklärt, nun kein weiteres Inter-

esse mehr für ihn. Da seine eigentliche Absicht durch jenes freiwillige Bekenntnis Lessings gegenstandslos geworden ist, bleibt ihm nichts mehr übrig, als sich in Angriffen gegen die Philosophie des Spinoza zu ergehen, die er freilich in mehr als einem Punkte gar nicht verstanden hatte. Das einzige Ergebnis, welches er aus dieser Unterredung mit Lessing gewinnen konnte, war ein neuer Beleg für die Richtigkeit seiner Ansicht, daſs der Spinozismus die Konsequenz jeder Verstandesphilosophie sei.

Dies muſs man sich vergegenwärtigen, um die Situation klar zu überschauen, und nun wird auch manches in ganz anderem Lichte erscheinen. An der Thatsache zweifeln, daſs Lessing sich geradeheraus zum Spinozismus bekannt, hieſse Jacobi der Unwahrheit zeihen, was niemandem einfallen darf. Aus dem ganzen Verlauf des Gesprächs geht vielmehr hervor, daſs Lessing sich mit einem gewissen Nachdruck des Spinoza annimmt. Er wuſste recht wohl, daſs der Mann, der gekommen war, ihn 'auszuholen', auch einer von jenen Leuten war, die 'von Spinoza immer nur wie von einem toten Hunde' reden (S. 27 bezw. 38); deshalb lieſs ihn sein historisches Gerechtigkeitsgefühl von Anfang an mit Entschiedenheit die Partei des Verfolgten ergreifen, und er konnte dies um so unbedenklicher thun, als er sich in seiner Grundansicht thatsächlich mit Spinoza eins wuſste. Er teilte ja dessen Pantheismus wirklich, und, wenn er Jacobi gegenüber äuſsert: 'Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genieſsen. *Ἓν καὶ Πᾶν!* Ich weifs nichts anders' (S. 12); und wenn es wahr ist, daſs er das *Ἓν καὶ πᾶν* in Gleims Gartenhaus an die Wand geschrieben hat (Danzel-Guhrauer[2] II, 373): was ist denn Sonderbares dabei? Entspricht das nicht ganz seinen wirklichen Ansichten? — Zudem verdankte er, wie wir sehen, der Anregung Spinozas viel für die weitere Vertiefung seiner eigenen Weltanschauung, so daſs es nicht auffallen kann, wenn er Jacobi gegenüber so nachdrücklich für ihn eintritt.

Eine principielle Opposition ist darum unverkennbar und treibt ihn hin und wieder sogar zu Äuſserungen, die mit Stellen in seinen eigenen Schriften kollidieren, und die er unter anderen Umständen nicht gethan haben würde. Muſs er doch in Bezug auf seine Behauptung, auch Leibniz sei im Herzen

Spinozist gewesen, nachher selbst gestehen, dafs er 'etwas zu viel gesagt habe' (S. 23 bezw. 33).

Eben darin haben auch der Spott und die Ironie ihren Grund, welche in Lessings Einwürfen an verschiedenen Stellen unläugbar genug hervortreten. Manchmal ist es sogar unglaublich, dafs Jacobi selbst beim Niederschreiben dies nicht bemerkt haben sollte. Schon Mendelssohn spricht von 'einer Menge von witzigen Einfällen, mit welchen Lessing den Jacobi unterhalten habe, und von denen es schwer sei zu sagen, ob sie Schäckerei oder Philosophie sein sollten' (2. Ausg., S. 90).

Manches, was Jacobi Lessing in den Mund legt, dürfte wohl auch aus dem Geiste des Schreibenden geflossen sein. Wenn er z. B. Lessing sagen läfst: 'Es giebt keine andere Philosophie als die Philosophie des Spinoza' (S. 13 bezw. 24), so schmeckt das doch sehr nach Jacobis eigenen Ansichten, wennschon Lessing es an sich recht wohl gesagt haben kann. Da letzterer sich offen zum Spinozismus bekannt hatte, so lag es für Jacobi gar zu nahe, seine eigene Überzeugung, dafs der Spinozismus die Konsequenz aller Philosophie sei, auch Lessing aussprechen zu lassen. Jedenfalls wird man sich hüten müssen, auf Einzelheiten und Wendungen in dem Jacobischen Bericht so grofsen Wert zu legen, wie es vielfach geschehen ist.

Nach alledem dürfte es sehr schwer halten, aus dem Gemisch von Ironie und absichtlicher Übertreibung Lessings und der ungenauen gedächtnismäfsigen Darstellung Jacobis die ureigene, esoterische Meinung Lessings herauszuschälen, und wir haben darum dieses Gespräch auch nur insoweit zu Rate gezogen, als es zur Erläuterung zweifelhafter Stellen in Lessings Schriften brauchbar war. Im übrigen schliefsen wir uns ganz den Ausführungen Heblers an, wenn er sagt (S. 117): 'In Bezug auf jenes Gespräch betrachten wir es als ein sicheres Ergebnis der darüber bis in die neueste Zeit fortgeführten Verhandlungen, dafs eher Jacobi von Lessing, als dieser von jenem, "ausgeholt" wurde; dafs Jacobi, abgesehen von seiner sonstigen zweifelhaften Befähigung zum Verstehen fremder Ansichten, in diesem Falle schon durch seine mitgebrachte Überzeugung vom Spinozismus als der konsequenten Verstandesphilosophie, durch sein Bestreben, Belege für diese Überzeugung

zu sammeln (er war ein Spinozistenriecher) und durch Lessings dialektische und dialogische Eigentümlichkeit leicht irre geführt werden konnte; dafs aber dessen ungeachtet sein Bericht als eine Urkunde über Lessings Philosophie insoweit nicht ganz zu verschmähen ist, als er sich an schriftliche Erklärungen desselben anschliefst und durch die Eigenheit des Gedankens oder Ausdrucks gegen den Verdacht eines Mifsverständnisses geschützt erscheint. Zur Entscheidung des Streits über Spinozismus und Leibnizianismus ist der Jacobische Bericht auch darum unzureichend, weil danach Lessing in demselben Zusammenhange, wo er sich zum Spinozismus bekennt, auch den Leibniz in diese Verdammnis mit eingeschlossen hätte.'

Wenn wir nun rückblickend unsere Ergebnisse zusammenzufassen versuchen, so dürfen wir es nunmehr wohl als unbezweifelbar hinstellen, dafs Lessing an seiner pantheistischen Grundanschauung sein ganzes Leben hindurch festgehalten hat. Sie findet sich in dem 'Christentum der Vernunft' in seinem 24. Lebensjahre schon ebenso klar und deutlich ausgesprochen, wie in der 'Erziehung des Menschengeschlechts' ein Jahr vor seinem Tode. Eine aufsergöttliche Welt ist undenkbar, Gott und Welt sind eins, es giebt nur ein unendliches, absolutes Sein: das sind die Gedanken, welche Lessing mit Spinoza gemein hat, und welche in Verbindung mit dem eigenen Geständnis Lessings Jacobi gegenüber die Forscher lange Zeit verführte, Lessing schlechthin zum Spinozisten zu machen. Ein Spinozist ist Lessing nicht mehr und nicht weniger als jeder Philosoph, der bei seinen Spekulationen von einem pantheistischen Grundgedanken ausgeht. Wenn man aber Lessing in dem Sinne einen Spinozisten nennen wollte, dafs er eben diese pantheistische Grundidee dem Spinoza entlehnt habe, so ist dies vollkommen unberechtigt, weil jener Gedanke bei Lessing bereits zu einer Zeit auftritt, wo er den Spinoza nicht nur nicht hinlänglich kannte, sondern dessen System geradezu als eine Irrlehre verurteilte. Seinen Ausgang nahm Lessing vielmehr von Leibniz und der rationalistischen Theologie, und diese beiden Faktoren haben auch bis zuletzt in materieller wie in formeller Hinsicht den mafsgebendsten Einfluls auf seine philosophischen Spekulationen behauptet.

Aufser jenem Princip der Einheit der Substanz hat Lessings

Weltanschauung mit der des Spinoza nichts weiter gemein; ja, diese Grundidee selbst gewinnt im Geiste Lessings eine ganz andere Gestalt, als sie bei Spinoza hat. Schon die nächste Folgerung, die Lessing daraus zieht, die spekulative Begründung des christlichen Trinitätsdogmas, ist vollkommen unspinozistisch. In der Auffassung Gottes behält er trotz alles Pantheismus verschiedene specifisch theologische und leibnizische Vorstellungen (Vollkommenheit, Selbstbewufstsein) unverändert bei. Noch weniger aber ist das freie Verhältnis, in das er die Individuen zur Gottheit stellt, mit der Auffassung des Spinoza vereinbar. Selbständigkeit der Einzelwesen, unendliche Vervollkommnung derselben durch Entwickelung, Erziehung des Menschengeschlechts durch Gott, Fortdauer nach dem Tode und Seelenwanderung: das alles sind Gedanken, die in Spinozas System keinen Raum hätten, wo nur die blinde Notwendigkeit waltet, wo der einzelne nichts ist als ein Rädchen im unendlichen Weltmechanismus.

Aber die originelle Art und Weise, wie Lessing dieses freie Verhältnis zu seiner pantheistischen Gottheit philosophisch begründet, verdankt er zweifellos erst dem Studium Spinozas während der Breslauer Zeit. Von diesem lernte er, dafs eine Ergründung des Wesens Gottes das menschliche Erkenntnisvermögen übersteige, dafs man sich hüten müsse, menschliche Eigenschaften und Begriffe auf die Gottheit zu übertragen, und dafs daher auch die Einheit Gottes nicht in unserem irdischen Sinne aufzufassen sei. Lessing schlofs daraus, dafs dann diese transcendentale Einheit Gottes sehr wohl eine numerische Vielheit selbständiger Individuen zulasse, und brachte so den spinozistischen Pantheismus in ein neues, bedeutsames Verhältnis zur Moral und zum praktischen Leben. Das war, soviel wir sehen, der einzige wesentliche Punkt, in dem Lessing von Spinoza wirklich abhängig ist; aber die Annahme eben dieses Gedankens führt ihn auch schon wieder von Spinoza fort, um ihn weiterhin ganz seine eigenen Wege gehen zu lassen.

Sollen wir nun endlich noch auf den Unterschied der Persönlichkeiten beider Männer hinweisen? Kann es gröfsere Gegensätze geben als Spinoza, diesen bedürfnislosen, beschaulichen Weisen, der aller weltlichen Gröfse entsagte, dessen höchster Genufs das Versenken in die göttliche Unendlichkeit war,

und Lessing, den rastlos thätigen Kämpfer und Streiter, der auf allen Gebieten des Lebens und Wissens bahnbrechend wirkte an der Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft? Die Klarheit und Tiefe des Denkens, die Erhabenheit und Reinheit der Gesinnung, sie waren es, die Lessing an dem grofsen Manne bewunderte; im übrigen aber wies ihn alles auf Leibniz hin, dessen Philosophie und Persönlichkeit ihm am kongenialsten waren.

Wenn Lessing auch somit kein Spinozist zu nennen ist, so gebührt ihm doch, indirekt wenigstens, das grofse Verdienst, zuerst wieder auf Spinoza aufmerksam gemacht zu haben. Erst der Streit zwischen Mendelssohn und Jacobi wurde der Anlafs zu einem erneuten Studium dieses Philosophen, der, lange verkannt und 'wie ein toter Hund' behandelt, auf das philosophische Denken der Gegenwart von dem allergröfsten Einflufs werden sollte.

Freiburg i. B. Johannes Hoops.

Chaucer und Albertanus Brixiensis.

I. Liber consolationis et consilii.

Diese 1246 kompilierte Schrift des sentenzenreichen Richters von Brescia wurde bald — wie man vermutet, von Jean de Meung — in das Französische übersetzt. Auf dieser französischen Übersetzung, die dem Original gegenüber erhebliche Kürzungen aufweist,[1] beruht bekanntlich Chaucers 'Tale of Melibeus'. Eine genaue Vergleichung der englischen Version mit der französischen Vorlage fehlt uns noch und kann von mir, dem die französische Übersetzung nicht zugänglich ist, leider nicht geliefert werden. Wir haben jedoch neuerdings auch ten Brinks Wort dafür, dafs Chaucer 'nicht viel mehr als eine bloſse Übertragung des französischen Traktats' bietet (Geschichte der engl. Litt. II, 182).

Dafs Chaucer das lateinische Original des Albertano bei seiner Übersetzung nicht zu Rate zog, läfst sich von vornherein vermuten, schlagend beweisen durch die wunderliche Entstellung eines Citates aus Ovid. Albertano (S. 71, Z. 2) sagt, man müsse auch die kleinen Feinde fürchten: *Inde etiam Ovidius, De remedio amoris, dixit:*

> *Parva necat morsu spatiosum vipera taurum:*
> *A cane non magno sæpe tenetur aper.*

Bei Chaucer muſs Ovid, von Änderungen des Wortlautes ganz abgesehen, den Pentameter an die Bibel abtreten: *Ovide seith, that the litel wesil wol sle the grete bole and the wilde hert.*

[1] Albertani Brixiensis *Liber consolationis et consilii* ed. Thor Sundby. Pro Societate Chauceriana, Londini 1873; S. XIX.

And the book saith, a litel thorn wol prikke a king ful sore, and an hound wol holde the wilde boore (Morris III, 166). Ein Blick in Albertanos Text würde diese Entstellung verhindert haben.

Wie in allen seinen Schriften, hat Albertano auch in der Geschichte von Melibeus und seiner klugen Frau Citat an Citat, Sprichwort an Sprichwort gereiht. Wir werden deshalb in den Dichtungen Chaucers nicht selten an irgend eine Stelle des Melibeus erinnert, ohne dafs sich in den meisten Fällen behaupten läfst, dafs der Dichter durch den Melibeus zur Verwendung des betreffenden Bibel- oder Sprichwortes veranlafst wurde. Immerhin ist es für die Erkenntnis des zwischen Chaucers Prosa und Dichtung bestehenden Zusammenhanges von Interesse, sich die mit dem Melibeus übereinstimmenden Stellen zu vergegenwärtigen.

Albertano S. 9, Z. 24 *Ferrum igne calefactum et candidatum semper melius quam frigidum laboratur;* Melibeus 145 *Whil that iren is hoot, men scholden smyte;*[1] Troilus IV, 205, 1276 (Pandare) *Felt iren hoot, and he bigan to smyte.*

Albertano 12, 1 *Desine ab ira et derelinque furorem: noli æmulari, ut maligneris:* Melibeus 146 *The proverbe saith, 'He hastith wel, that wisly can abyde'; and in wikked haste is no profyt;*[2] Troilus 147, 956

He hasteth wele, that wysly kan abyde.
364, 1539 *Beth nought hastif in this hote fare.*
For hastif man ne wanteth never care.

Alb. 10, 24 *Dictumque fuit illi: 'Ubi non est auditus, non effundas sermonem, et importune noli extolli in sapientia tua', importuna est enim oratio tua, quia tibi non præbetur auditus;* Mel. 145 f. *He that precheth to hem, that liste not to heere his wordes, his sermoun hem anoyeth ... For Salamon saith, 'Ther as thou may have noon audience, enforce the not to speke';*[3] Prol. of the Nonne Prestes Tale III, 227, 22

[1] [Ménagier de Paris I, 191 *L'en doit batre le fer tant comme il est chault.* J. Z.]

[2] [Fehlt im Ménagier I, 192; vgl. Mätzner, Sprachproben II, 381, 7. J. Z.]

[3] [Ménagier I, 192 *La narration de cellui qui presche à ceulx qui ne le veulent oïr, est ennuyeuse.* Vgl. Mätzner a. a. O. 380, 26. J. Z.]

Sire monk, no more of this, so god you blesse;
Your tale anoyeth al this compaignie ...
For certeynly, as these clerkes sayn,
Wher as a man may have noon audience,
Nought helpith it to tellen his sentence.

Das Citat stammt, wie Sundby bemerkt, aus dem Buche Jesus Sirach. Chaucer wird Salomo wohl in der französischen Vorlage gefunden haben, der Ecclesiastes und der Ecclesiasticus wurden häufig verwechselt.

Alb. 15, 29 *Malo in consilio feminæ vincunt viros ...* 16, 23 *Vulgo dici consuevit: 'Consilium feminile aut nimis carum aut nimis vile';* Mel. 149 f. *In wikkede counseil wommen venquisscheth men ... Eke some men had* [ST.[1] *han] sayd, that the counseilyng of wommen is outher to dere or to litel of pris:*[2] Nonne Prest III, 242, 436

Wymmens counseiles ben ful ofte colde:
Wommannes counseil brought us first to woo ...
Red auctours, wher thay trete of such matiere,
And, what thay sayn of wommen, ye may heere.

Alb. 15, 21 *Tria sunt, quæ expellunt hominem de domo, scilicet fumus et stillicidium et mala uxor;* Mel. 149 *Men sayn that thre thinges dryven a man out of his oughne hous; that is to saye, smoke, droppyng of reyn, and wikked wyfes;*[3] Prol. of the Wyf of Bathe II, 214, 278

Thou saist, that droppyng hous, and eek smoke.'
And chydyng wyves maken men to fle
Out of here oughne hous ...

Alb. 59, 1 *Nam in proverbio dicitur: 'Qui nimis capit, parum stringit';* Mel. 158 *For the proverbe saith, 'He that moche* [ST. *to muche] embrasith, destreyneth litel';*[4] Proverbes VI, 303, 7

[1] Furnivalls *Six-Text Print.*

[2] [Ménagier I, 195 f. *En mauvais conseil les femmes vainquent les hommes ... Conseil de femme, ou il est très chier, ou il est très vil.* J. Z.]

[3] [Mén. I, 195 *On dit: 'Trois choses sont qui gettent homme hors de sa maison, c'est assavoir la fumée, la goutière et la femme mauvaise.'* J. Z.]

[4] [Mén. I, 203 *L'en dit en un proverbe: 'Qui trop embrasse, pou estraint'.* J. Z.]

Whoo so mochel wol embrace,
Litel thereof he shal distreyne.[1]

Alb. 52, 4 *Item vitandum est consilium ebriosorum, qui secretum consilium celare non possunt. Ait enim Salomon: 'Nullum secretum, ubi regnat ebrietas';* Mel. 157 *Folk, that ben dronkelewe, ... ne can no counseil hyde. For Salomon saith, 'There regneth no privete, ther as is dronkenesse'* [ST. *'Ther is no priuetee, ther as regneth dronkenesse'];*[2] Man of lawe II, 193, 678

Ther drunkenesse regneth in eny route,
Ther is no counseil hid, withouten doute.

Pardoner III, 93, 98

In whom that drynk hath dominacioun,
He can no counseil kepe, it is no drede.

Ob Chaucer bei irgend einer dieser Stellen — von Troilus, der im Prolog der Legende von den guten Frauen erwähnt ist und somit gewifs vor dem Melibeus entstand, ganz abgesehen — sich der betreffenden Melibeus-Stelle erinnerte, läfst sich nicht mit Sicherheit sagen. Bedeutendere Übereinstimmungen mit dem Melibeus finden wir in den einleitenden Strophen der Erzählung des Rechtsgelehrten; aber auch diese können durch die Gemeinschaftlichkeit der Vorlage erklärt werden. Albertano citiert nämlich einen Passus aus Innocenz des Dritten Schrift 'De miseria conditionis humanæ', und wir wissen, dafs die ersten 23 Verse der Einleitung der 'Man of lawes tale' auf das 16. Kapitel des ersten Buches dieses Traktats zurückzuführen sind.[3] Alb. 100, 4 *Et Salomon dixit ... 'Melius est mori, quam indigere'. Indigentia namque mendicitatem inducit, de qua Innocentius in libro de contemptu mundi ait: 'O miserabilis mendicantis conditio! Nam, si petit, pudore confunditur, et, si non petit, egestate consumitur; sed, ut mendicet, necessitate compellitur';*

---

[1] Cf. Skeat, *Minor Poems*, S. 398.

[2] [Mén. I, 202 *Tu dois fuir le conseil de ceulx qui sont souvent yvres, car ils ne scevent riens céler, et dit Salemon: 'Nul secret n'est là où règne yvresse'.* J. Z.]

[3] Vgl. meinen Aufsatz 'Chaucer und Innocenz des Dritten Traktat *De contemptu mundi sive de miseria conditionis humanæ*', Arch. LXXXIV, 407.

Mel. 180 *And the same seith Innocent in oon of his bookes, that sorweful and unhappy is the condicioun of a povere begger, for, if he axe nought his mete, he deyeth for hungir, and, if he axe, he deyeth for schame; and algates the necessite constreigneth hym to axe. And therfore saith Salamon, that bettre it is to deye, than to have such povert.* Man of lawe II, 173, 1

O hateful harm, condicion of povert,
With thurst, with cold, with honger so confoundyd,
To asken help it [ST. *thee] schameth in thin hert,*
If thou non aske, with neede so art thou woundyd,
That verray neede unwrappeth al thy woundes hyd;
Maugre thyn heed, thou most for indigence
Or stele, or begge, or borwe thy dispence ...
Herkneth, what is the sentens of the wyse,
Bet is to dye than haven indigence.

Wir sehen, dafs bei Albertano das Citat aus Salomo (i. e. Jesus Sirach; vgl. Sundby) vor der dem Innocenz entlehnten Stelle steht. Hat der französische Text[1] die Reihenfolge des Originals beibehalten, so mag Chaucers Umstellung auf seiner Kenntnis der innocentischen Schrift beruhen, in welcher das Citat nach der Klage über die Leiden der Armut steht. Noch über einen anderen Punkt möchte ich den Fachgenossen, welchem der französische Text zu Händen ist, um Aufklärung bitten. Wir lesen nämlich bei Chaucer S. 179 f. *And this Pamphilles seith also: 'If thou be right happy, that is to sayn, if thou be right riche, thanne schalt thou fynde a gret nombre of felawes and frendes; and if thy fortune chaunge, that thou waxe pore, fare wel frendschipe* [ST. *and felaweshipe], for thou schalt ben aloone withouten eny companye'.* Bei Albertano S. 98 findet sich kein entsprechendes Citat, dagegen citiert der Papst aus Ovid — aber ohne seine Quelle zu nennen —

Donec eris felix, multos numerabis amicos,
Tempora si fuerint nubila, solus eris,

[1] [Mén. I, 221 f. *La raison de ce rent Innocent en un sien livre, disant: 'Dolente et meschant est la condition des povres mendians, car se ils ne demandent, ils meurent de fain, et se ils demandent, ils meurent de honte; et toutesvoies nécessité les contraint à demander'. Et pour ce dit Salemon que mieulx vault mourir que avoir telle povreté.* J. Z.]

welches Distichon sich inhaltlich vollständig mit Chaucers Pamphilles-Citat deckt. Bietet nun auch der französische Text nichts Entsprechendes,[1] so haben wir in dieser Stelle eine weitere Anlehnung an Innocenz zu sehen.

In allen den bisher angeführten Stellen konnten wir den Zusammenhang zwischen Chaucers Prosa und Dichtung, wie gesagt, nicht mit voller Sicherheit erkennen, da es sich stets um Citate handelte. Auf festen Boden kommen wir erst in der 'Merchant's Tale', welche, wie zum Teil schon Tyrwhitt bemerkte, in besonders engen Beziehungen zu der 'Tale of Melibeus' steht. In ihr beschränken sich die Übereinstimmungen nicht auf Citate und Sprichwörter, sondern Chaucer hat seinen Versen auch Stellen aus dem Text des Melibeus selbst eingefügt, indem er, so weit als irgend möglich, Wort und Wendung seiner Prosa beibehielt und verwertete. Man vergleiche Alb. S. 2, 16 *Illa [Prudentia] distulit aliquantulum recordata de verbo Ovidii De remedio amoris, qui dixit:*

Quis matrem, nisi mentis inops, in funere nati
Flere vetat?

Mel. III, 140 *This noble wyf Prudence remembred hire upon the sentens of Ovide in his book, that cleped is The remedy of love, wher as he seith: 'He is a fool, that destourbeth the moder to wepe in the deth of hir childe'*[2] ...; Merch. II, 352, 1118

And up he yaf a roryng and a cry,
As doth the moder, whan the child schal dye.

Alb. 6, 10 *Dixit enim Salomon: 'Omnia cum consilio fac, et non te pœnitebit';* Mel. 142 *Salomon saith, 'Werke al thi thing by counseil, and the thar never rewe* [ST. *thou shalt never repente]';*[3] Merch. 325, 240

---

[1] [Chaucer folgt der franz. Vorlage; vgl. Mén. I, 221 *Et dit encores: 'Se tu es', dit-il, 'bien eurê, c'est à dire riche, tu trouveras grant nombre de compaignons et d'amis, et se ta fortune se change et que tu soies povre, tu demoureras tout seul'.* J. Z.]

[2] [Mén. I, 187 *Prudence se appensa de la sentence Ovide, ou livre* des Remèdes d'amours, *qui dit que cellui est fol qui s'efforce d'empeschier la mère de plorer la mort de son enfant.* J. Z.]

[3] [Mén. I, 189 *Salemon dit: 'Tous tes fais par conseil feras, ainsi ne t'en repentiras'.* J. Z.]

This word said he [Salamon] unto us everychoon:
'Werk al thing by counsail', thus sayd he,
'And thanne schaltow nought repente the'.[1]

Alb. 12, 10 *Salomone testante, qui dixit: 'Virum de mille unum reperi, mulierem ex omnibus non inveni' ... ait enim Ihesus Sirac: 'Mulier, si primatum habeat, contraria est viro suo';* Mel. 147 *'For of a thousand men', saith Salomon, 'I fond oon good man; but certes of alle wommen good woman fond I never noon' ... For Ihesus Syrac saith, that, if a wif have maistrie, sche is contrarious to hir housbond;*[2] Merch. 348, 1002

Thus praysith he [Salamon] yit the bounte of man:
'Among a thousand men yit fond I oon,
But of wommen alle found I never noon' ...
That [ST. *And*] *Ihesus, filius Sirac, as I gesse,*
Ne spekith of yow but selde reverence.

Zu V. 1003 bemerkt Tyrwhitt (Canterbury Tales, London 1822; Vol. IV, S. 252): *This argument is treated in much the same manner in Melibeus.*

Alb. 14, 24 *Nec obstat, quod dixit Salomon: 'Mulierem ex omnibus non inveni', quia licet ille non invenerit, alii multi mulieres bonas invenerunt, vel forte Salomon intellexit de mulieribus in summa bonitate constitutis, de quibus nulla reperitur. Nemo enim est undique perfectus neque perfecte bonus, nisi solus deus;* Mel. 148 *And, though that Salamon say, he fond never good womman, it folwith nought therfore, that alle wommen ben wikke; for, though that he fonde noone goode wommen, certes many another man hath founden many a womman ful goode and trewe. Or elles paraventure thentent of Salamon was this, as in sovereyn bounte he fond no womman; this is to saye,*

[1] Miller II, 109, 343

For thus seith Salomon, that was ful trewe,
'Werke by counseil, and thou schalt nat rewe.'

[2] [Mén. I, 193 *Selon le dit de Salemon: 'En mil hommes', dit-il, 'j'ay bien trouvé un preudomme, mais de toutes les femmes je n'en treuve nulle bonne' ... Car Jhésu-Sirac dit: 'Se la femme a la seignorie, elle est contraire à son mary.'* J. Z.]

that ther is no wight, that hath soverein bounte, save god aloone;[3] Merch. 349, 1033

I wot wel, that this Jew, this Salamon,
Fond of us wommen fooles many oon;
But, though he ne fond no good womman,
Yit hath ther found many another man
Wommen ful trewe, ful good, and vertuous ...
1042 *But, sire, be nought wrath, al be it so,*
Though that he sayd, he fond no good womman,
I pray yow, tak the sentens of the man,
He mente thus, that in sovereign bounte
Nis noon but god, that sit in trinite.

Alb. 17, 6 *Tamen in multis [mulieribus] invenitur optimum consilium. Iacob enim per bonum consilium matris suæ Rebeccæ adeptus est patris sui Ysaac benedictionem et super fratribus suis dominatum. Similiter et Iudith per bonum suum consilium liberavit civitatem, in qua morabatur, de manibus Holofernis, qui illam obsidendo destruere volebat. Similiter et Abigail per suum bonum consilium virum suum Nabal ab ira David regis liberavit, qui eum interficere volebat. Simili modo et Hester Iudæos per suum bonum consilium simul cum Mardochæo in regno Assueri regis sublimavit;* Mel. 150 *Yet han men founde many a ful good womman and ful discret and wys in counseilyng. Lo, Iacob, by* [ST. *good] counseil of his moder Rebecca, wan the blessyng* [ST. *benyson] of his fader Ysaak, and the lordschipe of alle his bretheren. Iudith by hire goode counseil delyverede the citee of Bethulie, in which sche dwellide, out of the honde of Olophernus, that hadde it byseged and wolde it al destroye. Abigayl deliverede Nabal, hir housbond, fro David, the king, that wolde have i-slayn him, and appesede the ire of the kyng by hir witte, and by hir good counseilynge. Hester by*

[3] [Mén. I, 194 f. *Et quant Salemon dist que de toutes femmes il n'en a trouvé nulle bonne, pour ce ne s'ensuit pas que nulle ne soit bonne. Car jasoit-ce qu'il ne l'ait trouvée, moult des autres en ont bien trouvé plusieurs bonnes et loyaulx; ou, par adventure, quant Salemon dit qu'il n'a point trouvé de bonne femme, il entend de la bonté souveraine de laquelle nul n'est bon fors dieu seulement.* J. Z.]

good counseil enhaunsede gretly the poeple of god in the regne of Assuerus the kyng;[1] Merch. 321, 112

He may not be deceyved, as I gesse,
So that he worche after his wyfes red ...
115 *Thay ben so trewe, and also so wyse ...*
118 *Lo how that Iacob, as the clerkes rede,*
By good counseil of his moder Rebecke
Band the kydes skyn aboute his nekke,
For which his fader benesoun he wan.
Lo Iudith, as the story telle can,
By wys counseil sche goddes poepel kepte
And slough him, Oliphernus, whil he slepte.[2]
Lo Abygaille, by good counseil how sche
Savyd hir housbond Nabal, whan that he
Schold han been slayn. And loke, Hester also
By good counseil delivered out of wo
The poeple of god and made him, Mardoche,
Of Assuere enhaunsed for to be.

Tyrwhitt (l. c. S. 247) bemerkt zu V. 118: *The same instances are quoted in Melibeus.*

In diesen Stellen kommt der Einfluſs der Prosa auf die Verse in augenfälliger Weise zur Geltung. Daſs die Verse auf der Prosa beruhen, daſs Chaucers Übersetzung des Melibeus älter ist als die Merchant's Tale, wird man a priori zu vermuten geneigt sein — der Beweis läſst sich mit Hilfe der Verse 118 ff. leicht führen. In der betreffenden Stelle der Prosa schlieſst sich Chaucer genau dem lateinischen resp. französischen Text an; in den Versen hat er nach dem Bedürfnisse des Rhythmus und des Reimes verschiedene Umstellungen der Ausdrücke vorgenom-

[1] [Mén. I, 196 *Toutesvoies l'en en treuve assez de bonnes et qui très bon conseil et très chier ont donné. Jacob par le bon conseil de Rébeca sa mère gaigna la bénéiçon de Isaac son père et la seignorie sur tous ses frères. Judith par son bon conseil délivra la cité de Buthulie où elle demouroit, des mains de Holofernes qui l'avoit assiégée et la vouloit destruire. Abigaïl délivra Nagal son mari de David qui le vouloit occire et appaisa le roy par son sens et par son conseil. Hester par son conseil esleva moult son peuple ou royaume de Assuere le roy.* J. Z.]

[2] Cf. Man of lawe II, 198, 841

Who yaf Iudith corage or hardynesse
To slen him, Olefernes, in his tent
And to delyveren out of wrecchednes
The peple of god?

men, dabei aber doch, wie ein Blick auf unser Citat zeigt, Wort und Wendung der Prosa so viel als möglich geschont. Besondere Beachtung verdient der Ausdruck *the poeple of god* V. 129, der in Prosa und Vers Albertanos *Iudæos*[1] ersetzt.

Nichtsdestoweniger regen eben die von Hester handelnden Verse die Vermutung an, dafs des Dichters Auge von seiner eigenen Übersetzung zu Albertanos Originaltext glitt. Albertano erwähnt nämlich den Mardochäus: die Prosa erwähnt ihn nicht;[2] V. 129 erscheint er wieder. Werfen wir nun, durch den Mardochäus an den lateinischen Text erinnert, einen Blick auf die lateinischen Randglossen, welche in zwei Handschriften die Verse 118 ff. der Merchant's Tale begleiten,[3] so finden wir, dafs dieselben zweifellos dem Originaltext Albertanos entnommen sind: vgl. z. B. 118 *Iacob per consilium matris sue Rebecce et cetera* ... 127 *Ester et cetera Iudeos per bonum consilium simul cum Mardocheo in regno Assueri.* Unwiderleglich wird Chaucers Benutzung des lateinischen Textes durch diese beiden Umstände freilich noch nicht bewiesen. Denn die Randglossen könnten — obwohl ich selbst durchaus der Ansicht bin, dafs sie auf den Dichter zurückzuführen sind — allenfalls von einem späteren Kenner der weitverbreiteten Albertanischen Schrift herrühren, und des Mardochäus könnte Chaucer ebensogut aus eigenem Antrieb gedacht haben, wie oben (V. 120) des Ziegenfelles. Den sicheren Beweis, dafs Chaucer, als er die 'Merchant's Tale' komponierte, neben seiner eigenen Prosaversion auch den Originaltext Albertanos vor sich liegen hatte, liefern uns erst die unserem letzten Citat unmittelbar folgenden Verse: Merch. 322, 131

Ther nys no thing in gre superlatif
(As saith Senec) above an humble wyf.
Suffre thy wyves tonge, as Catoun byt,
She schal comaunde, and thou schalt suffre it,
And yit sche wil obeye of curtesye.
A wif is keper of thin housbondrye.

Chaucers Prosa hat nichts Entsprechendes,[4] wohl aber Albertano, der Prudentia in ihrer grofsen Rede zu Gunsten der Frauen des

[1] [Franz. *son peuple.* J. Z.] — [2] [Auch im Mén. fehlt er. J. Z.] — [3] Cf. Six-Text Print S. 477 *Latin Side-Notes to the Merchant's Tale in the Ellesmere and Hengwrt Mss.* — [4] [Ebensowenig Mén. I, 197. J. Z.]

weiteren sagen läfst (S. 18, Z. 14): *Quartam vero rationem ad hoc inducit Seneca commendans super omnia benignas coniuges; ait enim: 'Sicut nihil est superius benigna coniuge, ita nihil est crudelius infesta muliere ...' Quintam denique rationem Cato pro mulieribus induxit dicens: 'Uxoris linguam, si frugi est, ferre memento' ... dici consuevit 'Bona mulier fidelis custos est et bona domus' ... 'Casta matrona parendo viro imperat'.* Sämtliche Argumente und Autoritäten Albertanos finden wir bei Chaucer wieder, nur hat er Senecas Nachsatz mit der *infesta mulier,* die in einer Lobrede auf die Frauen nichts zu thun hat, klüglich beseitigt.

Gegen die auf diese Verse gestützte Annahme eines unmittelbaren Anschlusses an das lateinische Original kann nun noch der Einwand erhoben werden, dafs vielleicht der französische Mellibee die betreffende Stelle enthielt, die Chaucer alsdann in seiner Prosa-Übersetzung unterdrückt und später in der 'Merchant's Tale' verwertet haben müfste. Diese verwickelte Annahme hat an und für sich wenig Wahrscheinliches; die endgültige Entscheidung mufs ich jedoch auch in dieser Frage dem glücklicheren Fachgenossen überlassen, dem die französische Version vorliegt. Ich selbst glaube nicht, dafs Chaucers Verse durch die französische Übersetzung veranlafst wurden, und werde in diesem Unglauben[1] noch dadurch bestärkt, dafs auch diese Stelle der 'Merchant's Tale' mit drei lateinischen Randglossen bedacht ist, deren Text den Citaten Albertanos entspricht: 132 Seneca: *Sicut nichil est superius benigna coniuge ita nichil est crudelius infesta muliere;* 133 Cato: *Uxoris linguam si frugi est ferre memento;* 136 *Bona mulier fidelis custos est et bona domus.*[2]

Überdies hoffe ich im Folgenden den Nachweis führen zu können, dafs Chaucer auch die anderen lateinischen Traktate des Richters von Brescia kannte und für seine Zwecke benützte.

---

[1] [Dafs dieser berechtigt war, zeigen Anm. 2 und 4 S. 38. J. Z.]

[2] Cf. ST. S. 177. Die letzte Glosse findet sich nur in der Ellesmere-Handschrift.

II. Liber de amore et dilectione dei et proximi et aliarum rerum et de forma vitæ.

Wenn wir uns in diesen stofflich nicht übermäfsig fesselnden Traktat vertiefen, der, 1238 entstanden, Albertanos erstes und umfangreichstes Werk ist, so stofsen wir schon in dem 23. Kapitel *De uxore diligenda* auf eine Stelle, die es uns höchst wahrscheinlich macht, dafs Chaucer auch aus dieser Schrift Albertanos schöpfte. Albertano sagt:[1] *Uxorem vero tuam perfecte diligere debes, quia pars tui corporis est, et unum corpus tecum est, ut ait dominus, qui eam adiutorium hominis vocavit. Nam, cum fecisset hominem, dixit: 'Faciamus ei adiutorium', et extracta costa de corpore Ade fecit Evam et dixit: 'Propter hoc relinquet homo patrem et matrem [e]t adherebit uxori sue, [et] erunt duo in carne una'* (fol. 30 a); Chaucer in der 'Merchant's Tale' II, 320, 79

And herken, why, I say not this for nought,
That wommun is for mannes help i-wrought.
The heighe god, whan he had Adam maked,
And saugh him al aloone body naked,
God of his grete goodnes sayde thanne:
'Let us now make an helpe to this manne
Lyk to himself'; and than he made Eve.
Her may ye see, and here may ye preve,
87 *That wyf is mannes help and his comfort ...*
91 *O fleisch thay ben ...*

In der Ellesmere und der Hengwrt Handschrift findet sich bei V. 81 folgende Randglosse: *'Faciamus ei adiutorium' et extracta costa de corpore Ade fecit Euam et dixit: 'Propter hec [!] relinquet homo patrem et matrem et adherebit', et cetera, 'et erunt duo in carne una.'* Es ist klar, dafs diese Glosse den Text Albertanos bietet.

Alb. fol. 30a *Et alibi dixit apostolus in epistola ad Eph.: 'Diligite uxores vestras, sicut Christus dilexit ecclesiam.' Et subiunxit idem apostolus: 'Ita viri debent diligere uxores*

[1] Ich citiere nach einer Handschrift (Cod. lat. 14230) der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Die in eckige Klammern gestellten Änderungen beruhen auf einer Vergleichung dieses Codex mit zwei anderen Handschriften (Cod. lat. 3782 und 5319) derselben Bibliothek.

suas, ut corpora sua, quia, qui suam uxorem diligit, seipsum diligit. Nemo unquam carnem suam odio habuit, sed nutrit et fovet eam.' Et postea subiunxit: 'Unusquisque uxorem suam diligat, sicut seipsum.' Merch. 322, 139

I warne the, if wisly thou wilt wirche,
Love wel thy wyf, as Crist loveth his chirche;
If thou lovest thiself, thou lovest thy wyf.
No man hatith his fleissch, but in his lif
He fostrith it, and therfore warne [ST. *bidde*] *I the,*
Cherisch thy wyf, or thou schalt never the.

Vgl. die Randglossen zu V. 139: *Apostolus Paulus ad Ephesianos: 'Diligite uxores vestras, sicut Christus dilexit ecclesiam' et cetera;* V. 141 *Apostolus: 'Ita viri debent diligere uxores suas, ut corpora sua, quia, qui suam uxorem diligit, seipsum diligit; nemo unquam carnem suam odio habuit, set nutrit et fovet eam'; et postea: 'Unusquisque suam uxorem, sicut seipsum, diligat.'* Auch diese Randglossen zeigen dieselben Abweichungen von der Vulgata, wie Albertanos Text, dem sie zweifellos entnommen sind.

Alb. fol. 30a *Et merito uxor est diligenda, quia donum est dei. Dixit enim Ihesus filius Syrac:*[1] *'Domus et divitie dantur a parentibus, a domino autem proprie uxor bona et prudens.' Est enim, ut dixit, adiutorium hominis et maxime egeni vel egri. Unde idem dixit:*[2] *'Ubi non est sep[e]s, dir[i]pitur possessio, et, ubi non est mulier, ingem[i]scit eger.'* Merch. 320, 67

A wyf is goddes yifte verrayly;
Al other maner yiftes hardily,
As landes, rentes, pasture, or comune,
Or other moeblis, ben yiftes of fortune ...
137 *Wel may the sike man wayle and wepe,*
Ther as ther is no wyf the hous to kepe.

Vgl. die Randglosse zu V. 67: *Uxor est diligenda, quia donum dei est. Ihesus filius Sirac: 'Domus et divicie dantur a parentibus, a domino autem proprie uxor bona vel prudens.'*

[1] Vielmehr Salomo Prov. XIX, 14.
[2] Eclus. XXXVI, 27.

Albertanos Text ist aus Bibelstellen zusammengesetzt (vgl. Genesis II, 18, 24, Eph. V, 25, 28, 29, 33, Prov. XIX, 14, Eclus. XXXVI, 27). Wer dem Zeugnis der Randglossen keinen Wert beilegen wollte, könnte deshalb vermuten, auch Chaucer habe seine Argumente aus der heiligen Schrift selbst geschöpft. Freilich bliebe es immerhin sehr auffällig, dafs der Dichter dieselben Stellen wählte wie Albertano, obwohl bei Jesus Sirach z. B. noch manches andere schöne Wort zum Lob der guten Frauen gesagt ist. Die beste Waffe gegen diesen Einwand liefert uns jedoch eine genaue Vergleichung der Verse Chaucers mit dem Text der Vulgata und des Brixiensis. Jesus Sirach sagt in der Vulgata: *Ubi non est mulier, ingemiscit egens,* Albertanus: *Ubi non est mulier, ingemiscit eger,* Chaucer: *The sike man.*

Damit sind jedoch die Beweise, dafs Chaucer dieses Kapitel des Brixiensis mit besonderer Andacht gelesen hat, noch nicht erschöpft. Am Schlusse seiner Rede *Pro matrimonio* wendet sich Albertano gegen die bösen Leute, welche vor dem Stand der Ehe warnen: *Nec inhereas hereticis nec [illis] credas, qui dicunt uxorem esse dimittendam nec cum ea esse carnaliter utendum* (fol. 30 b). Ähnlich bemerkt Chaucer in der 'Merchant's Tale' abschliefsend 322, 145

Housbond and wif, what so men jape or pleye.
Of worldly folk holden the righte [ST. *siker] weye.*

Mit Überraschung bemerken wir ferner, dafs des alten Januarius Abneigung gegen Witwen ebenfalls aus Albertano stammt. Dieser giebt für die Wahl der Gattin u. a. den Rat: *Et uxorem accipias potius ... puellam quam viduam; dixit enim quidam philosophus: 'Accipe puellam in uxorem, quamvis sit vetula'* (fol. 30 b). January sagt zu seinen Freunden 323, 161

For I wil be certeyn a weddid man,
And that anoon in al the hast I can.
Unto some mayde, fair and tender of age ...
177 *I wil no womman twenty* [ST. *thritty] yer of age ...*
179 *And eek these olde wydewes (god it woot)*
Thay can so moche craft of Wades boot ...
182 *That with hem schulde I never lyven in rest.*

Den Nachsatz des unbekannten *philosophus,* der auch den alten Jungfrauen den Vortritt vor den Witwen giebt, konnte

Chaucer begreiflicherweise nicht verwerten. Albertano führt des weiteren aus, man dürfe freilich kein ganz tadelloses Weib erwarten: *Nam dixit quidam philosophus: 'Nulla tam bona uxor, in qua non invenias, [quod] queraris, et nulla tam bona fortuna est, de qua nihil possit queri'* (fol. 30b). Dieselbe Ansicht spricht Chaucers Justinus aus 327, 293

Al be it so, that no man fynde schal
Noon in this world, that trottith hool in al,
Neyther man, ne best, such as men can devyse.
But natheles it aught y-nough suffise
With any wyf, it so were, that sche hadde
Mo goode thewes than hir vices badde.

Man beachte noch, dafs die letzten drei Citate bei Chaucer in derselben Reihenfolge erscheinen wie bei Albertano. Der Zauberstab des Dichters hat Albertanos trockene Prosa berührt und in lebensvolle Verse verwandelt.

So hat uns die Erzählung des Kaufmanns, die uns von dem englischen Melibeus zu dem lateinischen Original führte, auch das Beweismaterial dafür geliefert, dafs Chaucer auch den gröfsten Traktat des Richters von Brescia mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Weitere Spuren dieser Lektüre habe ich bis jetzt in Chaucers Dichtungen nicht finden können. Denn nur dem Zufall sind wohl folgende Übereinstimmungen in Bild und Citat zuzuschreiben. Alb. fol. 22a *Sicut lucet candela et ardet et lumen ab ea sumitur, lumen prime candele non minuitur, sed duplicatur, ita per datum elemosinarum substantia tua crescit et augetur;* Duchesse V, 184, 962

That she was lyke to torche bryght,
That every man may take of lyght
Ynogh, and hyt hathe never the lesse.

Skeat (Minor Poems, S. 261) beweist in der Anmerkung zu dieser Stelle durch mehrere Belege die Häufigkeit dieses Gleichnisses; er hätte noch beifügen können, dafs Chaucer selbst in dem Prolog der Frau von Bath das Bild nochmals verwendet in Anschlufs an den *Roman de la Rose,* II, 216, 333

He is to gret a nygard, that wol werne
A man to light a candel at his lanterne;
He schal have never the lasse light, pardé.

Alb. fol. 45b *Iam et Seneca . . . dixit: 'Non convalescit planta, quæ sæpe transfertur';* Troil. IV, 147, 964

As plaunte a tree or erb in sondry wise
And on the morwe pulle it up as bylyve,
No wonder is, though it may nevere thryve.

Alb. fol. 46a *Salomon dixit: 'Melius est duo simul esse quam unum, habent enim emolumentum societatis. Si unus ceciderit, ab altro fulcietur. Ve soli, quia, cum ceciderit, non habet sublevantem';* Troil. IV, 136, 694

The wise seith, 'Wo hym, that is allone,
For, and he falle, he hath non helpe him to ryse'.

III. Tractatus de arte loquendi et tacendi.

In dem zweiten Kapitel des Traktats *De amore dei* handelt Albertano *De locutione et cohibendo spiritu et lingua cohibenda et compescenda.* Dieses Thema hat Albertano später ausführlicher behandelt in seiner zweiten, 1245 verfafsten Schrift *De arte loquendi et tacendi.*[1] Er wendet sich in dieser Schrift an seinen Sohn Stephanus und giebt ihm gute Lehren über *Quis, quid, cui dicas, cur, quomodo, quando, requiras.*

Schon der Titel dieses Traktats erinnert uns an die der 'Maunciple's Tale' angefügte Moralpredigt über den Schaden des Redens und den Nutzen des Schweigens. Schlagen wir Chaucers Verse zum Vergleich auf, so finden wir, dafs auch die Art der Einleitung eine ganz ähnliche ist. Bei Albertano spricht der Vater zu dem Sohne, bei Chaucer belehrt die Mutter den Sohn III, 259, 213

But natheles thus taught me my dame.

Vater und Mutter beginnen mit einer Bemerkung über die Gefährlichkeit der Zunge, von gleicher Tendenz, doch verschiedener Fassung. In den Lehren selbst werden wir aber häufig an den Wortlaut Albertanos erinnert. Man vergleiche 259, 221

My sone, ful ofte for to mochil speche
Hath many a man be spilt, as clerkes teche;
But for a litil speche avisily
Is no man schent, to speke generally =

[1] Neu herausgegeben von Thor Sundby als zweite Beilage seines Werkes *Brunetto Latinos levnet og skrifter* (Kopenhagen 1869), S. LXXXV ff.

S. XCVIII *Paucos vel neminem tacendo, multos loquendo circumventos vidimus, quod pulchre voluit, qui ait: 'Nil tacuisse nocet, nocet esse sæpe locutum.'*

225 *My sone, thy tonge scholdest thou restreigne*
At alle tyme, but whan thou dost thy peyne
To speke of god in honour and prayere =

S. CX *Causa igitur finalis tui dicti sit aut pro dei servitio aut pro humano commodo aut pro utroque ...;*

228 *The firste vertue, sone, if thou wilt lere,*
Is to restreigne and kepe wel thy tonge;
Thus lerne children, whan that thay ben yonge[1] =

S. XCVI *Catho dixit: 'Virtutem primam esse puta compescere liguam';*

231 *My sone, of mochil speking evel avised,*
Ther lasse speking had ynough suffised,
Cometh mochil harm; thus was me told and taught:
In mochel speche synne wantith nought =

S. CXV *In quantitate insuper modum requiras non multa dicendo; nam in multiloquio non deest peccatum;*

235 *Wost thou, wherof a racle tonge serveth?*
Right as a swerd for-kutteth and for-kerveth
An arm atuo, my dere sone, right so
A tonge cutteth frendschip al atuo =

S. CIII *Requiras, ne quid irrisorium dicas neque de amico, neque de inimico ... scriptum est enim: 'Amicum ludere ne ioco quidem liceat'; et iterum: 'Bonus amicus læsus gravius irascitur';*

249 *But he, that hath myssayd, I dar wel sayn,*
He may by no way clepe his word agayn.
Thing, that is sayd, is sayd, and forth it goth =

S. XCVIII *Verba enim sagittis sunt quasi similia: facile dimittuntur, difficile retrahuntur; quare dici consuevit: 'Evolat emissum semel irrevocabile verbum';*

252 *Though him repent, or be him never so loth,*
He is his thral, to whom that he hath sayd
A tale, of which he is now yvel apayd =

---

[1] Cf. Troilus IV, 237, 243

For which this wise clerkes, that ben dede,
Han evere this proverbed to us yonge,
That firste vertu is to kepe tonge.

S. CVI *Consilium vel secretum tuum absconditum quasi in carcere tuo est reclusum; revelatum vero te in carcere suo tenet ligatum.*

Die von Chaucer citierten Autoritäten

240 *Red Salamon, so wys and honurable,*
Red David in his Psalmes, reed Senek

nennt Albertano sehr häufig.

Albertano und Chaucer bieten in den angeführten Stellen eine Sammlung von Citaten und Gemeinplätzen, die der Stoff heischt; aufserdem läfst sich in Chaucers Versen hier und da der Einflufs Jean de Meungs deutlich erkennen. Aber wir werden doch unbedenklich annehmen dürfen, dafs Chaucer durch die Schrift des Italieners zu diesem *prosy bit of moralizing,* wie Furnivall sagt,[1] veranlafst wurde. Dafs er auch dieses — nach der Zahl der Handschriften und späterhin Drucke zu schliefsen — sehr beliebte Werkchen Albertanos gelesen hatte, wird im Hinblick auf seine Kenntnis der anderen Traktate niemand in Frage stellen wollen, und es entspricht vollkommen den geistigen Gewohnheiten unseres Dichters, dafs er sich von einem litterarischen Eindruck durch eine nach eigenem Belieben gemodelte Wiedergabe desselben befreite.

[1] Cf. F. J. Furnivalls *Trial-Forewords* (Chaucer Society, London 1871) S. 111.

München. Emil Koeppel.

Tristan l'Hermites Le Parasite

und seine Quelle.

François Tristan l'Hermite,[1] einer der hervorragendsten Zeitgenossen Corneilles, *l'une des gloires du théâtre français,* wie ihn Vict. Fournel[2] nennt, und heute so gut als vergessen, veröffentlichte im Jahre 1654 sein Lustspiel *Le Parasite.* Die Brüder Parfaict[3] setzen die Aufführungszeit in das gleiche Jahr. Da aber das Druckprivileg bereits vom 23.[4] März datiert ist, so erscheint diese Angabe zum mindesten zweifelhaft, um so mehr, als der Buchdrucker[5] (Courbé) ausdrücklich in einer Vorrede von den dem Drucke vorausgehenden wiederholten Aufführungen am Hofe sowohl, als vor einem grofsen Publikum spricht. Wir dürfen daher eher das Datum 1653 als das richtige bezeichnen.

Siebzehn Jahre früher (1636) hatte der Dichter mit der ungewöhnlich beifällig aufgenommenen Tragödie *Marianne* debutiert und seitdem dem Theater noch drei andere Tragödien und eine

[1] Über seine Lebensumstände, Werke u. s. w. sehe man: Titon du Tillet, *Le Parnasse franç.;* Pelisson-Olivet, *Hist. de l'Académie franç.* (ed. Livet); Nicéron, *Mémoires;* Goujet, *Bibl. franç.;* Lambert, *Hist. littér.;* Parfaict, *Hist. du Théât. fr.* (t. V); d'Aubignac, *La Pratique du Théâtre;* Beauchamps, *Recherches sur les Théât.;* V. Fournel, *Les Contempor. de Molière* u. a.

[2] *Contempor. de Molière* III, S. 3. [3] Bd. VIII, S. 69.

[4] Beauchamps, *Recherches* II, S. 177 giebt den 25. März, dagegen Fournel, *Contempor.* III, S. 6 den 23. an; mir lag die Originalausgabe nicht vor, ich mufs deshalb die Richtigkeit des einen oder anderen Datums dahingestellt sein lassen.

[5] Die Brüder Parfaict (VIII, S. 71) sind der Ansicht, dafs diese Vorrede *L'Imprimeur a qui lit* von Tristan selbst herrühre, die Begründung dieser Behauptung bleiben sie uns aber schuldig.

Tragikomödie gegeben. Eine Komödie von dem seit so langer Zeit nur als Tragiker bekannten Dichter mufs nicht wenig überrascht haben. Was veranlafste Tristan den Kothurnus mit dem Soccus zu vertauschen? War es der Verkehr mit seinem Schüler Quinault, der selbst 1653 mit einem Lustspiel die Bretter betreten hatte und gleich im nächsten Jahre zwei weitere folgen liefs? War es die seit 1651 wachsende Bedeutung des Lustspiels, die sich in der Zahl der aufgeführten und gedruckten Stücke kundgab?[6] Oder war es das Auftreten einer italienischen Schauspieltruppe,[7] die von 1653 an in Paris mit gewaltigem Erfolge spielte und vorwiegend der Komödie, der improvisierten wie der geschriebenen, ihre Kräfte widmete? Es läfst sich schwerlich mehr ermitteln. Vielleicht wirkten alle diese Umstände zusammen. Und dafs der letztgenannte nicht ganz der Begründung entbehrt, das besagt schon die Quelle, aus welcher Tristan schöpfte: sein *Parasite* ist die Nachahmung eines italienischen Lustspiels. Bevor ich dieses letztere nenne und mit der Nachahmung vergleiche, ist eine nicht ganz gleichgültige Frage zur Entscheidung zu bringen, nämlich wer der eigentliche Verfasser desselben sei. Die Sache liegt nicht so einfach und scheint mir interessant genug, um hier etwas ausführlicher behandelt zu werden.

Im Jahre 1585 erschien in Paris ein Lustspiel in italienischer Sprache mit folgendem Titel: *L'Angelica. Comedia di Fabritio de Fornaris Napolitano, detto il Capitano Cocodrillo, Comico confidente. Parigi, Abel L'Angelier*, 1585 (12°). Fornaris war der Führer einer italienischen Komödiantentruppe, die von 1584 an in Paris spielte und unter dem besonderen Schutze des Herzogs von Joyeuse stand. Diesem hohen Gönner hatte Fornaris

[6] Wirft man einen Blick auf die von den Brüdern Parfaict *(Hist. du Th. franç.* IX, Anh. 1) gegebene, oder auf die von H. Lucas davon *(Hist. du Th. franç.* 1843, 2 édit. 1863) ohne Quellangabe kopierte *Table chronolog. des poèmes dramatiques* etc., so fällt sofort auf, wie bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, abgesehen von einer kurzen Vorherrschaft des Pastoraldramas (1624—1634), die Tragödie bezw. Tragikomödie und von 1651 an mit einemmal die Komödie das Übergewicht hat.

[7] Vgl. (Parfaict) *Histoire de l'ancien Théâtre Italien* S. 29 ff.

sein Stück, das einzige, das er schrieb, und überhaupt die einzige Spur seiner dichterischen Thätigkeit, auch gewidmet. Es wurde, wie uns berichtet wird, zur Feier der Taufe einer Tochter des Herzogs von Maine vor Katharina von Medici und vielen Prinzen, Prinzessinnen und Herren des Hofes und gewifs noch öfter gespielt.[8] Der Verfasser erntete ohne Zweifel Ruhm, Auszeichnungen und Geld für seine Arbeit; denn, dafs man ein italienisches Stück zu jener Zeit in Frankreich druckte, darf allein schon als Beweis dafür gelten. Ein noch gröfserer Erfolg scheint ihm in der Heimat zu teil geworden zu sein. Einer der hervorragendsten Gelehrten und Dramatiker Italiens, Fornaris' Landsmann Giovan Battista della Porta, verschmähte es nicht, mit einem Lustspiel, betitelt *L'Olimpia*,[9] das 1589 zum erstenmal ans Licht kam, ein Plagiat an ihm zu begehen. *L'Angelica* und *l'Olimpia* stimmen — abgesehen von mehreren unten näher zu bezeichnenden Abweichungen — Scene für Scene und fast Wort für Wort überein, so dafs man beide Stücke nur für eines ansehen kann. Portas *Olimpia* erschien vier Jahre nach *Angelica* im Druck, folglich ist Porta ein Plagiator. Merkwürdig! Der reiche Porta, welcher aufser dem fraglichen Stücke noch 13 gedruckte, meist bessere, und etwa 8 ungedruckte, bezw. verlorene Lustspiele, sowie mehrere Komödien, Tragikomödien und Mysterien geschrieben, er hätte einen armen Komödianten um das einzige Kind seiner Muse gebracht! Seltsamerweise zeigt die *Olimpia* durchweg denselben Stil, dieselbe Komik, dieselben Eigentümlichkeiten wie die anderen anerkannt echten Stücke des Verfassers. Hatte Neapel damals zwei Geister, die so ganz in ihrem poetischen Schaffen bis ins kleinste übereinstimmten, dafs der eine das Produkt des anderen für sein eigenes ausgeben konnte? Und wie kam es, dafs der Geplünderte, der dazu noch Berufsschauspieler war, sein ausgezeichnetes Talent nicht weiter benützte, dafs er es bei dieser einzigen vielversprechenden Probe bewenden liefs? *Sed tamen amoto quæramus seria ludo.* Der wackere Cocodrillo hatte an Porta den Raub begangen und ihm,

[8] Baschet (Armand), *Les Comédiens Italiens à la Cour de France.* Paris, Plon et Cie., 1882.

[9] *In Napoli per Oraxio Salviati* 1589. 12° (s. Allacci u. Quadrio).

seinem ominösen Namen gemäfs, das Stück weggeschnappt. Aber wie kam es, dafs das Plagiat vier Jahre vor dem Original gedruckt wurde? Hierüber giebt ein äufserst seltenes Stück Portas *La Penelope* (1591 gedruckt)[10] Aufschlufs. Pompeo Barbarito, der Herausgeber dieser *Tragi-comedia*, ein vertrauter Freund della Portas, sagt in der Vorrede *A' Lettori* folgendes: *L'Opere di Poesia di questo valent'huomo, son cosi poco stimate da lui medesmo, che cõpiacendone spesso i suoi amici si veggono disperse per le mani d'ogniuno.* Des weiteren bezeichnet er die *Olimpia* als des Dichters erste Komödie, erwähnt, dafs *vn galant' huomo* den Prolog der *Olimpia* und ein anderer gar ein ganzes Stück *(La Stregha)* geraubt und mit verändertem Namen habe drucken lassen u. s. w. Also der sorglose Verfasser überliefs seine Komödien Freunden und Bekannten. Zu diesen gehörte möglicherweise auch unser 'Krokodil', der ja, wie bereits erwähnt, sein Landsmann war. Er machte es mit Portas Arbeit, wie es schon andere gemacht hatten. Dadurch, dafs er das Stück in Paris drucken liefs, verbarg er das Plagiat, sonst würde Barbarito wahrscheinlich auch diesen Raub registriert haben.

Zum gleichen Resultate gelangt man, wenn man den Artikel *Fornaris* in Francesco Bartolis *Notizie istoriche de' Comici Italiani*[11] aufmerksam liest und Wahrheit und Dichtung, die hier zu einem netten Histörchen verschmolzen sind, sorgfältig voneinander scheidet. Wir lesen dort unter anderem: *Trovandosi a recitare in Venezia, gli fu da un Gentilhuomo Napolitano regalata una Comedia, secondo il costume dell'Arte, scritta con il semplice Scenario; e il Capitano Coccodrillo esaminandola gli piacque e volle introdurvi il suo proprio personaggio che da prima non v'era. Passato poi a Parigi con tutta la Truppa. ...*

[10] *La | Penelope | Tragicomedia. | In Napoli. | Apresso gli Eredi di Mattio Cancer | MDXCI.* 12°.

[11] *Notizie istoriche de' Comici Italiani che fiorirono intorno all Anno MDL fino a' giorni presenti opera ricercata raccolta ed estesa da Francesco Bartoli Bolognese Accademico d'onore elementino. In Padova. Per il Conzatti a S. Lorenzo. Con Licencia de' Superiori. 1781.* 2 Bände 8°. I, S. 230—32.

Veggendo ben accolte e le improvvise, e le studiate rappresentazioni, prese di nuovo a ritoccare la Commedia avuta dal Gentilhuomo Napolitano, e volle recitarla in occasione del felicissimo Battesimo d'una Figliuola del Eccel. Signor Duca d'Umena (du Maine). ... Vedendo Fabrizio che la Commedia recitata all' improvviso piacque moltissimo, pensò di voler scriverla tutta interamente e ciò fatto risolse di voler darla alla luce. Usci dunque fuori l'anno 1585 e fu da lui intitolata: l'Angelica. Abel l'Angelier ... fu l'impressore, e Fabrizio volle dedicarla al eccel. Signor duca di Giojosa (Joyeuse) che s'era reso suo favorevole Protettore. Da Bartoli bedauerlicherweise hier, wie fast immer, seine Quellen verschwieg, so weifs ich nicht, woher diese interessanten Mitteilungen stammen. Doch welches auch immer ihre Quelle sei, so viel geht auch daraus hervor, dafs die Fabel, der Entwurf des Stückes nicht von Fornaris herrührt, dafs das Scenarium ihm von einem neapolitanischen Edelmanne geschenkt wurde; Fornaris soll dann später in Paris den Entwurf umgearbeitet haben. Während wir das erstere dankbarst acceptieren und den namenlosen neapolitanischen Edelmann bis auf weiteres G. B. della Porta heifsen, wird sich die Unhaltbarkeit der anderen Behauptung alsbald aus dem Vergleich der beiden Stücke ergeben. Dieser Vergleich wird uns noch aus einem anderen Grunde zur Notwendigkeit gemacht. Eines der beiden Stücke ist Tristans Quelle. Es gilt also zugleich die Frage zu entscheiden, welches von beiden seine Vorlage war. Des besseren Verständnisses halber gebe ich zuerst einen Inhaltsauszug der *Olimpia.*[12]

Olimpia, eine junge Dame, hatte, wie ihre Amme zu Anfang des Stückes einer Gevatterin, Anasira, erzählt, sich gelegentlich eines Aufenthaltes zu Salerno in einen Studenten aus Rom, Lampridio, verliebt und mit ihm insgeheim einen Liebesbund ge-

[12] Aufser der oben erwähnten Ausgabe von 1589 werden noch folgende genannt: *in Venezia per G. B. e G. Bern. Sessa* 1597, 12°; *in Siena alla Loggia del Papa* 1613, 12°. Mir lag nur die Ausgabe in den gesammelten Komödien vor: *Delle Commedie di Giovanbattista de la Porta Napolitano, In Napoli* MDCCXXVI. *Nella Stamperia, e a spese di Gennaro Muzio, Erede di Michele Luigi.* 4 Bände. 8° (Bd. IV; erstes Stück, 115 Seiten). In dieser Ausgabe ist die Orthographie modernisiert.

schlossen. Heimgekehrt war sie von ihrer Mutter Sennia mit dem alten Capitano Trasilogo verlobt worden. Nicht ohne Anstrengung hatte die Verzweifelnde von der drängenden Mutter Aufschub erlangt. Um der verhafsten Ehe ganz zu entgehen, war sie — die Liebe macht erfinderisch — auf einen schlauen, aber bedenklichen Plan verfallen, dessen Ausführung durch die Mitwirkung des gefräfsigen Hausdieners Mastica, des Mitwissers ihrer Liebe, erleichtert wurde. Theodosio, ihr Vater, und Eugenio, ihr Bruder, waren vor etwa 20 Jahren von türkischen Piraten geraubt worden. Obwohl man seit dieser Zeit nichts mehr von ihnen gehört hatte, so glaubte Sennia, von einer Zigeunerin darin bestärkt, doch an ihre baldige Rückkehr. Olimpias Geliebter, darauf lief nun der ganze Plan hinaus, sollte die Rolle des verschollenen Eugenio spielen und, vorgebend, dafs Theodosio in der Sklaverei gestorben sei, als Herr und Erbe des Hauses den lästigen Capitano verabschieden. Dann konnte das Paar so viel als ihm beliebte beisammen sein. Schon waren der Mutter durch einen getauften Türken, der ins Geheimnis gezogen war, Briefe von dem angeblichen Eugenio, seine baldige Ankunft meldend, überbracht worden. Lampridio, der nie in Neapel gewesen, hatte eine Entdeckung des Trugs um so weniger zu fürchten, als Eugenio bei seinem Verschwinden erst zwei Jahre zählte. Nachdem Anasira die Expositionserzählung mit geziemendem Interesse angehört, entfernt sie sich, und der bereits erwähnte Parasit und Intrigant Mastica erscheint (Sc. 2), um seine seit Menanders Zeiten unvermeidlichen Hungerwitze vom Stapel zu lassen. Zuletzt empfängt er von der Amme, und in der nächsten Scene (Sc. 3) nochmals aus Olimpias Munde den Auftrag, Lampridio aufzusuchen und zur sofortigen Abreise nach Neapel zu bestimmen. Zugleich händigt ihm die junge Dame einen Brief für den Geliebten ein, der den ganzen Anschlag enthält. Vor dem in Begleitung seines Dieners Squadra auftretenden Capitano Trasilogo (Sc. 4) ziehen sich die Frauen zurück, Mastica aber bleibt. Die jetzt folgende, sowie die nächste Scene (Schlufs des Aktes) haben keinen weiteren Zweck, als die groteske Figur des Bramarbas einzuführen.

II. Akt. Lampridio und sein *precettore* Protodidascalo sind eben, ohne Mastica gesehen zu haben, in Neapel eingetroffen.

Feurige Liebesklagen des ersteren, von welchen das halb italienische, halb lateinische Geschwätz des *pedante* komisch absticht. Der Student Giulio, Lampridios vertrauter Freund, kommt dazu (Sc. 2). Dieser war kurz vorher von Mastica in Olimpias Namen beauftragt worden, Lampridio aus triftigen Gründen in Salerno zurückzuhalten. Er versetzt durch diese Mitteilung den Liebenden in Angst und Unruhe. Nun fällt Lampridio ein, dafs er auf der Reise von einer Heirat zwischen Olimpia und einem Capitano, ihrem Nachbar, habe munkeln hören. Als Squadra, Trasilogos Diener (Sc. 3), gleich darauf die Sache bestätigt, so zweifelt der Jüngling nicht länger an der Treulosigkeit der Geliebten und gerät in wilde Verzweiflung. Nur mit Mühe vermögen ihn die beiden anderen (Sc. 4) ins Haus zu ziehen. Der Bramarbas und sein Diener treten auf (Sc. 5). Anasira hat den Plan Olimpias dem Capitano, ihrem guten Freunde, verraten, und dieser speit Feuer und Flamme gegen Olimpia, die es wagte, ihn, den Unwiderstehlichen, zu verschmähen. Doch da sehen sie mit einemmal Mastica in Begleitung zweier Fremden daherkommen, und Squadra vermutet mit Recht, dafs einer davon jener Römer, Olimpias Anbeter, sein müsse. Capitano und Diener ziehen sich zurück, um zu lauschen. Mastica richtet (Sc. 6) seinen Auftrag aus, und Lampridio schwimmt in Entzücken über die Grundlosigkeit seines Verdachtes, besonders als er Olimpias Brief liest, den der Parasit aber erst dann ausliefert, als er sich unbedingte Herrschaft über Küche und Keller als Botenlohn gesichert hat. Der Capitano kann sich nun nicht länger halten, er tritt (Sc. 7) mit fürchterlichen Drohungen hervor. Als aber Lampridio den Degen zieht und auf ihn losgeht, so lenkt er gleich ein, zieht sich behutsam zurück, um endlich weherufend vor dem ihm nachrückenden Jüngling schleunigst ins Haus zu fliehen.

III. Akt. Lampridio erscheint in türkischer Tracht, mit Halseisen und Ketten, vor Sennias Hause. Mastica eilt hinein, um den 'Sohn' anzumelden. Inzwischen (Sc. 2) äufsert Lampridio seine freudige Erregung, während der ihn begleitende Pedant ihn ängstlich von seinem waghalsigen Vorhaben abzubringen sucht. Verlorene Mühe! Er entfernt sich, denn eben stürzen Sennia und Olimpia aus dem Hause (Sc. 3). Freudiger Empfang. Lam-

pridio zeigt sich durch seine Fragen ziemlich in die Familienverhältnisse eingeweiht. Es wird ihm aber schwer, seine auffallende Liebesleidenschaft zu verbergen. Er kann nicht satt werden, seine Schwester zu liebkosen, so daſs es Sennia auffällt. Mit Recht spricht daher, nachdem alle sich entfernt, Mastica in einem Monolog (Sc. 4) seine Befürchtung aus, daſs die Liebenden es so weit treiben werden, bis die Mutter Verdacht schöpfe. Doch was schert das ihn? Er wird seinem Magen gütlich thun, und, kommt schlimmsten Falls die Sache an den Tag, so wird er wohl gejagt; aber er hat bis dorthin sich ein wohlgepflegtes Schmerbäuchlein angelegt. Mastica geht hinein und macht Anasira zu einem ziemlich überflüssigen Monologe (Sc. 5) Platz. Hierauf erfüllt (Sc. 6) der Capitano die Luft vor Sennias Hause mit leeren Rodomontaden, die sein Diener mit ironischer Bewunderung anhört, sich hin und wieder aber das Vergnügen macht, den Feigling mit dem Rufe 'Ich höre Leute kommen' zu erschrecken. Sie entfernen sich. In der nächsten (7.) Scene zieht der Parasit Lampridio aus dem Hause und macht ihm Vorwürfe, daſs er seine Leidenschaft zu Olimpia nicht zügle, wodurch schlieſslich der Trug ans Licht kommen müsse. Der Jüngling verspricht Besserung. Mastica sieht jetzt den Capitano und Squadra kommen und belauscht (Sc. 8) versteckt, wie sie beschlieſsen die Intrigue durch eine Gegenintrigue zu durchkreuzen. Es sollen zwei Personen, eine 20jährige und eine 60jährige, gefunden, entsprechend unterrichtet und in türkischer Tracht als angeblicher Theodosio und Eugenio in Sennias Haus geschickt werden, um den Betrüger zu entlarven und dadurch Trasilogo zu Olimpias Hand zu verhelfen. Als Mastica genug erlauscht, tritt er, wie zufällig des Weges kommend, hervor und nun erfolgt als Schluſs des Aktes (Sc. 9) eine Schimpferei zwischen dem Parasiten und dem *Miles gloriosus,* die, so lustig sie auch gehalten, als überflüssig zu bezeichnen ist.

IV. Akt. Theodosio und Eugenio in Türkentracht, eben der Sklaverei entkommen, begrüſsen froh die Heimat. Bange Zweifel quälen sie, ob ihre Angehörigen noch am Leben sind. Sie wollen sich alsbald erkundigen. Protodidascalo allein (Sc. 2). Er hat Filastorgo, Lampridios Vater, in Neapel gesehen. Wie wird's dem Sohn, wie wird's ihm, seinem Erzieher, ergehen, wenn

er ihre Streiche entdeckt? Eben kommt der Gefürchtete, der Pedant entflieht. Filastorgo allein (Sc. 3). Er hat in Salerno, wohin ihn die Sehnsucht nach dem Sohne getrieben, erfahren, dafs dieser in Neapel sei. Er will sich nach ihm umsehen. Nachdem er sich entfernt, kommt Trasilogo mit Squadra wieder zum Vorschein. Noch haben sie nicht die entsprechenden Individuen gefunden. Da erblicken sie Theodosio und Eugenio. Passendere Subjekte konnten sie sich gar nicht wünschen. So mufsten die Verschollenen aussehen. Sogar die Tracht stimmte. Ohne viel zu fragen, wer die Fremden seien, rücken sie mit ihrer Absicht heraus, geben gleich die nötigen Informationen und, als Vater und Sohn unter Thränen der Rührung und Jubelrufen ihre Gefühle darüber äufsern, dafs ihre Angehörigen noch leben und Sennia und Olimpia einmal über das andere Mal rufen, so ist der Bramarbas und sein Geselle ganz entzückt, wie rasch die beiden ihre Rollen begriffen haben, wie vortrefflich, wie natürlich sie dieselben spielen. Jetzt stehen sie vor Sennias Thüre, Lampridio und Mastica kommen heraus (Sc. 5). Theodosio und sein Sohn geben sich zu erkennen, werden aber von jenen für die vom Capitano gesandten Betrüger gehalten und mit Hohn empfangen. Auch Sennia, die bald erscheint (Sc. 6), hat für die Freudenausbrüche und rührenden Worte von Gemahl und Sohn nur Ironie und Gelächter. Behaglich hört sie dem zwischen Eugenio und Pseudo-Eugenio sich entwickelnden Wortkampfe zu und ist schon im Begriff, sich mit dem letzteren zurückzuziehen, als der alte Theodosio ihr scheidend Worte ins Gedächtnis ruft, die sie ihm einst ohne Zeugen gesagt hat. Sennia schwankt, beginnt zu bangen, weifs nicht, was sie von der Sache halten soll. Da tritt Filastorgo auf (Sc. 7), erkennt den Sohn trotz der Verkleidung und nähert sich ihm. Mit Entsetzen erblickt der Betrüger seinen Vater. Was soll er thun? Einen Augenblick ist er ratlos, da durchblitzt ihn der Gedanke, seinen Vater zu verläugnen. Filastorgo begrüfst zärtlich den Sohn und wird fremd und kalt als Unbekannter von ihm zurückgewiesen. Empört über diese Schändlichkeit, klagt der Alte in einem kurzen Monolog (Sc. 8) über Undank der Kinder und wünscht, dafs der erbärmliche Sohn lieber früher gestorben wäre. In der folgenden (9.) Scene läfst Protodidascalo, der gerne

Lampridio von der Ankunft des Vaters unterrichten möchte, denselben durch Lalio, einen Pagen Sennias, zu sich bitten. Indessen kommen Theodosio und Eugenio (Sc. 10) zurück. Sie beschliefsen, die Justiz zur Hilfe zu rufen. Endlich trifft (Sc. 11) Lampridio mit Protodidascalo, der in der Nähe des Hauses wartend verblieben, zusammen. Der Pedant rät ihm, zu fliehen, der Jüngling weist diesen für ihn schrecklichen Rat zurück. Kaum ist Lampridio wieder allein, so kommt Theodosio (Sc. 12) mit Häschern, um ihn festnehmen zu lassen; allein der Jüngling zieht den Hauptmann der Sbirren auf die Seite und macht ihm weis, dafs der Alte verrückt sei, und, als Theodosio in seiner Ungeduld wütende Antworten giebt, glaubt der Hauptmann die Lüge und läfst den Alten fesseln und abführen.

V. Akt. Sennia entreifst dem Pagen Lalio, den sie, bereits argwöhnisch, zur Beaufsichtigung des jungen Paares bestellt, mittels Drohungen und Hiebe das Geständnis, dafs er den vermeintlichen Eugenio und Olimpia in Liebesumarmungen beobachtet habe. Kann sie schon jetzt nicht länger zweifeln, dafs sie das Opfer eines unerhörten Trugs geworden, so gieſst Squadra (Sc. 2) noch Öl ins Feuer, da er ihr erzählt, es sei stadtbekannt, dafs ein junger Mann aus Rom ihre Tochter unter dem Vorwand, der von den Türken geraubte Sohn zu sein, verführt habe; der Capitano, sein Herr, habe sich daher bereits mit einer anderen vermählt. Verzweiflung der unglücklichen Mutter. Mastica, der sie zum Essen ruft (Sc. 3), hat ihre Wut zuerst zu fühlen. Sie jagt ihn als den mutmafslichen Anstifter des Ganzen trotz seines Läugnens aus dem Hause. Hungerklagen (Sc. 4) des armen Mastica. Aus dem nun folgenden Monolog des Pedanten (Sc. 5) erfahren wir die schnell eingetretene Wendung der Dinge. Theodosio, als geistig gesund befunden, ist auf freiem Fufse, und an seiner Statt sitzt der Verführer Lampridio hinter Schlofs und Riegel. Um ihm das gefährdete Leben zu retten, verständigt alsbald Protodidascalo den Vater von der Sachlage. Die Vaterliebe trägt natürlich den Sieg über den Groll davon, und alsbald beschliefst Filastorgo, mit Theodosio Unterhandlungen anzuknüpfen. Der letztere kommt eben wie gerufen (Sc. 6), und nach einigem Sträuben willigt er in Filastorgos Vorschlag, durch die Vermählung des Paars den Skandal zu beenden. Mastica,

der in der Nähe geweilt und alles angehört hat, sichert sich (Sc. 7) durch die sofortige Benachrichtigung Sennias seine Begnadigung. Nachdem Lampridio seinen Vater (Sc. 8) und seine nunmehrige Schwiegermutter (Sc. 9) um Verzeihung gebeten, erfolgt endlich die Wiedererkennung und Vereinigung der so lange getrennten Familienglieder, und Mastica beschliefst das Stück mit der Aufforderung an die Zuschauer, Beifall zu klatschen.

Halten wir nun die *Angelica*[13] mit der *Olimpia* zusammen, so ergeben sich folgende Abweichungen.

Ein Blick auf die *Interlocutori* zeigt, dafs von den fünfzehn Namen der *Olimpia* fünf in der *Angelica* beibehalten (die *Balia* schlechtweg, *Anasira, Mastica, Squadra, Giulio)* und zehn geändert sind. Umgestaltungen haben drei Personen erfahren. Der Capitano Trasilogo, ein Italiener bei Porta, ist zum Spanier Coccodrillo, Portas *pedante* Protodidascalo zu einem Gherardo, *servo vecchio,* und der Page Lalio zu einer *fanciulla serua,* Livia, geworden. Die Scene, Neapel bei Porta, ist bei Fornaris Venedig; statt Salerno hat letzterer Padua, statt Rom Neapel.

Der Prolog ist in beiden Stücken fast wörtlich der gleiche. Fornaris hat nur hin und wieder Sätze weggelassen, einzelne Ausdrücke geändert oder hinzugefügt. Ich greife zur Erläuterung des Verfahrens eine Stelle aus der Mitte heraus.

Olimpia.

Orsù voi, che armati di malignità siete venuti per biasimarla, ponetevi gli occhiali; che sian lucidi, acciochè non vi mostrino una cosa per un' altra: che a vostro dispetto l'invidia resterà accecata da suoi raggi. Miratela dalle treccie insino a piedi, etc.

Angelica.

Horsù voi ch'armati di malignità sete venuti per dirne male, se hauete corta vista, poneteui gli occhiali, che siano lucidi, acciocche non vi mostrino vna cosa per vn altra. Miratela dalla testa insino à i piedi, etc.

Gehen wir nun zum Stücke selbst über, so liegt es auf der Hand, dafs schon die Änderung der Namen und noch mehr der

[13] Mir lag folgende Ausgabe vor: *L'Angelica.* | *Comedia* | *di* | *Fabritio* | *de Fornaris* | *Napolitano,* | *Detto il Capitano Cocodrillo* | *Comico Confidente. Con Privilegio.* | *In Venetia MDCVII* | *Apresso Francesco Bariletti.* Wie der Drucker Bariletti selbst angiebt, ist diese Ausgabe ein Nachdruck der Pariser Ausgabe.

drei Rollen erhebliche Änderungen des Textes nötig machten. Aber auch sonst hält sich die *Angelica* nicht immer ängstlich an den Text der *Olimpia*. Es finden sich Kürzungen, Zusätze, Änderungen in den Ausdrücken und Wendungen, kurz das Verhältnis ist ganz das gleiche wie im Prolog. Einige Beispiele sollen das zeigen.

Olimpia I, 1.

Anas. Che cosa mi dici? E come stà Olimpia?

Bal. E come stà la sfortunata giovane: non ci è più segno di quella sua bellezza: se la vedessi, non la conosceresti: par un' altra, tanto è trasfigurata: sta di sorte, che s'avessi pensato vederla in questa sciagura, me l'arei affogata a lato, quando era bambina.

Anas. Balia, narrami alcuna cosa: che ben sai, che non ai comare, ne amica più cara di me.

Bal. E' vero; ma a te non tocca di saperlo.

Olimp. III, 3.

Lamp. O madre, io ancora non posso tenermi: sento il cuor liquefarsi di tenerezza. Ragguagliami, è viva Beatrice mia zia, di che molto si ricordava Theodosio mio padre?

Sen. Vive, e si sta maritata in Salerno molto ricca.

Lamp. Eunemone sua fratello come vive?

Sen. Son dieci anni, che si morio.

Angel. I, 1.

Anas. Che cosa dici? e come stà Angelica?

Bal. E come stà la sfortunata giovane? stà di sorte, che s'io hauesse pensato vederla in questa sciagura doue hora si ritroua, me l'haurei affogata al lato quando era bambina.

Anas. Narrami di gratia alcuna cosa che ben sai, che non hai amica nè comare piu cara di me.

Bal. È vero, ma non ti tocca di saperlo.

Angel. III, 3.

Ful. O madre cara, che ancor' io non posso contenermi, per l'allegrezza che sento, il mio cuore si và liquefando à poco à poco: ragguagliatemi vi prego: È viua Filomena mia zia, di che molto si raccordaua mio padre?

Mab. Viue, et se ne stà in Padoua molto ricca.

Ful. Et Ascanio suo fratello come stà? viue ancora?

Mab. O figliuol mio, son dieci anni, che se ne morse il pouerino.

Die Zahl sowie die Folge der Scenen ist nicht ganz dieselbe geblieben. Im ersten Akt hat Fornaris die dritte Scene (zwischen Fornaris, Balia und Mastica), die allerdings entbehrlich war, gestrichen. Sein erster Akt enthält also nur vier Scenen (gegen fünf bei Porta). Die Rolle des Capitano — die bei Fornaris, wie schon erwähnt, spanisch ist — zeigt Erweiterungen;

leicht erklärlich, da diese ja von Fornaris selbst gespielt wurde. Übrigens sind auch die Reden des Bramarbas gröfstenteils wörtliche Übersetzungen aus der Olimpia.

Im zweiten Akte läfst Fornaris nach der fünften Scene den Capitano weggehen. Das Moment des Lauschens fehlt also; demgemäfs mufste der Anfang der siebenten Scene geändert werden. In der sechsten Scene sprechen nur Fulvio und Mastica, Gherardo fehlt. Die Verwandlung des Pedanten in einen alten Diener führte eine beträchtliche Umgestaltung aller Scenen herbei, in denen dieser auftritt, besonders in der ersten Scene des zweiten Aktes. Das Latein fiel weg mitsamt dem gelehrten Kram.

In der dritten Scene des dritten Aktes hat Fornaris den Mastica (der bei Porta fehlt) aufgenommen und ihn ein paar Worte sagen lassen. Nach dem Monolog Masticas (Sc. 4) ist in der *Angelica,* als fünfte Scene, ein Monolog des Squadra eingeschoben. Dagegen fehlt bei ihm die sechste Scene Portas (zwischen Capitano und Squadra).

Gründlich geändert ist die Scenenfolge des vierten Aktes, so dafs der leichteren Übersicht wegen eine Nebeneinanderstellung am Platze ist. Es entspricht

Angel. IV	*Olimp.* IV	
1	der 1	Theodosio (Gismondo) und Eugenio (Mutio).
2	„ 4	Capitano, Squadra, Theodosio und Eugenio.
3	„ 5	Lampridio (Fulvio), Mastica, Theod. und Eug.
4	„ 6	Sennia (Mabilia) zu den vorigen.
5	„ 10	Theod. (Gism.) und Eug. (Mutio).
6	„ 2	Protodidascalo (Gherardo).
7	„ 3	Filastorgo (Algenio).
8	„ 7 u. 8	Filastorgo (Algenio) und Lampridio (Fulvio), Mabilia fehlt.
9	„ 11	Lampridio (Fulvio) und Prot. (Gherardo).
10	„ 12	Lampridio (Fulvio), Theod. (Gism.), Birri.

Es fehlt, wie wir sehen, Portas allerdings sehr überflüssige Scene 9 (zwischen Protodidascalo und Lalio). Demnach ist der Scenenverlauf des vierten Aktes folgender. (Sc. 1) Die beiden Verschollenen kommen in der Heimat an. (Sc. 2) Capitano und Squadra nehmen sie sofort für ihre Intrigue in Anspruch. (Sc. 3) Pseudo-Eugenio (Fulvio) und Mastica verhöhnen die vermeint-

lichen Werkzeuge des Capitano. (Sc. 4) Mabilia erkennt die beiden nicht an. (Sc. 5) Verzweiflung der Verkannten und ihr Entschluſs, gerichtliche Hilfe anzurufen. (Sc. 6) Gherardos Entdeckung, daſs Fulvios Vater angekommen sei. (Sc. 7) Dieser kommt selbst und (Sc. 8) trifft mit dem Sohn zusammen, der ihn verläugnet. (Sc. 9) Gherardo rät dem Jüngling zu fliehen. (Sc. 10) Gismondo (Theodosio) kommt mit den Häschern etc. Zu dieser letzten Scene sei noch bemerkt, daſs Fornaris den Barigello (Sbirrenhauptmann), der bei Porta den Verhältnissen Neapels gemäſs sich des Spanischen bedient, italienisch sprechen läſst.

Diese Scenenverschiebung, welche natürlich mehrfache Änderungen des Textes besonders am Anfang und zu Ende der Scenen mit sich führte, kann nur als eine Verbesserung angesehen werden. In der *Olimpia* ist das ewige Kommen und Gehen der Personen recht unmotiviert und wirkt sehr störend.

Im fünften Akte hat Fornaris die bedenkliche, aber bei Porta noch verhüllte Liebesscene (Sc. 1) sehr breit obscön ausgemalt und die Worte dazu noch in den Mund einer *fanciulla serva* gelegt. Hiermit mag er sich am Hofe Heinrichs III., aber gewiſs nicht bei gesitteten Menschen Dank verdient haben. Die achte und neunte Scene hat er zusammengezogen, wobei von der letzteren wenig übrig blieb. Die Schluſsworte Masticas bilden eine eigene (neunte) Scene.

Alle angeführten Änderungen, so zahlreich sie auch sind, beeinflussen aber fast gar nicht die Fabel und nur in Einzelheiten den Text des Stückes. Der Dialog der beiden Lustspiele ist in der Hauptsache der gleiche. Die *Angelica* trägt also höchstens den Charakter einer verbessernden Bearbeitung der *Olimpia,* und es kann keinem Zweifel unterliegen, daſs diese selbst und nicht ein bloſses Scenarium Fornaris vorgelegen hat. Mag nun der *Comico confidente* auch manche glückliche Änderung mit dem Stücke vorgenommen, mag er sich als vortrefflichen Regisseur erwiesen haben: es umzutaufen und sich als Verfasser zu nennen, dazu war er nicht berechtigt, und der Name eines Plagiators muſs an ihm haften bleiben.

Welches von den beiden italienischen Stücken war nun Tristans Vorbild? Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten.

Es bedarf, da die Fabeln so gut wie keine unterscheidenden Momente aufweisen, um zu einem sicheren Resultate zu gelangen, der sorgfältigsten Vergleichung des *Parasite* mit beiden Lustspielen, wobei die gröfsere textliche Übereinstimmung den Ausschlag zu geben hat; denn leider ergiebt die Prüfung der Personenliste, die unter Umständen allein genügt hätte, so viel wie nichts. Von den fünfzehn Personen der beiden italienischen Lustspiele treten bei Tristan nur zehn wirklich auf, und eine wird genannt. Sämtliche elf Namen sind geändert und stimmen weder mit Porta noch mit Fornaris überein. Gerade diejenigen Personen, die bei diesen Autoren wesentlich verschieden sind und demnach zur Aufhellung der Sache hätten führen müssen, hat der Franzose beseitigt. Es fehlen bei Tristan der *pedante* Protodidascalo, bezw. der *vecchio servo* Gherardo, der *paggio* Lalio, bezw. die *serva fanciulla* Livia; aufserdem fehlt die *comare* Anasira und der *Capitano di birri* (bezw. Barigello), während die Häscher *(Archers)* verblieben sind. Ein einziger Name, der der Mutter, scheint auf Fornaris zu deuten. Diese heifst bei Porta Sennia, bei Fornaris Mabilia, bei Tristan Manille.[14] Doch kann dieser Name allein nicht entscheiden. Was die Charaktere betrifft, so stimmen sie fast alle so ziemlich mit denjenigen der beiden Italiener überein; nur zwei sind geändert. Die *Balia* ist zu einer gewöhnlichen *seruante* oder *suivante* geworden; wenigstens wird sie so auf dem Personenverzeichnis benannt; indes vergafs das der Dichter; denn in der dritten Scene des dritten Aktes redet Manille die *seruante* mit *Nourrice* an. Aus des Jünglings Vater (Lucile) hat Tristan eine originelle Figur, einen alten *prevost (d'une maréchaussée)* gemacht und ihm zugleich die Rolle des 'Barigello' übertragen.

Die Handlung spielt in Paris, und alles ist ziemlich geschickt lokalisiert. Die Fabel, der Inhalt des französischen Stückes, kommt im ganzen den beiden italienischen gleich. Es genügt also, den Scenenverlauf zu betrachten und nur bei den Zusätzen auch den Inhalt zu berücksichtigen.

Das Stück eröffnet die Dienerin Phénice *(Balia)* mit einem

[14] Fournel hat sonderbarerweise diesen Namen auf der Personenliste in seiner Ausgabe vergessen.

sehr derben Monolog. Sie klagt über die schwere Rolle, die der Vertrauten eines verliebten Mädchens zufalle. Ihre Herrin Lucinde (Olimpia, Angelica) lasse ihr Tag und Nacht keine Ruhe, besonders aber des Nachts:

J'aimerois mieux coucher près d'vn tas de fumier,
Cent puces dans mon lit m'auroient moins éveillée.

Lucinde kommt hinzu (Sc. 2) und erinnert ihre Vertraute nochmals daran, den ihr erteilten Auftrag zu besorgen. Diesen Auftrag erfahren wir erst in der nächsten, bezw. zweitnächsten Scene, in welcher der Titelheld, der Parasit Fripesauces (Mastica) erscheint. Während die ersten beiden Scenen Erfindung des Franzosen sind, stellen sich die dritte und vierte als Nachahmungen der ersten bis dritten Scene bei Porta oder der ersten und zweiten Scene bei Fornaris heraus. Wir haben darin nicht nur die Entwickelung der Parasitenrolle, sondern auch die Expositionserzählung (aus Porta-Fornaris I, 1), den dem Parasiten erteilten Auftrag, Lisandre (Lampridio, Fulvio) aufzusuchen und in die Intrigue einzuweihen, und endlich den Brief, den er zu übergeben hat. Abweichend von dem italienischen Vorbild, mufs die Dienerin erst eine Schüssel Speisen holen, um sich bei dem stets hungrigen Fripesauces Gehör zu verschaffen. Es mögen hier einige Proben das Abhängigkeitsverhältnis Tristans von seiner Quelle beleuchten.

Tristan.	Porta-Fornaris.
Fripes.	*Mast.*
— — — — — — — —	Cosi *tu fossi* (fussi tu)[15] un pa-
Si tes deux yeux étoient deux pastez de requeste	sticcio *ch'al primo ti porrei* (c'hor hor ti darei di) mano al cappello e
Je ficherois bien tost mes ongles dans ta teste.	mi ti trangugiarei in un boccone.
— — — — — — — —	
Phenice.	*Bal.*
Quoy! manger si matin! L'appetit furieux!	Hai fame cosi mattino?
Fripes.	*Mast.*
Ma bouche à mon reveil s'ouvre devant mes yeux.	Non sai tu che la mattina *apro* (s'apre) prima la bocca, che gli

[15] Die eingeklammerten Stellen sind Änderungen, die Fornaris mit dem Texte Portas vorgenommen.

Phenice.

Bride cet appetit d'une raison meilleure.[16]

Fripes.

Je voudrais estre aveugle et manger à toute heure.

Phenice.

Ecoute donc un peu.

occhi (volendo significare, che bisogna prima pascere la bocca che gli occhi)?

Bal.

— — *odi* un poco (odimi vn poco).

Fripes.

Je sens dans mes boyaux plus de deux millions
De chiens, de chats, de rats, de loups et de lions.
Qui présentent leurs dents, qui leurs griffes étendent
Et grondant à toute heure, à manger me demandent.
J'ay beau dedans ce gouffre entasser jour et nuit
Pour assouvir ma faim je travaille sans fruit.

Mast.

Io sento *che lupi, che cani* (che cani che lupi) piu di cento leoni nello stomaco: io non vorrei *far mai* (mai far) altro che mangiare: (&) non mi veggio *satollo mai* (mai satio), anzi quanto più mangio più *cresce la rabbia* (mi cresce la voglia del mãgiare).

Auch die Expositionserzählung, Gegenstand der vierten Scene, stimmt in der Hauptsache bei Tristan und den Italienern überein. Eine Stelle zeigt noch gröfsere Ähnlichkeit mit Fornaris als mit Porta.

Tristan.

— son mary s'embarque avecque la brigade
Qui pensoit s'égayer tout au long de la rade.
Il y porte son fils, qu'il ne pouvoit quitter
Et dont l'âge à deux ans à peine eust pu monter
— — — — — — — —
Ceux qui s'étoient commis à ce fier élément
Virent un temps si beau changer en un moment
— — — — — — — —
Le jour les fit trouver proches d'un Brigantin:
C'étoient des écumeurs, des Turcs qui les surprirent.

Fornaris.

— — — Gismondo dunque togliendosi vn giorno Mutio, che a pena finiua dui anni, s'imbarcò per ischerzo & andando con vna gondola — — — su'l porto di Malamocco, fu sopragiũto da vna fusta di Turchi & da quella rubati.

[16] Fournel teilt diesen Vers auch Fripesauces zu.

Bei Porta lautet die Stelle: *Theodosio togliendosi un giorno Eugenio in braccio per ischerzo, andò a diporto ad una sua villa a Pusilipo, e quivi fur presi di notte da una galeotta di Turchi.*

Nun folgt im Anschlufs an das italienische Vorbild die Scene zwischen dem Capitan Fripesauces und Cascaret (Squadra). Sie entspricht inhaltlich Porta I, 4. 5 und Fornaris I, 3. 4, und, obwohl im ganzen ziemlich selbständig gehalten, lehnt sie sich doch häufig im Ausdruck und zwar mehr noch an Fornaris als an Porta an. Man vergleiche folgende Stelle.

Tristan (I, 5).	Fornaris (I, 3).
Le Capitan. Va-t'en donc a la halle et m'achete à manger.	*Cap.* — — — En este medio anda à mercar ropa por el pasto d'esta tarde — — — y que sobre todos se coman buenas oliuas y rauanillos — — —
Fripesauces. — — — — — — — — Il va bientost disner: il faut que je le suive.	*Mast.* Oh, di questa maniera me gli scoprirò, poi che ha ordinato che si compri da mangiare.
Le Cap. Que nous ayons surtout la chastaigne et l'olive.	

Dagegen Porta: *Tras.* — — — *Tu compra robe, acciocche s'apparecchi per questa sera.* — — — *Mast. Poichè compra robe, me gli vo scoprire* — — —.

Tristan.	Fornaris.
Le Capit. D'un autre exploit encor tu seras étonné!	*Cap.* — — — — — Mas yo te dirè otras pruevas que no son estas de mayor importancia.
Fripes. Mais ne disnez-vous point? voila midy sonné.	*Mast.* — — — — — — Ma ditemi Signore staremo noi molto ad andar à desinare.
* * *	
Le Capit. Fais-moy toujours service auprès de ma maitresse Je te feray present d'un pot dont je fais cas.	
Fripes. Sera-t-il bien garny? — — — — — — — —	

Le Capit.	*Cap.*
Ce pot est un armet d'une étoffe bien fine.	Escucha, dezid a mi Sennora Angelica estas pruevas que yo te quiero
Je veux d'un corselet encor te regaler, etc.	dar vn corsalete[17] de Milan.

Die ganze Stelle fehlt bei Porta. Übrigens zeigt Tristan in dieser Scene eine Abweichung von seinem Vorbild. Während der Capitano in den beiden italienischen Stücken den Parasiten leer ausgehen läfst, schenkt er hier ihm und Cascaret Geld, damit sie zu einem Trunke gehen können. Dabei hofft er, dafs sein schlauer Diener beim Weine wichtige Mitteilungen aus dem Immerdurstigen herausbekommen werde.

Tristan hat noch eine eigene Scene (6) angefügt, worin der Capitan mit Lucinde und Phénice zusammentrifft. Die junge Dame weist die Komplimente und Artigkeiten des zudringlichen Eisenfressers sehr entschieden zurück. Auch die Dienerin hat nur Spott für ihn, und so mufs er nach vergeblichem Bemühen, letztere durch Versprechungen zu gewinnen, blamiert abziehen.

II. Akt. Der Student *(écolier)* Lisandre (Lampridio, Fulvio) tritt auf. Er hat einen Brief von seiner Geliebten erhalten, worin er aufgefordert wird, aus Orléans, seiner Heimat, nach Paris zu kommen und Phénice aufzusuchen, um sich mit ihr wegen einer List zu verständigen, wovon ihr beider Glück abhänge. Diese Scene ist ein Ersatz für Porta und Fornaris II, 1. Tristan hat die Rolle des Protodidascalo (Gherardo), wie schon erwähnt, nicht aufgenommen, daher mufste aus seiner ersten Scene ein Monolog werden.

Périante (Giulio) kommt hinzu und teilt seinem Landsmann und Freunde mit, dafs Lucile (Filastorgo, Algenio), Lisandres Vater, auch in Paris weile. Schrecken des Lisandre, der sich ohne Erlaubnis vom Hause seines strengen Vaters entfernt. Ferner erzählt Periante, dafs Lucinde sich mit Matamore, einem *homme venu des pays étrangers,* verheiraten werde.

---

[17] Entweder war Fornaris nicht sattelfest im Spanischen, oder er gab absichtlich ein mit italienischen Wörtern und Wendungen gemischtes Spanisch, wie es in Neapel vorkommen mochte. *Corsalete* (ital. *corsaletto,* franz. *corselet)* konnte ich in keinem spanischen Wörterbuch finden, wohl aber *coselete* oder *coraça (coraza).*

Qui dit qu'il a partout affronté des dangers,
Qu'il a suivy la guerre en toutes les contrées,
En un mot, un mangeur de charettes ferrées.

Manilles Diener

Ce ventre affamé dont tu m'as dit merueilles,
Qui s'altere tousiours en vuidant les bouteilles,
Qui pourroit avaler un bœuf en un repas,

habe seine Hand im Spiele dabei gehabt. Eine heftige Wut ergreift Lisandre. Er will den Capitan alsbald aufsuchen und *luy manger le cœur*. Mit einer Flut von Vorwürfen und Beschimpfungen empfängt er den eben daherkommenden Parasiten (Sc. 3). Vergebens bemüht sich Périante, ihn zu beschwichtigen. Lisandre will über den Treulosen herfallen. Er ruft

Je veux pocher ses yeux, je veux l'essoriller,
Le jeter à vau l'eau, le bouillir, le griller.

Doch Fripesauces holt ruhig Lucindes Brief aus der Tasche, überzeugt, dafs dieser besser als jede Entschuldigung ihn verteidigen werde. Er täuscht sich nicht. Lisandre zieht andere Saiten auf, verabschiedet Périante und bittet (Sc. 4) den getreuen Parasiten um Verzeihung. Dieser spielt den Beleidigten und will sich nicht so rasch besänftigen lassen. Erst als Lisandre ihm einige Goldstücke in die Hand drückt, giebt er sich zufrieden und macht einige Angaben über die geplante Intrigue. Seinen Lohn bestimmt er sich selbst:

Il faut que le couteau, s'escrimant en amy,
Fasse en la basse-cour la Saint-Barthelemy,
Que tout le poulailler se sente du carnage,
Que l'on defonce un muid, que dans le vin je nage,
Que l'on n'épargne rien pour me rassasier,
Que je mange mon saoul, j'entend jusqu'au gosier;
Que je ne fasse rien que sauts et que gambades,
Qu'aller au cabaret, qu'aller aux promenades,
Qu'on ne desserve point tant que je mangeray,
Qu'on ne m'éveille point tant que je dormiray.

In diesen Scenen lehnt sich zwar Tristan vielfach an sein Vorbild an, doch verfuhr er recht frei und bietet erhebliche Abweichungen bezw. Zusätze. So fehlt z. B. in letzterem die Meldung von der Ankunft des Vaters, so fehlen die Vorwürfe des

Jünglings[18] dem Parasiten gegenüber u. dgl. m. Von der zweiten Scene des Fornaris ist wenig, von der dritten gar nichts, von der vierten mehreres benutzt worden; die fünfte Scene blieb ganz weg, und die sechste stimmt mehrfach mit Fornaris' vierter Scene überein.

So lautet beispielsweise obige Stelle im Original (Fornaris):[19] *... io vuò che subito che tu entri in casa bandisci la guerra mortale à sangue à fuoco al pollaio, che si dia la rotta alle pignatte, fiaschi & bicchieri piccoli; vuò che mi consegni la chiaue della cãtina, dispensa, delle casse & d'ogni cosa; ch'io sia il compratore, il cuoco, & il Maggiordomo: vuò la parte di tutto quel che si porta a tauola, che non mi dimandi mai conto di quanto spendo, ma star alla semplice mia parola: chè non mi facci leuar mai à buon'hora* etc.

In der fünften Scene kommt der Capitano mit seinem Diener Cascaret dazu. Nicht ohne Grund hat der Dichter letzteren mit Fripesauces zum Weine geschickt. Nachdem Tristan die Verräterin Anasira beseitigt hatte, mufste der Capitano auf eine andere Weise die Intrigue erfahren. Es war ein glücklicher Gedanke, dem Parasiten durch den Wein das Geheimnis entlocken zu lassen. So weifs denn Matamore, dafs ein Student aus Orléans ihm vorgezogen wird und ihm den Weg durchkreuzt. Wütend darüber will der *Miles* seinen Rivalen erwürgen. Wiewohl Tristan diese Scene kopierte, fand er doch neue Bravaden oder kopierte wenigstens nicht wörtlich.

Tristan.	Fornaris.
Je luy veux d'un regard foudroyer l'intestin, Luy rompre le brechet avec plus d'une coste.	Yo le quiero hazer morir con mi guardadura; que no sara menester obrar le spada.[20]
* * *	* * *

[18] Zu Anfang der sechsten Scene sagt Lampridio (bezw. Fulvio) nur: *Perdonami, se a torto (s'io) mi sono (cosi) adirato teco.*

[19] Daneben Porta: ... *Subito, che sarai entrato in casa, vò che si bandisca la guerra mortale a sangue ed a fuoco al pollajo: che si dia la rotta a tutti fiaschi, pignatte, bicchieri e piatti piccioli, che sono in casa. Vò che mi sieno consegnate le chiavi della cantina dispensa, cascie e d'ogni cosa. Vò essere il compratore* etc.

[20] *Guardadura* ist nicht spanisch, und das span. *catadura* bedeutet

Je le feray sauter jusqu'au cinquième ciel
Afin qu'aux pieds de Mars il luy demande grace
D'avoir osé choquer un prince de sa race.

Yo le quiero dar d'vn puntapie, y hecharle tan alto que con todo que lleuasse consigo vna cargua de pan tendra mas peligro de morirse de hambre por el camino que morirse por la cayda.[21]

Lisandre tritt jetzt näher und fordert ihn auf, den Platz zu verlassen.

Tristan.

Lisandre.

Je dis que sans tarder vous delogiez d'icy.
Passez, et promptement.

Le Capit.

J'allois passer aussi.

Lis.

Sus, il se faut tirer quelque sang l'un à l'autre.

Le Capit.

Mon sang me fait besoin; vous connoissez le vostre;
Si vous en avez trop, ou s'il est altéré,
Que par quelque barbier il vous en soit tiré.

Fornaris.

Fulv.

Su poni mano a quella spada.

Capit.

Yo no quiero hechar mano; quereys vos hazerme fuerza.

Ful.

Per parlarti piu chiaro, io dico, che vuò che ci cauiamo vn poco di sangue dalla persona con queste spade.

Capit.

Mi sangre es poca y buena; si vos teneys mucha sangre y vellaca vè te à vn barbero,[22] etc.

Lisandre rückt ihm zu Leibe und der Grofssprecher sucht unter leeren Ausflüchten das Weite.

Gesicht; hier, wo man Blick erwartet, sollte *mirada, ojeada, sobrecejo* stehen. — *le spada* mag Druckfehler für *la espada* sein; rätselhaft ist es aber, wie *obrar* hierher kommt, statt *arrancar, sacar* oder allenfalls *usar la espada*. — Die folgenden Worte *mira que passear* etc. sind offenbar durch ein Versehen des Fornaris übersetzt und dem Capitano beigelegt; sie gehören Fulvio.

[21] Die beiden Stellen lauten bei Porta: *Io lo spaventerò con la guardatura, che non sarà altrimente bisogno di por mano alla spada. — Io darò tal calcio dietro a questo furbetto, che lo farò andar tanto alto, che se ben portasse seco un fardello di pane, gli sarà più periglio di morirse di fame per la via, che morirse della caduta.*

[22] Bei Porta lautet die Stelle: Lam. *Su poni mano alla spada.* — Tras. *Non la vò ponere, se non dove piace a me: vuoimene forzar tu? sei tu padron delle mie mani? sto io con te, che mi comandi?* * * * Lam. *Per parlarti più chiaro, dico che ferendoci tra noi, ci vogliamo cavar un poco di sangue.* Tras. *Sangue, ah? ne ho poco e buono: se soverchia a te, vattene ad un barbiere* etc. — Fornaris' Text hat *da vn barbero.*

III. Akt. Fripesauces meldet uns in einem Monolog, dessen Hauptvorzug Kürze ist, dafs er einen Sklavenanzug gekauft und eine Hasenpastete 'vernichtet' habe. Bald erscheint (Sc. 2) Lisandre in diesem Anzug. Der Jüngling ist sehr aufgeregt. Zum Parasiten sagt er:

Cher amy, je ne sçais, je suis tout interdit,
Le cœur me bat au sein, je tremble, je frisonne.
* * *
Tu ne sçaurois penser l'état où je seray
Quand je verray ma sœur, quand je l'ambrasseray.
Je me sens tout ému, j'en ay déjà la fièvre,
Et mon ame s'appreste a passer sur ma lèvre.

Ähnlich die beiden Italiener:

Porta.

Lamp. — — — dubito, che vedendomi Olimpia in queste braccia, non mi muoja di contentezza.

* * *

Mas. Tu sei tutto mutato di colore.

Lamp. Questa insperata speranza di allegrezza m'ha tolto fuor *[gedruckt* furor] di me stesso. Non so che m'habbi: cuor mio sta fermo: tu, par, che non mi capi nel petto! tu dibatti cosi forte, come se ne volessi saltar fuori!

Fornaris.

Ful. — — — io temo, che veggendomi Angelica mia nelle braccia, non mi moia di souerchia contentezza.

* * *

Mas. Tu sei tutto mutato di colore, di gratia piglia ardire.

Ful. Non sò quel che m'habbia; cuor mio stà fermo, par che tu non mi capi nel petto, tu batti si forte, che par che vogli saltarne fuori.

Nachdem der Parasit mit Lisandre noch einiges zur Rolle Gehörige besprochen, klopft er an der Thüre, und Manille mit Lucinde und Phénice kommt heraus (Sc. 3). Sie empfängt den angeblichen Sohn mit mütterlicher Zärtlichkeit. Die Scene ist gröfstenteils aus dem italienischen Vorbilde entlehnt. Ein Zusatz Tristans ist die Erzählung des Jünglings, wie es ihm und dem Vater angeblich in der Gefangenschaft erging, sowie die Angabe, dafs letzterer an der Pest gestorben sei, und endlich die Nachricht, welche Manille erhalten, dafs ihr Sohn aus dem Leben geschieden und ihr Mann auf der Heimreise sei. Für die Übereinstimmung zwischen Original und Nachbildung einige Belege.

Tristan III, 3.

Manille.

Le ciel par sa bonté veut donc que je revoye
Ce fils que j'ay cru mort? O Dieux, que j'ay de joye!

Lis.

Ha ma mère!

Man.

Ha! mon fils! que ton retour m'est doux!
Je t'ay pleuré cent fois.

Lis.

Je ne pensois qu'à vous.

Man.

Est-ce donc toy, mon fils? est-ce toy, cher Sillare,
Qu'on enleva si jeune en un pais barbare.

Fornaris III, 3.

Mab.

— doue è Mutio mio figliuolo, che con tanta ansietà di cuore è stato da me aspettato & si lungo tempo pianto?

Mast.

È questo, no'l vedete voi? — —

Mab.

O Mutio mio caro, sospirato & pianto si lungo tempo.

Ful.

O Mabilia, madre mia, che l'odor del sangue mi vi fa conoscere.[23]

Nun folgt Lisandres Bericht, dann Manilles Klage über den Tod ihres Mannes. Sie fährt fort:

Tristan.

Man.

Mais embrasse ta sœur.

Lisand.

Ma sœur qui m'est si chère!
O Lucinde, ma sœur!

Luc.

O Sillare, mon frère!

Lis.

Est-ce vous que je tiens?

Luc.

Est-ce vous que je voy?

* * *

Fripes.

Sans doute avec le temps ils feront connoissance!

Fornaris.

Mab.

Angelica figliuola mia, abbraccia il tuo fratello; perche stai si vergognosa?

Ful.

O sorella dolcissima anima mia, quãto cõtẽto sẽto a tenerui nelle braccia.

Ang.

O amato più che fratello, non conosciuto ancora come io desidero.

Mast.

Gli sarà tempo di conoscerui più intrinsicamente.

[23] Die Stelle ist kürzer bei Porta: Sennia. *O Eugenio pianto, e sospirato si lungo tempo.* — Lam. *O Sennia madre, che l'odor del sangue mi ti fa conoscere per madre.*

Phénice.

— — — — — — — —
Fripesauces, a-t-il pas tout le haut de sa mère?

Fripes.

Mais je crois que du bas il ressemble à son père.

Mab.

— — — — — — guarda Angelica come negli occhi & nel fronte tutto ti rassomiglia.

Ang.

E vero madre mia; ma nel resto, credo, che deue assomigliarsi à suo padre.[24]

Wie schon mehrfach früher, stimmt Tristan auch in dieser Scene mehr mit Fornaris als mit Porta überein. Bei letzterem fehlt hier der Parasit, während er bei den beiden anderen mitspricht.

Während der Franzose bisher den Scenenverlauf seines Vorbildes beibehalten, macht er mit der vierten Scene dieses Aktes mit einemmal einen grofsen Sprung und bringt uns Fornaris IV, 8 (Porta IV, 7): Lisandre trifft mit seinem Vater Lucile zusammen und verläugnet ihn. Hier herrscht Übereinstimmung zwischen dem Franzosen und Fornaris insofern, als die Scene nur zwischen Vater und Sohn spielt, während bei Porta — weitaus wirkungsvoller — Olimpias Mutter anwesend ist. Nach allem Bisherigen darf man als ausgemacht ansehen, dafs Fornaris und nicht Porta Tristans Vorlage war.

In der fünften Scene kommt Phénice dazu, die unglücklicherweise Lisandre bei seinem wahren Namen ruft. Zwar giebt sie sich Mühe, die schlimme Wirkung ihrer Ungeschicklichkeit mit allerlei Ausflüchten wieder gut zu machen; aber vergeblich. Lisandre geht ins Haus, und, da der Alte nicht weichen will, so droht sie ihm zuletzt mit dem *pot de chambre*. Der Capitan tritt hinzu (Sc. 6), ergreift Partei für Phénice und zieht, dem alten Herrn gegenüber siegesgewifs, den Degen. Lucile geht jetzt weg mit der Drohung, *mieux accompagnez* wiederkehren zu wollen. Durch den Lärm gerufen, kommt Manille aus dem Hause (Sc. 7) und macht dem Maulhelden Vorwürfe, dafs er einen alten hinfälligen Mann angegriffen. In dem Wortwechsel, der sich nun entspinnt, giebt Manille, von Pseudo-Sillare be-

[24] Man vgl. hiermit den weit kürzeren Porta: Sen. *Olimpia abbraccia il tuo fratello: come stai così vergognosa?* — Lam. *O sorella, dolcissima anima mia.* — Olim. *O amato piu che fratello non conosciuto ancora.* — Sen. — — — — *Mira Olimpia, come nella fronte, e negli occhi ti rassomiglia tutto.* — Ol. *Il resto dovea rassomigliare a suo padre.*

arbeitet, dem Freier ihrer Tochter den Laufpafs. Der Verdacht, den dieser gegen den wiedergekommenen Sohn einflöfsen möchte, findet natürlich keinen Glauben. Ärgerlich entfernt sich Matamore: aber er giebt die Sache noch nicht verloren:

Mais les inventions viendront à me manquer
Ou, devant qu'il soit peu, je vais le débusquer.

Die drei letzten Scenen sind Tristans Erfindung.

IV. Akt. Auf Anraten Cascarets beschliefst Matamore, Lisandres List mit einer Gegenlist zu beantworten und in Manilles Haus *quelque feint Alcidor* (Gismondo-Theodosio) zu senden. Die Scene ist Fornaris (oder Porta) III, 8 entlehnt. Der Franzose unterscheidet sich jedoch von seiner Vorlage insofern, als der Diener ein passendes Subjekt, d. h. Alcidor selbst, schon gefunden und unterrichtet hat, während Herr und Diener dort erst die passenden Personen suchen wollen, wobei ihnen der Zufall eben die Verschollenen selbst in die Hände führt. Ferner erscheint Alcidor (Sc. 2) allein; sein Sohn Sillare (Mutio) ist wirklich gestorben. Wenn Tristan mit diesen Änderungen die Handlung auch etwas vereinfachte, so geschah es auf Kosten der komischen Wirkung. Der weitere Verlauf der zweiten Scene ist ganz wie bei Fornaris IV, 2 (und Porta IV, 2). Der Capitan und sein Diener sind entzückt, wie natürlich der Mann seine Rolle spielt.

Tristan IV, 2.

Cascaret.

Qui pourroit d'Alcidor estre mieux
la peinture?

Cap.

Voilà ce qu'il nous faut. O l'heureuse avanture!

Alc.

Je reverray Manille apres tant de
malheurs.

Casc.

En parlant de Manille il a versé
des pleurs.

Alc.

Je reverray Lucinde.

Fornaris IV, 2.

Cap.

Squadra, mira vn poquito estas personas, te parezen que sean a proposito?

Squ.

Nō si potrebbono trouar migliori —

* * *

Squ.

O che ventura Padrone.

* * *

Cap.

— — — mira que empieza a suspirar y hazer el doliente — —.

* * *

Gism.

Dunque tu sei pur viua, ò Mabilia, consorte mia?

Alcidor übernimmt die Rolle und klopft gleich an Manilles Thür. Wie bei den Italienern erscheint der Parasit, jedoch statt Pseudo-Sillare Phénice am Fenster, und sie empfangen den Alten. Da Tristan die Gegenintrigue Matamores nicht, wie sein Vorbild (III, 8), durch den Parasiten hatte belauschen lassen, so mufste Capitan und Diener in dieser Scene anwesend sein, damit Alcidor für einen von jenen hergeschleppten Betrüger gehalten werde. Spott und Schmähungen regnen auf diesen, wie bei Fornaris. Das geht so weiter, als Lucinde in der nächsten (4.) Scene hervorkommt. Doch so spottlustig diese auch ist, so wird sie ernst und verwirrt, als ihr der Fremde geheime Male an ihrem Körper angiebt. Indes Phénice zerstreut ihre Verlegenheit: *C'est possible un Bohème, c'est leur moindre ruse.* Nun erscheint Pseudo-Sillare (Sc. 4). Erstaunen Alcidors, als er ihn so nennen hört; weifs er doch, dafs Sillare *mourut en un pays barbare.* Fripesauces sucht nun den Alten zu verwirren, indem er ihm vorhält, dafs ihn der Capitan hergeführt habe. Alcidor gesteht dies unter dem Gelächter der Anwesenden zu. Die letzten beiden Scenen sind Erfindung Tristans, und auch die folgende ist, obwohl sie auf Fornaris IV, 3 und V, 3. 4 beruht, recht selbständig behandelt. Manille erscheint (Sc. 6) und Alcidor eilt auf sie zu, wird aber zuerst entrüstet weggestofsen. Aber gerade durch das ängstlich eifrige Bemühen der anderen, den alten Herrn nicht zum Sprechen kommen zu lassen, stutzig gemacht, hört ihn Manille an und erkennt ihn schliefslich. Sie zweifelt nicht länger, dafs man sie betrogen hat. So mächtig jedoch der Zorn in ihr kocht, sie beschliefst, vorerst zu schweigen, um den sauberen Vogel von Sohn sicher zu machen, indes Alcidor weggeht, um ohne Geräusch die Wache zu holen. Nachdem Lisandre, Lucinde und Phénice, von Manille beruhigt, hineingegangen, nimmt diese den Parasiten ins Gebet, der sich, ungeschickt genug, verspricht und, in die Enge getrieben, die Wahrheit eingesteht. Manille jagt ihn aus dem Hause. Klagend über sein Mifsgeschick, insbesondere, dafs er noch nicht gegessen und getrunken hat, zieht Fripesauces ab, indem er seinen verschiedenen Leckerbissen Lebewohl sagt. Hiermit schliefst der vierte Akt.

Nicht ohne guten Grund ist Tristan in den letzten Scenen von seinem Vorbilde abgewichen. Er wollte die Lösung der

Wirren in einer minder obscönen Weise einleiten, als es in dem lockeren Erzeugnis des 16. Jahrhunderts geschah. Daher liefs er schon jetzt Manille durch die Verständigung mit ihrem Gatten auf die Entdeckung des Trugs kommen. Gingen dadurch mehrere komische Scenen verloren, so gewann die Handlung in sittlicher Hinsicht und aufserdem an Wahrscheinlichkeit.

V. Akt. Der Parasit jammert in einem Selbstgespräch über den verlorenen Kosttisch und bedauert Lisandre, der immer so reichlich und grofsmütig ihm Kehle und Magen versorgt habe. Der Capitan und Cascaret stören seine Betrachtungen (Sc. 2). Der Prahler verspricht dem Demütigen seine Fürsprache bei Manille und heifst ihn gleich an der Thüre pochen. Phénice und Alcidor (Sc. 3) treten heraus. Als Matamore von seinem vermeinten Werkzeug im kecksten Tone die Erfüllung seines Versprechens, die Hand Lucindens, fordert, wird er von jenem gehörig zurückgewiesen. Darüber entspinnt sich ein heftiger Streit. Der Capitan gesteht, dafs er Alcidor erst zu Alcidor gemacht habe, und ruft schliefslich den Parasiten als Zeugen an. Doch dieser benutzt schlau die Gelegenheit, sich wieder ins Haus einzuführen, und stellt sich nachdrücklichst auf Seite Alcidors:

Je le dois bien connoistre — — — —
J'ay mangé de son pain de ce bon Alcidor
Et si c'est son plaisir, j'en veux manger encor.

Alcidor, dem eigentlich jetzt wenig mehr an dieser Anerkennung gelegen sein konnte, sagt, unmotiviert genug:

A t'accorder cela ton zèle me convie.

Die Drohungen des *grand fanfaron* verlacht der Alte und läfst ihn stehen. Matamore mit Cascaret allein (Sc. 4) tröstet sich, dafs

De plus riches partis et de meilleur estoc
Si tost qu'il me plaira de parler me sont hoc.

Da er den *prevost* Lucile mit seinen *archers* herankommen sieht, so ergreift der Löwenmutige schleunigst die Flucht.

Lucile kommt mit seinen Schergen (Sc. 5). Er giebt ihnen Vorschriften über ihr Verhalten und stellt sie auf. So weit ist der fünfte Akt freie Erfindung des französischen Dichters. In dem folgenden Teile dieser Scene schliefst er sich wieder seinem italienischen Vorbilde an. Fripesauces kommt nämlich aus Alcidors Haus und vertritt in seinem Gespräch mit Lucile den

alten Diener Gherardo (bezw. den *pedante* Protodidascalo), Fornaris V, 5. Er unterrichtet den Alten von der Gefahr, in der sein Sohn schwebt, so daſs dieser, seine Wut über das unehrerbietige Benehmen Lisandres vergessend, alles versuchen will, denselben zu retten. Da er hört, daſs Manille milder gegen den Unglücklichen gesinnt ist, so will er diese zunächst sprechen. Doch da kommen (Sc. 6) Alcidor, und seine Gattin aus dem Hause. Lucile tritt mit dem Parasiten zurück, um das Gespräch der beiden zu belauschen. Alcidor läſst Manille nicht mehr zu Wort kommen; er besteht auf der strengsten Bestrafung des Verführers. *'Je le feray prendre,'* ruft er, *'deussé-je à cet effet employer tout mon bien.' 'Monsieur n'en jurez pas,'* ruft Lucile, plötzlich hervortretend, *'car vous n'en ferez rien.'* Nun entspinnt sich zwischen den beiden Greisen ein Wortwechsel, wie weit sie in der Verfolgung des zu erwartenden Prozesses gehen werden, eine vom Dichter sehr glücklich angebrachte Satire auf das Prozeſswesen der Zeit und die Prozeſssucht vieler Leute. Endlich spricht Fripesauces das erlösende Wort, indem er vorschlägt, das junge Paar zu vermählen. Man stimmt von beiden Seiten zu, und in der nächsten, der Schluſsscene, erscheint Lucinde, die sogleich den ganzen Beifall Luciles findet. Der *prevost* läſst die *archers* durch Fripesauces verabschieden, Alcidor geht den Gefangenen holen, und Manille übergiebt Keller- und Speicherschlüssel dem überglücklichen Parasiten, der das Stück in einer seinem Charakter entsprechenden Weise schlieſst.

Meine Ausführungen haben wohl zur Genüge gezeigt, daſs Tristan die Fabel, die Intrigue, die meisten Ideen und Motive, sowie den gröſsten Teil des Scenenbaus aus fremder Quelle geschöpft hat, und zugleich, daſs seine Vorlage die *Angelica* und nicht die *Olimpia* gewesen ist. Das letztere Ergebnis konnte nicht überraschen; denn es war anzunehmen, daſs das in Frankreich gedruckte und gewiſs einigermaſsen daselbst verbreitete Lustspiel weit eher in seine Hände fallen würde, als ein im Apenninenlande erschienenes Stück.

Somit wäre Tristans Quelle gefunden? Leider noch nicht ganz sicher. Es existiert von der *Angelica* eine französische Übersetzung, die am Ausgang des 16. Jahrhunderts im gleichen

Verlag wie das Original ans Licht gekommen war: *Angelique, Comédie de Fabris Fo(u)rnaris, Napolitain, dit le Capitaine Cocodrille, comique confident, mise en françois des Langues italienne et espagnole par le Sieur L. C. — A Paris chez Abel L'Angelier* 1599, 12°.[25] Baschet[26] meinte, dafs die Initialen 'vielleicht Larivey bedeuten'. Die Vermutung hat viel für sich: die Übersetzung ist in Prosa gleich den übrigen Stücken des *Chanoine* von Troyes. Zu bemerken ist ferner bezüglich des unbekannten Übersetzers, dafs, wie Goujet[27] berichtet, *dans l'Avis de l'Imprimeur on le qualifie de Seigneur.* Nun befindet sich in der ersten bei Abel L'Anglier 1579 erschienenen Ausgabe der *Six premières Comédies* des Larivey ein Lobgedicht (Sonett) mit der Aufschrift *Au Seigneur de Larivey.*[28] Endlich passen recht wohl die Initialen *L(arivey) C(hampenois),* welche letztere Bezeichnung in keinem seiner zahlreichen Werke fehlt. Rätselhaft bleibt nur, wie Larivey, der in seinen sämtlichen Stücken im Grunde nicht viel mehr als Übersetzer ist, hier mit einemmal die Maske der Anonymität wählt. Wollte er sonst als origineller Lustspieldichter gelten, und scheute er es hier, wo vielleicht auf Wunsch des Verlegers der Titel des Originals und der Name des Dichters beibehalten werden mufste, als blofser Übersetzer eines Lustspiels aufzutreten?

Die mir leider unerreichbar gebliebene Übersetzung kann leicht die unmittelbare Vorlage Tristans gewesen sein. Dann dürfte er noch viel mehr seinem Vorbilde zu verdanken haben, als wir angenommen haben, zumal, wenn Larivey wirklich der Übersetzer gewesen; denn gewifs ist der Kanonikus dabei ähnlich zu Werke gegangen wie in seinen 'eigenen' Stücken; gewifs hat er den Stoff lokalisiert und dabei manches nach seiner Weise verändert. Zu gunsten der Annahme, dafs Tristan diese Übersetzung vor sich gehabt, spricht der altertümliche Stil, sprechen

[25] Siehe *Biblioth. du Théâtre français* III, S. 245; Goujet, *Bibl. franç.* VIII, S. 450. Vielleicht steht diese Übersetzung im Zusammenhang mit der Anwesenheit italienischer Schauspieler in Paris im Jahre 1599.

[26] *Les Comediens Ital.* [27] Goujet VIII, S. 128—29.

[28] In der in meinem Besitze befindlichen Ausgabe dieser Komödien *A Roven de l'imprimerie de Raphaël du Petit Val* etc. 1601 heifst es *Au Sieur (de l'Arriuey),* wie oben auf dem Titelblatt der *Angelique.*

die zahlreichen veralteten Ausdrücke seines *Parasite*. Schon die Parfaict[29] betonten dessen *air antique* und Fournel[30] sagt: *La langue du Parasite est d'une tournure antique qui ne se ressent guère du voisinage de Corneille et de Molière et qui vieillit la pièce de trente ans.* Der Einfluſs einer um 54 Jahre älteren französischen Übersetzung würde diese eigentümliche Erscheinung einfach aufklären.

Ich überlasse die Entscheidung, ob Tristan Original oder Übersetzung benutzte, einem anderen und schreite zur Beurteilung seiner komischen Leistung. Zu diesem Behufe müssen wir nochmals das italienische Lustspiel ins Auge fassen.

Porta (denn ihn haben wir als den Verfasser anzusehen) zeigte hier, wie überhaupt in seinen Komödien, auch in den spätesten, selbst wenig Originalität in den Motiven. Die *Olimpia* soll, wie uns sein Freund Barbarito (s. o. S. 50) versichert, sein erstes Lustspiel gewesen sein. Wenn ich nun auch triftige Gründe habe, die Richtigkeit dieser Angabe zu bezweifeln, so ist doch so viel sicher, daſs sie zu seinen ältesten Dichtungen gehört. Sie trägt ganz den Stempel einer Jugendarbeit: ängstliche Nachahmung der Vorbilder, die, wie man auf den ersten Blick sieht, vorzugsweise die römischen Komiker sind. Daneben sind allerdings auch die italienischen Dichter des 16. Jahrhunderts, die selbst wiederum fast alle mehr oder minder auf dem Altertum fuſsen, benutzt worden, namentlich Ariosto *(I Suppositi)* und die Intronaten *(Gl'Ingannati)*, aber den Hauptanteil hatte, wie gesagt, das Altertum. Nicht nur die meisten Charaktere, sondern auch Teile der Fabel und viele Scenen können ihre antike Herkunft nicht verläugnen. Besonders von Plautus hat Porta einen sehr starken Gebrauch gemacht. Bei näherer Besichtigung läſst sich leicht vieles auf dessen *Epidicus, Miles, Pseudolus, Bacchides, Pœnulus, Trinummus* u. s. w. zurückführen.

Die Personen der *Olimpia* sind die aus dem Altertum überkommenen stehenden Masken, aber mit vielen trefflichen modernen Zügen bereichert. Im 16. Jahrhundert waren sie noch nicht so veraltet, wie sie uns heute erscheinen. Eine

[29] *Histoire du Théâtre français* Bd. VIII, S. 72.
[30] *Les Contemp. de Molière* III, S. 7—8.

wesentlich moderne Figur ist jedoch die Titelheldin; denn daſs ein zartes Mägdelein eine wohldurchdachte Intrigue anzettelt, danach sucht man vergebens in dem Komödiantenschatze der Alten, das fand Porta in der italienischen Novellistik. Auch Sennia ist schon halb modern.

Aber alle diese Motive und Figuren, alte wie neue, sind zu einer spannenden Intrigue kunstvoll gefügt. Porta zeigt eben seine Hauptstärke in der auſserordentlich geschickten Verwickelung und Entwickelung der Komödienfäden, worin er das Altertum und selbst alle Cinquecentisten überbot und übertraf. Gehört in dieser Hinsicht *L'Olimpia* auch nicht zu seinen gelungensten Leistungen, wie wir denn in der That manches zu rügen hatten und ja Fornaris die bessernde Hand anlegen zu müssen glaubte, so steht sie doch bereits viel höher als das Durchschnittsmaſs der damaligen Lustspiele. Der Dialog ist frisch, fesselnd, treffend und oft witzig, wenn auch weitaus noch nicht so ergötzlich, so sprudelnd, wie in vielen späteren komischen Schöpfungen des Neapolitaners. Zu bedauern bleibt, daſs Porta in sittlicher Hinsicht keinen strengeren Anschauungen huldigte, doch, wenn er darin auch ein Kind seiner Zeit war, so ging er doch nicht so weit wie viele andere.

Der Kuriosität halber sei erwähnt, daſs Porta die drei Einheiten streng beobachtete. Faſst man alles zusammen, so läſst sich denken, daſs das Stück, namentlich in der verbesserten Gestalt, die ihm Fornaris gegeben, und in der trefflichen Aufführung, die dessen Truppe davon veranstaltete, einen ungewöhnlichen Erfolg am französischen Hofe erringen muſste.

Das Verhältnis Tristans zu der Dichtung des gelehrten Neapolitaners ist im einzelnen oben genügend auseinandergesetzt worden. Der Franzose zeigte sich nicht als Übersetzer, sondern als Nachahmer. Er verfuhr mit dem italienischen Lustspiel wie seine Zeitgenossen mit den spanischen Stücken. Originalität war einmal nicht die Sache der Franzosen im 17. Jahrhundert. Den Dialog indes, wenigstens in der Hauptsache, und, wie wir sahen, einen nicht unerheblichen Teil von Scenen und Motiven kann Tristan als sein Eigentum beanspruchen. Frei schaltete er ferner mit der Zahl der Personen, indem er im Interesse der Einfachheit der Handlung einige opferte; dagegen lieſs er die Charaktere

mit einer einzigen Ausnahme (Lucile) so ziemlich unverändert. Die drei Einheiten, so sorgfältig im Vorbild durchgeführt, durfte der Zeitgenosse Chapelains und Corneilles begreiflicherweise nicht antasten. Daſs er jeden sittlichen Anstoſs entfernte, ist schon erwähnt worden. Alle Änderungen, die der Verfasser des *Parasite* mit dem Stoffe, der Fabel, der Intrigue vornahm, zielten darauf ab, das frivole Kind einer längst verflossenen Epoche, das dazu aus fremdem Lande stammte, nach dem Geschmacke der gallischen Nation und jener Zeit aufzuputzen, um es für das eigene auszugeben. Seine Absicht ist nicht recht geglückt. Wohl ist der Wildfang zahmer, anständiger geworden, auch steht ihm die französische Tracht aus den Tagen der Fronde gar nicht übel: übrigens gebart es sich doch recht altmodisch. Tristan verstand es eben nicht, wie vor ihm Rotrou und nach ihm Molière, den Sprösslingen der Renaissancezeit anmutsvolle Sprache, moderne Sitten und entsprechende Haltung zu verleihen. Gleichwohl urteilt Fournel im ganzen richtig, wenn er von unserem Stücke sagt: *Le Parasite est loin d'être dépourvu de tout mérite. Tristan qui ne s'était jamais exercé que dans la tragédie annonçait pour son coup d'essai et son premier pas dans la carrière comique, un talent véritable, qui se fût sans doute développé et affermi par l'usage. La pièce est d'une bonne intrigue, d'un développement heureux et abondant, d'une marche aisée, d'une versification franche et assez souple, sauf les premières scènes dont le style est grossier et plat.* Fournel irrt sich freilich, wenn er die Erfindung des Stückes Tristan zuschreibt und daher u. a. meint, *Montmaur* (ein damals bekannter Schmarotzer) *ne fut peut-être pas étranger à la création de son Parasite.*

Tristans Nachahmung eines Cinquecentistenlustspiels — das ist das Wichtigste an der Sache — steht nicht vereinzelt da. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als die Herrschaft des spanischen Einflusses im französischen Drama am mächtigsten war, begegnen wir verschiedenen Versuchen, dem italienischen Lustspiele, das im vorigen Jahrhundert in Gallien dominiert hatte, wieder Geltung zu verschaffen. Diese Strömung wurde ohne Zweifel durch die italienischen Schauspieler hervorgerufen, die um jene Zeit immer häufiger nach Frankreich kamen, bis sie sich

dort endlich dauernd niederliefsen. Der erste, der damals sich für das italienische Renaissancedrama begeisterte, war Rotrou,[31] der empfänglichste und vielseitigste, wenn auch nicht der begabteste Dichter des Jahrhunderts. In seine Fufsstapfen trat u. a. Tristan. Der letztere ist — merkwürdigerweise wurde bis jetzt noch nicht darauf hingewiesen — ein Schüler Rotrous, und zwar nicht nur hierin. Ich will jetzt nicht untersuchen, inwieweit er in einzelnen Tragödien von Rotrou beeinflufst war; aber ich kann nicht unerwähnt lassen, dafs er mit seiner Tragikomödie *La Folie du Sage* (gedr. 1645) ganz auf Rotrou steht. Er wandte sich dazu gleich diesem, vielleicht von ihm selbst darauf aufmerksam gemacht, an das spanische Drama und benutzte aufser einer, an anderer Stelle näher zu bezeichnenden, *Comedia famosa* noch ein früheres Stück Rotrous, *L'Heureuse Constance* (gedr. 1636), das selbst ganz auf spanischen Quellen beruht. Nach Rotrous Tode bearbeitete er dessen *Celimène* als Pastorale *(Amarillis)*, um endlich für sein Lustspiel *Le Parasite*, wie wir sahen, nach dem Vorgang Rotrous ein italienisches Vorbild zu wählen. Corneille soll nach einer Legende den Dichter aus Dreux im litterarischen Sinne als seinen Vater bezeichnet haben; gewifs mit mehr Recht hätte Tristan ihn so nennen dürfen.

Aufser Tristan folgten noch andere Rotrous Beispiel, und man weifs, wie Molière bei seinem Auftreten ganz in dieser Strömung stand. Und, wenn ihn sein Genie auch über die Rolle eines blofsen Nachahmers hinweg zur unerreichten, einsamen Höhe im französischen Lustspiel erhob, so ist es doch merkwürdig, dafs er zu der italienischen Komödie fast bis an sein Lebensende immer wieder zurückkehrte.

---

[31] Über sein Verhältnis zum italienischen Lustspiel befindet sich eine Arbeit von mir unter der Presse.

Nürnberg. A. L. Stiefel.

Kleine Mitteilungen.

Das Liederbuch der Konstanze Philippine de Barquer.

Auf der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen liegt als Nr. 171 eine handschriftliche Sammlung von französischen und niederländischen Liedern, betitelt Chansonsons [!] nouuelles et vielles, *die vielleicht verdient, durch eine kurze Notiz den Forschern auf dem Gebiete des Gesellschaftsliedes des 17. Jahrhunderts nähergerückt zu werden. Sie enthält 90 Blätter Querquart, von denen Bl. 82—89 leergeblieben sind, und scheint nach der Mitte des 17. Jahrhunderts in den katholischen Niederlanden aufgezeichnet zu sein: auf Bl. 72b steht die Jahreszahl 1667, Bl. 36a wird Brüssel, Bl. 42 die Fürstin Aremberg erwähnt. Die Besitzerin, die einen Teil der späteren Nummern selbst geschrieben hat, war nach Bl. 1b u. 91a* Madamoiselle Constance Philippine [Glaudinne Desirée] de Barquer *(nicht* Barguer, *wie Barack in seinem Verzeichnis der Donaueschinger Hss. 1865, S. 164 liest). Unter den 71 Nummern befinden sich sechs niederländische Dichtungen und eine deutsche, die übrigen sind in französischer Sprache: zumeist Liebeslieder im Stile der Schäferpoesie, ferner einige Trinklieder und Weihnachtsgesänge* (noels). *Ich gebe ein Verzeichnis der Liederanfänge und ein paar Texte als Probe.*

Bl. 3*a* Vous n'aué l'esprit guerre fin (2 *Str.*). — 3*b* Si jaue sincque sens mille escus (2). — 4*b* Je sens pour vous Philis (2). — 5*b* Nostre pape qui est a Rome (4). — 6*b* Jay cru, Climene, sortant de ce lieu (2). — 7*a* Despuis que jay veu Celimène (2). — 7*b* Je sens pour vous depuis quelque iours (4). — 8*b* Frere Pierre faict merueille (4). — 9*b* Jay touiours ayme constament (3) (sur l'air de la Duchesse). — 11*a* Terline vous esté belle (3). — 12*a* Si jay pour vos beaux yeux — bis (4) (sur l'air de la courante de la Reyne). — 14*a* Le verge du berger Tirsis (4). — 16*a* Helas, je suis abandonné (3). — 17*b* Dieu quelle faiblesse (2). — 18*a* Vous este la plus adorable (3). — 19*a* Tirsis disoit a Climene (3). — 20*a* Vous auez bien voulu (4). — 21*a* Si vostre rigeur est extreme (2). — 21*b* Aimable solitude (4). — 22*b* Quan je regarde fixement par les euillades (9) (Chanson a l'honneur du st. sacrement). — 24*b* Sur tout pescheur veueillie (4) (Autre chanson spirituelle).

25*b* Herders, hij is geboren (5) (Kerstnacht liedeken). — 28*a* O Coridon, siet hier den stal (6) (Ander kerstnacht liedeken). — 29*b* Hoort, o men[s]chen, hoort dit wonder (3) (Ander kersliedeken). — 30*b* Gaet, Jan, loopt heden met een set En haelt den doctor hier (7) (Ander flams lideken). — 34*a* Vrolyckheyt is alle myn vreucht (3) (Ander duyts liedeken). — 35*b* Den eersten aduocaet sprack ombetamelyck (3) *(Str.* 3 te Brusselen int glasen huys).

36*b* Voir a vos pieds vn miserable (3). — 37*a* Si ma flamme est immortelle (3). — 39*a* Jeune beauté que jay tant poursuiuie (2). — 40*a* L'hiuer est au tombeau (3). — 41*a* Mon cœur soupire pour des yeux si doux (2). — 42*a* Divin soleil (6) (Chanson de noel dediee a madame la princesse d'Aremberg sur l'air: De vos beaux yeux). — 44*a* Exces d'amour dans l'extreme bassesse (4). — 45*a* A la minuict je vois les roy gloire (6). — 46*b* Mon beau poupon, que vous auez des charmes (4). — 48*a* Voicy le temps, mes chers amis (5) (Nouueaux atre |!| sur l'air de Tricotest). — 49*b* A la naissance (6) (Nouueaux autre sur l'air de Que je vous ayme). — 51*a* Voicy le temps de l'annee (Noels sur l'air de la moutarde). — 53*a* Av iourdhuy finit en ce lieux (6) (Nouueaux autres sur l'air des Triolests). — 56*a* Durant cest aduendt monstrons notre allegresse (4) (Noels nouueaux sur l'air: Ha qu'il est doux d'aymer berger. *Unterschrift* P. Le Doux Les Phrases). — 57*b* Quittez, belle fanchons, vostre rigeur (2) (Chanson à la mode). — 58*a* Vndt du, o adels zir (3) *(Opernarie, Str.* 2 Policte hast obgesiegt. *Str.* 3 Herzu ihr Milidener). — 59*a* Vndt du, o adels zir (3) *(gleichlautend mit dem vorhergehenden Liede).* — 60*a* Prince c'est bien iustement (6) *(Str.* 3 Duchesse pardonné moy *hat die Überschrift* Pour l'incomparable duchesse sur le chant: Belle Yris, quan pensé vous). — 63*a* Vous auez l'air le plus gallant (3) (Chanson vielle). — 64*a* Cesse, bel obiet, de charmer (2). — 65*a* De lors que ie vous [vois], belle Climaine (3). — 66*a* Tout le loing de nostre vilage (6) (Sur la Mattelotte). — 67*a* Phillis, aymons nous touiours (4). — 67*b* Belle Philis, ne croyez pas (4) (Chanson sur la Contesse). — 69*a* Nos pauures maris ialous (8). — 70*a* D'un feux secret je me sens consumér (2). — 70*b* Vos beaux yeux, adorable princesse (2) (La coquille). — 71*a* L'ombrage des bois (4). — 71*b* Beautez merueille de la cour, divinité visible mais insensible (3). — 72*a* Non, non, Cataut, ny consentéz pas. — 72*b* Philis, minportune de veue (2) 1667. — 73*a* Par son trepas dans ce lieu frequente. — 73*b* Ie n'ay iamais parle de mon amour extreme (2). — 74*a* Si vostre cour vous pressoit en secret (6). — 76*a* Dessus le bord de la Seine soupiroit vn amoureux (5) (Chanson vielle asse et in superlatiuo gradu). — 76*b* Ha qu'il est bon de demeurer a table (4) (Chanson agée de dix ans). — 77*b* Voyci bientost la froidure bannie (6) (Air de Cour). — 79*a* O que le ciel est contraire a ma vie (3). — 80*b* Que je me plais soubs vostre loix (4) (Chanson de

cinquante ans). — 81*b* Enfui, Phylis, ie suis dans ma souffrance (3) (Chanson du cloistre de Vrselinnes. *Unvollständig).* — 90*a* *Ein französischer Speisezettel. Vorher ist ein Blatt ausgeschnitten.*

[3*a*] I. Chanson Nouuelle.

1. Vous n'aué l'esprit guerre fin
de me vouloir oster le vin,
et vous faite, Fili, grand tort a vostre gloire.
laisse moy drincke, drincke, drincke mille coups!
car quan je n'ay bas bu,
je n'aime rien qu'a boire, qu'a boire,
et quan je suis sou,
je n'aymerey que vous.

2. Et quan jay bu sobrement,
jay ne voy rien en vous voyant
qu' vne seule Fili, qu' vne seulle merueille,
et quan jay drincke, drincke, drincke mille coups,
je voy par les rayons
que lance la bouteille, la bouteille,
sa [? ma] Filis, en vn coup
sent merueilles en vous.

[3*b*] II. Autre chanson a boire.

1. Si jaué sincque sens mille escus
de reuenu,
touiours seré ches moy Baccus
entretenu,
j'auré touiours a ma maison
sincque putains, quatre biberons,
deux bouffons, sincque iuroignes,
touiours ches moy les cuisiniers,
rotiseurs, veneurs, patisiers
auré de la besoigne.

2. Puisqu'a la mort il faut venir
par le destin,
que l'on ne m'aille entretenir
le medecin,
que l'on ne me parle point d'eau,
sur tout qu'on m'apporte vn tonneau
tout apres de ma couche!
car estant si pre de ma fin
je veu mourir le ventre plain
et le ver a la bouche.

[5b] III. Chanson a boire.

1. Notre pape qui est a Rome
boit du vin comme vnne autre homme
du meilleur de la tonne;
pourquoy n'en buuerons nous pas?
alleluia, alleluia, alleluia, alleluia, alleluia,
alleluia, alleluia.

2. Le cure de ste Chatherine
reuenant de ses matines
prit sont pot de trois chopines,
le mit sur son estomach.
alleluia etc.

3. Le cordelier Jacobin et carme
boit du vin jusque aux larmes
en disant: Voila pour l'ame
de celuy qui le peierat.
alleluia etc.

4. Les jeusnes moisnes et ses nouices,
si tot que la messe est ditte,
s'en von droit a la marmite,
tuer le mourseau de la.
alleluia etc.

Finis.

[8b] IV. Autre.

1. Frere Pierre faict merueillie,
de boir il n'en est jamais las,
son breuier e[s]t sa bouteille,
son chapelet son corfela.
Pour moy je me veu rendre moine dedans,
dedans, dedans, dedans
le petit st. Anthoine.

2. Frere Jacque par sa doctrine
releuera nostre couuent,
je ne cognoit pas d'iuroigne
qui dans le vin soit plus scauant.
Pour moi je me veu etc.

3. Ceste chose est delectable
de la vie de frere Martin,
il visite la cuisine
cuitant le soir que le matin.
Pour moi etc.

4. Le prieur est si venerable
qu'on ne le sauroit exprimer,
lors qu'il se vat metre a table,
se leue pour aller coucher.
Pour moy je me veut rendre moine dedens,
dedens, dedens, dedens,
le petit st. Anthoine.
Fin.

[63*a*] V. Chanson vielle.

1. Vous auez l'air le plus gallant,
vous possedez milles rares tallant,
vostre douceur,
vos diuins charmes
sont de nos cœurs
le roy et le vinqueur.

2. Vous charmerie[z] mesme les dieux,
la liberte fui deuant vos beaux ieux,
a vos appas
ie rend les armes,
et ie ne puis
brusler que de vos feux.

3. Tous mes dessins sont superflux,
quand ie fay veu de ne vous aymer plus:
si ie vous serf,
belle inhumaine,
souffre qu'Amour
vous enflamme a son tour.
Fin.

[76*b*] VI. Chanson agée de dix ans.

1. Ha qu'il est bon de demeurer a table,
quand il y a du bon vin delectable!
ha qu'il est bon de gouspiller vn verre!
il vaut bien mieux le plaisir qu'a la guerre.

2. De deux parties lesquels est plus sortable,
de batailler ou de demeurer a table?
pour moy sans resonner ie prend le verre,
il vaut bien mieux le plaisir qu'a la guerre.

3. Alexander celon qui auee l'histoire,
passa la moitie de son temps a boire;
mais qu'il estoit si vaillant a la guerre,
cest parce quil gouspilloit bien le verre.

4. Gouspillons donc, mes chers amys de grace,
et sans tarder que l'on me satisface,
or sa, messieurs, gouspillons donc ce verre!
vous vous y trouuerez mieux qua la guerre.

Fin de la chanson d'onze an.

[25*b*] Kerstnacht liedeken.

1. Herders, hy is geboren
int middel van den nacht,
die soo lanck van te voren
de werelt heeft verwacht.
Vrolyck, o herde[r]kens,
songhens ons d' engeltiens,
songens met blyde stem:
Haest v naer Bethlehem!

2. Wy arme slechte liekens,
gelyck de boeren syn,
ontwecten ons geburkens
en in de maene schijn
liepen met bly geschal
naer desen armen stal,
daer ons den engel sanck,
altemael to bedwanck.

3. Als wy daer syn gekomen,
siet, een klyn kindeken
leet op stroet nu geboren,
soet als een lammeken,
d' oogkens van stonden aen
sagmen vol tranen staen,
het weenden vyt druck en rauw
in dese felle kavw.

4. Ick [nam] mijn fluyttien, een ander
die namp sijn mousettien,
en dus fluyttien [wy] en songen
veur het soete kindeken:
Na na na, kintien teer,
sus sus, en kryt niet meer,
doet v klyn ooghsken toe,
sy syn van cryten moe.

5. D kint begost nu te slapen,
de moeder sprack ons aen:
Lief herders al te samen,
wilt soutiens buyten gaen!
v lie sy pys en vre,
dat brengt myn kint v me,
want tis godt vwen heer:
comt merghen noch eens weer!

Berlin. J. Bolte.

Zur Intelligenza. Über P. Gellrichs Ausgabe der *Intelligenza,*[1] die vierte, welche von dieser interessanten Dichtung veranstaltet worden ist, bemerkt Mussafia, Litteraturbl. für germ. und rom. Phil. Jahrg. V, 1884, S. 156: 'Bei seinem Verfahren müssen wir den eigentlichen Text von der lautlichen und graphischen Form unterscheiden. Betreffs der ersteren wollen wir die Zuversicht hegen, daſs seine Ausgabe die Überlieferung, sei es im Texte oder in den Anmerkungen, vollständig und getreu wiedergebe.' Um die Berechtigung dieser 'Zuversicht' zu prüfen, habe ich neulich bei Gelegenheit eines kurzen

[1] Die *Intelligenza.* Ein altitalienisches Gedicht nach Vergleichung mit den beiden Handschriften herausgegeben von Dr. P. G. Vorausgeschickt ist eine Untersuchung über die Quellen des Gedichts. Breslau 1883.

Aufenthaltes in Florenz für die ersten 59 Strophen eine Vergleichung von Gellrichs Abdruck mit der Magliabecchischen und von Str. 46, 7 ab auch mit der Laurenzianischen Hs. vorgenommen. Da das Resultat dieser Kollation immerhin der Mitteilung wert schien, so bringe ich dasselbe hier zum Abdruck, und zwar führe ich bei den ersten 20 Strophen nicht nur sachliche Fehler, sondern auch alle graphischen Abweichungen von M., soweit G. sie nicht selbst in den Anmerkungen als solche bezeichnet hat, an; in der Folge wird nur hie und da eine interessantere, rein graphische Variante mit erwähnt.

1, 2 *folglie.* 1, 6 *uerzieri.* 2, 1 *temmpo.* 2, 2 *lombre danzano.* 2, 3 *E*] fehlt || *nei* || *dapril.* 2, 4 *fiori.* 2, 5 *cavalieri.* 2, 6 *damore.* 2, 9 *son.* 3, 2 *unn verziere* || *llombra.* 3, 7 *fin.* 4, 1 *meo core.* 4, 3 *assai.* 4, 5 *gridar.* 4, 6 *Amor.* 5, 1 *Et.* 5, 2 *suoi.* 5, 3 *senza.* 5, 4 *lo*] *l.* || *dei.* 5, 5 *nessuno mai*] *mai nessun;* G. hat die beiden Worte schweigend umgestellt. 5, 6 *gracia.* 5, 7 *pensiero.* 5, 9 *cuori gentili.* 6, 1 *Amor.* 6, 2 *gratia* (die Anmerkung zu 15, 7 hätte schon hierher gehört). 6, 3 *isdengnando.* 6, 5 *m'à*] *mha;* G. giebt in der Anmerkung die erstere Lesung ausdrücklich als die der Hs. an. 6, 6 *chi.* 6, 7 *maginai.* 7, 2 *pare.* 7, 3 *Tant.* 7, 5 *Bianca e*] *Bianche.* 7, 6 *cristall.* 7, 9 *soav.* 8, 1 *trecci e begli.* 8, 5 *li sguardi spande*] *spande li sguardi;* G. hat auch hier schweigend geändert. 8, 7 *nonne cuor umano.* 8, 8 *Cal su.* 9, 1 *mirabole.* 9, 3 *sprendor* || *riccha.* 9, 4 *saggenza.* 9, 5 *e*] ü. d. Z. nachgetr. 9, 8 *'l*] *il.* 9, 9 *caver* || *benvolglienza.* 10, 1 *ssi* || *doctare* (nach der Anm. läse M. *doctar).* 10, 4 *tant allegrezza.* 10, 7 *dare.* 10, 8 *ogn altr.* (nach der Anm. läse M. *ongni).* 10, 9 *Cavria* || *allegrezza.* 11, 7 *Il su.* 12, 2 *pretiose.* 12, 4 *E*] fehlt || *assai* || *maravilgliose.* 12, 5 *bianc.* 12, 7 *Quand* || *appare.* 12, 8 *Allegra.* 13, 2 *assisi.* 13, 4 *sole.* 13, 5 *giovanezza ongni.* 13, 8 *Adorna e ghaia e.* 14, 1 *su.* 14, 3 *non e*] *nonne.* 14, 4 *li*] *lgli.* 14, 5 *fin.* 14, 6 *maravilgliare* || *saggio*] das erste *g* ü. d. Z. nachgetr. 15, 1 *sovramirabole.* 15, 3 *Savie.* 15, 5 *pari nobeltate.* 15, 8 *lo*] *il* || *compuose.* 16, 1 *pietra.* 16, 5 *Etiopia*] *o* ü. d. Z. nachgetr. 16, 6 *llisola.* 16, 8 *generatione.* 16, 9 *dell* (danach Rasur) *ircho.* 17, 3 *ch'om*] *cuomo.* 17, 5 *sônne*] *sonne.* 17, 7 *llisola.* 17, 9 *Canno* || *in*] *il.* 18, 1 *pietra.* 18, 4 *sapprova.* 18, 5 *Ella*] *Ed* || *l'om*] *luon.* 18, 7 *spengne.* 18, 8 *om ne in.*] *uonnennamore;* nach der Anm. läse M. *inamora.* 19, 5 *ssuo.* 19, 6 *scaccia.* 19, 7 *quand.* 19, 8 *innorata.* 19, 9 *grand.* 20, 3 *del.* 20, 4 *vien meno.* 20, 5 *mantiene.* 20, 8 *cieli.* 20, 9 *e*] fehlt || *sereno.* 21, 1 *Calciedoino.* 21, 2 *È*] *Che.* 21, 8 *Sonne.* 22, 6 *chi.* 22, 9 *Si dumilta quella cheman gio miso;* vgl. die Anm. 23, 1 *margherita.* 23, 3 *che in lei*] *chellei.* 23, 6 *Che tra li Sardi*] *Perchentrasardi.* 23, 7 *È g.*] *La gemma e.* 24, 1 *è*] fehlt. 24, 2 *fuccho.* 24, 3 *In Et.*] *Enteopia;* nach der Anm. läse M. *e n Tiopia.* 24, 7 *strugie.* 24, 9 *Ella e*] *E de.* 25, 2 *sanza,* nicht *senza,* wie die Anm. angiebt. 25, 4

In] *E in.* 26, 1 *Avin.* 26, 3 *è*] fehlt. 26, 9 *A*] *Ca* | *color.* 27, 1 *Avi* | *a nome*] *cannome* | *Grisopasso*] *Grisoprasso;* allerdings ist *p* mit abgekürztem *r* verkratzt und undeutlich. 28, 5 *E*] fehlt. 29, 3 *e*] fehlt | *ebrictati*] das zweite *e* ü. d. Z. nachgetr. 29, 4 *mista a*] *mistan.* 29, 5 *bellezze.* 29, 8 *varii ch'è*] *uari ine* (oder *me).* 29, 9 *Quando*] danach *i* unterpunktet. 30, 1 *Celidonio*] *clidonio.* 30, 5 *nön*] fehlt. 31, 7 *in*] *a* | *infermitadi;* nach der Anm. läse M. *-tati.* 32, 1 *Mangnates.* 32, 3 *Lo ferro tragge*] *E traggie il ferro.* 32, 6 *credi.* 32, 9 *Al*] *A.* 34, 1 *labandina.* 34, 3 *Cornelio.* 35, 2 *reg.*] *legionc.* 35, 7 *'n lui*] *llui* | Anm. *'qualitadi; d* des Reimes wegen'. Aber so liest M. thatsächlich. 35, 8 *ogne gemma*] *ognemma.* 36, 4 *E in*] *En.* 36, 5 *Etites*] *Echites.* 37, 1 *Sileniten.* 37, 3 *grazie e*] *grazie.* 37, 4 *Cresce e*] *Cresce.* 37, 5 *Gagatromeo*] *Gagatromineo.* 37, 6 *batt. e*] *battaglie* | *prouata,* nicht *provato,* wie die Anm. angiebt. 38, 1 *Cerauno.* 38, 9 *luoghi.* 39, 8 *stando*] *istando.* 40, 5 *fa dar*] *li da.* 41, 1 *Epistices.* 41, 7 *fere e uccelli*] *uccelli fiere e.* 41, 9 *con.* 42, 1 *Emacchites.* 42, 2 *'n*] *en.* 42, 3 *è*] *ve.* 42, 9 *l'elitropia.* 43, 3 *Li*] *I.* 43, 9 *sappie.* 44, 4 *è 'l*] *l* ü. d. Z. nachgetr. 44, 8 *Appicciasi,* nicht *apic.,* wie die Anm. sagt. 45, 1 *Medo.* 45, 3 *ed il credo.* 45, 5 *procedo.* 46, 5 *Esacontalito*] *Exaconnelito.* 46, 6 *È*] *Che.* 47, 1 *Ne l'indica*] *In india* ML. 47, 7 *e*] fehlt L. 47, 8 *Nè*] *E* L. 48, 1 *E*] fehlt ML. *di*] *n* M., *in* L. 48, 4 *Laltre* L. 48, 5 *Auene.* 48, 7 *Chaccende* M., nicht *ch'acende,* wie die Anm. sagt. 49, 1 *Galatida* ML. || *trova*] *entro* dahinter L. 49, 2 *Nillo sillapella* L.; vgl. die Anm. 49, 5 *e*] fehlt L. 49, 6 *quanto*] *laltre* L. unterpunktet dahinter. 49, 7 *e al.*] *eleggia* L. 49, 8 *me* M. 50, 1 *Orites* L. 50, 2 *biaco* M. 50, 5 vgl. die Anm., wo die Lesung von L. *fortuna rea affonda* fehlt. 50, 6 *n'è*] *ue* L. || *è*] fehlt L. 50, 9 *lo*] *la* ML. *lo e.*] *accollo* | *appiccato* M., nicht *apiccato,* wie die Anm. angiebt. 51, 2 *E*] *si* dahinter L. 51, 3 *fiere* L., *re* ü. d. Z. nachgetr. || *dove*] *oue* L. 51, 5 *Ed Onigrosso*] *Onigrosso* M., *E onigrossa* L. 51, 7 *Eui* L. | *a nome*] *channome* || *Irisiarco*] *isiriarco* M., *siriarcho* L. 51, 8 *splendor*] *o* aus *e* korr. M., *isprendori* L. 51, 9 *crist.*] *di christallo* L. 52, 1 *Qvel* L. || *siarco* M., *siriarcho* L. 52, 4 *Androdramma*] *Andromada* M., *Adromanda ue* (unterpunktet) L. 52, 5 *dargenta* M. 52, 9 *e temp.*] *attemperato* L. 53, 1 *Ostalio* L. 53, 3 *chi li*] *chilgli* M., *chille* L. 53, 5 *chandido* L. 53, 6 *d'India*] *didia*(!) L. 53, 7 *panterono ve* M., *panteron ue* L. 53, 8 *verdi e rossi*] so L., *rossi e uerdi* M. 54, 2 *colori* ML. 54, 3 *Ed*] so L., fehlt M. 54, 7 *Calcofinos* ML. 54, 8 *da*] *dar* M. 55, 3 *smerardo* L. 55, 4 *in*] *i* L. 55, 6 *vertute à*] *vertu ua* M., *fa* L. 55, 7 *parenza* M. 56, 1 *E Pirites* L. 56, 2 *pir — dire*] *perite enddire* L. 56, 5 *E*] fehlt ML. | *Diacodos* ML. || *posta* ML. 56, 7 *iscorto* L. 57, 1 *par*] *pa* L. 57, 4 *si caccia* L. 57, 5 *è*] fehlt M. 57, 9 *in*] *il* L. sehr abgeblafst. 58, 1 *E*] fehlt ML. 58, 7 *petre*] *pietre* L., *gemme* M. 58, 8 *Ev. re scr.*] *euas reiscriui* L.

Zu einer weiteren Vergleichung fehlte mir die Zeit und, offen gestanden, auch die Lust. Zeigt doch das hier veröffentlichte Stück schon zur Genüge, wie wenig der seitdem verstorbene Herausgeber schon der ersten an ihn zu stellenden Forderung, nämlich der treuen Darlegung des in den Hss. überlieferten Textes, gerecht geworden ist. Offenbar ist bereits Gellrichs Kopie der Mss. eine ungenaue gewesen; ferner hat er eine grofse Anzahl von seinen Änderungen versäumt namhaft zu machen, hat Lesarten von L. ohne ein Wort der Erwähnung in den Text von M. aufgenommen und endlich von den Varianten von L. nur einen geringen Teil in den Anmerkungen angeführt. An vielen Stellen bieten die Ausgaben von Ozanam und Camerini (die von Carbone stand mir nicht zur Verfügung) ein treueres Bild als der vorliegende Text.

Somit erhält der Ausspruch von A. Graf *(Giorn. stor. della lit. ital.* Vol. II, p. 175): *'Ora la edizione del signor Gellrich non è, a mio giudizio, quale gli studiosi potevano desiderare'* leider von diesem Standpunkte aus eine weitere Bestätigung.

Breslau. E. Kölbing.

Zu Archiv LXXXV, 117. Der Berg bei Freiburg i. B., welcher in der Belagerung Vaubans eine Rolle spielte, heifst nicht *Roskhof,* aber auch nicht *Hochkopf,* wie der Herr Recensent meint, sondern *Rofskopf.* Sein SSW.-Vorsprung ist der bekannte, die schöne Stadt überragende und gepriesene Schlofsberg mit den Trümmern des Schlosses der Markgrafen von Baden, das sich bis an den Rofskopf hinzog. Eigentlich war dasselbe ein ganzer Komplex von Bauten.

Karlsruhe. Kappes.

Die neun Eigenschaften des Weines. *Da sich gerade ein wenig freier Raum bietet, möge hier selbst auf die Gefahr hin, dafs ich etwas schon Gedrucktes gebe, eine Strophe aus dem Cod. Harl.* 2252 *stehen, welche der Londoner Kaufmann John Colyns, ein früherer Besitzer dieser Hs., in der ersten Hälfte des* 16. *Jahrhunderts S.* 2*r. niedergeschrieben hat.*

Wyne of hys nature hathe *propertes* IX:
Co[m]fortythe, coragythe, claryfyethe þe syghte,
Gladdythe the harte, þ*is* lyco*ur* moste devyne,
And hetythe þe stomake of hys naturall myghte,
Scharpythe wytt*is* and gewythe hardynes in fyghte,
Clensythe wound*is and* engenderythe gentyll blode.
Lyco*ur* of lyco*ur,* whyche makythe men lyghte,
Moderatly takyn, hyt dothe a man myche good.

J. Z.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Dr. Eugen Wolff, Privatdocent an der Universität Kiel, Prolegomena der litterar-evolutionistischen Poetik. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1890. 32 S. 8.

Der Verfasser bekennt sich zu Scherers empirisch-induktiver Methode der Poetik, doch geht ihm der auf den prähistorischen Übergangsmenschen zurückgreifende Naturalismus Scherers zu weit. Er nennt die Methode Scherers eine naturwissenschaftliche und wirft ihm im Ausgehen vom Lyrischen eine Vermengung der Poesie mit der Musik vor. Poesie sei nicht möglich vor der Ausbildung der artikulierten Sprache. Er selbst kehrt — gewifs mit Recht — zum streng Epischen als der Urform der Poesie zurück. Wenn er aber als Grund dafür die ausschliefsliche Herrschaft des rein stofflichen Interesses beim Kinde und beim primitiven Menschen geltend macht, so scheint uns hier eine falsche Gleichsetzung von Stoffinteresse überhaupt und poetisch-ästhetischem Stoffinteresse vorzuliegen. Ersteres beruht auf dem Erregungsbedürfnis der intellektuellen Vermögen, und der es befriedigende Stoff braucht mit Poesie absolut nichts gemein zu haben; letzteres beruht auf dem Erregungsbedürfnis des Gefühls; es verlangt in seiner primitiven streng epischen Äufserungsweise Schicksalsmächte, Schicksalslagen und Schicksalswendungen.

Aus dem Epos läfst der Verfasser durch allmähliche Umbildung unter dem Einflufs der erstarkenden Subjektivität ganz nach Darwin Lyrik und Drama hervorgehen. So entspringt eine evolutionistische Poetik. Er fragt weiter, ob diese mit der von Aristoteles begründeten konkurrieren könne, und beantwortet diese Frage durch 'einen Ausfall in des Stagiriten eigentlichstes Gebiet, die Tragödie'. Vermag die neue Methode rein psychologische Probleme, wie das Geheimnis der tragischen Wirkung, zu lösen? (S. 15).

Ein rascher Überblick über die Entwickelung der deutschen Tragödie seit Hans Sachs führt zu dem induktiven Satze, dafs die tragische Katastrophe bei den Klassikern ästhetisches Wohlgefallen, Befreiung u. dergl. wirke. Nicht anders, als der Verfasser hier mit der deutschen, ist Aristoteles mit der griechischen Tragödie verfahren, nämlich induktiv und keineswegs, wie Scherer meint, als 'Gesetzgeber' von vorgefafsten

Principien aus. Warum also sollen wir die aristotelischen Begriffe nicht von Haus aus als — natürlich der Verifizierung bedürftige — Hilfsbegriffe zur Orientierung benutzen? Wir halten uns hier bei einzelnen, die Skala der Wirkung bezeichnenden Ausdrücken (S. 17), die wir beanstanden müfsten, nicht auf und bemerken nur, dafs der Verfasser sich schon S. 17 durch Abweichung von dem Lessingschen Kanon: 'Die Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid', von vornherein das volle Verständnis für die Wirkung des Tragischen versperrt. Er kommt dadurch S. 19 zu dem falschen Satze, das Mitleid sei nur das Mittel, um die tragische Endwirkung, unsere von jedem Stoff losgelöste Erschütterung (also ein psychologisch Unfafsbares oder den ἐνθουσιασμός des Aristoteles!) zu erzielen'. Er wirft die Furcht für uns mit der moralisierenden Betrachtung des Tragischen, die auf Schuld und Sühne basiert, zusammen, während doch für Aristoteles Mitleid und Furcht nur ein notgedrungener Doppelausdruck für den einheitlichen aus dem Eindruck des allgemeinen Menschenloses entspringenden Schicksalseffekt ist, in dessen nachhaltiger Erregung eben die Katharsis besteht. Diese ist nur ein Specialfall der sekundären Lust, die allen Gefühlserregungen beiwohnt, in noch weiterem Sinne ein Specialfall der Lust aus der Anregung irgend einer seelischen Funktion, auf der alles Schöne beruht. (Vergl. meine summarische Darlegung der ästhetischen Theorie des Aristoteles in 'Zur Geschichtschreibung der Ästhetik', Preufs. Jahrb. LX, 1887 und 'Die ästhetischen Gefühle', Zeitschr. für Psychol. u. Physiol. der Sinnesorgane, Heft 3, 1890.)

Im Princip hat der Verfasser das Wesen der tragischen Katharsis richtig gefafst (S. 19. 20. 22), er trübt sich aber selbst das Verständnis wieder durch unhaltbare Begriffsbestimmungen und Deutungsversuche am aristotelischen Text (S. 21).

Auf den doch etwas zu leicht geschürzten Versuch, nach Analogie der Wirkung des Tragischen auch die der Komödie, des Epos und der Lyrik (S. 23 ff.) und den Impuls zum dichterischen Schaffen (S. 27 f.) abzuleiten, lohnt es sich schon wegen der Skizzenhaftigkeit des Ganzen nicht einzugehen. Die weiteren Entwickelungen des Verfassers verlaufen sehr ins Weite und Unbestimmte.

Schliefslich noch einen Specialpunkt! S. 22 heifst es: 'Auch Lessing suchte nach einer psychologischen Begründung seiner Auffassung (der Katharsis nämlich), und er fand sie darin, dafs uns alle Leidenschaften, auch die unangenehmen, als solche, als Bekundung unserer Seelenkraft, angenehm seien.' Diese psychologische These würde sich zur 'Begründung' der in der Dramaturgie entwickelten moralischen Katharsislehre sehr schlecht schicken. Sie ist aber auch von Lessing durchaus nicht in diesem Zusammenhang aufgestellt worden, sondern findet sich in einem Briefe an Mendelssohn vom 2. Febr. 1757 und gehört jener verheifsungsvollen Richtung an, die Lessing im Austausch mit Nicolai und Mendelssohn früher auf Dubossche Anregung hin eingeschlagen hatte, später aber wieder verliefs. (Vergl. meine 'Kunstlehre des Aristoteles', S. 339 ff.)

Grofs-Lichterfelde bei Berlin. A. Döring.

Deutsch-gotisches Wörterbuch nebst einem Anhange enthaltend eine sachlich geordnete Übersicht des gotischen Wortschatzes und eine Sammlung von Redensarten und Sprüchen von Dr. Oskar Priese, ord. Lehrer am Progymnasium zu Sobernheim. Leipzig, Kommissionsverlag von R. Voigtländer, 1890. VI und 64 S. 8. M. 1,80.

Bosworths *Index to English Words* und sein *Index to the Latin Words* am Ende seines altengl. Wörterbuches, Schmellers *Vocabularium latino-saxonicum* im zweiten Band seiner Heliandausgabe, ferner Bouterweks lateinisch-altenglisches Wörterverzeichnis in seinem Cædmon und neuerdings auch der lateinische Index zu den Wright-Wülkerschen Glossaren haben mir oft gute Dienste geleistet, und so kann ich nicht umhin, auch Prieses deutsch-gotisches Wörterbuch willkommen zu heifsen. Nützlicher wäre sein Büchlein noch geworden, wenn er bei den Substantiven, Adjektiven und Verben ihre Flexion bezeichnet hätte. Auch hätte er wohl regelmäfsig, nicht nur gelegentlich, wenn das deutsche Lemma mehrdeutig ist, die genauere Bedeutung der gotischen Wörter angeben sollen: er thut es z. B. bei dem Substantivum 'Schein', aber nicht bei dem Verbum 'scheinen', unter dem *skeinan* und *þugkjan* ohne irgend welche Erklärung stehen. Auch folgt der Verfasser öfter seiner Quelle Stamm-Heyne etwas zu sklavisch. Es ist begreiflich, wenn hier, wie z. B. auch im Glossar von Schulze, *slaihts* auch durch das damit verwandte Adj. 'schlicht' wiedergegeben wird. Aber, da in den uns erhaltenen gotischen Bruchstücken das Wort nur an einer Stelle (Luc. 3, 5) vorkommt, wo wir es unmöglich mit 'schlicht' übersetzen können, weil wir nicht von 'schlichten' Wegen reden, so hat Prieses Ansatz 'schlicht *slaihts*' keine Berechtigung. Ähnlich ist es üblich, got. *dauns* durch 'Dunst, Geruch' zu erklären, aber belegt ist dieses Wort nur als Übersetzung von *εὐωδία, ὀσμή, ὄσφρησις*, und so hätte Priese sein 'Dunst *dauns*' S. 10 besser weggelassen, jedenfalls aber hätte er nicht S. 50 'Dunst *dauns*' zwischen 'Luft *luftus*' und 'Wolke *milhma*' setzen sollen. Zu dem Acc. *mêki* (Ephes. 6, 17) ist wohl nicht, wie gewöhnlich geschieht und auch Priese s. v. 'Schwert' und S. 58 thut, ein Nom. *mêki*, sondern **mêkeis* anzusetzen; denn in denjenigen germanischen Sprachen, in denen das Geschlecht des Wortes bezeugt ist, Altn. und Ae., ist das Wort (*mêce, mækir*) männlich. Auf einem Mifsverständnis seiner Quelle beruht Prieses 'mitten durch (*midja*) *þairh*'. Diese bietet: '*þairh* ... mitten durch (auch steht *midja* noch dabei)', womit nur gemeint sein kann, dafs der von *þairh* abhängige Accusativ noch den Acc. des adj. Stammes *midja-* vor sich haben kann. Es fehlt aber auch nicht an anderen Versehen. S. 28b fehlt 'Nest *sitls*'. Sowohl S. 30 unter 'Ofen', als auch S. 57a steht *auhsns* statt *auhns*. 'Ich belustige mich mit meinen Freunden' ist *Biwisa miþ frijondam meinaim* (Luc. 15, 29): S. 63 steht statt des letzten Wortes *meinam* mit einem Fehler, der S. 64 wiederkehrt, wo 'Den Reinen ist alles rein' durch *All hrain hrainjaim* (Tit. 1, 15) wiederzugeben war, während *hrainjam* ge-

druckt ist. S. 63 mufs es ferner heifsen *Þize guþ wamba ist* (Philipper 3, 19) 'Der Bauch ist ihr Gott': Priese hat *ist* ohne Grund weggelassen und statt des Nom. *guþ* die Genitivform *guþs* gesetzt. 'Im Frieden' heifst *in gawairþja* (Luc. 2, 29 u. s. w.): Priese giebt S. 63 dem Substantiv die Endung *ai*, als ob es ein Femininum wäre. *In wigana* = 'Im Kriege' S. 64 ist bedenklich, da ein Subst. *wigans* keineswegs sicher ist.

Berlin. Julius Zupitza.

Theodor von Sosnosky, Sprachsünden. Eine Blütenlese aus der modernen deutschen Erzählungs-Litteratur. Breslau, Trewendt, 1890. 76 S. 8.

Ein gut gemeintes Schriftchen — nur wird es denen nicht helfen, welchen es den Spiegel vorhält, und ihre Verehrer nicht hindern, sie fernerhin zu geniefsen und zu preisen. Wer aber die gerechte Sache des Verfassers zu würdigen weifs, dem brauchen für die Zerrbilder der Schriftstellerei, denen der Autor, abgesehen von einzelnen Nachlässigkeiten guter Erzähler, sein Material entnimmt, die Augen nicht erst geöffnet zu werden. Wäre es nicht betrübend, dafs Leute, die nicht einmal im stande sind, ihre Muttersprache richtig zn gebrauchen, ja, die nicht einmal klar zu denken vermögen, zu schriftstellerischem Ruf gelangen, so könnte man über den Unfug, der mit Relativen und Possessiven, mit ellenlangen Satzungeheuern und verworrenen Bildern getrieben wird, herzlich lachen. Mitunter wird jedoch unser Stilrichter pedantisch. Ich kann nicht alles billigen, was er z. B. über die Auslassung des Artikels, den Gebrauch des Demonstrativs statt des Relativs, die Wortstellung vorbringt: manches davon ist wohl manieriert, aber nicht falsch, und gerade in der Wortstellung hat unsere Sprache glücklicherweise freiere Wahl. Das mag allerdings nicht alles in der 'Deutschen Grammatik für österreichische Mittelschüler' stehen, die für den Verfasser 'mafsgebend' war (S. 3), auf die ich ihm aber raten möchte sich nicht allein zu verlassen. Denn auch sein Stil ist, namentlich in Handhabung der Demonstrativa, nicht musterhaft. Die Schlufsworte (S. 73 f.) beweisen das.

'Das Lesepublikum ist an die herkömmlich gewordene Sprechverderbnis (wohl "Sprachverderbnis", da es sich nicht um die Aussprache handelt) schon gewöhnt und hat nur selten ein Verständnis für sie, was sich wohl aus der Vernachlässigung erklären läfst, die dem Sprachunterrichte in den Mittelschulen zu widerfahren pflegt. Übrigens ist jenem (dem Sprachunterricht? oder dem 5 Zeilen vorher stehenden Lesepublikum?) diese Gleichgültigkeit gegen die sprachlichen Formen der Erzählungs-Litteratur nicht so übel zu nehmen, da ja dessen (ich frage wie oben! denn wäre das Lesepublikum gemeint, 'jenes', so müfste es 'sein' heifsen) weitaus gröfster Teil in ihr nur Unterhaltung sucht. — Nicht so nachsichtig aber darf es beurteilt werden, dafs auch die Litteratur-Kritik jenen keine Beachtung schenkt und sie, wenn sie ihr überhaupt auffallen, als Kleinigkeiten der Erwähnung nicht wert hält (hier merkt man erst, dafs

nicht die sprachlichen Formen gemeint sind, sondern die 'Verstöfse', welche 16 Zeilen vorher genannt wurden!), dafs auch ihr das Verständnis für jene (die Verstöfse oder die sprachlichen Formen?) mangelt, wofür wohl derselbe Grund bestimmend ist wie dort (wo? in den Mittelschulen? aber in der Kritik wird doch kein Sprachunterricht erteilt!).'

Auf der folgenden Seite gehts mit jenen und ihnen 'unentwegt', wie Herr von Sosnosky sagt, weiter. Drum schlage er auch einmal an seine eigene Brust!

Berlin. Max Roediger.

Dr. W. Cosack, Stadtschulrat in Danzig, Lessings Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten und die oberste Stufe höherer Lehranstalten bearbeitet und erläutert. Vierte, berichtigte und vermehrte Auflage. Berlin, Haude- und Spenersche Buchhandlung, 1890. XXIV und 212 S. 8.

Der Herausgeber verteidigt sein Unternehmen in der Vorrede zur vierten Auflage mit zutreffenden Gründen. Das Eigentümliche desselben besteht in Weglassungen, Veränderungen und Hinzufügungen. Weggelassen sind fast ausnahmslos die antiquarischen und philologischen Anmerkungen und Exkurse. Diese Weglassung erscheint gerechtfertigt, da in der That der in Aussicht genommene Leserkreis an diesen Abschnitten nichts verliert, ja durch sie nur abgeschreckt und verwirrt wird, und überdies Lessing selbst die antiquarischen Exkurse für 'Ausschweifungen' erklärt, die zu seiner Absicht wenig beitragen und nur dastehen, weil er ihnen niemals einen besseren Platz zu geben hoffen kann (Vorrede). In einem Falle (S. 66, Anm. 1) ist ein längerer Exkurs Lessings durch Resumierung abgekürzt. Dagegen ist der Text selbst nur an einer Stelle (S. 19) um wenige Zeilen gekürzt, offenbar aus pädagogischen Gründen, da das Weggelassene mindestens für 'höhere Töchter' ungeeignet ist. Die Auslassung ist hier ohne weitere Begründung durch Gedankenstriche markiert; bei den weggelassenen Anmerkungen fehlt jeder Hinweis.

Die vorgenommenen Veränderungen bestehen zunächst in Modernisierung der Rechtschreibung, ferner in ganz vereinzelten Fällen in Beseitigung sprachlicher Inkonvenienzen, wie des S. 114 plötzlich an Stelle des neutralen tretenden maskulinen Gebrauchs von Scepter, und des neutralen von Schild im Sinne von Waffe. An ersterer Stelle ist in einer Anmerkung auf die Änderung hingewiesen; wenn dabei bemerkt wird, man müsse sich 'wohl' für das sächliche Geschlecht entscheiden, so könnte dies 'wohl' fehlen, dagegen der Grund hinzugefügt werden. Beim Schilde ist die Änderung nicht angemerkt. Die hauptsächlichste Veränderung besteht in der durchgehenden Verdeutschung der fremdsprachlichen Citate, die allerdings nicht wenig beiträgt, die Schrift für weitere Kreise lesbarer zu machen und ihr das abschreckende gelehrte Gewand — in den meisten Fällen handelt es sich um griechische Citate — abzustreifen.

Die Hinzufügungen bestehen in einer orientierenden Einleitung (S. VII—XXI), ferner in Kapitelüberschriften, die zugleich den Gedankengang der Schrift markieren, endlich in einer erheblichen Zahl knapp gehaltener Anmerkungen, die von den wenigen beibehaltenen Lessings sorgfältig unterschieden werden. Sie sind teils sprachlichen Inhalts, Archaismen der Sprache erläuternd, teils dienen sie der Sacherklärung, wozu auch die Anfügung der von Lessing nur citierten Homerstellen in deutscher Übersetzung gehört. In ersterer Beziehung bemerken wir, dafs S. 81 (Anfang von C. X.) 'ich bemerke an' ohne Note gelassen ist. Hier steht überdies in der mir augenblicklich allein zur Verfügung stehenden Göschenschen Duodezausgabe von 1855 'ich merke an'. Hat Lessing wirklich 'ich bemerke an' geschrieben? Ferner ist S. 44 das Lessingsche 'Skävopoeie' in der Anmerkung verworfen und im Text durch 'Skeuopoeie' ersetzt worden. Dies ist aber eine hybride Form; es mufste dann Skeuopoiie heifsen. Aufserdem könnte hinzugefügt werden, wie Lessing zu der jetzt nicht mehr zu duldenden latinisierten Form kam.

Zu den sachlichen Anmerkungen nur einige Kleinigkeiten. S. 14, A. 3: die Stadt, von der die Trachinierinnen ihren Namen haben, heifst für gewöhnlich nicht Trachin, sondern Trachis. S. 16: sollte das Bild von Tournières, die Tochter des Butades darstellend, wirklich 'Dibutade' heifsen und nicht vielleicht 'die Butade' *(La Boutade)*? S. 152, A. 2 konnte zur Erklärung von 'Karnation' wohl der jetzt gebräuchlichere Ausdruck 'Inkarnat' hinzugefügt werden.

Grofs-Lichterfelde bei Berlin. A. Döring.

Die Stellung des Max Piccolomini in der Wallenstein-Dichtung. Von Professor Dr. K. Reufs. Programm des Gymnasiums zu Pforzheim 1889. 15 S. 4.

Ob die Person des Max in der Wirklichkeit des Lebens Platz haben konnte, das, sagt der Verfasser richtig, ist nicht die Frage, sondern ob sie die richtige Bedeutung in der Gesamtdichtung nach der Auffassung des Dichters gefunden. In dem Piccolomini ist Max der Gegensatz zu Buttler: Buttler ist dem Herzog treu, weil nach seiner Auffassung dieser dem Kaiser untreu werden will, er darin das Ziel der Befriedigung seines eigenen Ehrgeizes erblickt, Max, der nur einen Gegensatz des Herzogs zum Wiener Hof, nicht zum Kaiser, der Fähigkeit zur Unfähigkeit in Wallenstein sieht, darum, weil nach seiner festen Überzeugung Wallenstein dem Kaiser, wie bisher, auch jetzt noch treu ergeben ist; durch Max' hohen sittlichen Standpunkt und seine Hochachtung vor der Gemütstiefe Wallensteins tritt uns gleich im Anfang Wallenstein menschlich näher. Oktavio aber, der kluge Rechner, ist in seiner Sicherheit erschüttert, als er den tiefen unerwarteten Eindruck der Reise der Frauen ins Lager auf das Herz seines Sohnes sieht. Und im zweiten Aufzug ist Max' Verhältnis zum Herzog noch immer dasselbe, er kennt keinen Gegensatz desselben zum Kaiser, den drohenden Zwiespalt zu versöhnen war er noch

die geeignete Persönlichkeit; aber das Verhängnis will es, daſs Illo zur Mittelsperson zwischen Feldherrn und Heer bestimmt, daſs Wallenstein tiefer in den Verrat hineingestoſsen wird. Max' Liebe soll miſsbraucht werden, das ist der Plan der Gräfin; Thekla ist es, welche den ersten Funken des Miſstrauens in seine Seele wirft. Er sieht sein schönstes Lebensziel und zugleich sein Bild von Wallensteins Reinheit weit zurücktreten; bald sollte er hilflos zusehen, wie er gegen ein übermächtiges Schicksal nicht ankämpfen kann. Aber er muſs treu sein, Wallenstein soll selbst das Gewebe von List und Lüge zerreiſsen, obgleich er fühlt, daſs er mit diesem Schritt sich von seinem Vater losreiſst. Indessen er wird erst zu Wallenstein vorgelassen, als dieser schon durch der Gräfin Beredsamkeit weiter geführt ist; für ihn ist die Zögerung wertvoll, weil er nun nicht zum Verräter der Pläne seines Vaters zu werden braucht. Wallenstein enthüllt ihm seine Lage; in dem Stande der Notwehr will Max ihn nicht verlassen, nur nicht auf dem Wege des Unrechts ihm folgen, nicht zum Verräter am Kaiser werden; er will auch mit Wallenstein sich gegen den übel beratenen Kaiser wehren, selbst mit den Schweden sich vereinen, aber nur, um sofort auch ihrer Habgier entgegenzutreten. Seine Person gewinnt dadurch an Lebenswahrheit. Als Wallenstein nicht mehr schwankt, muſs Max sich auch von ihm lösen, obschon ihm Wallenstein menschlich näher bleibt als der Vater; denn ohne dessen Unrecht würde der Herzog nicht zum Verräter geworden sein, und der Triebgrund dieser Unwahrheit war der Ehrgeiz. Wenn er aber nun vom Feldherrn scheiden soll, die Hoffnung aber auf das höchste Glück seines Lebens nicht aufgeben mag und noch die Verbindung mit dem Feldherrn für möglich hält, so mag in diesem Labyrinth das sichere Gefühl Theklas entscheiden. Sie verweist ihn an seine sittliche Pflicht. So muſs der Entschluſs, den Tod zu suchen, rasch erfolgen. Erst am Schluſs der Dichtung kommt zum vollen Ausdruck, was Max für Wallenstein gewesen ist. Auf Max haben die menschlich edlen Züge in Wallensteins Wesen ihre Wirkung gehabt, seine Treue, seine Empfänglichkeit für Freundschaft, sein Vertrauen, auch sein freier religiöser Standpunkt; daraus ergiebt sich bei Max seine Friedenssehnsucht; die Liebesepisode ist keineswegs ein störendes Einschiebsel, sondern sie giebt seinem tief innerlichen Gedanken eine bestimmte und lebenswahre Form, selbst in der hier und da hervortretenden Überschwenglichkeit muſs sein Charakterbild dadurch an voller Gegenständlichkeit gewinnen.

Herford. L. Hölscher.

W. Wetz, Shakspere vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte. Erster Band: Die Menschen in Shaksperes Dramen. Worms, P. Reiſs, 1890. XX und 579 S. 8.

Leider hat der Verfasser von einem Werke, das als Ganzes ein durchaus einheitlich gedachtes Problem behandeln soll, uns einstweilen nur den ersten Band vorgelegt. Er zeigt uns ein Ziel, das er auf einem neuen

Wege erreichen will, und wir sehen ihn ein Stück auf diesem neuen Wege vordringen, ohne jedoch beurteilen zu können, ob der Weg zur Erreichung des Zieles tauglich ist, und ob unser Führer ihn, durch Seitenwege unbeirrt, bis zuletzt innehalten wird. Er entwirft ein Programm, dessen Wert erst nach vollständiger Ausführung mit Sicherheit erkannt werden kann, und läfst uns dann mit einem Fragment der Ausführung in der Hand stehen. Es ist bereits das zweite Mal, dafs er einen ersten Band veröffentlicht; hoffentlich wird er nicht nach berühmten Mustern die Ausfertigung der zweiten Bände der nachfolgenden Generation überlassen.

Sein Problem ist Entwickelung der Gesetze der Shakspereschen Tragödie und ihrer wichtigsten Unterschiede von der Tragödie anderer moderner Dichter. Zur Lösung dieser Aufgabe will er aber nicht von der Bestimmung des Wesens des Tragischen überhaupt ausgehen. Er will nicht vom ästhetischen Gattungsbegriffe aus durch Hinzufügung der historisch zu eruierenden *differentia specifica* die Species Shaksperesche Tragik bestimmen. Es 'scheint ihm eine hundertmal leichtere Aufgabe, das Wesen des Tragischen bei einem Dutzend alter und moderner Dichter zu bestimmen, als gegenwärtig das Tragische scharf und erschöpfend zu definieren'. Letzteres mag ja nun wohl inhaltlich und formell seine Schwierigkeit haben; inhaltlich, weil wir noch keine allgemein gültige Ästhetik besitzen, formell, weil der im logischen Denken Ungeübte meist nicht vermag, eine ihm vorschwebende Vorstellung zu begrifflicher Deutlichkeit zu erheben. Immerhin aber müssen wir doch voraussetzen, dafs dem Verfasser eine irgendwie geartete Vorstellung vom Wesen des Tragischen vorschwebt. Denn wie wollte er sonst wohl dahin gelangen, die specifische Eigenart des Tragischen bei Shakspere oder anderen alten oder modernen Dichtern festzustellen? Ohne Mafs und Gewicht kann man nicht messen und wiegen, und, wenn ich nicht weifs, was rot oder grün ist, bin ich auch nicht im stande, die Nuancen der einen oder anderen dieser beiden Farben zu bestimmen. Der Verfasser hätte daher unseres Erachtens doch besser gethan, seine wie auch immer geartete Vorstellung vom Tragischen überhaupt, wenn auch nur vorbehaltlich nachfolgender Korrektur, an die Spitze zu stellen. Es scheint uns schon hier, gleich am Eingange der Untersuchung, eine gewisse Verwandtschaft mit dem in Scherers Poetik so schroff hervortretenden Verfahren einer, man kann nicht einmal sagen induktiven — denn auch der Induktion schwebt bei ihren Subsumtionen schon eine begriffliche Norm vor, nach der sie das Unzutreffende kritisch ablehnt —, sondern rein statistischen Ästhetik hervorzuleuchten.

Der Weg nun, den er einschlägt, ist der, zunächst die Charaktere Shaksperes zu studieren, um zu ermitteln, welche Situationen gerade für diese Personen zu tragischen werden müssen. Unzweifelhaft ist der Charakter im Leben wie in der Dichtung — vorausgesetzt, dafs der Dichter überhaupt Charaktere schafft — ein Moment des Tragischen; der zu tragischen Geschicken prädisponierende Charakter des Helden ist gleichsam sein inneres Gegenspiel, und in der Charaktertragödie wird das

Geschick des Helden ausschliefslich oder doch vorwiegend durch seine seelische Veranlagung bestimmt. Indem also der Verfasser diesen Weg zur Ermittelung des Tragischen bei Shakspere einschlägt, geht er von der stillschweigenden, ja anscheinend unbewufsten, aber wohl richtigen Voraussetzung aus, dafs die Shaksperesche Tragödie im wesentlichen Charaktertragödie ist.

Sehen wir indessen von diesen entfernteren Beziehungen auf eine einstweilen noch nicht realisierte letzte Aufgabe ab, und betrachten wir den vorliegenden Band ausschliefslich unter dem Gesichtspunkte des darin Bezweckten und Geleisteten, der Darstellung des Eigenartigen an den Menschen Shaksperes, so müssen wir bezeugen, dafs der Verfasser hier in höchst origineller Weise einen durchaus zutreffenden gemeinsamen Grundcharakterzug der Menschenwelt Shaksperes hervorkehrt und in vielfach glänzender Ausführung als diese Welt beherrschend nachweist. Es ist ihm nicht um eine Summe von auseinanderfallenden Einzelcharakteristiken zu thun, sondern um die Totalität der Menschenbildung Shaksperes, um seine Psychologie. Die Welt der Shakspereschen Charaktere ist ihm ein untrennbares, eigenartiges und gleichartiges Ganzes, dessen Besonderheit ebenso sehr in den Lustspielen wie in den Tragödien hervortritt, daher er denn, wie er ausdrücklich erklärt, auch die Lustspiele und zwar sogar diese in hervorragendem Mafse herangezogen hat.

Als diese gemeinsame Eigentümlichkeit der Shakspereschen Charaktere bestimmt er das schlechthin Impulsive, Reflexionslose ihrer Weise zu sein und sich zu äufsern. Die Shakspereschen Menschen haben nicht nur keine individuellen, bewufsten Maximen, sie stehen auch nur wenig unter der Herrschaft der in der Gesellschaft inkorporierten, dem einzelnen anerzogenen und als Sitte und Herkommen auf ihm lastenden, die freie Entfaltung ihres Naturgrundes hemmenden substantiellen Mächte. Alle ihre Lebensäufserungen steigen mit urwüchsiger Frische aus dem unbewufsten Naturgrunde ihres Wesens auf, unbeirrt und unverkünstelt durch das Schielen nach konventionellen Mächten, denen das Individuum sich tributär weifs, denen sich zu adaptieren und zu accommodieren es sich verpflichtet fühlt. Mit Recht vergleicht er die Shakspereschen Menschen mit Wilden oder mit Kindern. Es ist rein natürliche, gewachsene Sinnesart ohne Dressur, frei vom Druck einer übermächtigen Konvenienz und Sitte, von der Diktatur des Herkommens sogar über die Gesinnungen; lauter Figuren in Hochrelief, frei aber auch vom Reflektieren nach Zweckmäfsigkeits- und Moralprincipien. Man könnte in letzterer Beziehung sagen: ihr Charakter besteht darin, keinen Charakter zu haben, wenn man unter Charakter das Produkt bewufster Selbstzucht und Arbeit an sich selbst versteht.

In besonders schroffer und roher Form tritt diese Eigentümlichkeit, wie der Verfasser im ersten Kapitel nachweist, in den Jugenddramen auf. Hier ist die Äufserungsweise nicht nur formell impulsiv, sondern auch inhaltlich die von rohen Naturmenschen, denen Gewissens- und Vernunftmotive völlig fremd sind, deren Gefühle ausschliefslich selbstisch sind,

und die jedem momentanen Impulse ohne Erwägung der Folgen blindlings und mit vollkommener Wildheit Raum geben.

Die Kapitel 2—9 schildern dann unter verschiedenen Gesichtspunkten das impulsive Wesen der Shakspereschen Menschen in den späteren Dramen. Hier ist das Impulsive, wenigstens bei den Hauptfiguren, komplizierter, mannigfaltiger, feiner, edler; Konflikte verschiedener Willensrichtungen treten auf; das sittliche Bewufstsein ist als Element in den Naturgrund eingetreten. Als ein besonders gelungenes Kapitel heben wir hier das neunte, 'die Liebe und die Frauen', hervor, das die hervorstechendsten Argumente für seine Gesamtansicht bietet. Auf Einzelheiten einzugehen müssen wir uns bei der ungeheuren Weitschichtigkeit des behandelten Materials principiell versagen, und bemerken nur noch folgendes.

Erstens. Das eingeschlagene Verfahren der Gesamtcharakteristik nach begrifflichen Gesichtspunkten mag ja seine Vorteile haben, es hat aber auch seine grofsen Nachteile. Zunächst setzt es beim Leser eine Herrschaft über das Ganze der Shakspereschen Dichtung bis in die kleinsten Schlupfwinkel voraus, deren sich nicht jeder rühmen kann. Sodann aber führt es zum Auseinanderreifsen des Stoffes, zur Behandlung derselben Charaktere an drei oder vier verschiedenen Stellen. Endlich bekommt die Darstellung durch dies Hin- und Herfahren aus einem Stücke ins andere etwas Ermüdendes und Abspannendes, das durch die massenhaft eingefügten Belegstellen, durch die oft weitläufigen polemischen Ausfälle gegen andere Erklärer und durch das Herbeiziehen von nicht streng zum Thema Gehörigem (S. 267—387 findet sich eine vollständige Monographie über den Othello) noch verstärkt wird. Würde nicht doch vielleicht nach genereller Feststellung des leitenden Gesichtspunktes eine gesonderte Behandlung der einzelnen Stücke eine dauerndere Wirkung erzielt haben? Und wenn dies, würde dann nicht doch der Aufbau der Handlung, in den — nach dem Gesamtcharakter der Shakspereschen Tragödien als Charaktertragödien — die Charaktere als die hauptsächlichen treibenden Faktoren eingreifen, das beste verknüpfende Band abgegeben haben? Eine exakt methodische Analyse der Handlung scheint uns noch immer die universell wertvollste und nach allen Seiten das Verständnis am meisten fördernde Leistung für das Drama.

Zweitens. Mit den Ausführungen des Verfassers über die Shakspereschen Charaktere scheint uns, wenn wir auch den aufgestellten Gesichtspunkt als einen höchst lichtvollen anerkennen, denn doch noch lange nicht das letzte Wort über das Thema gesprochen zu sein. Bezeichnend ist in dieser Beziehung, dafs er das gröfste Problem unter den Shakspereschen Charakteren, den Hamletcharakter, nur an einzelnen Stellen (S. 136. 244. 426) flüchtig streift, keineswegs aber in erschöpfender und befriedigender Weise behandelt. Ebenso bleiben unter den Frauencharakteren das widerspenstige Käthchen und ihr echt weibliches Gegenbild, die 'sanfte' Bianca, völlig unerwähnt, und auch Ophelia kommt (S. 427) nur flüchtig vor.

Drittens. Der Verfasser beabsichtigt im zweiten Bande zunächst, um seine These durch den Gegensatz zu illustrieren, die Charaktere bei Corneille darzustellen. Dies ist ein glücklicher Gedanke; es mufs aber dann doch auch der Gesichtspunkt zur Geltung kommen, dafs die Dichter die Besonderheit ihrer Charaktere aus dem Wesen ihrer Zeit schöpfen, dafs sie aus ihrer Zeit heraus und für ihre Zeit dichten. Es mufs uns dann also auch die Gegensätzlichkeit der Zeitrichtungen — dort das kraftstrotzende Zeitalter, dessen Typen aufser Shakspere das Barock, Rabelais, Rubens, Rembrandt, die Poetik Scaligers sind, hier die Zeit der verfeinerten Hofsitte am Hofe Ludwigs XIV. mit Boileau und dem Rokoko — als das erklärende *milieu* der beiden Dichter vor Augen gestellt werden. Im ersten Bande finden wir von dieser Beziehung Shaksperes zu seiner Zeit noch kaum eine Spur, und geradezu befremdend wirkt es, wenn S. 104 f. der Umstimmung des Herzogs von Burgund durch Johanna bei Shakspere vor der bei Schiller deshalb der Vorzug eingeräumt wird, weil jener der historischen Wahrheit in den Motiven näher bleibe. Als ob beide Dichter antiquarische kulturgeschichtliche Gesichtspunkte verfolgten und nicht vielmehr ganz und frisch in der Atmosphäre ihrer Zeit atmeten!

Wo gezimmert wird, fallen Späne. Der Verfasser geht mit manchen seiner Vorgänger sehr unglimpflich um. Am schlechtesten ergeht es Gervinus, der sich S. 294. 386. 417 und in einem längeren Exkurse S. 493 bis 524, wo besonders S. 503 ff. bemerkenswert, schlimme Dinge sagen lassen mufs. Auch Kuno Fischer fährt nicht gut, und E. v. Hartmann wird in Bezug auf eine von ihm veröffentlichte Monographie über Romeo und Julia geradezu massiv angelassen (S. 525—538). Auch auf G. Freytags 'Technik des Dramas' ist der Verfasser nicht gut zu sprechen. Er verwirft gerade diejenige Leistung Freytags, die von dauerndem Werte ist, seine Betonung des Aufbaus der Handlung als des Hauptstückes des Dramas und den Versuch, für diesen Aufbau feste Gesetze zu gewinnen (S. 40. 385 f.). Wir können ihm das insofern nicht übel nehmen, als gerade diese Bestimmungen Freytags im einzelnen noch viel Schwankendes und Unklares haben; anderenteils aber sind sie ein im Princip richtiger Fortbau auf einem Fundamente, das ein Gröfserer gelegt hat — Aristoteles, mit dem der Verfasser noch weniger Fühlung zu haben scheint, als Scherer, dem es nur nicht gelang, sich von auffälligen Irrtümern über die Lehre des Aristoteles zu befreien. Auch mit Bulthaupt hadert der Verfasser häufig, immer aber in achtungsvollem Tone. Dagegen zollt er unbedingte, ja emphatische Anerkennung O. Ludwig, Taine und besonders J. L. Klein, dessen Tod vor der Inangriffnahme der für Shakspere bestimmten Bände seiner Geschichte des Dramas ihm als 'ein unschätzbarer Verlust für unsere Erkenntnis des grofsen Briten' erscheint (S. 42).

In der sonst trefflich stilisierten Schrift taucht zuweilen jene seltsame Umstellung des Hilfsverbs auf, die dem Referenten als darmstädtischer Provinzialismus bekannt ist ('wo sie als Richards Königin gekrönt soll

werden', S. 122; 'welcher ist beleidigt worden', S. 223). Eine 'Stilblüte' ist: 'den engen Rahmen, den wir uns stecken müssen' S. 108.

Grofs-Lichterfelde bei Berlin. A. Döring.

Lady Baby. A Novel. By Dorothea Gerard. In two Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of Brit. Authors, Vols. 2672 and 2673). 304 und 294 S. kl. 8. M. 3,20.

Lady Baby (eigentlich Lady Frances Bevan) ist die jüngste, eben erst den Kinderschuhen entwachsende Tochter Lord Kippendales, die, vom Romanlesen mit überspannten Ideen erfüllt, ihrem Verlobten Sir Peter Wyndhurst, ehe sie ihn heiratet, das Leben recht verbittert, u. a. dadurch, dafs sie ihn auf den abgelebten Laurence Carbury eifersüchtig machen will, den ihr Benehmen fast um seinen geringen Verstand bringt, so dafs man es als eine Erlösung für ihn ansehen mufs, da er einem bösartigen Fieber erliegt, welches er nicht bekommen hätte, wenn er Lady Baby nicht kennen gelernt hätte. Der Roman hätte aber ebensogut Maud Epperton genannt werden können, da die Trägerin dieses Namens eine nicht minder wichtige Rolle spielt: um nicht bei ihrer griesgrämigen Tante in Brackton in beschränkten Verhältnissen leben zu müssen, will sie sich um jeden Preis reich verheiraten und wirft ihre Angel zuerst nach Peter, dann nach Lady Babys Bruder, Lord Germaine, aus, mufs aber schliefslich mit einem alten verwitweten Seifenfabrikanten vorlieb nehmen. Die Erzählung ist nicht uninteressant, wenn auch z. B. der Bericht über Lord Kippendales Kupferbergwerk nicht gerade den Eindruck grofser Sachkenntnis macht; die Charaktere aber ermangeln vielfach der Lebenswahrheit. J. Z.

The Fugitives. By Mrs. Oliphant. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2676). 270 S. kl. 8. M. 1,60.

Die 'Flüchtlinge' sind der eines betrügerischen Bankerotts schuldige Mr. Goulburn und seine unschuldigen Töchter Helen und Janey. Sie leben in dem weltabgeschiedenen französischen Dorfe Latour, bis Mr. Goulburn, sei es durch Mörderhand, sei es nur durch Schreck über einen Räuber, sein Leben verliert und Helen die Frau des Stiefsohnes ihrer früheren Erzieherin, Charles Ashton, wird, der sie immer schon geliebt, seit er sie einmal bei einem Schulfeste gesehen. Die anspruchslose Geschichte liest sich gut; die Charaktere von Helen und Janey sind vortrefflich gezeichnet und das einfache Leben in Latour recht anschaulich geschildert. Aufgefallen ist mir der öftere Gebrauch von *bride* in dem Sinne des deutschen Wortes 'Braut' (z. B. S. 201 *What could I do to keep him from the place where his bride is living?*), sowie Gallicismen, wie *to have reason* = *avoir raison*, an Stellen, wo nicht etwa Franzosen englisch sprechen, sondern wo ihr Französisch von der Verfasserin auf Englisch wiedergegeben wird. J. Z.

Mrs. Fenton. A Sketch. By W. E. Norris. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Coll. of British Authors, Vol. 2677). 270 S. kl. 8. M. 1,60.

Der Dean von St. Cyprian in Oxford hinterläfst die Hauptmasse seines Vermögens nicht, wie man erwartet, seinem Brudersohn Fred Musgrave, der nur mit 10 000 Pfund bedacht wird, sondern seiner Tochter Laura, die vor zwölf Jahren mit ihrem Musiklehrer Mr. Fenton nach Neuseeland durchgegangen ist und seitdem keinen Versuch gemacht hat, ihren Vater zu versöhnen. Freds Hoffnung, Susie Moore heiraten zu können, wird so vereitelt: sein Nebenbuhler, Kapitän Claughton, wird jetzt offenbar begünstigt, und zwar, wie es scheint, nicht blofs von den Eltern Susies. Fred sucht in seinem Liebesgram Trost bei der noch sehr jugendlich aussehenden Witwe, die sich inzwischen als Mrs. Fenton gemeldet und auch die Erbschaft ausgezahlt bekommen hat. Da sie in ihn verliebt ist, dauert es nicht sehr lange, bis er um ihre Hand anhält. Allein, ehe die Hochzeit stattfinden kann, fordert ein früherer Bekannter der Erbin, der weifs, dafs sie nicht Laura Musgrave, sondern Letitia Watson ist, Geld, wenn er schweigen soll. Ihre Unterhandlung mit ihm hört ihr und Freds Sachwalter unfreiwillig mit an und hält es, wie sie erwartet, für seine Pflicht, Fred davon Mitteilung zu machen. Da dieser aber bei ihr erscheint, um Auskunft zu verlangen, findet er nur einen Brief vor, in dem sie ihre Schuld bekennt: nach Lauras Tode ist sie die zweite Frau des Mr. Fenton gewesen. Am Abend desselben Tages bringen die Zeitungen die Nachricht, dafs während der Fahrt von Dover nach Calais eine Mrs. Fenton über Bord gefallen sei. Fred, der als der nächste Verwandte nun das ganze Geld seines Oheims erhält, heiratet einige Monate später Susie, die sich schliefslich doch nicht hatte dazu verstehen können, Mrs. Claughton zu werden. — Die kleine Erzählung ist, wie alles, was ich bisher von Norris gelesen habe, geschickt und in einem der Umgangssprache nahestehenden einfachen Stil geschrieben; die Zeichnung des Charakters der Mrs. Fenton scheint mir, obwohl skizzenhaft gehalten, doch sehr wohl gelungen. J. Z.

Ruffino and other Stories. By Ouida. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2678). 272 S. kl. 8. M. 1,60.

Weit günstiger, als über Syrlin (Archiv LXXXV, 329), kann ich mich über die oben verzeichnete Sammlung von kleineren Erzählungen Ouidas aussprechen. Sie spielen alle in Italien und sind voll Freude an der Natur und besonders an Tieren, trotzdem aber doch recht elegisch, auch die erste und zugleich längste, obgleich sie mit einer Heirat schliefst. Während der Fürst von Montefeltro langsam stirbt, verliebt sich sein Sohn und Erbe, der Herzog von Castiglione, in ein junges Mädchen, das er vom Garten aus in einer ärmlichen Wohnung sehen kann. Wie er all-

mählich erfährt, ist dieses Mädchen die russische Gräfin Vera Nicolaievna Nelaguine, die ihren Bruder Volodia, welcher in eine Verschwörung verwickelt war, auf der Flucht begleitet hat und nun, da er gelähmt daliegt, durch Malen bei Tag und Nähen bei Nacht kümmerlichst ernährt. Ihr stolzer Bruder zwingt sie, jede Unterstützung Castigliones zurückzuweisen, ja er verläfst sogar mit ihr heimlich ihre bisherige Wohnung auf Anstiften des Arztes Magliabecchi, der um Castigliones Liebe weifs und, von ihm beim Diebstahl ertappt und vor den Dienern gedemütigt, sich an ihm rächen will. Lange sucht Castiglione nach der Verschwundenen, ehe er sie, nachdem ihr Bruder gestorben, selbst dem Tode nahe findet. Ihren Titel verdankt die Erzählung Castigliones Hunde, der insofern eine nicht unbedeutende Rolle spielt, als er zuerst die nähere Bekanntschaft der Liebenden vermittelt, sodann an ihrer Trennung mittelbar schuld ist, da er Magliabecchi beim Stehlen an der Wade festhält, endlich aber auch Vera in ihrem Versteck aufspürt. Die Hundegeschichte ist freilich nach meinem Dafürhalten etwas breit getreten: es hätte nichts geschadet, wenn von Ruffinos Todfeindin, der gelbgestreiften Katze, seltener die Rede wäre. Den Vergleich auf S. 61 unten hätte die Verfasserin besser gethan sich zu 'verkneifen'. — In *An Orchard* (S. 197 ff.) wird erzählt, wie der siebzigjährige Pächter eines Obstgartens vor Aufregung stirbt, da infolge einer teils eigennützigen, teils boshaften Anordnung des neuen Verwalters die alten Bäume, die jener alle selbst vor 50 Jahren gepflanzt, gefällt werden, um Spalierobst Platz zu machen. — *Trottolino* (S. 221 ff.) wird ein munterer, von aller Welt gern gesehener Bäckerjunge allgemein genannt, der sich mit der Hoffnung trägt, dereinst der Schwiegersohn seines Herrn zu werden. Aber Italien braucht möglichst viel Soldaten für Afrika, und so wird auch er, trotzdem er die früher erforderliche Länge nicht besitzt, ausgehoben, nach Massaua geschickt und hier von einem Offizier erschossen, der sein Unvermögen, weiter zu marschieren, für Ungehorsam hält. — Die letzte Geschichte endlich (S. 245 ff.), *The Bullfinch* betitelt, erzählt, wie Lula, um sich in dem von der Sitte verlangten schwarzen Kleide trauen lassen zu können, einen von ihr abgerichteten Gimpel verkauft, dieser aber, von seiner geliebten Herrin getrennt, nicht mehr singt und, als sie zu ihm geholt wird, an ihren Lippen stirbt. Lula wird in dem schwarzen Kleide getraut und ein Jahr später in ihm begraben. J. Z.

The End Crowns All. A Life-Story. By Emma Marshall. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Coll. of British Authors, Vol. 2679). 286 S. kl. 8. M. 1,60.

Eine neue Erzählung der Verfasserin von *Under Salisbury Spire*, das im Archiv LXXXV, 327 besprochen worden ist. Da der Besitzer von King's Acre in King's Barton, Stephen Bolingbroke, an einer, wie man fürchten mufs, absichtlich zu stark genommenen Dosis Chloral in ganz zerrütteten Vermögensverhältnissen gestorben ist, ziehen die Hinterblie-

benen nach London, wo seine Tochter Stephanie die jährlichen 200 Pfund ihrer Mutter durch schriftstellerische Arbeiten ergänzt und sein Sohn Aubrey eine Stelle in dem Geschäft des Millionärs Albert Hardman findet. Leider läfst sich Aubrey, um seiner Geliebten Maude ein Geschenk machen zu können, eine Unterschlagung zu schulden kommen: Hardman, dessen Hand Stephanie schon wiederholt ausgeschlagen, will darüber nur schweigen, wenn er jetzt endlich Erhörung findet. Stephanie ersetzt ihm aber die fehlende Summe, schafft ihren Bruder heimlich nach Australien und verschwindet selbst mit ihrer Mutter nach einem entlegenen Dorfe in Devonshire, wo sie unter dem Namen Ling leben. Hier verliebt sich in sie Paul Grenville, der einzige Sohn eines Baronets; aber, da sie weifs, dafs Sir John niemals in die Vermählung seines Sohnes mit ihr einwilligen wird, und, was noch mehr ist, dafs ihre Freundin Rose Temple, die mit Paul aufgewachsen ist, diesen ebenfalls liebt, giebt sie ihrer Neigung für ihn nicht nach. Inzwischen ist es aber Hardmans Bemühungen gelungen, Stephanies Aufenthaltsort zu ermitteln, und er überrascht sie allein auf einer schwachen Brücke. Da er handgreiflich wird, ruft sie um Hilfe. Paul eilt herbei und ringt mit Hardman, was zur Folge hat, dafs die Brücke zusammenbricht und alle drei ins Wasser fallen. Stephanie kommt am besten weg; bei Paul dauert es längere Zeit, ehe er sich ganz erholt; Hardman aber hat sich das Rückgrat verletzt und stirbt, doch erst, nachdem er Stephanie mit seiner alten Mutter zusammen zur Erbin eingesetzt und ihre Verzeihung erhalten hat. Stephanie zieht mit ihrer Mutter und mit Frau Hardman nach Nordamerika, wo sie im fernen Westen mit dem geerbten Gelde gemeinnützige Anstalten einrichtet und nach einigen Jahren auch die Pflegerin ihres krank aus Australien kommenden Bruders und die Erzieherin seiner früh der Mutter beraubten zwei Kinder wird. Zehn Jahre, nachdem sie Europa verlassen, heiratet Paul, dessen Vater inzwischen gestorben, Rose, und das junge Ehepaar überzeugt sich auf der Hochzeitsreise von dem selbstlosen Glück, das Stephanie gefunden, durch den Augenschein. — Der Inhalt ist nicht uninteressant, allein als künstlerische Fehler wollen mich z. B. der etwas stark aufgelegte religiöse Firnis und ein so grober Zug, wie die Scene auf der Brücke, bedünken: der Charakter Hardmans, ehe er im Sterben liegt, scheint mir überhaupt zu roh gehalten. J. Z.

A Cigarette-Maker's Romance. By F. Marion Crawford. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Coll. of British Authors, Vol. 2680). 271 S. kl. 8. M. 1,60.

Auch diese neue Erzählung aus der Feder des sehr begabten, wenn auch etwas zu rasch schaffenden, Verfassers (vgl. Deutsche Litteraturzeitung 1889, Sp. 1210 ff.) kann bestens empfohlen werden. Ihr Held ist der jüngere Sohn eines russischen Grafen. Mit seinem Vater zerfallen, verdient er seit vielen Jahren seinen Unterhalt in einer Cigarettenfabrik in München, bildet sich aber jeden Dienstag ein, dafs man ihn Mittwochs,

an dem er deshalb nicht zur Arbeit geht, ehrenvoll in seine Heimat zurückholen werde, wohin ihn eine in derselben Fabrik beschäftigte junge Polin, um deren Hand er jeden Dienstag anhält, als seine Frau begleiten soll: am Donnerstag weifs er nichts von den beiden vorhergehenden Tagen. Die Geschichte fängt Dienstag den 6. Mai 1890 an und endet am nächsten Donnerstag früh, wo wirklich der Rechtsbeistand des alten Grafen erscheint mit der Nachricht, dafs dieser und sein erster Sohn gestorben und der bisherige Cigarettenmacher der Erbe sei, welcher übrigens diesmal nicht vergifst, die Polin, die ihm am Mittwoch mit gröfster Anstrengung und schliefslich nur, indem sie ihr Haar verkaufte, die Bezahlung einer Ehrenschuld möglich gemacht hat, den Zeugen des Umschwungs in seinem Schicksal sofort als seine zukünftige Gemahlin vorzustellen. — Die Charaktere sind sämtlich scharf gezeichnet: nächst dem Helden ist wohl die Figur der Frau des Cigarettenfabrikanten am besten gelungen. Eine Gedankenlosigkeit ist es, wenn es S. 101 heifst *The 'Gigerl-night'* was *remembered for many a long year in the 'Green Wreath Inn':* hier war doch nur das Futurum angebracht! J. Z.

The Word and the Will. A Novel. By James Payn. In two Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of Brit. Authors, Vols. 2681 and 2682). 272 und 279 S. kl. 8. M. 3,20.

Die neue Erzählung des fruchtbaren Verfassers gefällt mir besser, als sein Archiv LXXXV, 441 besprochenes *Burnt Million*. Der Titel wird erst am Ende klar. Martha Vance giebt ihr Wort, dafs George Waldron, der Verlobte ihrer Schwester Mary, nach deren Tode die Hälfte ihres Vermögens bekommen werde, würde aber ihr Versprechen nicht halten, wenn Mary nicht die Vorsicht gebraucht hätte, trotz des Wortes ihrer Schwester ein ohne ihr Wissen gemachtes schriftliches Testament zu hinterlassen. Der Charakter Marthas ist ebensogut gezeichnet, wie der ihres seelenverwandten Oheims Joseph Adderley, den die Schwestern beerben, da er ohne Testament eines gräfslichen Todes stirbt. Unter den übrigen Personen ist namentlich Hetty, Georges gelähmte Schwester, mit ihrem ehrlichen Herzen, klugen Kopf und schlagfertigen Mundwerk hervorzuheben. Einen argen Streich hat dem Verfasser sein Gedächtnis gespielt, da er I, 112 spricht von *The line of the poetess, 'Ye homes of merry England, how beautiful you be!';* denn er kann doch nur die beiden Anfangsverse des bekannten Gedichtes der Mrs. Hemans im Sinne haben: *The stately homes of England, How beautiful they stand!* J. Z.

Margaret Byng. A Novel. By F. C. Philips and Percy Fendall. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2683). 295 S. kl. 8. M. 1,60.

Margaret Byng trennt sich von ihrem verschuldeten Manne. Mit den hundert Pfund, die sie mitnimmt, hofft sie, an der Spielbank zu Monte Carlo reich zu werden. Dies mifslingt ihr, doch kommt sie in den Besitz

von 5000 Pfund, indem ein Raubmörder Namens Bazano, damit sie ihn nicht verrate, mit ihr Halbpart macht. Bald darauf verliebt sich Kapitän Corry, ein Verwandter des Ermordeten, in sie, und ihm entdeckt sie ihre Schandthat, wird aber unmittelbar nachher von dem Mörder erwürgt. Der Charakter der Mrs. Byng ist so unwahrscheinlich und die ganze Geschichte so ungereimt, wie nur möglich. Aber die sprachliche Darstellung zeigt dieselben Vorzüge, die den früheren Werken Philips' und seiner Mitarbeiter (vgl. Archiv LXXXIV, 195. LXXXV, 330 und 445) nachzurühmen waren. Da Shakspere vorgeworfen worden ist, dafs die erdrosselte Desdemona noch spreche, so sei hier darauf hingewiesen, dafs auch die realistischen Verfasser der vorliegenden Erzählung die erwürgte Mrs. Byng erst sterben lassen, nachdem sie dem Kapitän Corry, der ihr zu Hilfe kommt und mit Hilfe der Polizei Bazano von ihr losreifst, ein paar Worte zugeflüstert hat. J. Z.

One Life, One Love. A Novel. By M. E. Braddon. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Coll. of Brit. Authors, Vols. 2684 and 2685). 287 und 295 S. kl. 8. M. 3,20.

Der gelehrte Ambrose Arden, der seit dem Tode seiner Gattin in Lamford (an der Themse zwischen Henley und Reading) wohnt, liebt die Frau seines Nachbarn und Freundes Robert Hatrell und stiftet deshalb den aus Südfrankreich stammenden Communard Claude Morel, mit dessen Schwester Antoinette Hatrell vor seiner Verheiratung ein unschuldiges Liebesverhältnis gehabt, zur Ermordung desselben an, indem er ihm verrät, dafs dieser zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Teil Londons mit beinahe 4000 Pfund in Banknoten zu treffen sein werde. Hatrell wird unter dem Vorgeben, dafs die sterbende Antoinette ihn zu sehen wünsche, in Morels Wohnung gelockt und hier von ihm erstochen. Ehe die Unthat entdeckt wird, ist der Mörder mit dem Gelde verschwunden. Sieben Jahre später wirbt Arden, der inzwischen ein berühmter philosophischer Schriftsteller geworden ist, um Clara Hatrell, und sie wird seine Frau, obwohl sie ihm nicht verhehlt, dafs ihr Herz immer ihrem ersten Manne gehören werde. Ein Jahr darauf wird Morel, der sich jetzt Duverdier nennt, festgenommen, nachdem er seine Schwester ermordet, die ihn am Diebstahl der Juwelen einer Verwandten hatte hindern wollen. Arden befürchtet, dafs Morel vor seiner Hinrichtung die näheren Umstände von Hatrells Tod bekannt machen werde, und bringt sich daher durch Chloral um, nachdem er in einem langen Briefe an Clara seine Schuld eingestanden. Dies ist die Haupthandlung, mit welcher namentlich zweierlei verknüpft ist: einmal Margaret Hatrells übereilte Verlobung mit Cyrill Arden, die zu ihrer grofsen Herzenserleichterung (sie hat inzwischen Gilbert Florestan lieben gelernt) von diesem gelöst wird, da er die Schuld seines Vaters entdeckt; zweitens das schliefslich durch eine Ehe legalisierte Verhältnis der schönen Dolores Quijada und des alten, aber reichen Pedro Perez. — Ich mufs gestehen, dafs diese neueste Er-

zählung der berühmten Verfasserin mir nicht zu ihren besten Leistungen zu gehören scheint. Den Charakter Ambrose Ardens ist es ihr nicht gelungen glaubhaft zu machen. Das Tagebuch Margarets ist mitunter etwas langweilig und erzählt gelegentlich noch einmal, was man schon weifs. Der Schlufs ist ganz abgerissen: man erfährt vor allem nicht, wie Ardens Bekenntnis auf Clara wirkt. Endlich ist auch der Titel des Romans nicht gut gewählt; denn, dafs Clara in ihrem Leben nur einmal lieben kann, worauf er sich doch nur beziehen läfst, ist ein rein nebensächlicher Umstand. J. Z.

A Bride from the Bush. By Ernest William Hornung. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2686). 270 S. kl. 8. M. 1,60.

Soviel ich weifs, ist früher von Hornung nichts erschienen. Ist nun auch *A Bride from the Bush* kein so hervorragendes Erstlingswerk, wie z. B. Weymans *House of the Wolf* (Archiv LXXXV, 444), so erweckt es doch immerhin von dem Talent des Verfassers (oder der Verfasserin?) eine nicht ungünstige Meinung. Alfred, der älteste, durch eine Erbschaft unabhängig gemachte Sohn des 'Justice' Sir James Bligh, bringt aus Australien Gladys, die Tochter eines dortigen Kolonisten, als seine Frau nach England mit, wo sie sich in das steife Wesen der Gesellschaft trotz des besten Willens nicht hineinfinden kann, so dafs sie schliefslich ihrem Manne einen Gefallen zu thun glaubt, wenn sie verschwindet. Während sie scheinbar der Einladung einer Freundin folgt, reist sie in ihre Heimat zurück, aber nicht ohne den Versuch, den Eindruck hervorzubringen, als ob sie in der Themse den Tod gefunden hätte. Doch wird ihre richtige Spur ermittelt, und dieser folgt ihr Gatte, sobald er sich von der schweren Krankheit erholt hat, in welche ihn seine Aufregung gestürzt. Während eines Sandsturmes findet er sie in dem einsamsten Teil der Besitzung ihres Vaters. Er beschliefst, mit ihr in Australien zu bleiben. — Den Schlufs hätte ich gern etwas mehr ausgeführt gesehen. J. Z.

A Ward of the Golden Gate. By Bret Harte. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of Brit. Authors, Vol. 2687). 264 S. kl. 8. M. 1,60.

Das oben verzeichnete Werk Bret Hartes hat mir weit weniger gefallen, als *The Waif of the Plains* (Archiv LXXXV, 328), und selbst weniger, als *The Heritage of Dedlow Marsh and other Tales* (Archiv LXXXV, 94). Schuld daran ist wohl vorzugsweise die ungleichmäfsige Ausführung, die Nebensächliches oft breit behandelt und das Wichtigste häufig nur kurz berührt und namentlich da ungenügend ist, wo es gilt, dem Leser einen Einblick in das Innere der auftretenden Personen zu geben, die deshalb vielfach den Eindruck von Puppen machen. Eine, um es milde auszudrücken, zweideutige Mutter wünscht, dafs ihre Tochter

von ihr nichts erfahre: sie entsagt daher allen ihren Mutterrechten, stellt ihr Kind finanziell sicher und macht sie zum officiellen Mündel von San Francisco. Majorenn geworden, nennt sich diese Tochter Maria Concepcion de Arguello de la Yerba Buena, indem der ihr als Mündel zufällig gegebene Name Yerba Buena, dunkle Erinnerungen aus ihrer Kindheit und geflissentliche Irreführung eines falschen Freundes sie glauben lassen, dafs sie aus dem Geschlechte der Arguellos stamme, was sich denn schliefslich auch als richtig herausstellt, freilich mit dem Nebenumstande, dafs sie erst durch eine nach ihrer Trennung von der Mutter erfolgte Vermählung ihrer Eltern legitim geworden ist. Da sie aber den Beweis hiervon in Händen hat, erhört sie endlich ihren Mitvormund Paul Hathaway. Ohne es zu ahnen, trifft sie jetzt mit ihrer Mutter, die inzwischen fromm geworden ist, am Sterbebette eines zweiten Mitvormunds, des Colonel Pendleton, zusammen, der sich seines Mündels wegen zweimal arm gemacht und schliefslich sogar von seinem treuen Neger George getrennt hat, so dafs diesem darüber das Herz gebrochen ist. J. Z.

Anthologie des poètes français. Sammlung französischer Gedichte. Herausgegeben von Albert Benecke. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1890 (Poètes français, Lief. 4).

Der Herausgeber hat diese Sammlung für Oberklassen bestimmt. Wer, wie der Unterzeichnete, der Meinung ist, dafs es gut sei, wie im Deutschen so auch in den fremden Sprachen auf allen Stufen eine Sammlung schöner Gedichte den Schülern in die Hände zu geben, wird wegen jener Begrenzung in der Beneckeschen Sammlung nicht finden, was er sucht. Wenige schöne Gedichte lernen, diese aber immer wieder, auf allen Stufen, so dafs sie ein wirklicher Besitz werden — das scheint mir für unsere Schüler und Schülerinnen das Beste. Die Möglichkeit beständigen Zurückgreifens aber gewährt nur eine Sammlung, die für alle Stufen bestimmt ist.

Nach diesem Vorbehalt, dem zu entsprechen von vornherein ja nicht in der Absicht des Verfassers lag, erfordert es dann die Gerechtigkeit anzuerkennen, dafs die vorliegende Sammlung ihr selbstgestecktes Ziel völlig erreicht. Es wird mit Recht im Vorwort ausgesprochen, dafs der Bestand der in deutschen Schulkreisen überhaupt bekannten französischen Lyrik sehr klein ist. Von Schulbuch zu Schulbuch erben sich die meisten Gedichte fort, und jeder neue Lesebuchmacher glaubt seiner Ehre genug gethan zu haben, wenn er aus irgend einer Hachetteschen Sammlung einige 'neue' hinzufügt. Man wird Herrn Benecke zugestehen müssen, dafs er durchaus unabhängig von diesen Traditionen ausgewählt hat; wir begegnen Namen, zahlreichen Namen, die dem sicher unbekannt sind, der nicht schon sich mit französischer Lyrik selbständig beschäftigt hat. Dafs Béranger, Victor Hugo, Lamartine im Vordergrunde stehen, war vorauszusehen und berechtigt, so gut wie Lafontaines starke Beteiligung. Dafs François Coppée endlich einmal in ausgiebiger Weise der Schule

zugeführt wird, ist neu und höchst verdienstlich. Von Alfred de Musset war nicht viel, aber doch mehr zu verwerten, als verwertet ist. Ich erinnere nur nur an die Perle französischer Lyrik *Quand on perd, par triste occurrence,* etc. Neu ist auch Sully Prud'homme, den einem gröfseren Publikum erst kürzlich E. Groth in den Grenzboten bekannt gemacht hat; verständlich freilich wird er wohl nur dem gereifteren Primaner sein. Die unbekannteren Namen will ich hier nicht aufzeichnen; viel wirklich Schönes knüpft sich an sie. Reizend ist *Carcassonne* von Nadaud. Gern hätte ich die *Chants pieux,* von denen Benecke zwei höchst anziehende mitteilt, noch vermehrt gesehen; die Bretagne ist so reich daran. Das Volkslied fehlt leider gänzlich; für eine spätere Auflage wäre die Ausfüllung dieser Lücke mein dringendster Wunsch. Auch dürfte der *Chant du départ* nicht fehlen. Viel Reiz übt auf die reifere Jugend nach meiner Erfahrung die Mitteilung guter Übersetzungen aus dem Deutschen aus; Barbier, Amiel, Schuré u. a. haben sangbare deutsche Lieder in ebenso sangbare französische Form übersetzt. Vor kurzem hat u. a. Rahn in seinem neuen Lesebuche gute Proben mitgeteilt (Leipzig, Reisland, 1890). — Aber in diesen Wünschen liegt kein Tadel; gerade durch eine gute Sammlung werden sie am leichtesten erzeugt. Gut aber ist die Beneckesche Auswahl; sie gewährt von der französischen Lyrik ein so deutliches Bild, wie es die reifere Jugend überhaupt aufzunehmen im stande ist, und darin liegt wohl die beste Empfehlung. Das Buch entspricht seinem Zweck.

Leipzig. J. Wychgram.

Dr. W. Knörich, Molières Werke, II. Band. Les Précieuses ridicules. Les Femmes savantes. Leipzig, O. Leiner. LX und 176 S. M. 3,50.

Herrn Rektor Knörich ist die Aufgabe zu teil geworden, die nicht mehr zeitgemäfsen und brauchbaren Molière-Ausgaben Launs umzugestalten, und damit ist der Schullektüre Molières ein grofser Dienst erwiesen. Denn Knörich kennt den französischen Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts durch eingehende Studien der Originalwerke, braucht sich also nicht auf die älteren Wörterbücher und Grammatiken zu verlassen. Insbesondere war er zur Neubearbeitung der *Pr. R.* geeignet, da auch die abgelegene preziöse Litteratur ihm nicht fremd ist und er mit der Abfassung einer Schrift über das Preziösentum sich augenblicklich beschäftigt. So bieten denn Einleitung und Kommentar seiner Ausgaben alles, was sich auf engem Raume vereinigen läfst; nur bedauern wir, dafs Knörich den Ansichten Livets auch da gefolgt ist, wo sie kaum das Richtige treffen.

Livets Meinung geht dahin, dafs die beiden preziösen Bürgermädchen Cathos und Madelon keineswegs satirische Abbilder bezw. Zerrbilder der Catherine de Rambouillet und Madeleine de Scudéry sein sollen, sondern dafs Molières Ausrede in der nachträglich hinzugefügten Vorrede des

Stückes, er habe nur zwei 'Gänschen aus der Provinz' verspotten wollen, der Wahrheit entspreche. Nun mag es allerdings kein zeitgenössisches Zeugnis geben, aus dem die beabsichtigte Identität der beiden Hauptführerinnen des Preziösentums und ihrer Karikaturen auf der Bühne sich zweifellos ergiebt, wennschon man darüber auch anders denken kann, als Knörich S. XXXVIII es thut; aber wie sollen wir die Aufregung innerhalb der preziösen Kreise und die Versuche, das Stück zu verbieten, anders erklären, als durch die wohlbewufste Annahme einer tiefer reichenden Tendenz der Komödie? Insbesondere ist die Verspottung der beiden Hauptromane der Scudéry, des *Grand Cyrus* und der *Clélie*, doch in dem Stücke (Z. 95 ff.) unverkennbar; die Marquise de Rambouillet konnte in ähnlicher Weise nicht dem Spotte preisgegeben werden, da sie keine preziösen Romane geschrieben hatte, überhaupt an den litterarischen Sünden des späteren Preziösentums unbeteiligt war. Man könnte daher der Meinung Roederers, nur die Scudéry und mit ihr das jüngere, schon in der Ausartung begriffene Preziösentum sei Zielpunkt der Satire, beistimmen, wenn nicht die enge Verbindung der beiden Namen Cathos und Madelon doch keinen Zweifel liefse, dafs der Dichter der *Pr. R.* sowohl die Catherine de Rambouillet als auch die Madeleine de Scudéry habe treffen wollen. Der Zweck jeder vernichtenden Satire ist ohne Übertreibung, ja selbst Entstellung des Wirklichen oder Geschichtlichen nicht denkbar; daher kommt es, dafs auch in Molières satirischem Abbilde der beiden Hauptvorkämpferinnen des Preziösentums 'Alter, Stand, Herkunft, Bildung, das ganze Gebaren der beiden *pecques de province*' nicht zu den äufseren und inneren Eigenschaften der karikierten Vorbilder stimmen. Aber das lachlustige Parterre nahm es mit der geschichtlichen Treue nicht allzu genau, und dafs auch die Verehrer des Preziösentums sich durch die absichtlichen Umänderungen und Entstellungen im Stück nicht täuschen liefsen, beweist ihr Versuch, die weiteren Aufführungen zu hindern, der auch für vierzehn Tage gelang. In dieser Zwischenzeit scheint Molière den Anfang seines Stückes geändert zu haben, worauf wenigstens ein Vergleich des Berichtes über die erste Aufführung, welchen Mlle Desjardins verfafst hat, und des späteren Druckes der *Pr. R.* hindeutet. Knörichs Gegengründe sind kaum überzeugend (a. a. O. XXXVI).

An den erklärenden Noten der Ausgabe ist nach unserer Meinung wenig auszusetzen, doch ist einige Male Livet wiederum der Irrführer gewesen. So soll nach Livet und Knörich der Dichter die Vorlesung noch unaufgeführter Stücke in den schöngeistigen 'Salons' nicht getadelt, sondern nur die bestehende Sitte oder Unsitte, der er doch selbst huldigte, erwähnt haben. Aber Z. 479 ff. läfst die tadelnde oder satirische Absicht Molières wohl zweifellos durchblicken, und um des Erfolges willen mufste der Dichter solchen konventionellen Gebräuchen sich fügen, auch wenn er ihre Lächerlichkeit wohl erkannte. Zu Z. 501 ff. bemerkt Knörich, 'die Deklamation im Hôtel de Bourgogne sei eine sehr manierierte gewesen, während Molière für die natürliche Sprechweise eingetreten sei'. Leider

sind die Nachrichten über die Schauspielkunst damaliger Zeit so parteiisch und wenig vollständig, dafs wir uns über die Gegensätze der Deklamationsweise des Hôtel de Bourgogne und des Palais-Royal kein bestimmtes Urteil bilden können. Gewifs trat Molière für die Natur und Wahrheit der Recitation ein, aber, ob er selbst seine gegen die *grands comédiens* gerichteten Lehren befolgte, ist etwas zweifelhaft, da seine Feinde ihm ein übertriebenes Pathos in tragischen Rollen vorwarfen. Den Ausdruck *un brave à trois poils* (Z. 595) möchte ich trotz Littré und Knörich doch auf die Form des Kinn- und Schnurrbarts der militärischen Eisenfresser, nicht auf die Gewohnheit der Seiden- oder Samtweber, ihre besseren Waren durch drei hineingewebte Linien zu kennzeichnen, beziehen. Denn auch das zur Begründung angeführte Citat aus Saint Simon: *C. passa pour un brave à quatre poils, qu'il ne devait pas choquer*, deutet gewifs mehr auf die militärische Bartpflege, als auf die Geschäftsreklame der Weber hin. Die Z. 620 erwähnte *siège d'Arras* ist eher die Befreiung der belgischen Stadt von dem spanischen Belagerungsheere unter Condé im Jahre 1654, als die Einnahme dieser Stadt im Jahre 1640. Mascarille und Jodelet, die ihre erlogenen Heldenthaten mit einer *siège d'Arras* in Verbindung bringen, wollen doch den Preziösen gegenüber als jugendliche Stutzer gelten. Wie aber können sie dann mit Thaten prahlen, die vor neunzehn Jahren stattgefunden haben müssen, wenn anders man nicht die Zeit der Handlung des Stückes aus der unmittelbaren Gegenwart (1659) entfernen will? Gewifs erweckte Molière durch die Erwähnung eines Vorganges, bei dem Condé eine feindliche Armee gegen sein Vaterland führte, 'trübe Erinnerungen', aber zugleich gab er auch seinem patriotischen Hasse gegen die Parteiungen und Wirren der Frondezeit Ausdruck. In diesem Falle trifft Livet wohl das Richtige, wenn er an das Jahr 1654, nicht 1640, denkt; dagegen ist seine Erklärung einer kurz vorhergehenden Stelle der *Pr. R.* uns allzu spitzfindig. Z. 611 klagt Jodelet: *La cour récompense bien mal aujourd'hui les gens de service comme nous.* Livet meint hier, der als Marquis und Kriegsheld sich gebärdende Lakai habe 'einen auf seine und Mascarilles eigentliche Stellung anspielenden Wortwitz machen wollen', denn *gens de service* im Sinne von 'Kriegsleute' komme sonst nicht vor. Wird aber der Bediente, welcher den vornehmen Herrn spielt, sich und seine Genossen an 'die eigentliche Stellung' erinnern wollen? Und kann Molière, für den *service* im Sinne von 'Kriegsdienst' doch 'ein geläufiger Ausdruck' war, nicht *gens de service* in der Bedeutung 'Kriegsleute' gebrauchen?

Die Einleitung zu den *Femmes savantes* ist ebenso sachlich und gründlich, wie die zu den *Pr. R.*, nur hätten wir die Benutzung von Calderons *Non hay burlas con el amor* und Lopes *Los melindres de Belisa* für das französische Stück bestimmter betont, als Knörich, da sie uns als eine nicht zu bezweifelnde Thatsache gilt. Der Kommentar enthält viele Bemerkungen, die auf eingehendes Studium der zeitgenössischen Litteratur hindeuten und sich in den bisherigen Ausgaben nicht immer finden.

Im ganzen verdienen beide Ausgaben Knörichs unbedingtes Lob und stellen sich den besten Leistungen der französischen und deutschen Editionsthätigkeit würdig an die Seite. Unter seinen Händen sind Launs nicht mehr ausreichende Schulbearbeitungen zu etwas durchaus Wissenschaftlichem, Zeitgemäfsem und Zweckentsprechendem geworden.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Rousseau und die deutsche Geistesphilosophie. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus von Richard Fester. Stuttgart, Göschensche Verlagshandlung, 1890. X u. 340 S.

Die angeführte Schrift füllt in der That eine Lücke in der deutschen Rousseau-Litteratur aus, da der Einfluſs des Genfer Philosophen auf die deutsche Weltweisheit noch nie im geschichtlichen Zusammenhange und mit eingehender Begründung dargestellt worden ist. Daſs in dem ersten Abschnitte (1—30), der über J. J. Rousseau selbst handelt, etwas wesentlich Neues gesagt sei, vermag ich nicht zu finden, obwohl mir der Philosoph und die über sein Wirken handelnde Litteratur nicht ganz fremd geblieben sind. Namentlich ist die Annahme Festers, daſs 'die unhistorische Denkungsart als die Voraussetzung aller Theoreme (!) des Genfer Bürgers noch nie in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt sei', ein entschiedener Irrtum, denn mit besonderer Vorliebe pflegen die Beurteiler Rousseaus gerade bei seiner 'unhistorischen Denkungsart' zu verweilen. Von der neueren Rousseau-Litteratur sind aufser Brockerhoffs Biographie nur hier und da Jansens verdienstvolle Schriften berücksichtigt, für die Auffassung Voltaires scheint D. Straufs allein maſsgebend zu sein. Ob der Irrtum, daſs Voltaire erst im *Philosophe ignorant* die Unfreiheit des menschlichen Willens scharf betont habe, auch aus Straufs' Vorträgen stammt, weifs ich nicht, jedenfalls ergiebt sich aus Voltaires umfangreicher Korrespondenz, daſs die Annahme einer (sehr eingeschränkten) Willensfreiheit, zu der sich der Philosoph ursprünglich bekannt hat, schon etwa zwanzig Jahre früher von ihm mit aller Entschiedenheit aufgegeben ist. Ebensowenig kann man doch sagen, daſs Voltaire 'seinem Hasse gegen die Theologie, welche die Religion vergifte', erst in den *Pensées detachées de l'abbé de Saint-Pierre* 'unverblümteren Ausdruck gegeben habe, als es sonst seine Gewohnheit war'. Wie viele andere kirchenfeindliche und antitheologische Streitschriften des unermüdlichen Vorkämpfers der Glaubensfreiheit gehen dieser wenig bedeutungsvollen Herzensergieſsung aus den Tagen des Greisenalters voran.

Indessen der Schwerpunkt der Festerschen Schrift liegt nicht in dem über Rousseau oder gar über Voltaire Bemerkten, sondern in dem wertvolleren Nachweise der Abhängigkeit Lessings, Herders, Kants, Schillers, Fichtes, Schellings, Fr. Schlegels, Schopenhauers, Herbarts, Hegels und Krauses von Rousseauschen Ideen.

Die beiden ersten Diskurse Rousseaus erregten in verschiedener Weise die Aufmerksamkeit Lessings und seines Freundes Mendelssohn,

und gewifs ist der grofse Eindruck, den beide Schriften auf Lessing machten, nicht zu bestreiten. Übertrieben ist es jedoch, wenn S. 34 f. in dem 'Nathan' besonders die religiösen Ideen der *Héloïse* und des *Emile* wiedergefunden werden, vielmehr sind die Toleranz und Humanitätstendenz, die Charakterzeichnung und manche Einzelheiten dieses Dramas von Voltaires *Zaïre* viel sichtbarer beeinflufst worden. Lessings Auffassung vom Mittelalter und von manchen anderen Geschichtsperioden ist ebenso sehr von Voltaires Geiste durchtränkt, mochten auch persönliche und principielle Gegensätze die zwei ersten Denker des 18. Jahrhunderts trennen.

Welchen Eindruck die beiden Diskurse Rousseaus auf Lessing machten, geht aus dessen Besprechungen in dem 'Neuesten aus dem Reiche des Witzes' (April 1751) und in der 'Vofsschen Zeitung' (1755, 10. Juli) genügend hervor; auch seine Antwort auf Mendelssohns 'Sendschreiben an Herrn Magister Lessing' (1756, 21. Januar) weist darauf hin. Aber in einem Hauptpunkte wich er von Rousseau ab, indem er das kausale Verhältnis zwischen Blüte von Kunst und Wissenschaft und Verfall der Sitten läugnete.

Von einem Einflusse Rousseaus auf Justus Möser, Wieland und Iselin, die Fester auch hier erwähnt, kann nur insofern gesprochen werden, als diese drei grundverschiedenen Männer in ihrer Polemik gegen Rousseaus Diskurse übereinstimmen. Erst Herder nahm eine Stellung zu dem Genfer Philosophen ein, die zwischen Zuneigung und Abneigung, zwischen Hingabe und Widerstreben schwankte. Als zwanzigjähriger Student war Herder durch Kant mit Rousseaus Lehren bekannt geworden, doch begann er mit der Lektüre des *Emile* erst am 24. August 1771. Die nachhaltige Einwirkung der beiden Diskurse Rousseaus, nicht aber des *Emile* selbst, ist in Herders Schriften bis zum Jahre 1771 sichtbar. Aber schon in der Preisschrift für die Berliner Akademie, welche in diesem Jahre verfafst wurde, wies er Rousseaus Ansichten von einem idealen Naturzustande der Menschheit zurück, und in der 1774 erschienenen Broschüre 'Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit', sowie später in den 'Ideen zur Philosophie der Geschichte' und in den 'Briefen zur Beförderung der Humanität' tritt eine vertiefte Religions-, Geschichts- und Gesellschaftsauffassung an die Stelle der Rousseau eigentümlichen Ideen und der Aufklärungstendenzen überhaupt.

Kant erwählte den Genfer Philosophen von 1760 an zu seinem Lieblingsschriftsteller, und der Lektüre des *Emile* zu Gefallen gab er sogar seinen regelmäfsigen Nachmittagsspaziergang auf. Rousseau lehrte ihn, nach seinem eigenen Zugeständnis, die Menschen ehren und selbst den Pöbel nicht verachten. Aber sonst trennen sich die Wege beider Philosophen. Rousseau hatte im Anfange seines *Emile* die angeborene Güte des Menschen verkündet, der erst im Verkehre mit der Kulturwelt verderbt werde; Kant dagegen hielt an der ursprünglichen Bösartigkeit der menschlichen Gattung fest. Beweise für das 'radikal Böse' der

menschlichen Natur fand er auch in dem von Rousseau verherrlichten Naturzustande. Er stellte der Ansicht von der zunehmenden Entartung der Menschheit die Theorie eines zwar unterbrochenen, aber nie abgebrochenen Fortschrittes entgegen, und suchte sich für diese Annahme auch auf den *Emile* und *Contrat social* zu stützen. Den politischen Fortschritt erwartete er in der Weise Voltaires und anderer Aufklärer, aber im Gegensatze zu Rousseau, von der vervollkommneten Einsicht der Regierenden; nur in Fragen der Religion und Tugendlehre stimmt seine Weltanschauung vielfach zu der des Genfers.

Lange Zeit ist der Einfluſs Rousseaus auf Schiller überschätzt worden. Demgegenüber weist Fester darauf hin, daſs der Dichter der 'Räuber' und des 'Fiesco' zwar offenbar mit Rousseau für einen erträumten Naturzustand und eine chimärische Freiheit schwärmte, aber den Genfer Philosophen aus eigener Lektüre erst zu einer Zeit (1787/88) kennen lernte, wo er sich schon den politischen Ideen Montesquieus zuwandte. Die *Confessions* Rousseaus waren übrigens die einzige Schrift des Genfer Philosophen, welche sich in Schillers Bibliothek befand. In dem reiferen Lebensalter verhielt sich Schiller als Philosoph Rousseau gegenüber eher polemisch, als apologetisch, und suchte besonders an die Stelle des von Rousseau ersonnenen Idealmenschen 'den abstrakten Griechen' zu setzen und der Kunst die erziehende Rolle zuzuweisen, welche der Genfer in der thunlichsten Rückkehr zum Naturzustande zu entdecken meinte.

Fichte wurde mit den Schriften Rousseaus schon 1788 bekannt, und besonders das Glaubensbekenntnis des savoyschen Vikars, sowie die *Confessions* begeisterten sein empfängliches Gemüt. Rousseausche Ideen finden wir auch in seiner ersten politischen Schrift 'Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas' (1793) und in seiner Verteidigung der französischen Revolution, die in demselben Jahre erschien, in welche auch eine Stelle aus dem *Emile* ziemlich wörtlich aufgenommen ist. Aber je mehr die Einwirkungen Kants und Schillers sich bei ihm geltend machten, desto mehr schwand auch die Abhängigkeit von dem Genfer Philosophen. Im Jahre 1794 kritisierte er die beiden Diskurse Rousseaus mit sicherer philosophischer Überlegenheit, und in der 'Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre' (1795—96) suchte er die Ideen Rousseaus in selbständiger Weise fortzubilden. Dasselbe gilt auch von seinen Vorlesungen über 'die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters', die Fichte im Winter 1804/5 zu Berlin hielt. Je mehr der Philosoph sich zum geistigen Führer seines unterdrückten Volkes erhob und an dessen wahrhaft nationaler Erziehung arbeitete, desto weniger konnte Rousseaus Kosmopolitismus für ihn brauchbar sein. Fichte ist aber derjenige von den deutschen Philosophen, der seiner ganzen Geistesanlage nach am meisten mit Rousseau verwandt ist, und der auch als politischer und religiöser Vorkämpfer seiner Zeit mit genialer Kühnheit, unbeirrt durch die Ungunst der Verhältnisse, den Ideen des Genfer Philosophen bis in ihre äuſsersten Konsequenzen folgte.

Rousseaus Einfluſs auf Pestalozzi ist von Fester nur gelegentlich gestreift worden, dagegen weist er bei Schelling, Fr. Schlegel und Hegel die Anregung, welche sie von den Fortbildungen Rousseauscher Ideen empfingen, eingehend nach. Der mittelbare und unmittelbare Einfluſs Rousseaus ist bei diesen drei Männern jedoch weder besonders umfangreich, noch immer klar ersichtlich. Auch bei dem streitfertigen Gegner aller zünftigen Kathederphilosophen, bei Schopenhauer, tritt die Einwirkung Voltaires viel deutlicher hervor, als die Rousseaus. Ebenso sind Krauses Humanitätsideale und Menschheitsbund-Gedanken sehr merklich von den Lieblingsideen der freimaurerischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, aber nicht im besonderen von Rousseau beeinfluſst. Bei Herbart ist die Einwirkung des Genfer Philosophen nach seiner pädagogischen Seite hin durch abgeleitete Kanäle vermittelt.

Im Anhange bespricht Fester noch die Weltfriedensphantasie Saint-Pierres, zu dessen Kritiker sich Rousseau gemacht hat, Herders und Kants in einer sehr anziehenden, allgemein-verständlichen Weise. Das ganze Buch ist nicht nur lehrreich, sondern auch fesselnd geschrieben, doch wäre eine gröſsere Übersichtlichkeit und schärfere Fixierung der Hauptresultate zu wünschen gewesen.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Carl Marquard Sauer: Italienische Konversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht. Durchgesehen von G. Cattaneo. Neunte verbesserte Auflage. Heidelberg, Julius Groos, 1891. VIII und 406 S. 8.

Die jüngste Auflage von Sauers bekannter und weitverbreiteter Italienischer Konversations-Grammatik nennt sich mit Recht eine verbesserte. Veraltete Ausdrücke der früheren Auflagen sind getilgt (z. B. *smoccolatoio)*, oder durch moderne ersetzt *(toccalapis* durch *lapis, libbra* durch *chilogramma;* neben *butirro* steht [S. 26] nun auch, freilich erst an zweiter Stelle, das üblichere *burro* etc.). Ferner ist dem neueren Sprachgebrauch dadurch Rechnung getragen, daſs Fragesätze, statt mit der jetzt seltener gewordenen Inversion, in der Form gegeben sind, die sich von der Aussage nur durch den fragenden Ton unterscheidet, z. B. S. 12 statt *Ha il fanciullo un fiore?* jetzt *Il fanciullo ha un fiore?* u. s. w.

Zum gröſseren Teile sind die Verbesserungen der neuen Auflage aber Vermehrungen. In Lektion 4 ist hinzugekommen die Erwähnung der so häufigen Verbindungen von Substantiven mit der Präposition *in* ohne den Artikel: *in casa, in chiesa, in iscuola* etc., in Lektion 5 ist der in der früheren Darstellung kaum verständliche Unterschied zwischen *io vedo degli uomini* und *io vedo uomini* begreiflich geworden u. s. w. Auch im zweiten Kursus ist vieles ausführlicher gestaltet, so die Regeln über den Gebrauch des Artikels, über die Stellung der Adjektiva, die Präpositionen u. s. w., kurz das Buch hat gegen früher nicht unbedeutend an Wert gewonnen. Auch der Druck ist sorgfältiger geworden. Als störender

Druckfehler ist Referenten nur S. 24, Anmerk., vorletzte Zeile, 'Zeitwort' statt 'Hauptwort' aufgefallen. S. 73 ist die jetzt allgemein als irrig anerkannte Form *Raffaello Sanzio* zu ändern in *Santi*. Für spätere Auflagen sei auf einige Unebenheiten der vorliegenden aufmerksam gemacht. Da im ersten Kursus bei der Pluralbildung der Substantiva die auf *-io* übergangen sind, so mufs der aufmerksame Schüler sich wundern, wenn er S. 16 bei der Erörterung der Kasuspräposition *di* als Beispiel *dello specchio* und ein paar Zeilen weiter *degli specchi* findet. S. 26 ist nur *ci è* angegeben, gleich darauf kommt aber in den Übungssätzen *c'è* vor. Die hierauf bezügliche Anmerkung der früheren Auflagen ist fortgeblieben. Die Terminologie könnte einheitlicher sein, denn, dafs z. B. die Ausdrücke 'Participium' und 'Mittelwort' wahllos nebeneinander gebraucht werden, mag manchen verwirren. Störender als diese Kleinigkeiten ist des Verfassers Vorliebe für Ausflüge auf das Gebiet der Etymologie und Sprachvergleichung, die manchmal (wie S. 109 und 125) fast die halbe Seite einnehmen. Diese Gelehrsamkeit erscheint in einer praktischen Zwecken dienenden Grammatik wenig angebracht. Es ist doch kaum etwas anderes als Raumverschwendung, wenn zu der Vokabel *abbisognare* angemerkt wird (S. 131): '*Bisogno*, Bedürfnis, Not; Franz. *besoin (besogne*, Aufgabe, Geschäft etc., eigentlich die weibliche Form von *besoin)*. Hiervon die Verben *bisognare* und *abbisognare*. Ursprung dunkel. Vielleicht vom Althd. *bisiunegi*, Sorge, Gewissenhaftigkeit.' An anderen Stellen dagegen wäre etwas mehr Wissenschaftlichkeit recht erwünscht. So in Kursus I, Lekt. 6 (Teilungsartikel), wo Sauer zwar im Anfang erklärt, es gebe keine eigentliche Deklination des Teilungsartikels, dann aber doch so thut, als ob es eine gäbe, und wieder abdrucken läfst: Nom. *(del) vino*, Gen. *di vino*, Dat. *a (del) vino*. Da steht denn auch noch zu lesen (S. 28): 'Der Genitiv der Teilungsform dient oft dazu, ein zusammengesetztes deutsches Hauptwort auszudrücken, z. B.: der Musiklehrer (d. h. Lehrer von Musik) *il maestro di musica*' (!). Geblieben sind auch die alten öden, inhaltlosen Übungssätze. Besserungsversuche sind ja allerdings nicht zu verkennen, so ist in Kursus I, Lekt. 4 der schöne Satz: *Mia cugina ha dei gatti, ma mia zia avrà degli uccelli* durch einen weniger komisch wirkenden ersetzt, aber es giebt ähnliche doch noch in Fülle. Vgl. S. 15 'Die Menschen hatten die Götter. Haben sie (Fem.) drei Hunde und vier Katzen? Nein, sie haben vier Hunde und drei Katzen.' Warum nicht statt dessen von Anfang an kleine zusammenhängende italienische Lesestücke und an diese anschliefsende Übungssätze, ähnlich wie es Sauer selbst mit den Lesestücken in I, Lekt. 37 und 38 und mehrfach noch im II. Kursus gemacht hat?

Auch in der Aussprachelehre liefse sich noch mancherlei verbessern. Die Angabe *giardino* spr. *dschardino* z. B. wird nur wenige befriedigen. Statt der ausführlichen Regeln über die Aussprache des *e* und *o*, oder neben ihnen, dürfte es sich empfehlen, durch einfache diakritische Zeichen bei jedem einzelnen Worte anzugeben, ob der offene oder der geschlossene Laut zu sprechen ist.

Berlin. E. Pariselle.

Johann Lardelli: Italienische Sprechschule. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die italienische Konversation für den Schul- und Privatgebrauch. Zürich, Schulthefs, 1890. 216 S. 8. M. 2,40.

Lardellis 'Sprechschule' stellt sich dar als eine recht gute Sammlung von Vokabeln und Redewendungen der italienischen Umgangssprache, in der Art des bekannten *Vocabulaire systématique* von Plœtz nach Materien geordnet. Die Auswahl ist eine geschickte; aus allen Gebieten des täglichen Lebens ist das Wichtigste und Häufigste gegeben, so dafs, wer das Buch durchgearbeitet hat, sich in Italien ganz leidlich wird durchhelfen können. Während das Italienisch des Buches korrekt und idiomatisch ist, berührt das Deutsch des Verfassers, der wohl geborener Italiener ist, manchmal etwas seltsam. So läfst er z. B. S. 210 den Lehrer den Schüler auffordern: 'Frage, was es ist auf italienisch: lafst uns in die Kirche gehen.' S. 56 'die Vorsteller' = *'i rappresentatori'* mag ein schweizerischer Ausdruck sein.

Berlin. E. Pariselle.

Sophie Heim: Aus Italien. Material für den Unterricht in der italienischen Sprache gesammelt und mit Anmerkungen versehen. 2. Heft: Deutsch-Italienisch. Zürich, Schulthefs, 1891. IV und 87 S. 8.

Gleiche Anerkennung wie das erste (vgl. Archiv LXXXIII, 462) verdient auch das vorliegende zweite Heft des Heimschen Büchleins. Es enthält, auf 32 Abschnitte verteilt, reichen Stoff zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Italienische, der teils deutschen Autoren entnommen, teils nach italienischen Originalen bearbeitet ist. Die Verfasserin hat sich die Zusammenstellung desselben nicht leicht gemacht, sondern auf Grund einer ausgedehnten Belesenheit eine recht ansprechende Mosaik aus den Gebieten der politischen Geschichte, der Geographie, der Naturbeschreibung u. s. w. zusammengetragen. Leitend war für sie dabei, wie im ersten Heft, der gesunde Gedanke, nur solche Stücke aufzunehmen, die Land und Leute des modernen Italien behandeln.

Berlin. E. Pariselle.

Paul Heyse: Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Berlin, Wilhelm Hertz, 1889. Band 4. Lyriker und Volksgesang. XX und 348 S. 8. M. 5.

Die von Heyse veranstaltete Sammlung seiner Übersetzungen aus dem Italienischen, die zum grofsen Teil bis jetzt nur in Zeitschriften zerstreut erschienen waren, liegt nunmehr vollständig vor (vgl. Archiv LXXXIII, 461 und LXXXIV, 471). Der Schlufsband bringt in seiner ersten Hälfte Proben von etwa zwanzig der bedeutenderen modernen

Lyriker, denen einige lyrische Dichtungen Dantes und eine von Fra Guittone d'Arezzo voraufgeschickt sind, um durch den Kontrast die ganze Weite des von der italienischen Poesie seit dem 13. Jahrhundert zurückgelegten Weges zu veranschaulichen. Besonders reich bedacht sind Emilio Praga, Bernardino Zendrini, Giosuè Carducci, Lorenzo Stecchetti und Ippolito Nievo. Letzterem ist aufserdem eine von warmer Sympathie und lebhafter Bewunderung eingegebene Studie gewidmet, in der die Vorzüge des unverdienterweise fast verschollenen Dichters in das hellste Licht gerückt werden. Seiner Vorliebe für den von ihm neu entdeckten Nievo hat Heyse auch sonst schon Ausdruck gegeben, indem er dessen, in der That von nicht geringem Talent zeugende Erzählungen *L'angelo di bontà* und *Le confessioni d'un ottuagenario* in seine Sammlung 'Italienische Novellisten des 19. Jahrhunderts' (Leipzig, Grunow, 1877—78) aufnahm.

Der zweite Teil des Bandes enthält eine reiche Zahl von *rispetti, vilote, voceri, ritornelli* u. s. w. in charakteristischer Auswahl. Er wird eingeleitet von einem an Jakob Burckhardt gerichteten Brief über den Volksgesang, der freilich schon im Jahre 1860 geschrieben wurde, als das heute so erfreulich gedeihende Studium der italienischen Volkspoesie kaum einige schüchterne Blüten getrieben hatte, der aber doch für das in diese Materie erst einzuführende Publikum, an das Heyse sich wendet, immer noch lesenswert ist.

Somit stellen sich Heyses Italienische Dichter dar als eine wertvolle Bereicherung der deutschen Übersetzungslitteratur, deren besten Leistungen sie sich würdig anreihen. Dafs das Werk einen einheitlichen Plan vermissen läfst, manchen bedeutenden Dichter kümmerlich bedenkt oder ganz übergeht, geringeren dagegen einen unverhältnismäfsig breiten Raum gönnt und so kein ganz getreues Bild der neueren italienischen Dichtung zu geben vermag, ist ein Mangel, den man nach den von Heyse in den Einleitungen zum ersten und vierten Bande abgegebenen Erklärungen wohl bedauern, aber nicht tadeln darf.

Berlin. E. Pariselle.

Führer durch die französische und englische Schullektüre. Zusammengestellt von einem Schulmann. Wolfenbüttel, Julius Zwifsler, 1890. 63 S. kl. 8.

Da Adolf Krefsner in der Franco-Gallia (Februar 1890) unter dem Titel 'Unsere französischen Schulausgaben' eine Zusammenstellung der französischen Schulschriftsteller gegeben hat, so dürfen wir ihm wohl das vorliegende kleine Werk zuschreiben; denn die Annahme, dafs die Behandlung der englischen Ausgaben etwa aus einer anderen Feder stammen könnte, wird dadurch ausgeschlossen, dafs es auf dem Titel einfach heifst: 'Von einem Schulmann.' Die auf Grund von Programmen gegebene Übersicht zeigt uns, was in den einzelnen Klassen der Realgymnasien jetzt wirklich gelesen wird. Die Angaben dürften vielen Lehrern willkommen sein und sie in einzelnen Fällen bei der Wahl eines zu lesenden Werkes

mit bestimmen. Interessant wäre es, könnten wir durch Zahlangaben überdies noch erfahren, für welche Schriften sich die Lehrer in ihrer Mehrheit vorzugsweise entschieden haben. Durchaus zu billigen ist die Anlage des kleinen Buches. Den einzelnen Ausgaben ist eine in kurzen Worten zusammengefafste Angabe über Besprechungen und Kritiken derselben hinzugefügt. Die Recensenten stimmen allerdings oft nicht miteinander überein, wie wenn z. B. eine Ausgabe des *Christmas Carol* von einem Kritiker für brauchbar erklärt, von einem anderen der Kommentar als nicht ausreichend bezeichnet wird, oder wenn bei *The Cricket on the Hearth* die Bezeichnungen 'sehr brauchbar' und 'verbesserungsfähig' aufeinander folgen. Ein Kuriosum ist es, dafs in den gangbarsten acht pädagogischen Organen, auf die der Verfasser sich beschränkt hat, keine Besprechung von Al. Schmidts Ausgabe des *Julius Cæsar* sich findet. Die durch ein Fragezeichen kurz hinzugefügte Beanstandung einzelner Werke als Klassenlektüre ist vielleicht hin und wieder etwas willkürlich, zumal da man nicht sieht, ob sich dieselbe auf Gebrauch in Schulen überhaupt oder nur in den besonderen Klassen derselben, die angegeben sind, beziehen soll.

Grofs-Lichterfelde. Immanuel Schmidt.

Jul. Gutersohn, Zur Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts. Karlsruhe, G. Braun, 1890. 29 S. 8.

Das Schriftchen enthält das, was der Verfasser auf dem IV. Neuphilologentage zu Stuttgart in Gestalt eines Vortrages zur Kenntnis der Versammlung zu bringen beabsichtigte, der vorgerückten Zeit wegen aber nur zum kleinsten Teile vortragen konnte.* Seine Erwartung, dafs vielen Fachgenossen die vollständige Veröffentlichung des Vortrages willkommen sein werde, wird sich gewifs bestätigen, denn mit klarem und sicherem, nur auf das Wichtigste gerichtetem Blicke hat er die ganze Reformbewegung einer erneuten Prüfung unterworfen. Freilich ist es weniger seine Absicht, eine Entscheidung in diesem oder jenem Punkte herbeizuführen, als ohne Voreingenommenheit zu zeigen (S. 4), 'was uns Anhänger verschiedener Richtungen eint, und was uns trennt'. Strebt er hierin nach Klarheit in dem Wirrwarr der schon überreichen Reformlitteratur, so strebt er gleichzeitig unverkennbar auch danach, den Reformern so viel Angenehmes zu sagen wie nur irgend möglich. Fast scheint es, als wäre er in der Anerkennung der Verdienste bei den Reformern zu weit gegangen; jedenfalls hätte er andererseits auch ebenso hervorheben müssen, dafs die jetzige unselige Verwirrung und Unsicherkeit im Betriebe des fremdsprachlichen Unterrichts, mit den vielen 'wildromantischen' und 'scheinbar geistreichen Einfällen, Vorschlägen und Experimenten' doch niemand anders als den Reformern zuzuschreiben sind.

Der die Phonetik betreffende Streit dürfte demnächst ganz beigelegt

* [Vgl. Archiv LXXXV, 381 f. J. Z.]

sein. Niemand verkennt die Wichtigkeit und Notwendigkeit dieser Wissenschaft für Studierende und Lehrer. Sind letztere genügend damit vertraut, so kommt dies, wie alles, was der Lehrer selbst kann und weifs, den Schülern zu gute. Der Lehrer wird die Phonetik im Notfalle von selbst heranziehen, um einem sonst nicht leicht zu beseitigenden Irrtum zu Leibe zu rücken: aber (S. 9) 'von einer zwangsweisen Einführung in die Schule kann nie und nimmer die Rede sein'. — Der Verfasser empfiehlt mit guten Gründen (S. 11) im Gegensatze zu der Forderung 'Erst der Laut, dann die Schrift' das auch in der Muttersprache jetzt allgemein übliche Verfahren, dafs der Schüler lesend schreiben und schreibend lesen lerne, also 'Laut mit Schrift'. Er weist selber (S. 12) darauf hin, dafs sogar manche Reformer bereits zu gröfserer Nachgiebigkeit hierin geneigt scheinen; um so verblüffender wirkt es, wenn Gutersohn trotz seiner ganz vortrefflichen Beweisführung sich in seinem Streben nach Versöhnung nicht zu der logisch sich allein aus seiner Argumentation ergebenden Schlufsfolgerung aufrafft, sondern nur sagt: 'So ist abermals ein Punkt ausgeschieden, über welchen eine endgültige Entscheidung erst auf Grund weiterer Versuche und vielseitiger Erfahrungen möglich sein wird.'

Vortrefflich, klar und überzeugend sind auch die Bemerkungen des Verfassers über die 'Einzelsätze' im Gegensatze zu den zusammenhängenden Lesestücken im Anfangsunterricht. Aber auch hier hat er wieder das Pflästerchen für die den Reformern geschlagene Wunde bei der Hand: wenn erst eine Sammlung von solchen leichten, allen methodischen Anforderungen entsprechenden, d. h. den Anfänger nicht mit Neuem und Schwierigem überschüttenden Lesestücken vorhanden sein werde, dann werden dieselben neben den Einzelsätzen voraussichtlich sich als zweiter, gleichberechtigter, zu demselben guten Ziele führender Weg behaupten. Gewifs, aber werden solche Stücke je gefunden oder zu stande gebracht werden?

Für seine Ausführungen hat der Verfasser die Hauptbestimmungen der preufsischen Lehrpläne zum Ausgangspunkt genommen und bespricht des weiteren also auch die schriftlichen Übungen, die Lektüre und die Sprechübungen. Er fafst seine Bemerkungen darüber schliefslich in drei Thesen zusammen: '1) Die schriftlichen Übungen der bisherigen Lehrweise sind pädagogisch wohl begründet, deshalb auch beim Klassenunterricht noch fast allgemein im Gebrauch; doch können dieselben durch gelegentliche Verwendung der freien Arbeit, durch vielgestaltige Umwandlung des Lesestoffes und dergl. mannigfaltiger gemacht werden. 2) Zur Gewinnung eines wohlgewählten, geistig bildenden Lesestoffes, namentlich zur Einführung in die Geographie, Geschichte und Volkskunde des fremden Landes, ist das gut angelegte Lesebuch (neben den Specialausgaben von gröfseren Originalwerken) unentbehrlich; die Reformbewegung hat nach dieser Richtung eine Reihe trefflicher Lehrmittel geschaffen. 3) Die Forderung frühzeitiger und eingehender Pflege der Sprechübungen ist in hohem Mafse berechtigt; soweit Zeit dafür vorhanden, werden dieselben

sich vorzugsweise im Anschluſs an einen leichten, einfachen Lesestoff fruchtbar und erfolgreich erweisen.'

Diese drei Thesen werden kaum auf ernstlichen Widerstand stoſsen; wenn aber der Verfasser (S. 20) der Forderung R. Palms beipflichtet, daſs der Übertritt zur neuen Methode nur der Ausfluſs reinster Überzeugung sein solle, so mag das an sich ganz gut sein, wohin aber führt es in der Praxis? Der eine Lehrer an einer Anstalt ist Anhänger des Alten, ein anderer ist aus 'reinster Überzeugung' zur neuen Methode übergegangen; das würde sicherlich den Schülern, die bekanntlich nicht immer in derselben Hand bleiben, nicht förderlich sein. Es wird in Wirklichkeit also nicht zu umgehen sein, daſs die Lehrer der neueren Sprachen an einer und derselben Anstalt, ob mit, ob ohne Überzeugung, nach einer und derselben Methode unterrichten müssen. Ja, man thäte besser, noch einen Schritt weiter zu gehen und dafür zu sorgen, daſs in gröſseren Städten mit mehreren höheren Lehranstalten (wo also Umschulungen häufig sind) eine Einigung über eine Methode erzielt werde, denn warum sollten durch die methodischen Streitigkeiten der Lehrerschaft auch die Schüler in Mitleidenschaft gezogen werden? Wenn aber, wie der Verfasser auch wieder (S. 20) wünscht, jedem einzelnen Lehrer zu Versuchen verschiedenster Art möglichst viele Freiheit gelassen wird, so kann und wird das nur zur Vermehrung der leider bisher bestehenden Verwirrung beitragen. Lieber lasse man an einigen Anstalten, an welchen ausschlieſslich oder vorwiegend Anhänger der Reform unterrichten, die neue Methode eine genügende Anzahl von Jahren hindurch erproben. Hält sie alles, was sie verspricht, leistet sie mehr als die alte, dann sollte sie schlieſslich von den Behörden überall vorgeschrieben werden. Der jetzige Zustand heillosester Verwirrung und Unsicherheit aber sollte sobald wie möglich beseitigt werden.

Berlin. G. Tanger.

Albert von Roden: Inwiefern muſs der Sprachunterricht umkehren? Ein Versuch zur Verständigung über die Reform des neusprachlichen Unterrichts. Marburg, N. G. Elwert, 1890. IV und 89 S. 8.

Der Verfasser hat einen wohlgemeinten Versuch gemacht, eine Verständigung über die Reform des neusprachlichen Unterrichts herbeizuführen, aber wir fürchten, daſs sein fast durchweg eklektisches Verfahren, hier den Reformern, dort ihren Gegnern recht zu geben, ihm in keinem der beiden Lager viel Anhang verschaffen wird. Zwar scheint sich der Verfasser (S. 56 'Wenn die Reformer uns eine starke Überschätzung der Grammatik zur Last legen') selbst noch nicht den Reformern beizählen zu wollen, im ganzen aber wird man schwerlich verkennen, daſs er in den wesentlichen Differenzpunkten mehr mit ihnen gemein hat als mit den sogenannten Anti-Reformern. Allseitige Anerkennung jedoch verdient der ruhige, maſsvolle Ton, in welchem die Schrift gehalten ist.

Da sich der Verfasser im wesentlichen referierend verhält, so wird man in seiner Broschüre nicht viel Neues erwarten; seine Selbständigkeit aber zeigt der Verfasser in der Auswahl dessen, was er nach seinem Motto ('Prüfet aber alles, und das Beste behaltet') bald den Reformern, bald den Anti-Reformern entlehnt. In den meisten und wichtigsten Punkten schliefst er sich Münchs allbekannten Ausführungen an. Am Schlusse zieht er in Gestalt von einundfünfzig vorsichtig abgefafsten Thesen das Facit aus seinen Erörterungen. Fünf darunter scheinen uns ziemlich belanglos, nämlich Nr. 6 'Die Übersetzung aus dem Deutschen soll in geringerem Umfang als bisher bestehen bleiben'; Nr. 7 'Der neusprachliche Unterricht ist so viel wie möglich auf Anschauung zu begründen' (läfst sich ohne genügende Anschauung überhaupt eine fremde Sprache lehren?); Nr. 21 'Der Wortschatz ist nicht durch abgesondertes Vokabellernen, sondern aus dem Zusammenhange des Gelesenen zu erlernen' (wenn statt 'des Gelesenen' gesetzt wird 'des im Unterricht vorkommenden Anschauungsmaterials', so wird die grofse Mehrzahl aller Fachgenossen ohne weiteres zustimmen); die in Nr. 38 enthaltene Forderung, dafs auf der Mittel- und Oberstufe nur zusammenhängende Stücke aus dem Deutschen übersetzt werden sollen, ist etwas rigoros, doch liefse sich darüber wohl eine Einigung erzielen; endlich Nr. 45 'Die schriftlichen Übersetzungen von deutschen zusammenhängenden Stücken sollen auf der Mittel- und Oberstufe etwa die Hälfte aller schriftlichen Arbeiten ausmachen.'

Die bei weitem gröfste Zahl (37) der Thesen werden im Lager der Anti-Reformer auf keinen Widerspruch stofsen, da sie meist nur solche Punkte betreffen, über welche ernste Meinungsverschiedenheiten nie geherrscht haben; einzelne darunter freilich werden bei den radikaleren Reformern starken Anstofs erregen. Entschieden auf die Seite der Reformer aber stellt sich der Verfasser mit den übrigen neun Thesen, denen die Anhänger der alten Methode nicht (oder doch zum Teil nicht) zustimmen werden. Es sind dies Nr. 2 'Die Lektüre mufs auf der Unterstufe in den Mittelpunkt des Unterrichts treten'; Nr. 3 'Von vornherein sind in ausgedehntem Mafse Sprechübungen zu veranstalten'; Nr. 9 'Bei der Aussprache ist vom Laute selbst, nicht von der Schrift auszugehen'; Nr. 12 'Die Benutzung von Lauttafeln ist zu empfehlen'; Nr. 17 'Statt des einseitig oder überwiegend grammatischen Betriebes ist zunächst möglichste Aneignung der Sprache auf intuitivem und imitativem Wege zu erstreben'; Nr. 18 'Einzelsätze sind so viel wie möglich zu vermeiden'; Nr. 19 'Nach Einübung der Laute ist sofort mit dem Lesebuch bestehend aus zusammenhängenden Lesestücken, und zwar zunächst mit dem Auswendiglernen kleiner Gedichte, dann mit der Lektüre von Prosastücken zu beginnen'; Nr. 28 'Anschauungsbilder sind bei den Sprachübungen gelegentlich mit Erfolg zu verwenden', und Nr. 33 'Übersetzungen aus dem Deutschen werden am besten erst im dritten Jahre begonnen'.

Auch sonst fehlt es nicht an Berührungspunkten zwischen dem Verfasser und den Reformern; z. B. will er (S. 20) vor dem Anfang mit

der Lektüre einen zwei- bis vierstündigen allerersten Anfang mit lautgymnastischen Übungen machen. S. 25 rät er, falls die Anfangsgedichte singbar sind, sie von den Schülern singen zu lassen; hoffentlich versäumen es alsdann die Reformkandidaten nicht, sich u. a. auch eine Gesangsfakultas mindestens für mittlere Klassen zu verschaffen! S. 36 f. redet er eifrig dem Selbstfinden der Grammatik seitens der Schüler das Wort. Der Verfasser wird es sich also wohl gefallen lassen müssen, dafs wir bei ihm an keinen ernstlichen Gegensatz zu den Reformern glauben können, wenn wir auch gern anerkennen wollen, dafs er mit dem wichtigen Wunsche, die Phonetik samt Lautschrift aus der Schulstube zu verbannen, sich dem Lager der sogenannten Anti-Reformer einen Schritt nähert.

Berlin. G. Tanger.

The Teaching and Learning of Foreign Languages (at home and in the countries where they are spoken, especially French and English) by a German Advocate of Utilitarian Education. Stuttgart, Metzler, 1890. 40 S. 8.

Der Verfasser dieser so pomphaft betitelten Broschüre ist nach eigener Angabe (S. 6) einer der *toilers whose duty it is to drag our unfortunate youth through the mazes of foreign languages.* Auch sonst lassen manche seiner Aufserungen auf keine sonderliche Berufsfreudigkeit oder auch nur Achtung vor der von ihm erwählten Wissenschaft schliefsen. Aus seinen einleitenden Bemerkungen geht hervor, dafs wir es in seiner Schrift eigentlich nur mit englischen Stilübungen zu thun haben, die er in England niedergeschrieben hat, später aber doch wohl für zu wertvoll gehalten haben mufs, um sie der Welt vorzuenthalten. Verfasser ist sich bewufst, im ganzen (S. 6) *rank treason against the present system* zu predigen, und, da er befürchtet, dafs man ihm alle pädagogische Einsicht absprechen werde, so hat er wohl aus diesem Grunde vorsichtigerweise seinen Namen verschwiegen. Er billigt weder die 'alte' noch die 'neue' Methode, sondern erwartet eine gründliche Besserung unserer grundverkehrten Lehrweise von einem (S. 13) *desultory study of the grammar and the vocabulary, and the subsequent fixing of them in the memory together* (sic!) *by a long course of reading.* Die Nachteile der bisher üblichen Lehrweisen (S. 14) könnten vermieden werden *by a method consisting of a tabular grammar* (sic!), *and reading book, together with an etymological dictionary containing references in every part to the two others.* Aus dem letzteren, dem 'Wortfamilienwörterbuch', auf welches besonderer Wert gelegt wird, sollen die etymologisch zusammengehörigen Wörter immer zusammen gelernt und durch die Lektüre befestigt werden.

Was der Verfasser zur näheren Begründung dieser und ähnlicher Vorschläge vorzubringen weifs, ist so unreif und dürftig, dafs es sich ernster Kritik entzieht. Oft tischt er uns uralte Wahrheiten oder Thorheiten mit dem ganzen Überzeugungseifer eines ersten Entdeckers auf;

kein Wunder, weifs er doch selbst nicht (S. 6), was an seinen Ideen *original* ist.

Was der Verfasser sich unter *utilitarian education* denkt, erfährt eine eigenartige Beleuchtung durch die Worte (S. 6) *I hope ... that when the study of foreign languages becomes less difficult and the acquisition of them involves less labour, the time honoured nonsense of overrating the value of linguistic acquirements will disappear, that the superstition as to their instructive value will vanish, and that all people will acknowledge that the learning of words, declensions, conjugations, etc., does not develop the understanding, nor give us more precedents to guide us in our daily life and our scientific researches than does even music.* Und S. 7 berechnet Verfasser den (jährlichen?) Verlust Deutschlands *by teaching useless matter in her schools* auf mehrere Millionen Pfund Sterling, welche *the German ratepayer and taxpayer, the pupils and their parents* aufzubringen haben, und er fügt hinzu: *I wonder, by the way, how long the German nation will be able to afford this squandering of finances together with that in drinking with such high military expenses.*

Das ganz unnötige Englisch, in welchem Verfasser seine Ideen vorträgt, könnte besser sein, trotzdem Mr. J. Ogilvie und andere Freunde, z. B. Mr. Nagel von King's College School, die Schrift durchgesehen haben. Die Herren haben sich wohl die Durchsicht etwas leicht gemacht, sonst hätten sie schwerlich (S. 7) *learning German from Frenchman*, S. 13 die schon angeführte kurze Beschreibung der Methode des Verfassers, ib. *replace it with another*, den ungeschickten Gebrauch von *because* im Vordersatze (S. 13 unten, S. 17 oben), S. 28 *after having so spent about four years*, S. 31 *the Plötz's grammar*, S. 34 *There remains still the family*, S. 36 *a corrupt speech* statt *dialect* oder *language* und mancherlei anderes durchgehen lassen.

Alles in allem eine Leistung, die höchstens vom Verfasser selbst ernst genommen werden wird.

Berlin. G. Tanger.

Verzeichnis

der vom 5. Dezember 1890 bis zum 9. Januar 1891 bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften.

La jeune Sibérienne par Xavier de Maistre. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgeg. von J. Bauer und Dr. Th. Link. Mit Questionnaire und Karte. München, J. Lindauer (Schöpping), 1890. IV, 126 S. kl. 8. Geb. M. 1,20.

Tales of a Grandfather by Walter Scott. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von Joh. Bauer und Dr. Th. Link. Text mit Karte. München, J. Lindauer (Schöpping), 1890. IV, 68 S. kl. 8.

Questionnaire und Wörterverzeichnis zu Tales of a Grandfather by Walter Scott. Bearbeitet von Joh. Bauer und Dr. Th. Link. München, J. Lindauer (Schöpping), 1890. 1 Bl., 70 S. kl. 8.

Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde. Herausgegeben von Otto Behaghel. 35. Jahrgang, 3. Heft [Oscar Böhme, Die Übereinstimmungen zwischen dem Wigaloistexte und den Lesarten der Handschriftengruppe Bb in Hartmanns Iwein. Karl Borinski, Zur Warnung. F. Grimme, Die Schweizer Minnesänger. Fedor Bech, Lesefrüchte (Schlufs). O. Glöde, Noch einmal zur Tristansage. Felix Liebrecht, Zur Volkskunde (Schlufs). Gustav Ehrismann, Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1886 (Forts. folgt)].

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Herausgegeben von Otto Behaghel und Fritz Neumann. XI. Jahrgang, Nr. 11 und 12.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur herausgegeben von D. Behrens und H. Kœrting. Band XII, Heft 5 u. 7. Der Abhandlungen drittes u. viertes Heft [F. Tendering, Ein Lehrplan für den franz. Unterricht am Gymnasium. A. Haase, Syntaktische Notizen zu Jean Calvin. H. Zimmer, Bretonische Elemente in der Arthursage des Gottfried von Monmouth. E. Stengel, Plan einer Geschichte der franz. Grammatik besonders in Deutschland (mit Beschreibung der *Institutio* Pilots). R. Mahrenholtz, Franz Grillparzer über die franz. Litteratur].

Anthologie des Poètes français. Sammlung franz. Gedichte. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. von Albert Benecke, Dir. der Sophienschule zu Berlin. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1890. XII, 284 S. kl. 8. Geb. M. 1,50.

Histoire d'Attila et de ses Successeurs par Amédée Thierry. Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Fritz Bischoff, ord. Lehrer am Friedrichs-Gymn. zu Berlin. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1890. VI, IX u. 214 S. kl. 8. Geb. M. 1,20.

Über die Aufgabe der Litteraturgeschichte. Rede gehalten am 1. Mai 1890, dem Stiftungstage der Kaiser-Wilhelms-Universität Strafsburg, von

dem Rektor Dr. Bernhard ten Brink. Straſsburg, Heitz & Mündel, 1891. 28 S. 8. M. 0,60.

Erstes englisches Lesebuch. Eine Auswahl von Prosastücken und Gedichten nebst Wörterverzeichnis für den Schul- und Privatgebrauch von J. Bube. Stuttgart, Paul Neff, 1890. VII, 255 S. 8.

La Hongrie contemporaine. Par Raoul Chélard. Paris, H. le Soudier, 1891. 382 S. 8. Fr. 5.

Wormwood. A Drama of Paris. By Marie Corelli. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vols. 2692 and 2693). 287 u. 280 S. kl. 8. M. 3,20.

A Finnish Grammar. By C. N. E. Eliot, M. A., Fellow of Trinity College, Oxford. Oxford, Clarendon Press, 1890. XLVII u. 279 S. 8.

Modern Language Notes: A. M. Elliot, Managing Editor. Vol. V, Dec. 1890, Nr. 8 [F. Spencer, The Poetry of the Franks. F. N. Scott, Simple, Sensuous, and Passionate. C. H. Grandgent, Practical Phonetics. Th. Logie, Notes to Meyer-Lübke's Treatment of Vowels in Picard].

La Langue française depuis les origines jusqu'à la fin du XIe siècle. Par E. Étienne, Professeur agrégé au Lycée de Nancy, etc. I. Phonétique — Déclinaison — Conjugaison. Paris, Émile Bouillon, 1890. IX, 376 S. gr. 8. Fr. 10.

Salvatore Farina. Amene letture per gli studiosi di lingua italiana moderna. Berlin, F. A. Herbig, 1890. VIII, 148 S. 8. M. 1,50.

Echo der franz. Umgangssprache. Zweiter Teil. Von R. Foulché-Delbosc. Mit einem Specialwörterbuch von Christ. Wilh. Damour. 2. Aufl. Leipzig, Rud. Giegler, 1891. 2 Bl. u. 197 S. 8. Kart. M. 2.

Expédition d'Égypte par Thiers. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Emil Grube, Oberl. an der Sophienschule zu Berlin. Mit zwei Übersichtskarten. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1890. X, 157 S. Geb. M. 0,90.

Die militärischen Proklamationen und Ansprachen Napoleons I. 1796—1815. Chronologisch geordnet und herausgeg. von K. A. Martin Hartmann. Oppeln, Georg Maske, 1890. VII, 81 S. 8.

Über die Erscheinung des 'Geistes' im Hamlet. Von Dr. Erwin Heuse. Elberfeld, A. Martini & Grüttefien, 1890. 20 S. 8.

Über den Gebrauch der Apposition im Altfranzösischen. Hallenser Dissert. von Johannes Hoefer aus Pollnitz (Westpreuſsen). Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co., 1890. 50 S. 8.

Die me. Romanze Richard Cœur de Lion und ihre Quellen I. Breslauer Dissertation (9. Dezember 1890) von Fritz Jentsch aus Görlitz. Leipzig, O. R. Reisland, 1890. 40 S. 8.

The Young Lady's Vocabulary with Conversations. Für höhere Mädchenschulen, Seminarien und zum Selbststudium von C. Jorns, Oberl. an der höheren Bürgerschule zu Lübeck. 2. verbesserte Auflage. Berlin, F. A. Herbig, 1891. IV, 59 S. kl. 8.

Das End-e in W. Langlands Buch von Peter dem Pflüger, Text B. Göttinger Dissert. von Ludwig Klapprott. Göttingen, Louis Hofer, 1890. 1 Bl., 49 S. 8.

Thérèse ou la petite Sœur de Charité par A.-E. de Saintes. Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. von B. Klatt, ord. Lehrer an der Luisenschule in Berlin. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1890. IV, 103 S. kl. 8. Geb. M. 0,50.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur. Herausgegeben von Max Koch und Ludwig Geiger. Neue Folge. IV. Bandes 1. u. 2. Heft [A. Dessoff, Über spanische, ital. und französ. Dramen in den Spielverzeichnissen deutscher Wandertruppen. H. Roetteken, Zur Lehre von den Darstellungsmitteln in der Poesie. L. Fränkel, Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Stoffes von

Romeo und Julia II. A. Herrmann, Lessings 'Nathan' in Ungarn. J. Ettlinger, Briefwechsel zwischen Hofmanswaldau und Harsdörffer. J. Bolte, Weitere Parallelen zu dem Dialoge von Lollius und Theodericus. H. v. Wlislocki, Zu Bürgers 'Kaiser und Abt'. R. M. Werner, Zu Lenz' Hofmeister. H. v. Wlislocki, Miltons erste ungarische Übersetzer. L. Geiger, Litterarisch-politische Polemik Rückerts aus d. Jahre 1814. Besprechungen].

Franco-Gallia. Herausgeg. von Adolf Krefsner. VII, 12 [Krefsner, Franz. Hilfsbücher]. VIII, 1.

Echo der italienischen Umgangssprache von Antonio Labriola. Mit einem vollständigen Special-Wörterbuch von M. Ramshorn, Lehrer der ital. Sprache an der öffentl. Handelslehranstalt zu Leipzig. Leipzig, Rud. Giegler, 1890. 2 Bl., 176 S. 8.

Isländische Volkssagen. Aus der Sammlung von Jón Árnason ausgewählt und aus dem Isländischen übersetzt von M. Lehmann-Filhés. Berlin, Mayer & Müller, 1889. 4 Bl., 273 S. 8. Dasselbe. Neue Folge. Ebenda 1891. XXX, 266 S. 8.

Vowel-Sound. Thesis presented to the University of London, by R. J. Lloyd, M. A., Candidate for the degree of Doctor of Literature, 1890. 1 Bl., S. 157—202. 8.

Résumé de l'Histoire de la Littérature française au XIXe Siècle par Ernest Lugrin, maître de langue et de littérature française à l'école supérieure des filles de Bâle. Bâle, Benno Schwabe, 1890. IV, 138 S. 8.

Franz Grillparzer. Sein Leben und Schaffen. Mit Porträt und Faksimile. Im Hinblick auf den 100. Geburtstag des Dichters von Richard Mahrenholtz. Leipzig, Rengersche Buchhdlg., 1890. 199 S. 8.

Jean de Mairet, Silvanire. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Richard Otto. Bamberg, C. C. Buchner, 1890. CXVII, 159 S. 8. M. 3.

Sketches by Boz. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. von Eduard Paetsch, Prof. am Realgymn. zu Potsdam. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1890. XIV, 168 S. kl. 8. Geb. M. 0,90.

Warren Hastings by Lord Macaulay. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. von Ed. Paetsch. Mit einer Übersichtskarte. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1890. XII, 238 S. kl. 8. Geb. M. 1,20.

Lehrbuch der norwegischen Sprache für den Selbstunterricht. Mit zahlreichen Beispielen unter den Regeln, den gebräuchlichsten Redensarten, sowie Lesestücken. Von J. C. Poestion. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben [o. J.] (Die Kunst der Polyglotte. 28. Teil). 4 Bl., 183 S. 8. Geb. M. 2.

Manuel d'Histoire de la Littérature française, résumé encyclopédique à l'usage des maisons d'éducation et des aspirants au diplôme de professeurs de Français par Anselme Ricard, Dr. et Professeur à l'Académie de commerce et à l'Université de Prague. IVe édition revue et augmentée. Prague, J. G. Calve, 1891. VIII, 320 S. 8.

Die heutige griechische Sprache. Erster Teil: Neugriechische Grammatik. Zweiter Teil: Neugriechisches Übungs- und Lesebuch mit Sprachproben für die Fortbildung und Umgestaltung des Griechischen von Homer bis auf die Gegenwart. Rechtmäfsige deutsche Bearbeitung des *Handbook of Modern Greek by Edg. Vincent and T. G. Dickson* von Prof. Dr. Daniel Sanders. 2. verbesserte und stark vermehrte Auflage in zwei Teilen. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1890. XVI, 434 S. 8.

Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz. Herausgeg. von A. Sauer. Stuttgart, G. J. Göschen, 1890 (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrh. in Neudrucken herausgeg. von Bernh. Seuffert 34/36. 37/38). S. 129—136, Einl. S. XVII—LXXX u. S. 337—422, Einl. S. LXXXI—CIX (Schlufs). Das ganze Werk M. 8,40.

Schweizerisches Idiotikon. XIX. Heft. Bearbeitet von Fr. Staub, L. Tobler und R. Schoch. Frauenfeld, J. Huber, 1890. Sp. 1489—1648.

Chronologisches Verzeichnis franz. Grammatiken vom Ende des 14. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts nebst Angabe der bisher ermittelten Fundorte derselben zusammengestellt von E. Stengel. Voraufgeschickt ist ein auf dem dritten Neuphilologentage gehaltener Vortrag: Zur Abfassung einer Geschichte der französischen Grammatik besonders in Deutschland. Oppeln, Georg Maske, 1890. VII, 151 S.

Coriolanus. By Shakspere. Mit Anmerkungen und zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Oskar Thiergen, Oberl. am Kgl. Kadettencorps zu Dresden. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1890. XXIV, 211 S. kl. 8. Geb. M. 0,80.

Traité de l'Onomatopée ou Clef étymologique pour les racines irréductibles. Par M. Adrien Timmermans. Paris, Émile Bouillon, 1890. 168 S. 8.

Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. O. Ulbrich, Rektor der 2. Städt. Höheren Bürgerschule zu Berlin. 2. Aufl. Berlin, H. Heyfelder, 1890. VI, 179 S. 8.

Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische behufs Einübung der unregelmäfsigen Verben. Eine Beigabe zu franz. Schulgrammatiken von Dr. Wilhelm Ulrich, Rektor des Realgymn. zu Langensalza. Leipzig, Fr. Lucas, 1891. IV, 56 S. 8. M. 1.

Phonetische Studien. Herausgeg. von Wilhelm Vietor. IV. Band, 2. Heft [W. Swoboda, Zur Geschichte der Phonetik (II). R. J. Lloyd, Speech Sounds: their Nature and Causation (Fortsetzung: II). Kewitsch, Die Reform der höheren Schulen].

Shakspere Reprints. II. Hamlet. Parallel Texts of the first and second Quartos and the first Folio. Edited by Wilhelm Vietor, Ph. D., Professor in the University of Marburg. Marburg, N. G. Elwert, 1891. 2 Bl., 319 S. 8.

Imperial Germany. A Critical Study of Fact and Character. By Sidney Whitman. Copyright Edition, revised and extended. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2691). 304 S. kl. 8. M. 1,60.

'Sirventes joglaresc.' Ein Blick auf das altfranz. Spielmannsleben. Von Friedrich Witthoeft. Marburg, N. G. Elwert, 1891 (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der rom. Philol. veröffentlicht von E. Stengel. LXXXVIII). 1 Bl., 73 S. 8.

The Vicar of Wakefield. A Tale by Oliver Goldsmith. Erklärt von Prof. Dr. Theodor Wolff, Oberl. an der Luisenstädt. Oberrealschule zu Berlin. 2. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1890. 160 S. 8. M. 1.

Revue de l'Enseignement des Langues vivantes. Directeur: A. Wolfromm. 1890—91, S. 385—432 [Lettre de M. Lange. E. Malvoisin, A Midsummer Night's Dream de Shakspere. E. Veyssier, Madame de Staël jugée par une Allemande. R.-G. d'Alviny, Le Cosmopolite de Goldsmith (Lettres choisies)].

Neun Erzählungen aus Lettres de mon Moulin und Contes choisis par Alphonse Daudet. In Auszügen mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. J. Wychgram, Dir. der städt. höh. Schule für Mädchen zu Leipzig. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1890. VIII, 114 S. kl. 8. Geb. M. 0,60.

Beiträge zur Kenntnis Georg Forsters

aus ungedruckten Quellen.

II.*

III. Kassel (1779—1784).

16.

Liebster Spener! Das Ausbleiben meiner Bücher und Sachen und der MSS. setzt mich ausser Fassung, weil ich meine Arbeiten nicht anfangen kann. Bleiben sie noch länger aus, so werde ich den Handel aufkündigen müssen, weil man mir schlechterdings die Möglichkeit benimmt, mein Versprechen zu halten.

Gestern erhalte ich einen Band vom Büffon; erst gestern, und dann ohne eine Zeile, ohne alles; O! ich dachte Hr. Pauli wäre ein ordentlicher pünktlicher Mann.

Hr Kaufmann lässt auch gar nichts von sich hören. Fünf Monathe haben meine Sachen nun in Rinkioping gelegen. Man schreibe mir nur, sie sind verfault, oder gar nicht zu haben, so weis ich woran ich bin, und lasse mir die allernothwendigsten, unentbehrlichsten wieder kommen. Ich soll hier über eine Wissenschaft wie die Natur Geschichte ist, Collegia lesen, und besitze nicht ein Buch!

Dohm wird in einem halben Jahre Mlle Helwing aus Lemgo heirathen;[1] also eine rechte Buchhändler Connexion, wohin er sich auch viele Mühe giebt neue gelehrte Arbeiten zu ziehen. Bei mir kommt er aber blind, denn ich hab's mit andern Leuten zu thun. Ich gebe im Cadetten Corps wöchentlich 5 Stunden; 3 Stunden Geographie, und 2 Stunden Deutsche Sprach Uebung, für Jungens von 8—12 Jahren. Im Carolino mein Publicum, und wenn sich Hörer finden, muss ich auch privatim lesen.[2] Ich werde auch, zum Delassement, (denn bei solchen Arbeiten, als die Martinische, muss man Abspannung haben) mit Lichtenberg quid novi brauen.[3] Davon

* Vgl. Archiv LXXXIV, 369 ff.

[1] Vgl. Gronau, Dohm 61. [2] Vgl. Briefw. I, 206. [3] Beide gaben 1780—84 heraus: Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Literatur.

künftig mehr. Prof. Blumenbach[4] heirathet des Hofr. Brandes[5] in Hannover Tochter, eine Schwester der Frau Hofräthin Heyne.[6]

Meines armen Vaters Schicksahl wird von Tag zu Tag dunkler und trauriger. Dass er nach Halle kommen sollte, die lausigen 500 ℛ kümmerlich zu geniessen, kommt mir nun schon fast unmöglich vor, obgleich Hr. v. Zedlitz[7] so sehr voreilig in die Gelehrte Trompete stossen lassen, dass der Lerm über ganz Deutschland erschollen ist. Warum lies er nicht dazu setzen, dass er einem Manne (den er in den Zeitungen so pronirt) nur 500 ℛ gebe. parbleu! würde die Welt ihm zuschreien Ew. Excellenz kaufen die erfahrnen Leute recht wohlfeil ein, so etwas musste auch seyn um Ew. Exc. für den unbändigen Preis zu dédommagiren den Sie Hr. Meckel[8] gekostet hat. (Es ist nunmehr gewis, dass dieser junge Mensch 1000 ℛ Gehalt bekommt, und dass man in der Vorstadt ins Fäustchen lachte, da man mich so leicht übertölpeln konnte.)

Kriegt mein Vater im Ernste einen Vorschlag nach Neapel zu gehen, so rathe ich ihm ihn gleich anzunehmen, und mir meine Mutter mit der ganzen Familie herzuschicken. Ich will schon sehn alle mit Cartoffeln zu versorgen; und er allein wird doch wohl durchkommen. Pfui! dass ich mich mit glatten Worten hintergehen liess! Ich sollte Ministers besser gekannt haben! London, und nicht Berlin?

Wenn ich bei dem göttlichen Wetter, zwischen Obstgärten, die mit Blühte beschneit sind, auf unsern paradiesischen Hügeln herumspaziere, und in jedem Thale Nachtigallen schlagen höre,[9] Oh! dann fühle ich eine Ruhe der Seelen die sich über alles Unglück erhebt. Dann weis ich gewis dass eine Allliebende Vorsehung waltet, und auch für die Unglücklichen sorgt. Ich bin auch nicht besorgt fürs Zukünftige. Es findet sich gewis ein Weg zur Rettung der Familie meines Vaters — und es ist mir unendlich viel werth, Menschen kennen gelernt zu haben.

Leben Sie 1000mahl wohl, Bester Freund, und schreiben Sie mir bald. Wenn's nicht anders seyn kann, von Leipzig aus. Dietrich war gestern bei mir, und ich habe ihm aufs Herz gebunden Sie von mir herzinniglich zu grüssen.

Cassel. d. 19. Apr. 1779. Ihr GForster.

NS! Apropos? Wie hat Nicolai das Compliment auf seinen

---

[4] J. F. Blumenbach (1752—1840), Zoolog und Anthropolog; Urteile Forsters über ihn an Sömmerr. 300. 362. [5] G. F. Brandes (1719—1791) machte sich unter dem Kurator Münchhausen sehr um die Universität Göttingen verdient; Urteil Forsters über ihn an Sömmerr. 79. [6] Ch. G. Heyne (1729—1812), später Forsters Schwiegervater. [7] K. A. v. Zedlitz (1731—1793), preufsischer Justiz- und Kultusminister. [8] Ph. F. Th. Meckel (1756—1803), Professor der Chirurgie in Halle; Urteile Forsters über ihn an Sömmerr. 15. 53. 63. [9] Vgl. Briefw. I, 206.

Geburtstag aufgenommen? Die Briefe aus Gotha hat mir Ettinger geschickt. Schönen Dank dafür.

17.

Für Nathan,[1] und den Teschner Frieden, liebster Spener, danke ich von Herzen. Ersterer ist mir besonders angenehm gewesen, und verdient in jedem Betracht, Religion ausgenommen, meinen Beifall und meine Bewundrung. Auch in sofern er den gewöhnlichen Charakter der Xten tadelt, stimm' ich vollkommen bei. Nur ist das Christenthum nicht verwerflich, weil es Schurken unter seinen Anhängern giebt, — auch nicht, wenn die Schurken heut zu Tage die Zahl der Redlichen überstiege; am wenigsten aber, weil ein Dichter einen Juden Nathan, der nie existirte, und einen Saladin, dessen Lebenslauf ganz andre Grundsätze (als die ihm Lessing giebt) verrieth, einigen eben so ausgesuchten Spitzbuben Christlicher Religion entgegensezt. Sed quid hoc ad nos? werden Sie sagen; und ich bescheide mich. —

Noch habe ich die Reisen nicht aus London bekommen. Wenn sie kommen, sind sie Ihre. Wegen Cooks neuer Reise[2] will ich schreiben.

Vorgestern erhielt ich meine gestrandeten Sachen von Freund C. D. Kauffmann. Ich eröfnete, und siehe da! Ein vollständiges herbarium aus der Süd See wie es noch nie gesehen worden, und vielleicht in diesem Jahrhundert nicht wieder wird gesammelt werden, ein Vorrath von Handbüchern in der Naturgeschichte, Englische, Lateinische, Französ. und Italienische Authoren, ein schönes Ramsdensches[3] Microscop mit allem Zubehör, ein Apparatus zum Mahlen, einige Instrumente, alles was ich für Sie mitgebracht — alles ganz zu Mist verfault. Ein unersezlicher, und für mich gar zu empfindlicher Verlust![4] — In einer Kiste lagen zuoberst unversehrt ein paar Bücher darunter das Exemplar von meines Vaters Obs. woraus ich angefangen zu übersetzen. Ich werde also fortfahren können, — weil ich doch fürs erste sonst nichts thun kann. Auch sind die Saamen die Sie von Gordon & Dermer verschrieben, in meinem bureau wohlbehalten angekommen, und ich habe Ursach mir zu schmeicheln dass Berger's Kupferplatten auch nicht sonderlichen Schaden gelitten haben. Soll ich sie nach Berlin mit einem Fuhrmann schicken?

Uebers Ungewisse soll man sich nicht im Voraus finstre Gedanken machen. Gut. Ich hab' es nicht gethan. Das Uebel dem man nun einmahl nicht steuern kann, soll man sich auch nicht an-

[1] Erschienen 1779. [2] 1776—1779, von welcher er nicht zurückkehrte. [3] J. Ramsden (1735—1800), Mechaniker und Optiker in London. [4] Vgl. Briefw. I, 213. 217. 247; Sämtl. Schr. VII, 156.

fechten lassen. Aber man soll ein ehrlicher Mann seyn und Wort halten. Und wie denn? wenn nun das Uebel von der Art ist, dass es unserm besten Willen ohngeachtet, alle unsre Unternehmungen vereitelt? Das Kräutlein patientia — — O ja, es wächst allerdings in meinem Würzgärtlein — nur wünschte ich dass es auch in HEn. Paulis seinem wüchse. — Doch ich glaube er hat davon grofsen Vorrath, wenn ich anders aus der Nachlässigkeit und kalten Gleichgültigkeit urtheilen darf, womit er das seinige thut, um mich in Stand zu setzen — die erste Zeile an seinem Lexicon zu schreiben. Ob er wol glaubt dass wenn er seinem Schneider Tuch, Nadel und Zwirn giebt, ihm aber die Scheere, das Unterfutter, und andres Zubehör vorenthält, der Schneider demohngeachtet einen Rock machen könne. — Noch habe ich nichts als die Martinischen MSS. und einige wenige unbedeutende Bücher. Die mehresten, die ich in der Martinischen Auction gezeichnet hatte sind zu theuer weggegangen, allein ich muss sie doch irgendwo herbekommen. Alles dieses geht Sie nichts an, soll Ihnen auch nicht gesagt werden, um Sie in die Sache zu mischen. Seyn Sie Zuschauer, und betrachten Sie dieses nur als meine Rechtfertigung bei Ihnen, der zwischen mir und Pauli im Mittel stand. Ich verhalte mich leidend und still. Kommt aber zu meinem erlittenen Unglück noch solche sträfliche Vergessenheit von Seiten Paulis so kann unmöglich aus meiner Arbeit etwas werden. —

Sie schreiben mir auch kein Sylbgen, ob, und welche Bücher für HE. Banks aus der Martinischen Auction erstanden worden? Damit wollte ich mich bei ihm insinuiren, und ihn ferner wegen der neuen Cookschen Reise für mich geneigt machen. —

Lichtenberg will zwar allenfalls den Styl der Deutschen Uebersetzung der Obss. nachsehen, aber schlechterdings nichts umarbeiten und berichtigen. Ich mache also die Uebersetzung so gut ich kann, und überlasse sie alsdenn Ihrer critischen aristarchischen Feder. Seyn Sie doch nicht so ängstlich über diesen Punkt; das Deutsche Publicum ists ja würklich nicht werth; das elendeste Zeug reussirt, und das Beste hat keinen Abgang.

Dass mein Vater mit der Aichelburg litigirt[5] gefällt mir nicht. Wie mir überhaupt das Greifen nach Strohhalmen nicht ein will, wenn man sich an Eichstämmen halten könnte. O Eitelkeit! Vanitas vanitatum et omnia vanitas! — Aber soll ein Mann der sonst Verdienste hat, und eine unglückliche Familie, darum ganz ihrem Schicksal dahin gegeben werden? Das sei ferne. Noch immer arbeite ich; und vielleicht endlich einmahl mit Erfolg. Catt[6] hat

[5] Eine Baronesse Aichelburg aus Wien hatte Reinhold Forster eine versprochene Vergütung für Verwendung beim englischen Ministerium vorenthalten (Brief des Vaters vom 5. Mai 1779). [6] H. A. de Catt (1725 bis 1795), Vorleser Friedrichs des Grofsen, dessen Memoiren jüngst Koser herausgegeben hat.

endlich geantwortet; im Nahmen des Königs gedankt und verlangt gegen die Ankunft des K. in Potsdam einen Brief an d. K. darinn der Wunsch in S. M. Dienste zu treten, wozu man zu brauchen wäre, was man haben wolle, und was man zu fodern habe, — ausgedruckt seyn soll. — Ich habe diesen Brief aufgesezt, mit Catts Briefe nach London geschickt, und erwarte ihn täglich retour. Sobald er kommt schick' ich ihn an Catt, und avertire alsdenn Zedlitz durch Biestern[7] von meinen démarchen. —

Sparrmanns Reise[8] im Schwedischen Original ist noch nicht gedruckt. Ich habe um die Engl. Uebersetzung geschrieben, und aus dieser wollt' ich mit Zuziehung des Schwedischen eine Deutsche verfertigen, jene Englische aber durchaus läutern und vermittelst meiner Freunde in London Sparrmann zum Besten verkaufen. Gute Absichten — Allein ich rechne schon auf nichts mehr, so werde ich nicht betrogen. Künftig mehr davon.

Ich bitte nun auch um mein Exemplar der Reise im Englischen Original, desgleichen um ein Exemplar der Uebersetzung und endlich um ein Exemplar von Dodds Leben. — Noch eins, ich habe dem Philanthropin in Dessau ein Exemplar meiner Reise versprochen. Ich verlange aber nicht dass es mir geschenkt werden solle. Rechnen Sie mir es an. Wenn gleich vorerst keine Aussichten sind alles richtig zu machen, so bin ich doch noch immer ein ehrlicher Junge. — Neue Messbücher fodre ich nicht von Ihnen. Dietrich ist so gut und liefert mir aus seinem Laden, alles was ich verlange, und was ich nicht brauche, lese ich blos durch. Ich bin also wohl versorgt. Für den Aufsatz ins neue Magazin, danke im voraus. Glauben Sie nur nicht, dass ich undankbar seyn kann.

Kästner[9] und der grobe Esel Zimmermann[10] sind in Krieg gerathen, im Hannöverschen Magazin.[11] Kästner hat nun eine Gegenantwort drucken lassen die scharf genug ist. Wo Zimmermann Lichtenbergen wieder zupft, so wird er gewis ohn' alle Barmherzigkeit traktirt, und alle Pfauenfedern werden ihm ausgerupft. —

HE. Biester könnte mir wol antworten. Grüssen Sie ihn herzlich. Er ist doch schon lange von seiner Leipziger Reise zurück?

Wegen Carls Versorgung will ich nach Berlin schreiben, und wenn alle Stränge reissen, sehen ihn anderwärts unterzubringen.

---

[7] J. E. Biester (1749—1816), Bibliothekar in Berlin; Urteil Forsters über ihn Briefw. I, 835. [8] A. Sparrmann (1747—1787), Professor der Zoologie in Upsala: *Resa til goda Hopps-udden* Stockholm 1783, in deutscher Übersetzung von Groskurd mit Vorrede von Forster Berlin 1784, in englischer Übersetzung London 1785. [9] A. G. Kästner (1719—1800), Professor der Mathematik in Göttingen. [10] J. G. v. Zimmermann (1728 bis 1795), Leibarzt in Hannover; Urteile Forsters über ihn an Sömmerr. 321. 475. Briefw. I, 811. 820. 869. [11] Vgl. Hannov. Mag. 1779 Beilage zum 41. Stück.

Schicken Sie mir doch ja, was Sie noch etwa von meinem Nachlas fänden.

Ich schreibe diese Post an Pauli an Bremer.

Noch eins. Ich bitte, bitte sehr um eine Copie meines porträts von Berger.

Gott erhalte Sie gesund und gutes Muths. Ich danke ihm dass ich bei meinem grossen Verlust mir keine unnöthige (und gewis zwecklose) Grillen mache. Das ärgste ist dass mich die Rettung und der Transport der Kisten 60 ℔ und drüber zu stehen kommt, die ich mit troknem Munde bezalen muss. Adieu. Leben Sie recht wohl, und vermelden meine Hochachtung den Ihrigen.

Cassel. d. 5. Juny. 1779. Ihr eigenster G Forster.

[Am Rande:] Ihre Friedensproclamationen sind doch wohl nur nubila jubila! Ihr Held kehrt zurück ohne seinen Endzweck zu erfüllen, und Joseph läuft mit dem Braten davon. Doch es sei Ihnen erlaubt sich zu trösten wie Sie können, und von Grosmuth und Friedensliebe zu sprechen, weil von keinem Siege gesprochen werden kann. Tempora mutantur!

Damit Paulis Brief nicht gar zu dicke wird, muss ich Ihnen den an Carl einlegen. Pardon, mon cher! Schicken Sie ihn doch ja gleich nach Breslau, oder wo mein Bruder jezt seyn mag.

18.

Ja, trauter Spener, man mus sichs nicht anfechten lassen. Zu ersetzen ists nun einmal nicht. Lichtenberg schrieb mir neulich, er hätte es Dietrichen gesagt; die Antwort darauf sei gewesen, ‚dass mir aus seinem Verlag zu Ersetzung des Schadens Bücher die Menge zu Gebot stünden; Kräuter habe er nicht.' — item soll er gefragt haben ob meine Frau etwan auch in den verunglückten Kasten gewesen, — vermuthlich, sezt Lichtenberg hinzu, weil er Sie auch wieder versehen sollte. Ich kriege Posttagtäglich einen herrlichen Brief von Lichtenberg, der mir eine rechte delicieuse Nahrung giebt. Es ist würklich was köstliches so einen Correspondenten in der Nähe zu haben.

Die Einlage an des H. R. R. Aebtissin, bitte ich zu bestellen. Ich schrieb Ihnen neulich, dass ich auf HE. v. Catts Brief alles in Bewegung setzen würde. Der Brief an den König den er von meinem Vater verlangte, ist mit lezter Post angekommen, (ich hatte ihn aufgesezt,) er sagt darin was er gethan, was er noch thun könne, und wie ihm zu helfen stehe, alles in möglichster Kürze — wie Sie einmal nachlesen sollen, wenns würklich hilft. Jezt alle Stränge angezogen. An die Herzogin v. Braunschweig und an den für Forster

eifrigen Abt Jerusalem[1] (von dem ich schon 2 Briefe habe) ist schon abgegangen, q. s. pil. aur. g.

Auch heute noch ward an HE. Banks Ihre Note wegen der Bücher befördert, und wegen Cooks neuer Reise eingefädelt. Aber — — die Leute die immer ins Mare Mortuum zurück gehen, und gern noch alles draus mitnehmen wollen, werden wie das Beispiel lehrt, zu Salzsäulen, lege Eis Schollen. Wenn dies dem armen Cook wiederfahren wäre, und ich stehe nicht fürs Gegentheil, (denn tant va la cruche à l'eau,) — dann mögte es schwer halten beim Deutschen Publikum Ihrem Versprechen ein Genüge zu leisten. Mr Days Machine ist zum Unglück in Plymouth noch versunken, sonst wollte ich unmaasgeblich vorgeschlagen haben, des Admiral de Fontes Durchfahrt, die Hudson's und Baffins Bay, und Strasse Davis damit durchsuchen zu lassen, ob sich nicht par hazard die Resolution ruhig auf dem MeeresGrunde, und in des Capitains Cajüte und Schreibpult sein Journal finden liesse.

Es ist mir lieb dass HE. Pauli so brav ist, und über der Petersburger Handlung, Martini und Büffon seyn lässt, — was sie sind. Minima non curat praetor; das haben wir denn freilich schon an andern Dingen auf Canapéen, in finstern Stuben, etc. etc. gemerkt.

Der 5te Band Büffonischer Supplémens enthält die langerwarteten Époques leibhaftig. — Sie haben meine Erwartung sehr getäuscht, und ich meines Theils riethe Ihnen nicht sich damit zu befassen. Es ist noch immer der Cometen Tanz, wobei einer so ungeschickt in die Sonne fällt — das übrige lassen Sie sich von Dr Biester sagen, dem ich einen ganz kurzen Begrif dieses Buchs welches hier le roman de l'histoire naturelle, und le tombeau de la renommée de M de Buffon heisst. [, gegeben habe.] Ich dächte Sie liessens Paulin über, der es unter den übrigen Büff. Schriften doch drucken muss. Aber dem Schuft Panckoucke geben Sie doch gelegentlich einen derben Wischer. Hab' ich doch in mehr als fünf, sechs Briefen flehentlich, und zulezt von Holland aus, noch für Ihre Rechnung und auf Ihren Befehl um die dummen Epoques gebeten, und der Esel hat sie nicht geschickt. Was hätt's ihm denn geschadet? Ich hätte doch keinen Nachdruck veranstaltet. O wischen Sie nur den Kerl recht aus, das kein Hund ein Stück Brod von ihm nimmt.

Für Carl soll auch schon gesorgt werden, ich schreibe an den Graf Dönhoff[2] und ich habe hier einen ganz vortreflichen Freund, der mir versprochen hat für ihn beim Minister v. Schulenburg[3] zu sorgen. — Lassen Sie ihn doch nicht so gleich kleinmüthig werden, denn die Leute sind immer unerträglich wenns ihnen hernach gut

[1] J. F. W. Jerusalem (1709—1789). [2] Vgl. Briefw. I, 203. [3] L. R. v. Schulenburg (1727—1788), preufsischer Kriegsminister.

geht, und das wünscht' ich meinem Bruder nicht, so sehr ich auch sein gutes bequemes Auskommen wünsche. Ich habe immer viel dagegen einzuwenden, dass er bei Schlüssern oder wo es auch sei, wieder in Condition trete. Dies sei sein ultimum refugium.

Für Sie ist in meinen Kasten nichts gerettet. Wollen Sie etwan eine oder andre cavutchony Flasche, die steht zu Befehl. Bergers Platten stehen bis auf weitern Bescheid ruhig in ihrem Verschlag, darinn sie besser bewahrt sind als ich sie wieder zu packen im Stande bin.

Meine sehnliche, dringende Bitte um die Engl. Reise, um die Deutsche Reise, um 1000 andre Kleinigkeiten aus Berlin, sowohl von HE. Pauli als von Ihnen, soll in jedem Briefe wiederhohlt werden. Denken Sie, meines Vaters Obss. beziehen sich fast auf jeder Seite auf meine Reise; und ich kann nichts nachschlagen.

Mein Theurer Spener seit ich hier bin, auf diesen schönen aber rauhen berg Gipfeln, habe ich Ohren und Zahnweh das dauert nun an die 10 Wochen. Mein Magen und par consequent der Kopf machen mir auch grausame Bocksprünge, und selbst Diät vermag nicht die Hefen des verfluchten Maris Mortui Australis heraus zu schaffen. Will bald probiren was ein Geissmarsches Bad vermag. — Hab' ich Ihnen gesagt, dass ich vorige Pfingsten 4 Tage in Hannover gelebt habe? Manche schöne Bekanntschaft mehr, und NB Postfreiheit von und nach England.

Nachdem ich soviel von dem hiesigen Clima und Wetter nachtheiliges geschrieben und gesprochen habe, ists jezt gar herrliches Wetter und eine ganz web- und lebende Hitze geworden. So eben komme ich mit unserm neuen Professor Anatomiae, Dr Sömmering[4] (einem Thorner, den ich schon in London vor meiner Abreise gekannt habe) von einem köstlichen Spaziergang in dem Augarten. Denken Sie sich den Duft von Millionen (ich sage nicht zuviel) von Millionen blühender Linden, und zwar, den man so ganz rein einschnaufen kann, ohne Nas' und Maul zugleich voll Sand und Dreck und Staub zu kriegen, (müssen Sie ihn nicht um den Preis kaufen?) O! es ist ganz unbeschreiblich schön, — und wenn die lieben Hundstage erst da sind, denn wirds noch prächtiger seyn.

Thun Sie mir doch die Liebe, trauter Mann, und schreiben die Addresse auf den Brief an die Pr. Amélie,[5] ich hab' das Complimenten Buch nicht. Ich habe aber égards genug für einen jeden, durch den ich einen Brief an Hochfürstl. Personen bestelle, eine Abschrift des Briefs beizulegen, und wenns mit rechten Dingen zugeht werden Sie die auch schon gefunden haben. Wüssten Sie etwan eine sichre Hand durch die so etwas noch mehr Nachdruck bekommen

[4] S. Th. Sömmerring (1755—1830). [5] Schwester Friedrichs d. Grofsen: vgl. Briefw. I, 216.

könnte, so lassen Sie den Brief durch jemand überreichen. Nur Verzug muss es nicht leiden, und keiner der auch nur auf die entfernteste Art ein ander Interesse hat muss es in die Hand bekommen. Viel besser so abgeliefert.

Nun Gruss und Kuss. Ihrem lieben Bruder, Ihrem ganzen werthesten Hause empfehlen Sie mich bestens als einen der alles Guten eingedenk ist und bleibt bis ans Ende. Bremern sagen Sie ich bin treu, und bedaure sehr dass ich leider das Rohr Egypti bin, und mir selbst nicht geschweige denn andern helfen kann. Indess thu ich alles was in meinen Kräften steht. Diemar, Pauli, Schlüsser, und alle andre gute Einwohner von Berlin, Bergern nicht zu vergessen, grüssen Sie, von Ihrem immer und lebenslang

Cassel. 30. Jun. 1779. ergebenen, eigenen Forster.

[Am Rande:] Die Zeit gebricht mir, ich habe keine Abschrift gemacht. Schicke aber das original offen. Sie Siegeln und addressiren es.

Der beigelegte Brief an Prinzessin Amalie lautet:

18a.

Madame,

Lorsque Votre Altesse Royale daigna m'accorder la permission de mettre à Ses pieds de temps en temps des nouvelles litéraires, je sentis que l'Être bienfaisant qui départit la Sagesse au Sang Royal de Prusse, y avoit ajouté l'Affabilité, la Bonté et toutes les Vertus inséparables de la vraye grandeur. Aussi n'est-ce que la seule confiance en ces qualités Royales qui m'encourage à prendre la plume; puisque le plus important des Ouvrages qui ont paru depuis peu, se réduit à des Speculations incertaines. M. de Buffon, Naturaliste celèbre, et presque septuagénaire, vient de donner une Théorie de la formation de la Terre qui a pour titre: Epoques de la Nature. Toujours fidéle à son premier Sistème, il soutient encore qu'un comète effleurant le Soleil, en emporta la huitcentième partie, dont se formèrent les planètes qui tournent autour de lui. Supposant donc que la Terre sortit du soleil enflammée, fondue et liquide par le feu, il calcule le temps qu'il faudroit pour qu'elle fut parfaitement refroidie, au point, d'avoir perdu toute sa chaleur interieure. Quelques expériences sur le refroidissement d'un boulet de canon, qu'il a fait rougir au feu, lui ont servi de guide dans ce calcul. Il trouve, que le refroidissement parfait de la Terre doit nécessairement arriver cent soixante huit mille ans après sa formation. C'est alors que la Nature vivante n'existera plus, et qu'au lieu d'elle, des glaces éternelles couvriront la terre. La masse fondue du globe, dit-il a du

demeurer enflammée trois mille ans, et brulante à ne pouvoir la toucher 25 000 ans. Alors les eaux ont commencé de s'y établir, et 10 000 ans après, elles ont couvert les continents. Des coquilles y ont existé 15 000 ans, puis les anciens Volians 10 000 ans, puis les premiers animaux terrestres 8000 ans, jusqu'à la création de l'homme dont la posterité demeure sur la terre depuis 7000 ans. Ainsi la terre est agée de 75 000 ans, et il s'en écoulera encore 93 000, avant qu'elle soit entièrement glacée. L'auteur s'efforce de démontrer que Son Sisteme est en harmonie avec l'Ecriture Sainte; ceux qui en jugent moins favorablement, l'appellent le roman de l'histoire naturelle.

Il faut toute l'indulgence de Votre Altesse Royale pour qu'Elle daigne agréer cette petite notice, qui marque tout au plus l'empressement avec lequel j'en écrirois de plus importantes, si ces jours, fertiles en phénomènes politiques, offroient une recolte litéraire plus abondante. Mais il n'est que trop vrai; la Spéculation d'un Savant ne mérite guères d'etre nommée à côté d'un évènement, tel que la naissance d'un nouvel état en Amerique; l'Effort de l'Angleterre contre une triple alliance; la paix rendue à l'Allemagne, et plus que tout cela, l'example du plus grand Roi, qui ne donna le repos à Ses peuples que pour s'occuper uniquement de leur bonheur! Heureux pays, où le titre de Roi et celui de Bienfaiteur sont synonimes! — — Heureux moimême, si ma joie d'être né Sujèt de ce Monarque Sublime, ne fut troublée par le triste souvenir, qu'un Prussien zélé lutte encore contre sa mauvaise Etoile en Angleterre. Pénétré de reconnoissance jusqu'au fond de l'ame, je me rappelle dans cet instant, que Votre Altesse Royale, protectrice des infortunés, me témoigna S'intéresser pour mon père; donc, je ne dois plus avoir d'inquiétude sur Son Sort. Détourner l'attention du Roi des Affaires plus graves pour la diriger pendant un moment aux malheurs d'une seule famille, c'est l'ouvrage d'un mot, que j'ose espérer de Votre Altesse Royale en faveur d'un père qui a vielli dans l'étude.

Je suis avec le plus profond respect,

Madame

de Votre Altesse Royale

à Cassel le 30 Juin 1779.

le très humble & le très obéissant Serviteur

19.

Vorigen Posttag für den Vater, den heutigen für den Bruder, liebster Spener. So gehts in der Welt, dass wir einer ohne den andern nicht leben können. Posse! Das könnten wir ja doch, wenn wir nur wüssten wo es mit dem bischen Eitelkeit hin sollte. Ich gäbe viel drum ein Gymnosophist zu seyn, wohnte so gern in Indien,

und habe die Gentoos von jeher als ein Lieblings Volk gehalten. — Eines fehlt mir nur, ein Reisegesell, der eben sich zu meiner Denkungs Art passte, wie Schachtel und Deckel. Denn wär's ein Vergnügen miteinander über die Thorheiten der Menschen zu lachen — — manchmal zu weinen; Wasser aus der Quelle zu schöpfen wenn uns durstete, und unter den gutherzigen Anbeterinnen des Lingams unser Brod zu betteln. Ein herrlich Ding, wenn man seine Schwärmereien sogleich realisiren könnte; und wenn's nicht gefiele, wieder was anders vorgenommen! — —

Ich besinne mich; ich bin Uebersetzer des Büffons, würdiger Nachfolger eines Martini; — ich correspondire mit Fürsten und schreibe ein Abcbuch von der Naturhistorie; ich seegle um die Welt, und komme nach Cassel zwölfjährigen Rozlöffeln ihre Muttersprache buchstabiren zu lehren. — Ich werde angesehen als könnte ich andern helfen, und weis mir selbst nicht zu rathen; bin immer geschäftig, und komme keinen Schritt weiter! Himmel was ist der Mensch, dass sich soviele Wiedersprüche in ihm thürmen? Wer die 17 Briefe gelesen hätte die ich diese Tage hintereinander geschrieben habe, der hätte die Geschichte von A bis S ganz verschiedenen Launen. Und das ist der ewige Cirkel, lustig, ausgelassen, traurig, gleichgültig, matt, philosophisch u. s. w. oder auch dacapo. Die Ursachen die bald diese bald jene Erscheinung zu Wege bringen, liegen in der Schüssel und im Nachttopf. Und damit lasse ich Ihnen die Frage zur Entscheidung; wie dieser Brief und eine Unze Cremor Tartari zusammenhängen?

Gute Nacht. Bester, ich fühle dass ich Sie lieb haben kann, unabhängig von allen Ursachen die in der Körperwelt liegen.

d. 5 Jul. 1779. G Forster.

20.

Cassel. d. 14. July 1779.

Liebster Spener,

Ich beantworte Ihre beiden Briefe vom 6ten und 10ten; zeige also zuvörderst an, dass 1 Forsters Voyage, 2 Bände. 1 dº Deutsch 1 Band, 2 Leben Dodds, und 7 Handzeichnungen von Antelopen nebst 1 demissy Epist. richtig zu Handen gekommen sind. Ich sollte noch hinzuthun 1 Lett. to Lᵈ Sandwich. und 1 Reply to Wales,[1] die in demselben Pack waren.

Ich meiner Seits schicke heut mit der Post die morgen abgeht die verlangten Gesäme, und in demselben Kasten 1 Hutton's force of fired gunpowder.[2] —

[1] Polemische Jugendschriften Forsters: vgl. Sämtl. Schr. VII, 15. Die Letter ist erwähnt Briefw. II, 730. 732; I, 192. [2] Ch. Hutton (1737 bis 1823), Professor der Mathematik zu Woolwich.

Warum können Sie Forest[3] und Swinburne nicht verlegen? Sind sie etwa schon in die Sammlung von Reisebeschreibungen gekommen, die Mylius herausgiebt, oder was ist sonst die Ursach? Ich pflichte in diesem Stück allem bei was Sie für gut finden, denn nicht ich, sondern Sie müssen urtheilen, ob Sie etwas verlegen wollen oder nicht. Swinburne kenne ich noch nicht. Forest hat viel gutes und neues.

Wegen der Bücher die Sie mir gütigst anbieten, muss ich Sie auf die Verzeichnisse von Büchern zurückweisen, die ich aus der Martinischen Bibliothek auszeichnete und von HE. Pauli verlangte. Ich habe alles meinige verloren, und mir ist jezt der Martinische Linnaeus nothwendiger als je zuvor. Pauli hat ihn ja für mich erstanden, warum schickt er ihn denn nicht. Warum kann er nicht, seinem Versprechen gemäss aus seinem Verlag, die ökonomische Bibliothek und soviele andre Bücher schicken?

Sechs schöne Scheermesser sind ganz verrostet.

Nun kome ich an den 2ten Brief vom 10ten. An der Aebtissin verliert die Sache also eine Stüze, und die üble Laune Sauls ist kein gutes Omen. Und HE. v. Z. glaubt der K. besitze nicht Gerechtigkeitsliebe genug um einem Unglücklichen zu helfen, der alle mögliche Ansprüche hat, nur nicht Handschriftliche Foderungen. Hätte er diese, so bedürfte es keines Ministers, sondern die ersten besten 12 Engländer, die im pannel der Kingsbench Urtheil fällen, würden ihm das seinige zuerkennen. Es ist aber die Rede von einem besondern Fall, dabei es auf Billigkeit ankommt; und soll der Mann, mit seinem gegründeten Recht auf Belohnung, zu Grunde gehen, blos weil er es einer Jury nicht schwarz auf weiss vorzeigen kann? — Doch still davon, ich habe meine Pflicht, meine Schuldigkeit gethan. Was noch zu thun ist, muss von andern Menschen erwartet werden. Wollen, können die nicht, so sind die Wege der Vorsehung darum nicht minder gerecht, weil sie dunkel sind. — Die Anmerkung das die Engländer nicht bezahlen können, zeigt an — dass HE. v. Z. nicht Minister vom Finanzdepartement ist. Soviel von dieser verdriessliehen Sache, die mich bis zum Ekel ärgert.

Wegen meines Bruders! Es ist ein wunderlich Ding ums Briefschreiben, in einer Viertelstunde mündlicher Unterredung versteht man sich besser als in Schriften, die Stunden gekostet haben. Sehen Sie mich doch nicht für so ganz unbillig, ich mögte sagen toll, an, dass ich wünschen sollte, dass Carl ein ‚ganz unthätiges Leben' — einem Unterkommen bei Schlüssern vorzöge. Nie ist mir das geringste Ähnliche in den Kopf gekommen. Ich habe einzig und

---

[3] Th. Forrest, *A Voyage to New Guinea and the Moluccos*, London 1779; aus dieser Reise entnahm Forster den Stoff seines Aufsatzes über Magindanao (Götting. Mag. 2, 2, 268; Sämtl. Schr. IV, 242).

allein geglaubt, dass eine Bedienung vorzuziehen wäre. Kann er aber keine bekommen, oder bis er eine bekommt, muss er allerdings trachten auf irgend eine Art sein ehrliches Auskommen zu verdienen. Kann er auch dieses nicht, (und sonst in keinem andern Fall,) biete ich ihm meine Hütte zur Fluchtstätte. ‚Es ist falsche Schaam zu glauben, dass ihn das zurücksetze.' Mein Bester, wenn äusserte ich dann jemals diese falsche Schaam? Ich bin mirs nicht bewusst, dass ich gerade diesen Vorwurf verdiene, da mir nichts so verhasst ist als Dünkel, Stolz, Eigenliebe und Selbstvertrauen. Mein ganzes Tichten und Trachten lauft dahinaus, wie ich alle diese Eigenschaften aus meinem Herzen tilgen, und wahre, reine, heuchellose Demuth an ihre Statt pflanzen solle. Grüssen Sie Carln brüderlich von mir, und wenn er mich etwa eben so unrecht verstanden hätte wie Sie, so erklären Sie ihm den Sinn meiner Worte.

Den Dodd mögen Sie auf meinen Nahmen taufen, und mir mit nächster Post ein Duzend Exemplare schicken; die beiden sind an Dohm und Lichtenberg verschenkt. Beide sind damit zufrieden. Heyne hat mich sehr gebeten an den Gött. Gelehrten Anzeigen, denn und wenn zu arbeiten, besonders im Fach der Reisebeschreibungen.

Wenn HE. Berger versprechen will, einen schönen Kupferstich von Sherwin, (nämlich Cooks Portrait nach Dancens unvergleichlich treffender Malerei) sogleich nachzustechen, so dass es in kurzem in der Deutschen Welt erscheinen möge — so will ich unverzüglich meinen schönen Abdruck nach Berlin schicken. Ich muss aber durchaus in meiner Erwartung nicht durch leere Versprechen getäuscht werden. Ein halb Duzend Abdrücke würde ich mir ausbedingen.

Die Natur hat mich wie es scheint, und wie Ihre Lobsprüche es bestätigen, eher zum Briefsteller, als zum Lexicographen bestimmt. Ich wünschte sehr dass jemand der Deutsches Lexicons Geistes voll ist, die Unsterblichkeit ererben wollte, die mir zugedacht war. — Aber ab damit; wenn Menschen von ihren bürgerlichen Bestimmungen reden, wissen sie selten was sie wollen, und wie viel glücklichen Sterblichen geräth es denn, gerade nach Wunsch, oder nach angebohrnem, oder nach erkünsteltem Triebe beschäftigt zu werden? Uebrigens weis ich auch Regeln der Billigkeit, die mich stets vermögen werden alles, alles, für andre zu thun, solange ich nicht ganz und gar gegen mich selbst dabei unbillig werden muss.

Die Martinischen MSS. sind mir so viel als nichts werth. Es sind blosse, und zwar unvollständige Namen Register, mit den gemeinsten Citatis. Also fällt ein grosses Gebäude von Hofnungen weg. Vom Büffon hätte ich einen Band auf Michaelis liefern

können,[4] wenn HE. Pauli mir die Hülfsmittel eher geschickt hätte. Ich habe nur, denken Sie, die 4 ersten Bände der zur Vergleichung unentbehrlichen Leipziger Uebersetzung in 4to! Ich bin krank gewesen, aber ich werde jezt besser. Mein College Casparson geht jezt nach Geismar ins Bad, er pfleget sein ein paar Wochen lang. Er hat neulich unternommen, den Thurlin ein auf der fürstl. Bibliothek in MSS. befindl. altdeutsches Heldengedicht herauszugeben.[5] Dafür schenkte ihm der Landgraf 100 Louisd'or. Ein andrer der diese Wege nicht kennt, muss den Appetit nach dem Bade fahren lassen. Dafür gedenke ich nach Göttingen aus dem grossen Bibliotheks Brunnen, Noten zum Büffon zu schöpfen;[6] eine Arbeit, die auf eine kurze Zeit wie 10 Tage, eher die Kräfte eines gesunden Pferdes, als die eines kränkelnden Gelehrten erfordert. Und das für Herrn Pauli, der dabei so gleichgültig bleibt, als bei den Heimlichkeiten seiner saubern Frau Gemahlin. Was ist des Menschen Leben, dass er immer thun muss, was ihm nicht von Herzen geht?

Prof. Dohm, der sehr krank gewesen ist, und noch krankt, bittet sie um den prospectus oder die Bekanntmachung von der Academie, die Personen betreffend, denen die lezten Preise zutheil worden sind. Ihm scheint daran etwas gelegen zu seyn.

Hat der König Thorn besetzen lassen? Ist das wahr? Wird Spalding[7] eine Predigt darüber halten?

Tausend Dank, mein lieber, für die Reisebeschr. für Dodds leben, auch für jene Predigt, die ganz gut war, ob ich gleich so leichtsinnig davon spreche. — Rechnen Sie drauf, dass ich alles thue was Ihnen Vergnügen macht. Wenn ich den Hutton nicht bei mir gehabt hätte, so hätte ich ihn sogleich verschrieben. NB. so eben erfahre dass die fahrende Post schon weg sey. Folglich geht das Pack Gesäme und der Hutton erst Sonntag d. 18. Jul. von hier ab.

Leben Sie recht wohl. Ich bin stets von ganzem Herzen Ihr eigener

G Forster.

21.

Liebster Spener.

Meinen besten Gruss zuvor. Hier folgt Abschrift eines Ministerialschreibens welches ich mit umlaufender Post, als Antwort auf meinen Brief an den Minister v. Schulenburg erhalten habe.

p. p. ‚Der bei der Feldkrieges Casse angestellt gewesene Herr Forster den Ew. Hochedelgebohrnen mir in Ihrem geehrten Schreiben

---

[4] Vgl. Briefw. I, 214. [5] Wilhelm der Heilige von Oranse, Kassel 1781—84. [6] Die Reise fand im August statt: vgl. Briefw. I, 215. 221; an Sömmerr. 6. [7] J. J. Spalding (1714—1804), Propst an der Nicolaikirche in Berlin.

vom 5ten dieses empfehlen, hat ein gutes Zeugniss vor sich, und verdient also, wie die übrige Officianten, so sich wohl verhalten haben, anderweitig versorgt zu werden. Es wird solches auch gewiss geschehen. Aber, da die Anzahl derer, die nach geendigtem Kriege ausser Diensten gekommen, gross ist; so wird freilich Zeit erfodert, sie wieder unterzubringen. Je eher sich für den Herrn Bruder eine Gelegenheit findet desto lieber wird es mir seyn. Ich verbleibe mit vieler Achtung, Ew. Hochedelgebornen ergebenster Schulenburg.' Berlin d. 13. Jul. 1779.'

Was die hiergegebne Hofnung anbelangt, so verstehe ich selbige wohl. Die Sprache ist mir nun, Gott sei Dank! auch bekannt. Ich habe aber Hofnung durch meinen vortrefl. Freund den Major von Canitz,[1] dessen Anverwandter der Hr. v. Schulenburg ist, wohl etwas gewissers für meinen Bruder zu bewürken. Er wird ihn durch eine Frau von Stedern, die vieles bei dem Minister vermag, zu unterstützen suchen. Doch lassen Sie dies unter uns bleiben. Auch Carln sagen Sie nicht mehr davon als ihm gut ist, und das wird nicht viel seyn, wenn er wie Sie sagen Dünkel hat! Dünkel ist ein böses Ding, der Ursprung alles Uebels!

Ich lobe mir doch aber die Höflichkeit des Min. v. Schulenburg, und die accuratesse womit er einem armseligen Professor antwortet. Dagegen hat der grosse Maecenas, Zedlitz, dem ich schon 2 Posttage eher schrieb, noch jezt 4 Posttage nach Empfang des Schulenburgischen Schreibens nichts weder von sich selbst, noch durch seinen Sekretair hören lassen. Ich muss sagen, ich verachte alles was Compliment heisst, aber, ich hätte wenigstens auf einen so freundschaftl. Brief als ich an Biestern schrieb, Antwort erwartet. Ich sehe wohl, dass Berlin ein 2tes Paris ist. Man wird vor Liebe aufgefressen wenn man da ist, aber einmahl weg, so kräht weder Hund noch Hahn nach einem. (Einem Mann von so reizbarem Gefühl als Sie sind, bester Spener, muss man zuweilen in expressen Worten sagen, was sich ein anderer Biedermann selbst sagen würde: dass Sie nicht zu diesen wetterwendischen Berlinern gezählt seyn sollen, nulla regula sine exceptione.)

Seyn Sie nunmehr nicht länger um meines Vaters Schicksahl besorgt. Nur die Ungewissheit kann Besorgniss schaffen, und seines ist nun entschieden. Er kommt nicht nach Deutschland, und muss in ganz kurzem in England zu Grunde gehen. Gestern schickt mir Hr. v. Catt folgenden Brief. ‚Comptant chaque jour de pouvoir sortir, monsieur, j'attendois ce moment pour presenter la lettre du cher et digne Pere, mais cette fiévre qui m'obsede depuis si longtems, me force à garder la maison, j'ai donc envoyé la lettre; voici la

[1] Vgl. Sämtl. Schr. VII, 212; an Sömmerr. 10. 12. 28. 74. 227. 291. 465. 471.

reponse, marqués moi ce qu'on dit et si on se rend aux desirs du cher Pere. il ne faudra pas se lasser d'écrire, si la reponse n'est pas favorable, et aussitot que je pourai sortir je plaiderai encor la cause. presentés lui mes honeurs & mes excuses si je ne lui écris point. vous me pardonnerez aussi, monsieur, si je suis si bref, mais je n'en suis pas moins touché de votre lettre, du sort du digne pere. quelle joye pour mon coeur si tout va selon mes voeux, ils sont vifs, sinceres, moins votre famille meritoit le sort qu'elle éprouve, plus mon coeur est rempli du desir de vous voir heureux et d'y contribuer. de Catt. Potsdam ce 24. Juillet 1779. la foiblesse ou je suis ne me permet pas d'en dire plus.'

Ist er wirklich krank? — Das: il ne faudra pas se lasser d'écrire si ... ist wol nur gesagt, um etwas gesagt zu haben? Des Ks Antwort ist von Wort zu Wort wie folget. ‚Ce n'est pas Ma faute si la pension de la place qui vous a été offerte n'est pas plus forte qu'elle ne l'est en effet. Ces pensions ayant une fois été fixées sur ce pied, il n'y a point de nouveaux fonds pour les augmenter. Le seul moyen de vous acommoder seroit peutêtre de voir, si lorsque vous seriez ici, il y auroit lieu dans la suite de vous donner encore quelqu'autre place, ou d'améliorer votre sort de maniere ou d'autre. Le séjour de l'Angleterre où vous vivez aujour d'hui, doit être infiniment plus couteux que le nôtre & Je suis persuadé que tout étant meilleur marché ici, vous pourriez mieux vivre dans ce pais & àmoins de fraix. Sur ce Je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte & digne Garde. à Potsdam le 21. Juilliet 1779.'

Die details wegen des Akademischen fonds sind wohl manus regis sed vox Zedlitzii, der blos aus Eigensinn allerdings contrecarriren wird, dass der K. etwas zulegen sollte. Le seul moyen, — peutêtre — si — lorsque vous seriez ici — dans la suite — heisst auf Deutsch: — auf die lange Bank schieben. Wär' er einmahl ici, so würde er auch bleiben müssen wenns statt 500 ℔ nur 10 gäbe. Das er in Brandenburg wolfeiler als in London ist weis ich wol — aber es ist eine grosse Kluft befestigt. — Und wenn ich in Cassel mit 600 ℔ nicht auskommen kann, wie sollen 6 Personen mit 500 bestehn? Mit einem Wort die Sache ist entschieden. Die 30 oder mehr Reichsthl. die Sie für die Patente der Professur in Halle bezahlt haben, schreiben Sie mir noch an, und mit den Patenten selbst — machen Sie was Sie wollen.

Glauben Sie darum nicht, dass ich den Muth verliere. Wenn der K. in Pr. gleich keine erwünschte Antwort giebt, (ein Ding das ich nie erwartete) so bleibt doch ein Gott im Himmel.

Wegen der Bücher die ich zum Behuf meiner Arbeit brauche kann ich nicht eher etwas gewisses sagen, bis ich ganz genau weis, was HE. Pauli davon schon herbeigeschaft hat, und zugleich ein Verzeichniss von den in der Martinischen Auktion von mir aus-

gezeichneten Büchern die ich nicht bekommen habe, mitgeschickt wird. Alsdenn erst bin ich im Stande zu urtheilen, was ich brauche. Ich habe von Dieterichen manches zum Geschenk bekommen, und manches unentbehrliche Buch auf Rechnung genommen. Weder für Sie noch für Pauli habe ich bis jezt arbeiten können, weil die hundsvöttische Eitelkeit eines Fürsten dessen Geburtsfest nicht anders als mit Pauken, Trompeten, und anbefohlenen Lobreden gefeiert werden soll, mich zwingt sehr en rechignant an einer Rede zu arbeiten, weil ich an dem Tage erst feierlich installirt werde. Prof. Tiedemann[2] druckt bei der Gelegenheit ein Programm, welchem ich mein Curriculum Vitae, (auf Verlangen) beigefügt habe. Sobald es fertig ist, sollen Sie Exemplare haben. Meine künftige Rede macht mich sehr verdriesslich, denn ich will durchaus nicht loben, und höflich muss man doch seyn. Ich käue schon drei Wochen dran, und werde vermuthlich bis zum Tage da ich sie halten soll, d. 14. Aug. daran käuen. Alsdenn aber gehe ich auf 14 Tage nach Göttingen, um Noten zum Büffon zu machen.

Es ist mein Trost, dass noch mehr Raum in der Welt zu leben und zu sterben ist, als Cassel. Ich behalte es als ein pis-aller, das doch noch immer besser als ein Nichts in Berlin ist, wenns auch alle Mittwoch ein diner bei einem gelehrten Minister in den Kauf gäbe. Hr. Magister Weber ist in der Theol. Fakultät zu Göttingen Professor geworden, mit einem Gehalt schreibt mir Lichtenberg, von 000 Reichsthalern Cassenmüntze.

Schicken Sie mir doch einige Exemplare vom Dodd. Hier wird er gelobt, aber das soll nichts gelten. Ich bin auch weit entfernt mir etwas darauf zu wissen. Die Saamens und des Hutton's Gunpowder werden Sie jezt schon haben. Ein Dr Hermann, Prof. Hermanns[3] Bruder aus Strasburg lässt Sie grüssen. Er ist neulich hier durchgegangen, und kam von Engelland wo er Dr Forstern gekannt hat.

Auch an Prinz Carl von Hessen habe ich mich wegen meines Vaters gewandt,[4] allein da mein Brief ihn erreichte, war er schon von Sanssouci zurück. Wenigstens war ich nicht lässig in meinem Thun.

Es ist doch wenigstens gewis dass der 2te Band meiner Reise auf Michaelis erscheint?[5]

Sie schreiben mir nicht, warum die Deutsche Ausgabe eines Forest und Swinburne unterbleibt? Wenn Sie sie nicht herausgeben wollen, hätten Sie denn was dawider dass ich wenigstens meinen

---

[2] D. Tiedemann (1748—1803), später Professor der Philosophie in Marburg; Urteil Forsters über ihn an Sömmerr. 144. [3] J. Hermann (1738—1800), Professor der Philosophie und Pathologie in Strafsburg. [4] Vgl. Briefw. I, 216. [5] Vgl. Briefw. I, 237.

Vortheil daraus zöge; entweder Auszugsweise etwas davon lieferte, oder doch mir die Bemerkungen die drin stehn zu Nutze machte? Bald scheint es dass Sie die Unkosten des Porto sparen wollen; ist sehr gut gemeint, aber ich komme dabei viel eher zu kurz als wenn ich ein paar Groschen mehr Postgeld bezahle, und gewisse Kenntnisse $^1/_4$ auch $^1/_2$ Jahr eher erlange. Ich wohne 5 Meilen von Göttingen wo man alles zu lesen bekommt so warm es die Druckerei verlässt, und auch leider! verlangt dass andre arme Schlucker die nicht im Göttingischen Büchervorrath wühlen, alles lesen sollen.

Schliesslichen bin ich noch eben derselbe, der ich war und seyn werde, Ihr treuer Freund (nur dass er einen Zahn weniger hat, als in Berlin)

d. 28. Julius. 1779. G Forster.

N. S.

Das alles war schon geschrieben, da kam ein Pack und Brief von Ihnen. Haben Sie recht vielen Dank für die Dodds und das Leben von Lord Marshall. Was die Anzeige des in London ausgelegten betrift, weis ich nicht wie ich Ihnen diesen Verlust allein soll tragen lassen. wenigstens erlauben Sie dass wir ihn theilen. Die straps und boxes sind in meinen verunglückten Kisten so gut verfault als alles andere. Eine shaving case ist nur gerettet, ich gerieth in die Versuchung sie zu meinem Gebrauch anzuwenden, und deswegen erwähnte ich ihrer nicht. Hr. Cramer soll sie Ihnen nebst ein paar geretteten Zahnbürsten nach Leipzig bringen. —

Den Dodd finde ich dans le fond so wie ich ihn geschrieben hatte, nur dass der Styl rein, und hie und dort eine Wendung, eine Verbindung, auch am Ende eine Apostrophe an die lesende Jugend angebracht ist, wozu ich doch meinen Seegen gebe. Ihrem Verlangen wegen der späteren Anzeige soll ein Genüge geschehen.

So wenig sich HE. Pauli um mich bekümmert, so wenig kann ich für ihn arbeiten. Nicht dass mir seine Nachlässigkeit etwan ärgerlich wäre; im Gegentheil freut es mich, dass er mir durch seine Zögerung und Vernachlässigung ein Mittel giebt, ihm keine Entschuldigung machen zu dürfen. Wären seine Hülfsmittel hier, so müsste ich mich entschuldigen dass ich vor tausendfachen Geschäften, besonders der verfluchten Correspondenz mit Deutschen F.... nicht an Ihn denken können. So ists an ihm Entschuldigung zu machen. Denn wenn ich alle Musse von der Welt hätte, könte ich doch nicht ohne Bücher arbeiten. Aber er ist unbillig genug, (wie mir Carl schreibt) MScpt zu verlangen. Ich bin keine Uebersetz-Machine. Wenn er dergl. an mir gefunden zu haben glaubt, so irrt er sich gewaltig. Nicht blos Uebersetzen sondern auch Anmerkungen soll ich hinschreiben, und die saugt man aus den Fingern nicht. Er weis von der Wissenschaft nichts sonst könnte man

ihm begreiflich machen, wie absurd die Foderung von MScpt ist, da ich nicht einmal einen Linnaeus besitze. Carl versteht es auch nicht mit ihm davon so zu sprechen als ich es wünschte. Wenn er ungeduldig und ungestüm würde, so geben Sie ihm obiges als ein niederschlagendes Pulver, und sollte das der Würkung verfehlen, so thun Sie mir die Liebe und Freundschaft an, und heben die Krankheit mit einem heroischen Mittel; Sie dürfen ihm nur sagen, wenn er so fortführe, so wären wir geschiedene Leute. Ich stehe mit Hrn. Pauli im Contract, dessen Artikel er erfüllen muss, ehe ich die meinigen erfüllen kann; — ich bin aber nicht sein Sklav. Sagen Sie ihm ich habe Caffe, Wein, und Thee abgeschaft, und befinde mich wohl dabei. Ich könne auch noch Fleisch und Butter abschaffen, und mich mit Wasser und Brod, und einem freien Herzen freuen wie ein König: sagt nicht Nathan, der wahre Bettler sei der rechte König?[6]

Sie haben ältere, billigere Ansprüche auf meine Kräfte, und warten doch weil Sie wissen dass 60 £. Sterl. abzuzahlen minder wichtig ist als 6 Personen aus dem Elend zu ziehen suchen. Ich danke Ihnen, von ganzem Herzen für den Lambert[7] und nehme ihn mit Freuden an. Ich vermuthe zwar viel höhere Mathematik; aber auch viel neuere Bemerkungen, und wünsche Lambert und Deluc[8] gegen einander halten zu können. Unsern lieben Bremer grüssen Sie herzlich von mir und wünschen ihm vom Grund der Seele gute Besserung. Gott! dass doch die rechtschaffenen immer am mehrsten leiden müssen. Ich umarme Sie mit dem wärmsten Herzen.

Ihr G Forster.

22.

Cassel. d. 1. August 1779.

Liebster Spener; Da noch ein Brief für meinen Vater. Einen Brief zu schreiben ist ja so was leichtes, und wenn damit etwas auszurichten wäre, würde es mich nicht ärgern ihn unterlassen zu haben? Und richtet er nichts aus, so ist er nicht der einzige. Herzog F. ist in Berlin, und bleibt ganze 2 Wochen da, ich traue es Ihnen und Ihrer Freundschaft zu bester Mann, dass Sie die Einlage unverzüglich an ihn bestellen wollen.[1] Sie ist nicht das Werk einer willkührlichen Bewegung, sondern die Herzogin von Br. und Abbt Jerusalem habens mir anbefohlen. In 3 Wochen geht die Herzogin selbst nach Berlin. Sie hat selbst an de Catt geschrieben, und er antwortet, er sei nunmehr wieder im Stande auszugehen und wolle alles mögliche

[6] Nathan II, 9. [7] J. H. Lambert (1728—1777), Oberbaurat in Berlin.
[8] J. A. Deluc (1727—1817), Professor der Philosophie und Geologie in Göttingen.
[1] Vgl. Briefw. I, 216.

beim K. versuchen. Mein Vater solle sich Malzahns Fürwort beim K. ausbitten. Das habe ich mir nicht 2mal gesagt seyn lassen, und habe jezt selbst an Malzahn geschrieben. Ich habe auch auf das: il ne faudra pas se lasser d'écrire, von neuem an Catt und an den K. geschrieben, lezterem nur im Fall, das Catt approbirt zu überreichen. Kurz wer nichts kann als Briefe schreiben, muss doch bei solcher Gelegenheit keinen Brief unterlassen. — Gestern Abend brachte mir die Post Klagebriefe von Paddington green; ein neuer Stimulus frisch weg zu schreiben. —

Von meinem Freunde Banks habe ich folgenden Brief, den ich ganz hersetze weil er sie grossentheils angeht: Dear Sir, I have many thanks to return you for the attention you have shewn to my concerns, by procuring the books from Martini's Sale, which I have received safe through the hands of Messrs. Haude & Spener. I shall beg to trouble you still farther to order for me Dr Reicharts[2] Genera & Spec. Plantar. & Gleditsch[3] Phil. Botanica; they may be sent by the same way as I have sent an order to H. & S. for several books in their Catalogues.

Capt. Cook is not returned, nor has anything been heard of him, tho' we have had very lately letters from the Cape & St Helena. He is however hourly expected as the time for which he was equipped, viz. 3 years is now just elapsed. I shall not fail to communicate to You any news I have of him, nor to sollicite the Sheets of the voyage for you with all the earnestness in my power.

Your letter contains much literary news, for which I am much obliged to You, & owe you that return, tho' the season of the year at present precludes it. You well know in July little is going forward here. I myself am hastening into the Country, but whereever I am I will not fail to send you the earliest intelligence about Cook. Your affectionate Servt J. B. Sohosquare July 22—79.

So sehen Sie wenigstens, mein Bester, dass es nicht an mir liegen wird, falls es uns mit den Nachrichten von der neuen Weltumseeglung schief gehen sollte.

Mein Herr Bruder macht mir in dem neulich übersandten Briefe ein recht artiges Compliment und daran eine zierliche tournure, die fast nach dem Feldzuge schmeckt. Es heisst: ‚Die Moral am Ende der Lebensgeschichte des Dodd ist gewis von einem rechten alten Mann geschrieben (das war das Compliment, ich glaube es kommt Ihnen eigentlich zu Gut, denn die Moral ist Ihre Zugabe; nun kommt der Rednerische Kunstgrif:) ‚— Aber was macht Madem. Resewitz? das ist wohl eine vortrefliche lebendige Moral?' Ja freilich. Ein Mensch, der so wenig bedenkt was mich für unaufhörliche

[2] Chr. Reichard (1685—1775)? [3] J. G. Gleditsch (1714—1786), Direktor des botanischen Gartens in Berlin.

Geschäfte drücken, dass er prompte Antwort auf einen Brief fodern kann, in dem nichts zu beantworten steht, kann glauben, dass mein Hirn leer genug sei um sich mit dergleichen ballordie abzugeben. L'amour est une occupation de fainéant, das lasse er sich gesagt seyn; nemlich sowie man heutzutage, liebt, sich verliebt, verheirathet und statt Blumenfesseln schwere eherne Ketten anlegt. Ich will glauben dass es ein Mädchen gebe, welches die Eigenschaften besizt, die ich in meinem Mädchen suche, es ist aber in unsrer gesitteten Welt schwer, wo nicht gar unmöglich es zu finden, noch habe ich es nicht gefunden, ich suche aber auch nicht, denn ich bin Gottlob gesund![4]

Bei Gelegenheit sehen Sie doch zu dass der Bursche, (bitte um Verzeihung Hr. Secretaire) besser schreiben lernt. Ich lese just zweimal so lang an seinem Briefe als an Antoniens, die doch meistens 2mal länger sind. Ein Secretair und solche fürchterliche Hahnenpfoten! Das ist nicht auszustehen.

Legen Sie also nur in das für Herren: Joseph Banks Esqu. (nicht Sir Joseph Banks) bestimmte pacquet Reichards Genera plantarum, und die Spec. soweit sie heraus sind, nebst Gleditschens Phil. Botanica, und auf meine Verantwortung Pallas[5] Novae Species Glirium bei. Der Mann muss warm gehalten werden; ich thu gern mein theil dazu. Adieu leben Sie recht wohl, Ich bin unverändert

Ihr treuer G Forster.

In den Spätsommer oder Herbst dieses Jahres gehört sicher auch folgender undatierte Brief:

23.

Lieber Spener. Nur zwei Worte. Die Post bringt mir eben Ihren Brief vom 14. hujus. — und die Bücher. — Schönen grossen Dank dafür. —

Ich schicke heut (d. 23) — an Sie die Kupfertafeln für Bergern, mit Fuhrmann Fridrich Schwitgen aus Ahlefeldt; Sie zahlen für die Fracht 2 Thaler. Berger hat selbst verlangt, dass ich die Uebersendung beschleunigen mögte.

Ich bin nicht argwöhnisch. Von Biestern verlange ich keine französische politesse, sondern Freundschaft, ich wünschte im angenehmen und vergnügten Briefwechsel mit ihm zu stehen. Kann er mir nicht auf die philosophischen Fragen antworten darum ich ihn gebeten habe? ich verlange von niemand mehr als er leisten kann. Wenn man nur auch so billig gegen mich wäre.

[4] Vgl. Briefw. I, 256. 284. [5] P. S. Pallas (1741—1811), Adjunkt der Petersburger Akademie.

Vom Herzoge habe ich Antwort die beste von der Welt.[1] Er ist der edelste beste Mensch den man sich denken kann. —

Aus Gnade und Barmherzigkeit nimmt man diese Zeilen heut noch mit. Der Postillion blässt — noch nicht. Adieu

G Forster.

24.

Cassel. d. 15. Decemb. 1779.

Werthester Freund

Eine Einlage von meinem Vater liegt neben diesem Blatt.[1] Ich müsste Commentarien von einigen Bogen, oder gar keine mitschicken. Und doch heisst es, dass ein Mittelweg nöthig ist. — Einer Seits sehe ich wol ein, dass es wenigstens billig gewesen wäre dem Mann zu antworten: ‚Eure Bedingungen, gestatten wir euch — oder werden euch in Gnaden abgeschlagen.' — Anderntheils — scheint das Hobbyhorse des D! Forster von keiner weichern und weniger dauerhaften Materie zu seyn als Eisen, sonst hätte er es, nach der Art wie er drauf zujagt, allerdings schon längst zu Schanden geritten. Erlauben Sie mir diesen Spass, weil es das wenigste ist was ich mir erlauben kann. Kein Mensch ist je von seinem Vater so behandelt worden als ich. — Doch stille! Ich habe Geduld geschenkt bekommen, und ich soll mein Talent nicht vergraben, sondern auch auf Wucher legen.

Ich habe 2 Briefe vom Herzoge Ferdinand von Braunschweig in Betreffung meines Vaters. Einmal fragt er mich wieviel seine Schulden betragen, und zum andern schreibt er, er habe ihm 100 £. St. geschickt, und hoffe ich werde es als ein Merkzeichen seines guten Willens ansehen. Von andern Leuten in Braunschw. weis ich, dass der edle Mann, ohne etwas davon blicken zu lassen, einen Plan zu Tilgung der Schulden entworfen. So muss man wolthätig seyn. Eine Hand wisse nicht was die andre thut. Sie haben ein Gerücht vernommen, und solches dem siedenden Blute des Dr. F. anvertraut. Ich kanns weder loben noch tadeln. Ich hätte lieber, ihm wäre's unbekannt geblieben; allein, vielleicht kann es besser seyn, dass er jezt die Bocksprünge macht, als dass sie gar zur Unzeit kämen, wenn die Hülfe vor der Thür wäre, und zurückgewiesen würde. Ich will alles anwenden, dass seine Familie wo möglich nicht unter seiner eigensinnigen und hochmüthigen Laune leiden müsse, wenn ich deshalb auch nach Braunschweig müsste um mich dem Herzoge F. ganz zu offenbaren. Denn es ist besser dass ein Mensch den man durchaus nicht lenken kan, seinem Willen überlassen werde, als dass die ganze Familie mit ihm zu Grunde gehe.

[1] Vgl. Briefw. I, 235.
[1] Vom 30. November, ist erhalten.

Ich habe dieses Jahr etliche 100 Briefe in der Sache geschrieben, ich habe mit unzähligen Leuten deshalb gesprochen, ich habe mich gezwungen, ich habe freundlich gesehn, wo mein Naturell und meine Denkart mit Verachtung sich weggewandt hätten, wenn ichs ihnen erlaubt hätte. Ich habe aber auch nach unzähligen Versuchen erfahren müssen, dass alle meine Bemühungen den Schuz des K. von Pr. für Dr. F. zu bewirken fruchtlos abgelaufen sind. Bat ich den Herzog F. um Fürsprache, so frug er nur wie hoch die Summe der Schulden sich belaufe? Wiederholte ich mein Anliegen bey Herrn v. Catt, so schreibt er mir mit der menschenfreundlichsten Bestürzung, die Herzogin von Braunschw. habe ihm geschrieben, dass der H. F. alles richtig gemacht, und meine Nachricht bringe ihn daher in die grösste Verlegenheit, aus der ich ihn seiner inständigen Bitte zu lieb, augenblicklich ziehen solle. ‚S. M. croit que Mr Votre père est libre de venir dans ses états.' Man merkt wol cujus generis die Herzogin ist, wenn sonst an nichts, an der Verschwiegenheit. Friedrich weis, dass Ferdinand seinen Unterthanen aus (der Türkey) England loskaufen wolle, und lässt es ruhig geschehen, da er vielleicht ihn sich herausgeben lassen könnte. Beweis genug, dass er dem Hobbyhorse, dem nidulo senectutis, dem quod erat in votis,[2] nicht die Hand bieten wolle. Dies wird mir in die Schuhe gegossen, weil ich die Erzthorheit nicht begangen, und im Febr. nicht nach Breslau gereisst bin. — Ein hobbyhorse ist erlaubt: aber eine ganze Stuterey!

Die Bedingungen welche Dr F. sich von S. Excellenz dem Minister v. Zedlitz ausbittet, sind meines Erachtens nicht unbillig. Ich weis nunmehr aus Erfahrung was 500 ℔ auf einer Deutschen Universität sagen wollen, und erkenne dass Dr. F. auch in Halle sehr unglücklich seyn würde wenn man ihm keine anderweitige Quellen anwiese. Auf applausum darf er an einem Orte nicht rechnen, der nur hungrige Theologen, und nicht wie Göttingen reiche particuliers zu Studirenden hat. Sprengel,[3] ein ganz auszeichnend vortreflicher Mann hat dort keinen Applausum, und würde seiner Stelle gewis bald überdrüssig werden, wenn er nicht Biesters Freund, Landsmann, und Geselle wäre.

Es klingt unsinnig, und ist es doch im Grunde nicht, wenn ich sage, dass es fast zu wünschen wäre die Reise nach Ostindien möchte vor sich gehen. Sein Eifer für Naturgeschichte würde zuverlässig dort gutes stiften, der in unserm mässigern Klima nur alles versehrt was in seinem Berührungskreise liegt. Sollte in der That etwas gründliches an dem Projekte seyn, und sollte ich bey seinen und meinen hohen Gönnern Unterstützung finden, warlich ich nehme mit Freuden die Versorgung meiner

[2] Horaz, Sat. 2, 6, 1. [3] M. Chr. Sprengel (1746—1803), Geograph, Forsters Schwager; Urteile Forsters über ihn an Sömm. 13; Briefw. II, 93.

Mutter und Schwestern auf mich. Freilich kann ich es nicht als Prof. am Carolino, mit 450 ℔ in einem kleinen Stübgen im dritten Stockwerk wohnend; und da das übrige wol nach allem Anschein eine belle chimère ist — so gehört das ganze Projekt in eine andre Welt, als diese beste ist.

Ein Wort von mir. Ich hatte mir vorgenommen gehabt, Ihnen in einigen Tagen zu schreiben, nur dies hat meinen Endschluss zu dieser unzeitigen Geburt umgeschaffen. Ich werde auch vielleicht noch einen zwoten Brief folgen lassen. Zuerst den Herzl. Dank, den Ihre gütige Versorgung mit Büchern von mir laut fodert. Sie kennen mich, hoff' ich. Brauch' ich noch erst zu sagen, was sich mit den platten Worten nicht sagen lässt? — Dann eine Frage. Sie wollen die Carver's Travels nicht verlegen? Ich bin demohngeachtet Willens ihn zu übersetzen, weil es mir jezt an Geld mangelt. Ich kan mich doch an einen Verleger wenden? Den Büffon hätte Pauli langst bekommen, wenn ich nicht eine Thorheit in Israel begangen hätte, indem ich einen Helfer angenommen. Kurz ich habe alles Wort für Wort neu übersetzen müssen. Dafür wird es desto besser. In 14 Tagen geht das MS. oder wenigstens mehr als die Hälfte eines Bandes vom Büffon ab; wenn also P. ungeduldig seyn solte, so stopfen Sie ihm damit den Mund. Meine ausserordentl. Ausgaben dies Jahr zwingen mich auch dieses Geld sogleich anzuwenden. Es liegt mir selbst also viel an der baldigen Ablieferung des MSS. — Wenn ich Ihnen das MS. zu den Obss. jezt lieferte, so würde ich Ihnen damit zur Unzeit übern Hals kommen; da Sie noch mit der Ausgabe meiner Reise nicht fertig sind? Ich werde fast unaufhörlich gefragt wenn der 2te Band erscheinen wird, und jedermann glaubt es läge blos an meiner Faulheit; doch Sie mögen thun was Sie wollen, ich werde mich bescheiden. Hätte ich gewusst dass es so lange mit dem Druck des 2ten Bandes zögern würde, so hätte ich Sie doch aber gebeten manche Stelle zu ändern. Nun ist es wol zu spät. Die Göttinger Recensenten haben meinen Dodd hochgepriesen.[4] Sie sehen wenigstens dadurch, dass ich mich mit ihnen gut stehe. Lehren Sie doch meinen Br. Carl dass er, der nichts zu Thun hat, unmöglich auf pünktl. Beantwortung eines jeden Briefes von mir bestehen müsse, da ich von Montag bis Sonnabend fast nichts anders thun als Briefschreiben, und dabey noch arbeiten soll. Er lebt der Gnade einiger Freunde? Das ist traurig. Wäre er doch lieber bey seiner ersten Bestimmung geblieben! Allein, lass's gut seyn. Murren macht nichts besser.

Bei diesem nunmehr 3 Monath dauernden höchst ungesunden und warlich fürchterlichen Wetter kranke ich sehr. Keine Luft ist unzuträglicher, giftiger, als die nasse, faule Herbstluft. Vor 3 bis

[4] Gött. gel. Anz. 1779, 1136.

4 Tagen erhielt ich einen Brief von Biestern vom 30. Jul. den ich sogleich beantwortet habe, da die Post von des Minister Zedlitz Hause bis hieher so langsam geht, und deswegen keine Zeit verlohren werden musste.

Vom Göttinger Magazin, woran ich fast gar keinen Antheil habe, (ausgenommen dass ich den Nahmen dazu leihe) erscheint das erste Stück künftigen Monath. Ein Aufsatz ist von mir über O-Tahiti, nach einer spanischen Handschrift.[5] Noch eins. Sie sehen wol, mit dem Briefschreiben nehme ich es nicht so genau, da ich nunmehr, wie ich glaube 4 Monathe auf eine Antwort von Ihnen gewartet habe, und am Ende doch zuerst wiederschreibe. — Verzeihen Sie das desultorische dieses Briefes; ich habe ihn heute zu verschiedenen Malen schreiben müssen. Eben jezt (11 Uhr) komme ich von einem Abendessen, wo ich mit 8 bis 9 Collegen als Gesetzgeber eines Clubs der sich hier formirt, einige Stunden habe arbeiten müssen, im gedoppelten Verstande, mit dem Kopf und mit den Kinnbacken. — Dieser Club besteht aus 101 Mitgliedern; und hat die Absicht eine Menge Menschen unschuldig zu unterhalten, anstatt dass sie in Caffe- Wein- und Hurenhäussern ihr Geld verlieren. — Rechnen Sie dazu das Herzeleid, welches die Lage der meinigen mir macht, so hoffe ich um völlige Vergebung mit einiger Zuversicht. Meinen Lieben Kriegsrath Dohm grüssen Sie recht herzlich von mir. Ich werde ihm vielleicht nächstens schreiben. Hätten Sie Gelegenheit ihn bald zu sehn, so sagen Sie ihm noch dass alle seine Freunde in Cassel neidisch auf Berlin sind, und sich noch immer die Zeiten zurückwünschen, da der Herzog de la Rochefoucault seinen Besuch bey Mad. de Sevigné ablegte. Er wird schon wissen was das heisst. Sagen Sie (weil ich doch einmal räthselhaft schreibe) dass der Capuciner der ihm die Beichte hörte, sich ihm besonders empfehlen lässt. Sagen Sie ihm, dass Madame Souc die Maitresse des Pr. v. Pr., sein ehemaliges logis bezogen hat, dass der General v. Jungken Minister geworden sey, und dass HE. Glass Inspector am Cadetten Corps geworden, weil er Professor nicht hat werden können. — Und damit gute Nacht. Ihrer Familie, dem Dr. Bremer, Herrn Berger, und allen Freunden empfehlen Sie mich bestens. Ihr Bruder ist doch geheirathet? Er hat mir nicht ein Silbchen geantwortet. Bremer auch nicht. Leben Sie wohl, guter, ehrlicher, lieber Spener.

Ihr treuer Forster.

25.

Werthester Freund

Ich kann nicht umhin, Sie nochmals um eine Antwort auf meinen letzten Brief zu bitten. Ich habe jezt Hofnung, dass mein

[5] Götting. Mag. I, 1, 69. 420; Sämtl. Schr. IV, 204.

Vater nach Halle wird kommen können; obgleich ohne diejenigen Hülfsmittel, mit deren Erhaltung er sich schmeichelte. Seine schönsten und besten Bücher sind schon ein Opfer eines unerbittlichen Glaubigers geworden,[1] und die Kosten dieses Streichs haben die Schuld um ein grosses vermehrt. Mit 100 £ hat man kaum 80 £ reine Schuld abbezahlt, nicht zu rechnen, dass die Bücher welche man für diese Summe verkaufen müssen, wenigstens $^1/_3$ mehr gekostet haben.

Wird ihm der Minister v. Zedlitz seine Bitten bewilligen oder nicht? Im widrigen Falle ist es gewis nicht der Mühe werth, dass er einen Fuss von dem Misthaufen herabsetzt auf dem er jezt zu sterben Gefahr läuft, um sich auf einen noch stinkendern in eben der Absicht zu begeben. —

Heiliger Gott! was sind die Menschen! — Ich kanns nicht herschreiben was ich im Begrif zu sagen war. —

Wenn es Ihnen, lieber Freund, zu lästig fallen solte, mir eigenhändig zu antworten, so berichten Sie meinem Bruder Carl, der ohnehin nichts zu thun hat, was Sie mir geschrieben wissen wollen. Ich bitte Sie aber inständigst um Antwort auf eine oder die andre Art.

Noch ein Wort, im Vertrauen. Ich habe einen sehr würdigen braven Freund, den Professor Crell in Helmstedt.[2] Ich habe ihm einmal eine elende Kleinigkeit zu Gefallen gethan. Seitdem ist er mir zu wiederholten malen angelegen, er wolle mir die Mitgliedschaft der Soc. Imp. Nat. Curios. verschaffen. Da er dieses als einen FreundschaftsDienst und ein Kennzeichen seines Eifers für mein Wohl und meinen Ruhm angesehen haben wollte; konnte ich es nicht platt abschlagen, sondern nur indirectè dadurch abzulehnen suchen, dass ich ihn versicherte dass ich mir aus dergl. Ehren nichts machte, weil sie im Grunde kein Beweis von wahrer Gelehrsamkeit und Verdienst sind, und dann auch keinen Vortheil verschaffen. Dies alles hat nichts geholfen. Er hat mir wieder meinen Willen die Ehre angethan, mich vorzuschlagen, und nun schreibt er mir, es sey alles richtig, nur bitte er mich inständig ein Exemplar meiner Werke an den Präsidenten der Académie zu überschicken. — Schlage ich ihm dieses ab, so prostituire ich ihn, und dies wünsche ich nicht zu thun, denn er ist ein rechtschaffenes Männchen von guter Denkungsart. Aber ohne Ihre Beihülfe kann ich es nicht thun; daher bitte ich um Ihren Rath. Wollen Sie der Meynung seyn, dass ich es Ihm nun doch endlich absagen muss, so ists gut; wo nicht, so schicken Sie mir mit ehestem ein Exemplar meiner Reise.

[1] Vgl. Briefwechsel I, 247. [2] L. F. F. von Crell (1744—1816), Professor der Philosophie und Medizin in Helmstedt; vgl. an Sömmerring 441.

Empfehlen Sie mich Ihrem Hause und Deckern; und geben meinem Bruder die Einlage.

Ich bin unwandelbar der Ihrige G. Forster.

Cassel. d. 29. Dec. 1779.[3]

26.

Liebster Freund,

Eben hatte ich mich hingesetzt um einen Sonntag mit Correspondenzen zuzubringen, wobey ich mir fest vorgesetzt hatte auch an Sie zu schreiben, als Ihr Brief vom 4t. ankam, der mich nur in meinem Vorsatz bestätigt. Den ganzen Eingang dieses mir so lieben Briefes hätten Sie nur lassen können, denn an Ihrer Freundschaft einen Augenblick zweifeln wollen, ist selbst untreu werden. Auch habe ich mich nicht beklagt, keine unterlassene Formalität gerügt, sondern nur Sehnsucht nach ein paar Zeilen von Ihnen ausgedrückt und das durfte ich doch? Sie berufen sich auf Realitäten; aber wissen Sie denn nicht dass mir eine Zeile von ihnen mehr Freude macht, als die Unterstützung und Beyhülfe, womit Sie meiner Armuth unter die Arme greifen? Denn bey einem so hartleibigten Schriftsteller, und freigebigen Buchhändler kann ein geschenktes Buch oft nur Mitleid, hingegen ein Brief allemal Freundschaft und Liebe ausdrucken.

Für das Exemplar meiner Reise danke ich bestens. Die vielen Worte waren auch deshalb nicht hingeschrieben, dass ich Sie überreden wolte das Exemplar herauszugeben; ich wusste, dass mir dies nur eine halbe Sylbe kosten würde. Aber ich wollte der imputation einer Eitelkeit entgehen, welcher ich mich nicht schuldig gemacht habe, und wovon mein Gewissen rein ist. Mitglied der Ac. N. Curios. zu seyn, ist mir so gleichgültig, als ob ich keinen Sinn für literarische Ehren hätte; und in der That mag das leztere wol wahr seyn, für allen litterarischen Ruhm, diesen Federbusch, womit mancher sich ein Held dünkt, — gebe ich keinen Trunk Wasser.

Es ist schon gut wegen Carvers Travels: ich werde sie nicht übersetzen. Indessen sollten mich Herrn Paulis Ansprüche nicht abgehalten haben; denn erstlich bekommt er Zeit genug zur Ostermesse einen Band des Büffon, welches nach der unverzeihlichen Nachlässigkeit zu rechnen, womit die Absendung der Bücher geschah, noch immer zu früh ist, und zweitens, finde ich, dass man mir entweder das wichtigste MSS. des seel. Martini, worauf sich alle seine übrige beziehen, nemlich MS. de Hist. Nat., (in 7 Bänden wo ich nicht irre) vorenthalten hat, oder, (im Falle ich alles von MS. habe, was da war,) die sämmtlichen MSS. mir in Bearbeitung des Lexikons noch lange nicht den Vortheil eines vollständigen Registers ersetzen,

[3] Vom selben Tage ein Brief an seinen Vater Briefw. I, 243.

und mir also darüber Wind vorgemacht worden ist. Es ist nach allen Aspecten gar keine Möglichkeit da, dass ich, der ich in den Martinischen MSS. vorgearbeitet zu finden hofte, und nichts finde, der ich ohne Martinische Bibliothek arbeiten soll, der ich zwar einzelne Bücher von der Gött Bibliothek zu Rathe ziehen, auch zuweilen auf ein paar Tage hinüber rutschen kann, aber nicht, wie bei Ausarbeitung eines Lexikons unentbehrlich ist, beständig eine Menge dieser Bücher um mich haben kann, — so schnell daran arbeiten kann, als Martini, der ohnehin nichts anders zu thun hatte, der übrigens wie ich sehe gerade so wenig Beurtheilungskraft besass als ein allzeitfertiger Compilator haben muss. Dies alles sage ich blos Ihnen, ohne zu verlangen dass Sie Herrn Pauli damit beschwerlich fallen mögen. Ich werde hoffentlich mit ihm fertig, ohne meine Ehre im Stich zu lassen. Soviel ist nun einmal gewis, dass kein Argument in der Welt, das Herr Pauli vorkehren kann, mich bewegen soll zu schludern.

Ich erkenne, bester Freund, Ihre Bereitwilligkeit mir beyzuspringen, wie ich soll; ich habe aber schon so grossen Vorschuss von Ihnen erhalten, dass ich es mir nicht hätte einfallen lassen von Geldmangel zu sprechen, wenn ich vermuthet hätte, Sie würdens als eine fernere Absicht auf Ihren Beutel ansehen. Das war es in der That nicht. Ich erzählte Ihnen blos dass ich eine Arbeit unternehmen wolte, weil ich gerne mir etwas baar Geld zu verdienen wünschte.

Wenn erscheint der 2te Theil meiner Reisebeschr. und was kann wol die Ursach seyn, dass er noch nicht erschienen ist?

Das erste Stück des Götting. Magazins ist heraus. Ins 2te, welches 1 März fertig sind kommen viele Kupfer. Sobald Sie auf Lichtenbergs Vorbericht nur werden einen Blick geworfen haben, so werden Sie ganz einleuchtend sehen, dass mir dieses neue Unternehmen ausser ein paar Briefen wenig Zeit wegnimmt. Ich bitte aber gar sehr um Ihre Beyträge, und zwar an mich addressirt.

Was Sie mir vom Min. schreiben ist alles wie ichs erwartet habe. Dr F. hat ein böses Geschwür, (seine Lage in London); sein Arzt, (der Min.) will es aufschneiden. Aber wenn der Mann nicht am Geschwür stirbt, so stirbt er gewis am Verbluten bey der Operation. Mit einem Worte, man fasst Dr. F. mit Vortheil, weil er unglücklich ist; da man ihm sonst so geringschätzig nicht begegnen würde. Ich bin überzeugt man würde ihm nicht 500 auch nicht 600 ℳ anbieten, wenn man nicht wüsste, dass er elend, arm, und verschuldet ist. — Doch ich will mich diesem Gedanken nicht überlassen; ich will auch nicht untersuchen, ob diese Grundsätze dem Min. oder seinem Herrn zuzuschreiben sind. Die Vorsehung scheint (verzeihen Sie dass ich so altmodisch spreche) diesen einzigen Weg übrig zu lassen; und (noch altmodischer) ich vertraue ganz auf Gott. Daher werde ich Biestern schreiben, und Sie könnens dem Min.

sagen, dass der Herzog Ferdinand von Br. einen Plan gemacht hat, meines Vaters Schulden zu tilgen, dass der König dieses (wie mir M. Catt schreibt) sehr wol weis, und dass man weiter nichts zu thun hat, als S. M. zuverstehen zu geben, dass Dr. F. nicht eher kommen kann, als bis das Geld 1) gesammelt. 2) ausgezahlt und 3) seine Schulden getilgt sind. Soll Dr. F. doch eher kommen, so muss ein neues Mittel ersonnen werden, oder die Vorsehung wills, dass ihm der fette Bissen in Halle entgehen soll. — Dr. F. ist unglücklich, und man bedenkt nicht, wie ihm sein Unglück schmerzen muss, ihn, der lauter Feuer und Flamme ist, der ganz anders fühlt und empfindet als ich und Sie, und wie er daher in seinen Schmerzen hin und her sinnt, um nicht alle Hofnung irgendwo ruhig zu leben, ganz fahren zu lassen. — Dr. Forster hat vor einem Monathe Execution im Hause gehabt, und ist gezwungen worden, viele seiner kostbarsten Bücher, Hortus malabaricus, u. d. gl. 150 £. Sterl. an Werthe für 90 £ zu verkaufen. Er läuft täglich Gefahr ähnliche Execution von andern Gläubigern zu bekommen, und über das alles hat er keinen Bissen Brod. — Der Verlust seiner Bücher hat ihn sehr gebeugt; er nimmt die wolthätigen Anerbietungen des Herzogs an, und wird, vermuthlich aber von allen Hülfsmitteln, ja sogar von Wäsche, Kleidern und Meublen entblösst, endlich nach Halle kommen; um dortvollends ein unruhiges und mühseeliges Leben zu beenden, und seinem Könige ein Hausvoll Waisen hinterlassen. — Dies war es was ich Ihnen schreiben wolte, eh Ihr Brief kam, damit Sie von seinem brausenden Briefe weiter nichts gedächten, besonders da der Herzog Ferd. kurzens wieder nach Berlin kommt, und gar wol beleidigt werden könnte, wenn er hören solte, dass Dr. F. seinen Plan ausschlüge. Denken Sie nicht dass ich Dr. F. in dem Wahn bestärke, dass es mögl. sey durch preuss. Vermittelung seine Foderung geltend zu machen. Ehe ich ihm eine andere Auskunft zeigen konte, wagte ichs nicht ihm des Königs höchstes Schreiben zu schicken; jezt da des Herzogs Vorschlag da ist, und nicht so angenommen wird als ers verdient, schicke ich ihm jenes trostvolle Zeichen der Grosmuth seines Königs, damit er durchaus Halle als den einzigen festen Punkt der ihm übrig bleibt ansehen solle. Was der Minister ihm sagen lässt, werde ich ihm schreiben. Inzwischen wiederhole ich, dass er nicht eher kommen kan, bis der Plan seine Schulden zu bezahlen, wirklich in Ausführung geräth, und da S. M. nichts dazu beitragen wollen, dem armen Manne zu seinem Recht zu verhelfen, so — — —. Nun ich mag nichts mehr sagen, denn ich und Sie sinds überdrüssig.

Wegen Karln wünschte ich allerdings eine bessre Nachricht zu wissen, als die, dass er Ihnen noch immer am Halse hängt. Aber freilich muss er alles anstrengen eine bessre Hand schreiben zu lernen. Was die Obss. betrift, soll doch in der That an der Ueber-

setzung gearbeitet werden, sobald ich mit einem Bande Büffons fertig bin, i. e. ad finem Januarii. Ich habe sogar im Gött. Mag. diese Uebersetzung schon versprochen.[1] — Und nun leben Sie wohl, mein bester, und halten Sie mich lieb. Ich umarme Sie mit dem bewegtesten Herzen.

Ihr G. Forster.

d. 9. Jan. 1780.

[Am Rande:] Es gefällt mir nicht, dass Dr Biester meinen Br. in den Schlabberndorfschen Klub geführt hat. Er lernt da nichts guts. Ein anders ist, in philosophischer Rüstung in einer solchen Versammlung von Freygeistern, Schiefgeistern, und Blödsinnigen zu treten, ein anders mit einem Gemüth wie Wachs, das jedes Eindrucks fähig ist dahin kommen. Der erste darf wol mit jener Kästnerschen Stammbuchs Witzeley sagen, Herr erlaube mir dass ich unter die Säue fahre; der andre aber risquirt gar zu sehr, dass er selbst zur Sau wird. Dr Biester ist Philosoph und ergözt sich an den Originalen in seinem Klub, das kann Karl nicht. — haec sub rosa. Besorgen Sie gütigst die Einlagen.

27.

Cassel. d. 30. Jänner 1780.

Liebster Freund, für die gütige Mittheilung von Büschings Blättern,[1] sage ich den verbindlichsten Dank. Ein paar Tage drauf erhielt ich von meinem Freunde Banks die erste Anzeige von Cooks Tode aus England, und ein Versprechen von weitläuftigern Nachrichten. Ich bediente mich der Gelegenheit ihn wegen der Bogen zu erinnern. Clerke ist ein braver Officier, und säuft und hurt troz dem besten. Ehrgeiz Cooks Fusstapfen nachzufolgen, kann er wohl haben, aber Ueberlegung und Beurtheilungskraft und Erfahrung wie Cook, hatte er nicht, da ich ihn kannte; er war Lieutenant auf der Resolution während der letzten Reise.

Sie erkennen den phlegmatischen Teori[2] für einen feurigen, höchst reizbaren Engländer; und ich — ich wünschte manchmal weit lebhafter fühlen zu können, als ichs thue. Glauben Sie mir, ich frage mich oft warum mich die Leiden der Meinigen ruhig schlafen lassen? — warum ich mich satt essen kann wenn ich dran denke, dass man in Paddington an demselben Tage vielleicht nicht aus Mangel an Appetit, sondern aus Noth, sich nicht satt isset? — warum ich heiter in Gesellschaft seyn kann, da ich weis dass jene

[1] Gött. Magazin I, 1, 98, Anm. 3.

[1] Büschings wöchentl. Nachr. VIII, 9 (vom 10. Januar 1780) meldeten Cooks Tod. [2] So sprachen die Otaheitier Forsters Vornamen George aus: vgl. Sämtl. Schr. V, 254; Briefw. I, 211. II, 141; Jacobi, Auserl. Briefw. I, 285.

jedes kleine Vergnügen entbehren müssen? — Ich habe kaltes Blut im Überflus; denn ich antworte mir, dass jene von dem was ich auf dem Teller liegen lasse nicht den mindsten Vortheil ziehen können; und esse mich satt. Noch mehr, ich halte es für Thorheit und Sünde mich dem Gefühl zu überlassen, mich unglücklicher, unthätiger, hülfloser zu machen als ich schon bin, aus keinem bessern Grunde, als weil ich einsehe, dass ich andern unglücklichen nicht helfen kann. Das nennen Sie einen feurigen Menschen. Ich bin auch nicht eins mit Ihnen, dass sie den Engländer reizbar, den Deutschen duldsam nennen. So wie ich sie kenne, sind dependente Engländer geduldiger als Deutsche, und Engländer überhaupt phlegmatischer als unsre Landsleute, welche nicht soviel roastbeef schlingen und porter trinken. Von patriotischen Vorurtheilen bin ich nicht eingenommen. England ist und bleibt für den Mann der von seinen Renten bequem, frey, und ungezwungen leben will, das sicherste Land; und Freiheit soweit sie möglichst mit bürgerlichen Verträgen bestehen kann, ist gewis ein schätzbares Kleinod. Ich aber bin allenthalben gleich frey und gleich sicher. Mir ist Rusland, die Türkey, Preussen, ein jedes Land, wo mich die Vorsehung oder das Schicksal hinwirft, ceteris paribus gleich. Für meinen Vater, für die meisten Menschen, ist es nicht gleichviel. Von dem Minister Zedlitz nehme ich mein Urtheil was es auch sey, zurück; weil ich nicht von jemand urtheilen will, den ich nicht genug kenne. Dies ist alles was ich thun kann. Ich getraue mich nicht zu sagen wie er hätte an meines Vaters Schicksal arbeiten können, um sich als der wahre Freund zu beweisen, den die Zunge verkündigt, ich könnte vielleicht an seiner Stelle anders denken und handeln. Wegen Ihrer selbst haben Sie mich misverstanden. Ich habe nicht einen einzigen Ausdruck Ihres vorletzten Briefes, welcher mir meinen redlichen Freund ganz vor Augen stellte, kritisiren wollen, und keinen übelgewählt gefunden. Wer unter uns beiden der reizbarste ist, mein Bester, das müsste ein dritter entscheiden, und er könnte es leicht aus dem Briefwechsel wovon hier die Rede ist. — Lassen Sie uns immer alles fühlen, allein nicht von allen hingerissen werden. Ich zanke mit niemand in der Welt mehr, als mit meinem Herzen, welches Sie doch so sehr rühmen; ich habe 1000 und aber 1000 Dinge daran auszusetzen, welche in die Klasse des phlegmatischen Eigennutzes gehören. — —

Heute liegt alles abgerissen in meinem Kopfe; gut wenn Sie die Brocken sammlen und ein ganzes draus machen können. Ich fühle dass ich noch sehr viel sagen könnte; zugleich aber, dass noch weniger bey Ihnen auch genug gewesen wäre. Sie hätten mich auf ein halbes Wort verstanden, dass ich jezt ruhiger, zufriedener, ergebener in den Willen Gottes bin als jemals; und meine eigene Unvollkommenheiten und Fehle zu sehr in Betrachtung genommen habe, um noch mit den Vergehen andrer mich zu beschäftigen. Ich wolte

ich könte es schon ganz bleiben lassen; allein ich bin ja Adams Sohn. Der Himmel gebe nur dass die schweren Leiden, welche meinen Vater getroffen haben, dazu dienen mögen, seinen feurigen Charakter zu kühlen, und zu einen duldsamen Ton umzuschaffen! —

Der Herzog Fxxx hat an meinen Vater vor ein paar Tagen einen Brief geschrieben, und es ist zu vermuthen sagt mein Corresp. dass jemand in London die Commission ertheilt werde für Dr. F. gutzusagen, damit er, sobald er Reisegeld hat, die Reise ohne Verhinderung abseiten seiner Gläubiger, unternehmen könne. Der Herzog ist gewis ein edler Mann, und setzt durch was er angefangen hat, wenn kein neuer toller Streich dazwischen kommt. Ich höre er hat auch an den Minister Zedlitz geschrieben, um ihn zu bewegen, den Mann den er lebendig nach Halle schicken will, dort nicht Hungers sterben zu lassen. Da Eberhard [3] todt ist, auf dessen Abgang Dr. Biester mich immer vertröstet hat, so könte jezt gleich die versprochne Vermehrung des Salarii bis auf 800 ℛ statt finden. — — Wie, wenn Sie jene Nachricht, und diesen Vorschlag zugleich, unserm kleinen Meklenburger hinterbrächten; ich habe weder Zeit zu schreiben, noch Lust unaufhörlich Fehlbitten zu thun. — Leben Sie wol, behalten Sie mich lieb, und glauben Sie mir, mein Puls geht fein langsam, ohnerachtet ich seit geraumer Zeit spät zu Bette gehe, und weniger als gewöhnlich schlafe, um desto mehr zu arbeiten.

Ihr eigenster GForster.

N. S. Wenn sehe ich den längst versprochnen Beitrag zum Götting. Magazin? Grüssen Sie Bremern und alle Freunde Ihres kaltblütigen Freundes.

28.

Cassel. d. 23. Febr. 1780.

Lassen Sie mich, werthester Freund, den ersten Tag, da ich von sechswöchentlichen Catarrh etwas frey bin, an Sie, obgleich in aller Eile, schreiben. Ich habe vielerley zu sagen, und fasse es wo möglich, kurz.

1) Dr. Forster kommt dieses Frühjahr — Sommer wol gewis; wenn Menschen gewis sagen können vom Zukünftigen. Der Herzog Ferdinand und Prinz Karl von Hessen (sed haec sub rosa) werden dasjenige was die Bbr. etwa ungethan liessen [1] selbst ergänzen. Warlich keine Kleinigkeit für einen Menschen der sie nichts angeht.

---

[3] J. P. Eberhard (1727—1779), Professor der Medizin, Mathematik und Physik in Halle.

[1] Reinhold Forsters Schulden waren durch freiwillige in den deutschen Freimaurerlogen auf Betreiben des Herzogs Ferdinand gesammelte Beiträge getilgt worden: vgl. Briefw. I, 23.

2) Sagen Sie doch Biestern und dem Minister, dass sie mich auf Eberhards Tod vertröstet hätten. Nun sey er todt, nun müsse doch etwas gethan werden. Ich weis nunmehr wie weit man mit 600 ℔ in Deutschland kommt.

3) Erbitte ich mir eiligst, die Indian Zoology, welche Ihnen mein Vater in London mitgab, damals wie Sie bey uns waren. Ich glaube ich kann sie durch meinen Freund Schreber[2] vertrumpen, und jezt mus ich alles zusammensammeln, um dem Manne in London fort aus dem Lande des Verderbens zu helfen, wo er itzt verschmachtet.

4) Wünsche ich (wo möglich) ein Dutzend Abdrücke meiner Charte vom Südmeere, welche jezt doch fertig seyn muss, — und 2 Setts of plates von Ihrer 4t und Oktav Edition des Hawkesworth.[3] ich meyne deswegen auch von der Oktav Edition, weil diese Kupfer enthält welche in der 4t Ausgabe nicht vorhanden sind. Sie sind einem Freunde bestimmt in Göttingen.

5) Erinnern Sie sich denn gar nicht Prof. Sömmerrings? Lieber trauter Spener, dem Manne der sich in der Welt bekannt machen will, ist es von der äussersten Wichtigkeit, dass sein Scriptum bald erscheine.[4] Und er wird Ehre damit einlegen, weil kein Zergliederer lebt, der so seine Wissenschaft studirt und angewandt hat.

Was für einen Tanz, tanzen Trapp[5] und Semler[6] in Halle miteinander? Halle wird darunter leiden, fürcht' ich, so sehr man auch fast glaubt, dass Lerm und Aufsehen, Menschen hinzieht. Wenn man Dr. F. noch in diesen Kessel wirft, Hui! wie wird das brausen!

Hier haben wir einen neuen Justizminister HE. von Bürgel, der zugleich die Curatel der Universitäten über sich genommen.[7] Also ist Schlieffen nicht mehr dabey; ein Mann den ich in allem Betracht von diesem Posten nicht wegwünschte. Vielleicht kann ich Ihnen bald mehr sagen.

Erinnern Sie doch HE. Kriegsr. Dohm, dass ich noch lebe, und eine Foderung an ihn habe. In 3 Monathen keinem Menschen in Cassel was zu schreiben; ist das artig? Oder trägt ein preussischer Kriegsrath Bedenken, mit einem Hessischen Professor zu correspondiren? So schrecklich viel, wird er doch nicht zu thun haben, dass er nicht bisweilen zwey Zeilen herschicken könnte.

Ich widerhole meinen Dank wegen früher Mittheilung der

[2] J. Chr. D. v. Schreber (1739—1810), Professor der Medizin in Erlangen. [3] J. Hawkesworth (1719—1773) gab 1773 in drei Bänden eine Gesamtbearbeitung der Südseereisen von Byron, Wallis, Carteret und Cook heraus; eine deutsche Übersetzung erschien in Berlin 1774. [4] Gemeint ist wohl die nicht erschienene Schrift *De encephalis quorundam animalium:* vgl. Wagner, Sömmerr. Leb. II, 44. [5] E. Chr. Trapp (1745—1818), Professor der Pädagogik. [6] J. S. Semler (1725—1791), Professor der Theologie. [7] Urteile Forsters über ihn an Sömmerr. 154. 366.

Büschingischen Nachr. von Cooks Tode. Ich schickte sie HE. Banks dem Sie äusserst willkommen gewesen weil die Admiralität es ihm abgeschlagen, ihm die Depechen von Cook und Clerke lesen zu lassen; und ihm weiter nichts, als was in die London Gazette gerückt worden mittheilen wollen. Dieses können Sie von der ächten Liebe zur Wissenschaft, die dort obwaltet, dem HE. Oberconsistorialrath Büsching, nebst meiner Empfehlung erzählen.

Grüssen Sie alles in Berlin was mich kennt; und unter andern Ihren exsecretair Carl Forster. — Wie stehts denn um den armen Karl? Noch gar keine Hofnung zum Auskommen, noch immer seinen Freunden zur Last? Gott! das bin ich ja auch noch. — Das ist über gewisse Leute Verhängnis, dass Sie von der Freundschaft andrer leben müssen; ich glaube eigentlich bestimmte mich die Vorsehung zum Brodt und Wasser; weil ich aber mehr Bedürfnis habe, so musste ich meinen Freunden lästig werden. Wie, wenn ich einmal die Brod und Wasser Diät zur Probe anfienge? Zu spät, denn die Verbindlichkeiten sind einmal contrahirt.

Adieu! Ich umarme Sie von Herzen. Ihr

Georg Forster.

29.

Cassel. d. 14 März 1780.

Mein Bester Spener, ich wünschte in diesem Augenblick der Hygieja Favorit zu seyn, um Sie zu kuriren. — Was sind es für Worte die Ihren Brief anfangen? Dass Sie krank an Seel und Leib sind? Lassen Sie mich nicht lange in dem Gedanken, dass Sie so krank sind, ich weis nicht wie ich ihn ertragen soll, denn Ihre heitere, sich immergleiche Gemüthsart kann ohne wichtige Ursach nicht kranken, oder in Mismüthigkeit übergehn. Mein Bester, leben Sie mit dem Frühlinge auf, besuchen Sie mich von der Leipziger Messe, und lassen Sie sich nichts, gar nichts anfechten. Pflegen Sie Ihren Körper und lassen Sie D. Bremern Sorge dafür tragen; sodann wird auch die Seele mit der Zeit wohl heil werden. Ein wenig von Ihrer eigenen Philosophie lassen Sie sich predigen.

Ich habe alles empfangen, und sage herzlichsten Dank. Schreber sagt, er glaube für die Indian Zoology wolle er leicht einen Verleger finden, tant mieux; der Mann der nach Halle kömmt wird dort das erste Jahr manche Hülfe nöthig haben. Ich weis wie das gehen wird. — Apropos, was war das geringste worum mein Vater die Ind. Zool. sammt den Kupferplatten lassen wolte? Das schreiben Sie mir doch gelegentlich zur Richtschnur. — Ihrem Rath bin ich gefolgt, und habe an Zedlitz geschrieben, zu melden dass mein Vater im Julius spätstens in Halle zu seyn gedenkt.

Meine neue Stelle als Aufseher unseres (sehr mageren) N. Cabi-

nets wird mir sehr viel Zeit rauben;[1] ich habe demnach nicht umhin gekonnt; ich musste als ehrlicher Mann HE. Pauli sagen dass ich nicht länger im Stande sey an Mart. Lex. zu arbeiten.[2] — Er kan mirs ja nicht verdenken dass ich ein fixum einem Einkommen von der Feder vorziehe, besonders wenn bey jenem Aussichten für die Zukunft sind? Ich glaube die conditio tacita, dass ich keine Stelle annehmen solte, wird er selbst dabey nicht verstanden haben. Wenn übrigens Männer wie Pallas und Gmelin[3] es übernehmen, so ist es in ungleich bessern Händen. Diese Männer sind unstreitig der Sache besser gewachsen als ich. — Wenn ich die geliehenen Bücher und MSS. abschicke, und die 100 ℛ auf mich nehme, welche als Reisekosten hergegeben wurden, so glaube ich alles zu thun was gefodert werden kann. Die Bücher hingegen die für meine Rechnung angeschaft worden sind, will ich gern auch behalten, und HEn Pauli dafür schuldig bleiben. —

Sagen Sie D. Büschingen nichts wegen der Schicksale seiner Zeitung, wenn Sie es nicht schon gethan haben. Der gute brave Pallas kann durch die dumme Mysteriocryphie des Engl. Ministerii bey dem Sir James Harris seine faveur verscherzt haben. Denn letzterer hat vom Könige selbst, so schreibt mir Herr Banks, einen derben Verweis dafür gekriegt, dass er die Briefe von Cook und Clerke in Petersburg eröfnet und gezeigt hat. Ich wünschte demnach nicht, dass der gute Prof. Pallas glauben solte, ich sey die Ursache dieses Verweises, durch meine Mittheilung, wiewol er dadurch in der That etwas kann beschleunigt worden seyn. — Banks setzt hinzu: For the sheets of the journals of the new voyage, you shall not want my interest to procure them, as far as it will go. — Und darauf setze ich hinzu: es soll an mir auch nicht liegen, wenn die Uebersetzung nicht fest auf den Fustapfen des Originals erscheint.

An Sömmering habe ich bestellt, was zu bestellen war. Ich glaube er wird Ihnen selbst schreiben. Da nunmehr das Werk doch sobald nicht zum Druck befördert werden kann, wünscht er sich das MS. (nicht die Kupfer) zurück, weil er noch neuerlich dissection eines Seehundes, eines Stachelschweins, eines Leoparden, u. s. w. noch manche wichtige Entdeckungen und Ergänzungen hineinbringen mögte. Können Sie ihm hierinne willfahren, so wirds gut seyn. —

Schreber wird unsre Descriptiones Anim. &. Plant. in seiner Gegend besorgen, die Kupfer dazu werden schon gemacht. Meine älteste Schwester ist im Zeichnen so stark, dass sie mich zurücklässt. Ich kann ohnehin nichts mehr, und finde Spreu in meinem Kopfe, statt Kenntnisse. Wer lust hätte mismüthig zu seyn, müsste in meinem Falle seyn; doch will ich den Muth nicht sinken lassen. Ich

[1] Vgl. Briefw. I, 249. [2] Vgl. Briefw. I, 249. [3] J. F. Gmelin (1748—1804), Professor der Medizin und Chemie in Göttingen.

denke immer wenn der Mann in Halle ist, wird er mir auch Ruhe lassen; und nichts geht über Ruhe des Geistes. Diesen Sommer will ich mit Gotteshülfe gewis Dr. Forsters Observations übersetzen, und auf diese Art eine alte Schuld abtragen. Die neue, — darauf werde ich wol erst vermittelst der Sheets die mir HE. Banks verspricht, arbeiten können. —

Verzeihen Sie mir doch die ungeheure Dicke dieses Briefes. Der Brief an meinen Bruder wäre so dick nicht geworden, wenn sich nicht vom Quartalcourier ein Päckgen eingefunden hätte wodurch ich mit Briefen beseligt worden bin. Weil ich doch von Carln rede — auch der ist Ihnen noch immer zur Last. Was wird, was kann aus ihm werden? Es ist ja ganz wider alle Billigkeit, dass er beständig von Ihnen zehrt; — Lieber Spener, ich kann nicht Worte finden, um das auszudrucken was hier gesagt seyn solte. — Ich probire noch einmal und vermag es wieder nicht. Gott gebe vielen unter uns recht viel Billigkeit und Erkenntlichkeit, und mir insbesondere ein dankbares Herz! Ich will mich dessen befleissigen. Gesundheit, liebster Freund, ist eine herrliche Sache; und der Himmel schenke Sie Ihnen wieder, dis ist der geringste Wunsch den ich für Sie ablege. Werden Sie bald, bald gesund; vielleicht sind Sie es schon wieder. Leben Sie wohl und lieben Sie

Ihren stets getreuen Forster.

Am 15. März. — Ich habe gestern meinen Brief völlig im Schlaf geendigt. Er hatte mich ganz überwältigt. Sie mögen den Werth desselben darnach beurtheilen. Allein, todt lebendig, schlafend, wachend, bin ich ganz der Ihrige, und umarme Sie mit dem bewegtesten Herzen. — Kommt den der 2te Band meiner Reise zur Messe? Ich habe den 1sten Band den ich an die Acad. Caes. Nat. Cur. schicken soll, deswegen noch zurückbehalten, damit der 2te Band nebenher gehen möge. Die Charte ist ganz leidlich wenn man das engl. Original nicht gesehen hat. Aber die schönen Buchstaben, wo sind sie hin? Noch ein longum vale, iterumque vale. —

30.

Liebster Freund! Noch immer ist das Buch von Zumbrock nicht eingetroffen, sonst hätten Sie es längst, und alle Ihre Vorschriften wären schon ins Werk gestellt. Ich sehe ihm immer noch entgegen, habe an Z. und nach Ostende deshalb geschrieben, mit einem Worte nichts versäumt.

Vor 2 Tagen hatte ich einen Brief von Banks. Er will jetzt sich wegen der Bogen melden, doch par precaution nicht in meinem, sondern Ihrem Namen, damit ja keine abschlägige Antwort erfolgen möge. Es wird noch sehr lange ehe das Werk erscheint. Denn die

Fortsetzung der Beschreibung, nach Cooks Tode ist Capt. King (der das kleinere Schif zurückgebracht hat) aufgetragen worden, und Banks hat das MS. noch nicht zur Durchsicht bekommen. 80 Kupfertafeln, achtzig sage ich, werden dazu kommen, davon sind einige zwanzig erst in der Arbeit, und kaum eine oder ein paar fertig geworden. Wir haben also volle Zeit vor uns.

Dass es eine schwere Arbeit ist die Observations zu übersetzen, können Sie, mein Bester, leicht denken, und werden es mir noch mehr glauben, wenn Sie die alte angefangene Uebersetzung mit der neuen, und diese mit dem Original zusammenhalten. Ich ziehe zusammen was ich kann, und werde demohngeachtet, doch nicht Herr über den schleppenden auseinander gedehnten Ton der ganzen Urschrift. Wer kann dafür! Gelehrt schreiben und schön schreiben ist zweyerley. Ich kann das erste und das andere nicht, die Observations sind wenigstens gelehrt, und die Wahrheit zu sagen auch wohl unstreitig mehr wehrt aus eben dem Grunde, als schön geschriebene Büchlein, die das liebe Publikum so gierig verschlingt, weil sie wie de la Crême fouettée schmecken, und auch ohngefehr soviel Nahrung geben.

Wenn ich mit meinen Engagemens mit Ihnen zu Rande bin, weiss ich nicht was vermögend wäre mich zur Autorschaft von neuem zu bewegen. O der goldnen Zeit, die man 1000mal besser zum lernen anwendet, als zum schmieren, um was altes abgedroschenes zu sagen!

Sobald ich soviel MS. fertig habe, dass es verlohnt ein Pack zu machen, schicke ichs Ihnen fort, um ihre freye, offenherzige Meynung zu vernehmen. Styl kann ich unmöglich hineinbringen, denn der Verfasser dominirt zu sehr; — blos etwas mehr Germanismus hoffe ich werden Sie finden.

Adieu! mein bester, leben Sie 1000mal wohl und vergnügt. Ihr

Cassel. d. 20. Jun. 1781. treuer Forster.

31.

Cassel d. 19. Jul. 1781.

Noch immer, liebster Freund sehe ich der vorläufigen Nachricht von der neuen Reise vergeblich entgegen. Z. schreibt mir, dass das Exemplar welches in Ostende solange im Zollhause gelegen, endlich abgegangen, und dass sogar ein zweites unterwegens sey. Ich begreife nicht woran es liegt, dass ich keines von beiden zu sehen bekomme. Was die Observations betrift, so arbeite ich daran, soviel mir möglich ist, allein, mein Bester, davor kann ich einmal nicht, dass es einen Tag wie den andern unmöglich gehen will. Ich übersetze zwar Tag vor Tag, allein ich versichere Ihnen, dass ich manches Tagewerk wieder verwerfen muss, weil es mir nicht genügt. Wenn Sie glauben das es alles eins sey, den D. F. bey schönem

oder trübem Wetter, (es sey nun in der Luft oder in der Seele) zu übersetzen, so irren Sie sich gewaltig. Ums Himmelswillen treiben Sie mich jetzt nicht, nun ich einmal dran bin, diese mir so höchst unausstehliche Arbeit vollends zu endigen. Ich werde gewis mein möglichstes dabey thun, mein Wort gilt noch so viel bey Ihnen, dass es hier Bürgschaft leisten kann. Im Museo bin ich zwar einsam, aber mit Verfertigung des Catalogs beschäftigt, den mein versoffener Vorgänger in höchster Unordnung gelassen hat. In Gesellschaft komme ich schlechterdings gar nicht, und zum Spatzirengehen verwende ich höchstens zwey Stunden des Tages. Desto mehr freylich kostet mich eine ausgebreitete Correspondenz, die Recension für die götting. Anzeigen, das gött. Magazin, u. d. gl. Kleine Arbeiten, welche zusammengenommen, mir mehr Zeit stehlen, als man wohl denken sollte. Ich bin mirs bewusst, dass ich weder faul bin, noch es seyn will.

Mein Bester! ich weiss, was Sie gethan haben, noch thun, und ein Recht haben dafür zu erwarten. Glauben Sie doch nur, dass michs eben sosehr plagt und nagt, dass ich noch nicht einen Strich zur Tilgung meiner Schuld, um von der Obligation, welche bey mir immer unauslöschlich bleibt, nichts zu sagen, gethan habe. Allein ich fühle dass ich in manchem Betracht der Mensch gar nicht mehr bin, der ich war. Ehemals schrieb ich 2 Quartanten (meine Reise) in 8 Monathen, jezt kann ich einen nicht in weit längerer Zeit übersetzen. Mit Empfindung und Empfindeley ist Ihnen hier nicht gedient, und es ist Gottlob meine Sache auch nicht. Nur wie mir ist, und wo mirs fehlt, musste ich Ihnen zu meiner eignen — ich sage nicht Rechtfertigung sondern — Beruhigung, sagen. Hören Sie mich an, mein Theuerster! Wenn es auch möglich wäre dass ich zwischen hier und der Michaelis Messe mit der Uebersetzung zu Rande käme, so wäre sie dann noch ungedruckt. Es sind jetzt 68 Seiten des Originals erst neu übersetzt. — Also, weil ihr grosses Augenmerk dahin geht, dass das Buch nicht ganz vergessen werde, wie wäre es, wenn Sie jetzt Subscription darauf annähmen? Wie wir mit einander desfalls stehen, braucht ja das Publikum nicht zu wissen. Ich verspreche Ihnen dann heilig den letzten Bogen des MS. noch vor Schluss des Jahrs, und Sie können es Ostern (den Herren Subscribenten aber vielleicht noch eher) liefern. — Was meynen Sie? — Ist Ihnen der Plan recht, so schicken Sie mir eine Menge gedruckte Ankündigungen, ich werde sie austheilen und aller Orten versenden.

Die Ankunft der vorläufigen Reisebeschr. soll diesem Plane keine Hinderniss in den Weg legen. Er geht seinen Gang nebenher fort.

Was meinen Vater betrift, muss ich mich mit Achselzucken ausdrucken. Seine immerfortdauernde Bedürfnisse sind Schuld dass er bald mit diesem bald mit jenem contrahirt um nur etwas baar

Geld zu bekommen. Soviel weiss er zwar, dass er Ihnen Verbindlichkeit der grössten Art hat, aber Mangel mein Freund, Noth, spricht noch lauter. Bedauern Sie den Mann, und — es ist hart — aber, ich kann Ihnen nicht rathen sich seinetwegen ferner in Unkosten zu setzen. Ich fühle ganz, was hier gefühlt werden soll, und aus eben dem Grunde, muss ich schweigen. Gott gebe mir, meinen Wunsch, dass ich einmal sprechen könne!

Ihre Catalogos habe ich erhalten, und an die Behörde vertheilt. Doch Hofnung dass es fruchten werde habe ich nicht. Herr J. Müller,[1] wird Sie wahrscheinlich von seinen 400 ℔ Besoldung nicht sehr durch Commissionen bereichern können. Unsere Bibliothekare sind Franzosen, und schinden den Landgrafen, mit dem elenden M. Gay in Strasburg, in compagnie, und kaufen lauter französischen Abschaum. — Unser HE. v. Schliefen? kauft nichts, was nicht wie Voltaire witzelt und schief raisonnirt. Haben Sie ein Buch das den Religionsspötter und Atheisten, endlich und vollkömmlich bey seinem Unglauben beruhigen kann, was ein folterndes Gewissen zum Schweigen bringen kann, das kauft er Ihnen zur Noth noch ab, wenns auch ein Deutscher geschrieben hätte.[2] Können Sie HEn. Cramer durch Anlegung einer neuen vollständigern Leihebibliothek von schlüpfrigen Romanen und französischen Operetten ausstechen, so können Sie in Cassel Geld verdienen. Wer allenfalls Lust zu Büchern hätte, hat hier keine Mittel sie anzuschaffen, wer Geld hat, liesst nicht. Es ist kein Ort auf der runden Erde, der soviel Armuth und splendida miseria in sich fasst als Cassel. Alles bis zu Obristen und Oberappellationsgerichts Räthen stirbt hier bettelarm, hinterlässt Schulden, und Wittwen und Kinder im äussersten Elend; Ausser der sogenannten preussischen Clique im Ministerio, und den Herren Adjudanten, imgleichen ein paar nothdürftigen dienstbaren Geistern jener Clique, und dem Hofagenten Feydel, — der ein Jude ist — hat hier kein Mensch Geld, sondern alles leidet Noth, im wörtlichen Verstande. Ich für mein Theil, schränke mich mit jedem Tage mehr ein. Wie gesagt, ich besuche keinen Menschen mehr, damit ich nicht besucht werde; ich folge hierinn dem Beyspiel aller übrigen Einwohner, die blos im engen Kreise ihrer Familie leben müssen. — Und hoffe demnächst einmal auf meine Erlösung. — Es giebt der Orte noch mehr in der Welt; besonders habe ich gute Freunde in Göttingen, und wollte ich mich um Heynens Tochter bewerben, ich glaube ich würde bald eine Professur troz Blumenbach dort erhalten. Allein ich habe nicht lust zur Ehe, und besonders nicht dieser. — Sed haec inter nos.

[1] J. v. Müller (1752—1809), Professor der Geschichte, später Staatsmann; Urteile Forsters über ihn Briefw. I, 271. 314. 315. 340. 678. 682. 714; an Sömmerr. 227. 260. 291. [2] Vgl. Briefw. I, 321.

Zumbrock wohnt immer noch: Wallbrook N° 2.

Ihr Bekannter HE. Müller gefällt mir nicht. Ein Schweitzer der sein Vaterland, um einem despotisch gesinnten Minister zu fuchschwänzen, verschimpft, und herabwürdigt, ist in meinen Augen schon ein verächtliches Geschöpf, wenn er auch sonst nicht ein Windbeutel wäre, die Religion verspottete, und den Mantel nach jedem Winde hienge.[3] Doch was bekümmere ich mich um andere Leute, da ich genug mit mir selbst zu schaffen habe. Beherzigen Sie meinen Gedanken, und schreiben mir bald. Ich umarme Sie mit inniger unwandelbarer Liebe.

G Forster.

32.

In aller Eil, noch zwey Worte, mein Bester.

Einlage[1] ist an einen würdigen Mann, der in St. Petersburg an der Petrischule, mein Lehrer gewesen ist; er ist jetzt Buchhändler geworden, legt eine Buch und KunstHandlung in Moscau an, und hält ein Kränzchen von Gelehrten, wo alle Journale und gel. Zeitungen gelesen werden. Können Sie etwas mit ihm machen, so begleiten Sie meinen Brief mit ein paar Zeilen, mit Ihrem Catalogo, und dergl. Sachen mehr, die Sie besser einzurichten wissen als unser eines.

Mit herzl. Umarmung, bin ich ewig der Ihrigste

C d. 23 Jul. 1781 Forster.

33.

Cassel. d. 3. Sept. 1781.

Endlich, liebster S. erhielt ich vorgestern von HE. Z. das erste Exemplar des neuen Journal of C. Cooks Voyage, nachdem es seit April von London unterwegs gewesen. Seine hundsvöttische Spediteurs haben es nicht mit der Post, sondern mit Gelegenheit nach Cölln geschickt; mit einer andern Gelegenheit ist es bis Paderborn gekommen, und mit einer dritten nach Gräbenstein hier in der Nähe, wo ich es herbekam. Ich musste einen halben Gulden Fracht, und $1^1/_2$ Kronenthaler ausgelegte Spesen dafür zahlen. Soviel ist der Plunder nicht werth; denn er taugt nicht zu übersetzen. Ueberdies hat mein Vater es schon seit 6 Wochen und, wie ich höre, will er es seiner Unächtheit ohngeachtet doch zur Messe liefern. Der arme Mann arbeitet mit Gewalt, ums tägl. Brod. In den Gött. Anzeigen finden Sie meine Recension.[1] Jetzt geht es also an die Obs. die ich Ihnen, wills Gott dies Jahr liefere, ich mag den Ruf nach Mietau annehmen oder nicht.[2] Gott erhalte Sie mein Trauter. Behalten

[3] Vgl. Briefw. I, 271.

[1] Ist erhalten.

[1] Gött. gel. Anz. 1781, Zug. 593. [2] Forster war als Professor der Philosophie nach Mietau an das Gymnasium berufen: vgl. Briefw. I, 262. Ein Briefkonzept nach Kurland, diesen Ruf betreffend, ist erhalten.

Sie mich lieb. Ich bin ganz der Ihrige, und wünsche herzlich es thätig seyn zu können.

Ihr treuster Forster.

34.

Cassel. 30. Sept. 1781.

Ihre beiden Briefe, mein Bester Spener, vom 22 und 25. Sept. liegen da, und machen mir trübes Gefühls genug, um Ihnen so antworten zu können, wie es einem so schwer angeklagten zukommt. Fürchten Sie nicht dass ich dabey murren, heiss werden, oder nur Ungeduld verrathen werde; ich liebe Sie zu redlich, um mich nicht an Ihre Stelle zu setzen, und mir zu Gemüthe zu führen, wie gern man in mismüthigen Augenblicken jemand auffindet, den man beschuldigen, und an dem man sich mit Abzapfung einer Dosis übler Laune, wieder gesund schelten kann. Glauben Sie mirs, mein vortreflicher Freund, ich fühle im ganzen Ernst das beschwerliche und niederschlagende Ihrer gegenwärtigen Lage, es geht mir ans Herz, und thut mir vielleicht darum noch weher, weil ich durch Ihre Freygebigkeit an einem Theil Ihres embarras schuld geworden bin. Ich wünschte — — doch — von Wünschen wollen wir schweigen. Was mich einigermassen beruhigt, weil es mich in meinem Gewissen rechtfertigt ist folgendes. Hören Sie mich nun geduldig an.

1) Meines Vaters Observations zu übersetzen habe ich über mich genommen. Sie haben ihn für diese noch nicht fertig gewordene Uebersetzung theuer bezahlt. Und ich habe mir vorzuwerfen, dass ich in den ersten Monathen nach meiner Rückkunft von Berlin nicht daran gearbeitet habe. Ich hatte damals etwas Musse, die ich nicht zum Besten anwandte. Indessen muss ich auch zu meiner Vertheidigung wiederum anführen, dass meine damals ganz erschütterte LeibesBeschaffenheit, bey heftigerer Arbeit, mir vielleicht das Leben gekostet hätte. Seitdem habe ich nicht Zeit gehabt, nicht sowohl andrer literarischer Arbeiten wegen, als weil ich hier zuviel Abrufung habe. Jetzt habe ich Ihnen die Uebersetzung zu Weihnacht oder Neujahr versprochen.

2) Vom Journal of Cooks third Voyage hatte ich bereits den 12ten Aug. ein Exemplar in Händen, und urtheilte gleich nach Durchlesung desselben, dass es der Mühe nicht verlohnte übersetzt zu werden. Mit dem nächsten Posttage erhielt ich Nachricht von meinem Vater, dass er es gemeinschaftl. mit Sprengeln und zwey von meinen Schwestern übersetze, und bereits weit gekommen sey. Wozu sollte ich Ihnen das schreiben? Sie erfuhren immer auf irgend eine andre Art, schicklicher als von mir, die Nachricht, dass mein Vater Ihnen wiederum manquirt hätte. Mein Urtheil können Sie in den Göttinger Zeitungen lesen, und sich überzeugen, dass ich würklich gedacht habe, und noch denke, es verdiene keine Uebersetzung. Folglich brauchte ichs Ihnen nicht zu schicken, weil Sie

sich auf mein Urtheil verlassen können. Ihre Zumuthung, dass ich an Hrn Reichen schreiben solle, nehmen Sie jetzt von selbst zurück. Sie kennen das Verhältniss zwischen Vater und Sohn hinlänglich, um die ganze Last einer Mishelligkeit zu fühlen, um zu fühlen, dass sie am Ende doch ganz auf den Sohn zurückfällt, zumal wenn dieser ein etwas zartes Gefühl hat. Bedenken Sie, mein Bester, dass meines Vaters Unwillen unvermeidlich wäre, wenn ich das Requisitorium an Reichen ergehn liesse, und bedenken Sie, ob ich nicht unbesonnen handeln würde, es um einer solchen Sache willen auf mich zu ziehen, wovon ich überzeugt bin, dass ich sie nicht unternommen haben würde. Es sähe nicht blos wie Misgunst aus, es wäre Misgunst. Sie wissen dass ich meines Vaters Richter nicht bin, auch nicht werden könne; — dass ich, zu oft durch Schaden gewitzigt das bittre Gefühl der Zwietracht nicht wieder empfinden will; — dass endlich nur der undenkliche Fall einer würklich zugemutheten Immoralität, mich über kindliche Verhältnisse hinwegsetzen dürfe. Und hiemit ist alles, alles über den Punkt gesagt.

3) Sparrman schrieb mir,[1] als Sie zum zweytenmal in London waren; er wolle seine Reisebeschr. zu gleicher Zeit schwedisch und englisch ausarbeiten; das englische Werk wolle er mir im MSpt. schicken; ich solle es corrigiren, und ihm einen Verleger dazu verschaffen. Davon sagte ich Ihnen, und erbot mich zu einer Uebersetzung. Seit Jahr und Tag habe ich von Sparrman keine Briefe; sein schwedisches Werk mag erschienen seyn, ich weiss nichts davon; das englische hat er mir nicht geschickt, vielleicht nicht ausgegearbeitet. Schwedisch verstehe ich nicht. Und — folgt es nicht ganz klar, dass ich auch in dieser Sache so unschuldig wie ein Kind in Mutterleibe bin? Sparrmann ist mir seit $2^1/_2$ Monathen auf einen neuerlichen Brief sogar Antwort schuldig geblieben. Was wird es helfen, wenn Koppe in Rostock Ihnen das Recht abtritt, Sparrmanns Reisen zu verlegen? Aus dem schwedischen kann ich sie nicht übersetzen. Und das englische MS. habe ich jetzt, da ich ausser England, und ganz ausser aller Connection mit Londner Buchhändlern lebe, gar keinen Vorwand von Sparrmann zu fodern! —

Soviel von diesen traurigen Angelegenheiten. Es jammert mich in der Seele, dass Sie so sehr darauf gerechnet haben, da ich keine Schuld an habe. — — Was hilft es, dass ich Ihnen sage, dass ich seit geraumer Zeit, mehr als passive bey den Verbindlichkeiten, die ich Ihnen schuldig bin, handle? Ich wollte Ihnen einmal die Freude machen, und Ihnen eine Handschrift zur Tilgung meiner Schuld anbieten, allein Gott weis wo ich Zeit hernehmen soll, wenn Sie mir auf einmal 3 Arbeiten näml. eine Uebersetzung der Observations, des Journals von Cooks Reise, und der Sparrmannischen Reise neben

[1] Vgl. Briefw. II, 683. 707. 726.

meinen übrigen Beschäftigungen zumuthen können. Ich müsste 10 Hände und 3 Köpfe haben.

Werfen Sie mir nicht die paar Bogen vor, die ich ins Gött. Magazin, (nicht um Dietrichs willen, den ich genugsam kenne, sondern blos Lichtenberg zugefallen) geliefert habe.[2] Wenn Sie es beym Lichte besehn, müssen Sie ja gestehen dass die Zeit, die mich das Magazin gekostet hat, gar in keinen Anschlag kommen kann. Die 2 bis 3 Recensionen die ich in meinem Leben für die Göttinger Zeitung gemacht habe,[3] tragen zusammen keine 2 Bogen aus, und sind vollends nicht der Rede werth.

Ich reiche Ihnen treuherzig die Hand, die Sie fodern. Hier, lieber Spener — haben Sie Gedult mit mir, und ich will Ihnen alles, bis auf die Verbindlichkeit, die sich nicht bezahlen lässt, von Heller zu Pfennig, mit Gottes Hülfe erstatten. Wie gesagt, Ihre Freundschaft, die mir in der Noth aushalf und mich dadurch in meine gegenwärtige glücklichere Lage versetzte; so etwas ist untilgbar, und mein Herz zollt Ihnen dafür bis an den letzten Seufzer! Das übrige : ohnerachtet meiner oft wiederholten Bitten weis ich den Betrag bis diese Stunde nicht :| das übrige sage ich, war folgendes mein Plan, abzutragen.

Ich bitte Sie im voraus, binden Sie mich deshalb an keine Zeit, denn ich werde darum doch nicht eher fertig. Ich wollte eine Geographie aller Südländer (versteht sich was zwischen Asien und Amerika liegt) ganz umständlich herausgeben, worin man fände: 1) soviel als möglich das vollständigste Verzeichnis aller dorthin geschehenen Reisen, 2) eine systematische Eintheilung aller dortigen Länder und Inseln, nebst soviel möglich der physischen Geographie, und Statistik einer jeden, folglich eine wesentlich verdaute Quintessenz aller obigen Reisebeschreibungen, alter und neuer, und endlich 3) ein alphabetisches Verzeichnis aller Insel- Vorgebirgs- Buchten- Landspitzen- Berg- Sandbänken- Häven- und Fluss-Namen, die nur in irgend einer Gegend der Südsee vorkämen, mit der, so viel es angienge, genau bestimmten Lage eines jeden Orts, Flusses, Berges, etc. und den nöthigen Discussionen, Erinnerungen, u. s. w. — Dazu sammle ich seit einiger Zeit Collectaneen sogut ich kann. Aber ich wünsche etwas vollständiges zu liefern, und das erfordert Zeit. Ein paar hübsche Oktavbände kämen immer dabey zum Vorschein, wenn sich die Materie in so engen Gränzen beschliessen liesse. Eine gute Charte machte alles begreiflicher. —[4]

Diese Idee, welche blos Embryo ist, vertraue ich vor der Zeit

[2] Über Magindanao aus Forrests Reise: vgl. Nr. 20, Anm. 3. [3] Sie sind verzeichnet Sämtl. Schr. V, 317. [4] Diesem Plane, der nie zur Ausführung kam, trat Forster später in Mainz wieder näher: vgl. Briefw. I, 706; II, 8. 61.

in Ihre Hände, weil Sie mich dazu gezwungen haben. Es wird nun freylich blos von Ihnen abhangen, ob sie zur Geburt reifen, oder abortiren solle. Was kann ich dafür, mein Bester, dass ich arm bin, und dass Sie nicht so reich sind, als ichs wünsche? Dies ist eigentlich der ganze Grund Ihrer Klage. Denn wären Sie in einer glücklichern Lage, so würden Sie es leichter abgewartet haben, ob ich auch ehrlich seyn wolle, und an Wiedererstattung denken wolle, oder nicht. Bey allem meinem ehrlichen guten Willen kann ich aber vor der Zeit doch nichts. Es ist nun einmal geschehen. Sie haben einem dürftigen Menschen geholfen, der noch nicht im Stande ist, Ihnen mehr als Dank zu sagen, und der doch lebhaft genug, Gott weiss es, wünscht, gegen jedermann gerecht zu seyn. Haben Sie jetzt Geduld mit mir, und schlagen Sie nicht den wenigen Muth der mir noch bleibt, völlig zu Boden. Verlassen Sie mich nicht, mein Freund; wenn ich nicht treu und offenherzig sagte, wie mirs ums Herz ist, so würde ichs verdienen; jetzt sage ich getrost; ich verdiene Ihren Trost und Ihre liebevolleste Zureden, nicht Ihren Unwillen. Es ist betrübt genug für mich, dass ich zusehen muss, wenn Sie leiden! —

Ich habe Ihnen nun tausend Dank, mein lieber, dass Sie frey von der Leber weg, mit mir gesprochen haben; es ist mir Beweis, dass Sie sonst nichts wieder mich haben, dass Ihr Herz noch mein ist; — und was Sie jetzt zu klagen hatten, beantwortet mein Brief zur Gnüge. Ich verspreche Ihnen, dass ausser ein paar Blättern, die ich denn und wenn, blos damit ich beym Publicum im Andenken bleibe, ins Gött. Magazin einrücken will, kein Buchhändler ausser Ihnen, etwas von mir erhalten solle. Ausser Pauli, mit dem Sie den Contract schliessen halfen, hat auch bisher noch keiner etwas von mir bekommen.

Der liebe Gott helfe Ihnen von Ihrem Kummer, und mache Sie etwas weniger um das gegenwärtige besorgt! Ich fürchte Sie sorgen zuviel, und härmen sich ab! —

Leben Sie wohl und Gott gebe! vergnügt! Ihr treuester

Forster.

PS. Pauli hat durch versehen d. 3ten Band von meines Jo. Bauhini Historia plantarum[5] mit den Büchern bekommen, die ich ihm zurückliefern musste. Es kann ihm der einzelne Band nichts helfen. Könnte ich ihn nicht durch Ihre Vermittelung zurück bekommen?

35.

Ihre Fortsetzung, bester Freund, ist heute angekommen, und heute schreibe ich, fast mit den nähmlichen Worten, die Sie

[5] J. Bauhin (1541—1613), *Historia plantarum generalis* Yverdun 1619.

mir diktiren, an Koppe. Mein armes Gewissen, welches Ihnen Aergernis zu geben scheint, sträubt sich gegen diesen Schritt im geringsten nicht; im Gegentheil könnte ich Ihnen hierinn, wie überhaupt in jedem Falle, (ausser wider meinen Vater,) Vortheil schaffen; — Sie wissens ja, nichts wäre mir erfreulicher. Aber, mein theurester, ich gab Ihnen ja in meinem vorigen Briefe die wahre Haupt Ursache an, warum ich glaubte dass meine Thätigkeit in dieser Sache, Ihnen jetzt nicht helfen könnte. Warlich, nicht um eine distinction zu machen, wodurch ich mich aus der Affaire ziehen mögte, schrieb ich Ihnen, dass die Rede von einer engl. Uebersetzung des Sparrmannschen Werks, und nicht vom schwedischen Original sey; sondern, — was Sie vermuthl. übersehen haben, — aus dieser ganz simpeln Ursache: weil ich kein schwedisch kann. Indessen ist Ihnen vielleicht um einen Uebersetzer aus dem Schwedischen nicht bange, und in dem Fall, war es immer gut, dass die Démarche, an Koppen geschahe. Ich bin völlig eins mit Ihnen; nicht jeder Advertiser muss Ihnen Sachen entreissen können, die Sie bereits solange vorher, und mit Unkosten angekündigt haben. Auch darin gebe ich Ihnen recht, dass Sie auf diesen Ihren Vorrechten bestehen. Ich kann nicht begreifen, wo ich Anstand nehmen oder Bedenken finden sollte, in einer so gerechten Sache an Koppen zu schreiben, wie Sie doch von mir vermutheten. Tantaene animis coelestibus irae![1] Soviel wie Sie, liebster Spener, von meinem zarten Gefühl, oder meinen Grundsätzen sagen, so erkenne ich doch nur diesen einzigen Satz für meine Richtschnur: Thue Recht, scheue niemand. Wenn ich davon abweiche, so thut mirs weh: wissentlich hoffe ich nie wieder davon abzuweichen.

Ich sehe dem Anhang Ihres vorigen Briefes mit Verlangen entgegen. Giebt Gott Gesundheit, so hoffe ich den 1sten Transport MSS. von den Observations zu Ende des Monaths abgehen zu lassen. Der Himmel sey mit Ihnen; und gebe Ihnen Vertrauen auf seine Führung sublunarischer Dinge. Ich umarme Sie von Herzen.

Cassel 9. Oct. 1781. Forster.

36.

Cassel. 15. Oct. 1781.

Mit heutiger Post habe ich an Sparrmann geschrieben, und zu seiner Anfrischung diese Worte, laut Ihres vorigen Briefes hinzugefügt: I shall take care, that he (HE. Spener) shall not only repay You all the expences of postage, but likewise give You a gratification into the bargain for sending the Sheets before hand. I have the assistance of a person in translating, who understands Swedish, so that I am convinced this Work will add to Your reputation in Germany.

[1] Vergil, Æn. I, 11.

Die Bogen habe ich mit der reitenden Post gefodert. Kommt man über den Hund, dachte ich, so — — —

An Koppe war bereits vorhin geschrieben. Ich habe meinen neulichen Brief so wie diesen auch, nach Berlin geschickt, weil Sie mir nicht bestimmt hatten, wie lange Sie in Leipzig blieben. Also, meine Schuhe bleiben diesmal trocken.

Hiebey kommt Sparrmans Charte, die sich unter meinen Papieren findet. Ich habe sie seit Jahr und Tag. Sie können selbige nutzen.

Adieu, und bitte um baldige Sendung Ihres versprochnen Briefes.

Ihr treuester Forster.

37.

Liebster Spener.

Gestrige Post hat mir Sparrmanns Antwort gebracht, die ich beylege, mir aber zurückerbitte. Sie sehen daraus, dass wenn Sie mit ihm einig werden können, noch Zeit genug da ist, weil es so langsam mit seinem Druck hergeht. In beygehenden paar Zeilen zeige ich ihm blos an, dass unser Interesse bey dieser Sache gemeinschaftl. sey, (damit er nicht etwa glauben möchte, wir wären, jeder für sich, auf den Einfall gerathen,) wie er doch eigentl. wenn er nicht so flüchtig läse, in meinem vorigen Briefe schon hätte en toutes lettres einsehen müssen. Siegeln Sie den Brief und schicken ihn so fort, oder lassen Sie das Couvert an die Academie weg, welches Sparrmann das porto erspart, im Fall Sie es durch den Pr. Gesandschafts Sekretair wollen abgehen lassen. Sparrmann ist arm, und ernährt eine verwittwete Mutter, und Schwestern. Ihr Entschluss falle nun wie er wolle, so wünsche ich um des guten Jungen willen, dass Sie ihn baldmöglichst aus der Ungewisheit ziehen mögen. Seine Anführung meines Briefs vom 19. Jul. vorigen Jahrs ist wie Sie sehen blosse Ausflucht. Die Kupfer werden Ihre Sache schwerlich seyn.

Uebrigens, mein Theurester, kann ich mir nicht erklären, warum Sie gerade, bey Ihrem Eifer um diesen Verlagsartikel, dazu kommen, Koppens Avertissement tout au long in Ihrer Büschingschen Zeitung einzurücken.[1] Haben Sie denn diesen Gedanken aufgegeben? Fast sollte ichs aus dem verächtlichen Stillschweigen schliessen, womit HE. Kopp meinen Brief aufnimmt, weil er ihn vielleicht als eine Impertinenz ansieht, da er schon mit Ihnen einig geworden. Doch kann ich Ihnen dienen, wenn es auch dergleichen Demüthigungen mehr gelten solte, — ich bin der Demüthigungen gewohnt — so wirds mich gewis nicht abschrecken.

Wegen der Leipziger Messe habe ich mich um 14 Tage verrechnet, nämlich ich glaubte, dass sie soviel eher geschlossen wäre.

[1] Wöchentl. Nachr. IX, 327 (vom 8. Oktober 1781).

Dies ist HE. Cramers Schuld, der mir keinen Messkatalog schickte, ob ich gleich mehr Bücher als mancher andrer Casselscher Gelehrter von ihm nehme. Allein freylich ich vergass dem pünktlichen Manne seine Rechnung an demselben Tage zu bezahlen da er sie einschickte. Jetzt ist sie bezahlt, und ich nehme weiter keine Bücher von ihm. So kam es dann, dass ich glaubte meine beide letzte Briefe nach B. schicken zu müssen, weil ich gewis vermuthete Sie würden schon längst von L. fort seyn. — Ich hoffe indessen nicht, dass dadurch einiger Aufschub verursacht worden ist.

— — Kann man denn sich Hofnung machen, von Pauli den einzeln Band der Hist. plantar. Joh. Bauhini, um den ich neul. schrieb, wiederzuerhalten? Der Grobian wird doch wohl nicht den Krippenhund spielen, denn der einzele Band nügt ihm nichts, und mir stiehlt er ihn doch. —

— — Mit nächster fahrender Post erhalten Sie die erste Sendung MS. der Obs. Ich schicke dabey meine alte Uebersetzung mit, um Sie urtheilen zu lassen, ob ich mich gebessert habe. Nur eines erinnern Sie sich dabey; es ist nicht mein Werk, sondern das Werk eines andern welches ich übersetze. Ganze Seiten des Originals habe ich demohngeachtet überhüpft. Dies geht alles auf Ihre Rechnung, falls mich der Alte einmal drüber zur Rede setzt, denn Sie glauben nicht, wie er jedes Wort was er geschrieben für Evangelium hält.[2]

Ihren Catalog erbitte mir gelegentl.

Ich umarme Sie, mein Bester, von ganzer Seele.

Cassel. 15. Novembr. 81. Ihr Forster.

38.

Hiemit, mein Theurester, erhalten Sie wieder $^1/_4$ des Mspts, welcher mit dem vorhingesandten die volle Hälfte ausmacht. Ich wünschte sehr, dass Sie mit der Mühe die ich darauf verwandt habe, einigermaassen zufrieden seyn möchten. Wenn Sie es nicht ganz nach Sinne finden, so glauben Sie mir auf mein redlich [Wort], dass so ungern ich Quartanten schreibe, ich doch lieber 3 solche selbst componiren wolte, als diesen einen übersetzen. Vergleichen Sie einmal, wenn Sie die Zeit dazu haben, die Abschnitte des Capitels vom Menschengeschlechte mit dem Original, wenn Sie sich eine Idee von dem Angstschweiss machen wollen, der mir drüber ausgebrochen ist. Ein andrer Uebersetzer hätte seinen Autor auf seine eigne Rechnung Unsinn sagen und sich selbst auf derselben Seite widersprechen lassen; das durfte ich nicht, um Ihrentwillen, um des Verfassers willen, und um meinetwillen. Ob ich einmahl Dank einerndte, ist noch die Frage. Ihr gutes liebes Herz, mein bester, hat

[2] Vgl. an Sömmerr. 48.

bey diesem Werke sovieles zu entschuldigen, dass Sie wohl am ersten darüber Nachsicht haben werden, dass ich es nicht erst sauber abgeschrieben habe. Leserlich ist es wenigstens durchaus, soviel ich mich selbst beurtheilen kann.

Ich erbitte mir, wenn es gedrukt ist, blos ein 12 a 15 Exemplare, womit Sie mir eine sehr grosse Freude machen würden. Eine Menge Menschen hat mir Geschenke von ihren Büchern gemacht, und ich bin also das Gegengeschenk schuldig. Andern muss ich es geben, weil es mein Verhältniss mit sich bringt, z. B. dem Landgrafen, der gern Beispiele der Geschäftigkeit seiner Professoren in Händen hat, den Ministern hier, etc.

Nach Pfingsten fahre ich ungesäumt fort zu übersetzen, und höre, so Gott will, nicht eher auf, als bis alles fertig ist; denn es muss zur Michaelismesse erscheinen.

Inlage an Nicolai bitte ich Sie gehorsamst zu besorgen. —

Empfehlen Sie mich doch von ganzem Herzen Ihrer lieben Gattin, und küssen Sie meinen kleinen George. Behalten Sie mich lieb, mein Theuerster; ich umarme Sie von ganzer Seele; und wünsche Ihnen alles Gutes, mit einem eifrigen und dankbaren Herzen.

Cassel. d. 15. May. 1782. Ihr G Forster.

Mein Freund Sömmerring empfiehlt sich Ihnen bestens.

39.

Cassel d. 15. Junii 1782.

Gestern Abend, mein bester, erhielt ich Ihren Brief, nebst 5 Louisd'or, und Groskurds Manuscript.[1] Der gute himmlische Vater, der uns kennt, lohne Ihnen die warme Freundschaft, die Sie an mir äussern. Wenn Sie, wie ich es wahrscheinlich, und natürlich glaube, Gott noch mehr als Ihre Freunde lieben, so sind Sie ein seliger glücklicher Mann, trotz allen irdischen Mühseligkeiten die Ihnen zustossen können. Zur Wiedervergeltung für Ihr Geschenk müssen Sie noch wissen, dass es mir eine unerwartete Hülfe, wie aus Gottes Hand geregnet, in einem Nothfall war, wo ich es gut anwenden konnte. Mit eben dieser Post gehen die 5 Ld'or wieder in Ihres Königs Land zurück; denn meine Mutter braucht sie nöthiger als ich. Sie sind es werth, gute weiche Seele, daſs ich Ihnen dieses nicht verheele, da in jedem andern Falle, nur in diesem einzigen nicht, meine Erzälung dieses Umstandes ihm den ganzen Werth geraubt hätte. Ihnen, mein theurer, sind also die Segnungen, die Ihr Geld als Zinsen bringen wird.

Groskurds MS. habe ich heute ganz durchgelesen, und in dem

[1] Vgl. Nr. 17, Anm. 8.

Blatte welches seine eignen Anmerkungen enthält, werden Sie die meinigen, die sich freilich in wenig Raum bringen lassen, antreffen. Nützen Sie davon was, und wie Sie es für gut finden. Zu mehrern Noten sah ich in dem bisherigen Theile des Werkchens keine Gelegenheit. Daher erhalten Sie es auch ungesäumt wieder. Nur die beygehende Kupfertafel habe ich zurückbehalten, um einmal zu versuchen, ob es möglich sey, eine etwas gelenkere Zeichnung zu liefern. Sobald ich damit zu Stande bin, folgt sie unverzüglich, allein fast bezweifle ich, dass ich fähig seyn werde, etwas geschicktes herauszubringen. Was Sparrman von seinem Sprachgemenge erwähnt, ist wie der Himmel weis, wahr genug. Auch HE. Groskurd ist nicht immer ganz frey davon geblieben; so spricht er z. B. vom Miste womit er Nebel versteht; das Wort ist freilich in Niedersachsen üblich, allein ich dächte in einem Buche müsste es nicht erscheinen. Die vielen holländischen Brocken werden auch wol wegkommen müssen, denn der ganze Werth von dergl. Dingen beruht blos darauf, dass die phraseologien der verwandten Sprachen unähnlich sind, und folgl. etwas auffallen: wenn man aber bedenkt dass z. B. kromme Tal, eine blos gewöhnliche Redensart ist, um Jargon auszudrucken, so müsste man nicht ‚krummes Holländisch' übersetzen, sowenig man Cul-de-sac und andre bildliche Wörter, wörtlich übertragen darf.

Ich beklage es herzlich, mein Theurester, dass ich nur ein einziges Exemplar der Observations besitze, mithin Ihnen keines schicken kann. Sie erinnern sich aber vielleicht dass ich dem Minister von Zedlitz eines geschickt habe; wenigstens ist mir das so fest in Gedanken, dass ich mich sehr irren müsste wenn es nicht wäre; solte der Ihnen nicht das Buch leihen? Giebt Gott seinen Segen, so erhalten Sie Mitte Julii gewis das dritte Viertheil, und Mitte Augusts das letzte des Mspts. Solte letzteres auch bis zu Ende Augusts zögern so wird es hoffentlich doch noch zeitig genug ankommen. Ich bin so begierig, wie Sie immer seyn können das Ende dieser Arbeit und ihre Erscheinung im Druck zu sehn. Sie können auf mich, und auf alles was von mir und meinen Kräften abhängt, mit Recht, und in vollem Maasse zählen. Wenn die Termine die ich hier angebe, Ihnen nicht gefallen solten, so sagen Sie mirs mit 2 Zeilen, ich will alles thun, alles anstrengen; denn das Werk muss, wie Sie ganz recht bemerken zur Messe um Michaelis fertig seyn.

Soemmerring, mein einziger, rechtschaffener Sömmerring grüsst Sie recht herzlich, und ist äusserst erfreut über die gute Nachricht, und wird sich ans Werk machen, Ihnen sobald als möglich die Platten zu liefern. Sie sind ein herrlicher Mann, dass Sie so für die Wissenschaft sorgen. Ich meines Theils bin überzeugt, dass damit Sömmerring selbst in der literarischen Welt der Ruhm bereitet wird, der ihm so reichlich gebührt.

Ich habe Ihr Geschenk, von Lambergs Geschichte[2] in einer Ruhestunde mit wahrem Vergnügen gelesen. Die Zeichnungen sind nach der Natur, und nicht alltägliche Aussichten. Der Standpunkt des Zeichners war dem Herzen ziemlich nahe, und die ein- und ausgehenden scheinen mit der Strenge und Scharfsichtigkeit eines preuss. Accisebedienten examinirt worden zu seyn. Nur eins hätte ich gewünscht; ein wenig Nutzanwendung; denn offenbar kommt alles Unglück Lambergs und der andren daher, weil sie Abgötterey treiben, und ihr liebes Herz, oder die Vollkommenheiten des Geschöpfs so heiss lieben, dass für den Schöpfer, der alles in allem ist, kein Plätzchen übrig bleibt. Wer Gott nicht mehr liebt als alles andre, der ist der wahre Götzendiener; nicht der arme Indianer, der vor seinem Klotz niederkniet, weil er von keinem bessern Gott weiss. Es herrscht in den besten Schriften unsers Jahrzehends ein solcher feuriger egoismus, dass man dafür mit etwas Gefühl von ächter Religion zurückbebt. Die Lieblingscharaktere der Romandichter, auch der philosophischen, greifen alles so heiss an, dass es in ihren Händen erglühen muss, gerade als ob Sie da wären um nur alles zu betasten was ihnen gelüstet. Hier fühlt einer seine eigne Vortreflichkeit, weil er sie am andern zu schätzen und zu lieben weiss, und auf Rechnung seiner tugendlichen Kraft, thut er sich was zu Gut, und überlässt sich jeder Leidenschaft, jeder Phantasie mit einem Grade von Raserey. Niemand ist gut, denn der einige Gott, — und wo wir gutes, wo wir Vollkommenheit irgend einer Art finden, da lesen wir Buchstaben von der Gegenwart Gottes, erkennen einzelne Züge von ihm, im Schattengemählde des Geschöpfes. Mögte man immer niederfallen und anbeten, wenn man etwas vollkommenes sieht, solange nicht das Geschöpf, sondern der es schmückte und herrlich machte der Gegenstand der Anbetung ist. Allein davon ist ja nirgends die Rede; sondern das Ding das mir gefällt ist mir Alles, ist der einzige Gegenstand meines Gottesdienstes; ausser ihm ist für mich kein Gut, kein Gott. Dann geht es mir wie dem guten Lamberg; mein leimerner Abgott hält die Feuerprobe nicht, und ich gehe mit zu Grunde. — Adieu, mein Lieber, zürnen Sie nicht über meine Sontagsandacht, sie ist hoffentlich der Kürze halber so gut als eine berlinische Predigt von Ihren neuen Gnostikern ohne *γνωσις*. Doch es ist vielleicht zu viel gethan, Ihre neuen Reformatoren mit jenen alten Ketzern zu vergleichen, in B. verspeyen sie zwar das Kreutz, die Deosculationem überlassen sie aber noch den Potzdammern.

Ich bin ganz mit vollem Herzen der Ihrige

Cassel. d. 16. Jun. 1782. Forster.

[2] Gemeint ist jedenfalls, wie mir R. Köhler freundlichst mitteilt, das zuerst 1774 anonym erschienene *Mémorial d'un mondain* vom Grafen Maximilian Joseph von Lamberg (1729—1792); eine deutsche Übersetzung von H. L. Wagner erschien als Tagebuch eines Weltmanns Frankfurt a. M. 1775.

40.

C. 23. Jun 1782.

Hier kommen die Bestien wieder zurück, mein liebster! Ich habe an dem Hartebeest mein möglichstes gethan; und wenn ich Ihnen sage, dass ich es nie lebendig gesehen, und keine Zeichnung davon noch von einer nahe verwandten Art besitze, so habe ich zu meiner Entschuldigung gesagt, was sich sagen lässt. Ledern ist meine Zeichnung zur Noth; für lebendig will ich sie nicht ausgeben. Der Kupferstecher muss angewiesen werden, das Sparrmannische Blat doch zu Hülfe zu nehmen, denn die falschen Hufe, d. i. dieser Theil [kleine Zeichnung] sind zu gross gerathen. Vom Eland kann ich vollends wenig sagen; wenn man nicht die Zeichnung ganz umschmelzen will, und das ist aus dem Kopf nicht thunlich, so kann man nichts rechts dran thun. Allenfalls hie und da einige Muskeln andeuten, ist alles was sich wagen lässt.

In meinem letzten ist p^to Soemmerrings eine Unrichtigkeit weil ich ihn misverstanden hatte. Die Zeichnung zu seinem Werke haben Sie ja! Aber das MS. wird er baldmöglichst fertigen. Ich arbeite fleissig an den Obss. und denke dass es für Sie ist. Gott segne Sie, mein Bester! Ich bin ganz der Ihrige

G. F.

41.

Cassel. 21. Jul. 82.

Theuerster Freund!

Heute gieng mit der fahrenden Post ein Pack an Sie ab, worin wieder zwey Abschnitte von der Uebersetzung, die mir viel zu schaffen gemacht haben, enthalten sind. Sie fassen zwar nicht das ganze dritte Viertheil, allein dieses ist doch ganz bis auf 10 Seiten übersetzt, und ich habe das übrige aus keiner andern Ursach reservirt, als weil ich es gern nochmals mit einem kritischen Blick durchgehen will. Wenn ich eine Bitte wagen darf, so ist es die, dass Sie sich bey der Correctur nicht verspäten mögen. Fürwahr, mein theuerster, die Sache ist der Mühe und der Arbeit nicht werth, die wir daran verschwenden. Ich werde es recht gewahr, wenn ich die verzweifelten Perioden auseinander wickeln, und die im nämlichen Absatz vorkommenden Widersprüche reimen soll. Die Analyse giebt endlich gar nichts als philosophische Gemeinplätze, und eine ungeheure Brühe von Raisonnement, worauf die wenigen Fakta wie ein kleiner Nachen schwimmen, ut Wezelianis utar verbis. Das alles hat der böse — Feind hätte ich bald gesagt, — der böse Sandwich[1] auf seinem Gewissen; denn er ist schuld daran, dass ein Gelehrter,

[1] Präses des Admiralitäts-Kollegiums, das Reinhold Forster übervorteilte.

dem es sonst an Kopf nicht fehlt, invitâ Minervâ schrieb, und diesen hydrocephalum zur Welt gebar. Wenn ich einen Abscheu vor aller Schriftstellerey bekäme, so würden die Obss: schuld daran seyn. —

Wäre mein Bruder Carl aus London, ein gewisser Physiker Nahmens Dr Pikel aus Würzburg,[2] der Etastr. Schwartz aus Braunschweig der meines Vaters Angelegenheit mit den F. M. besorgt hat, und eine Menge Reisende, die mich alle sehen und sprechen wollen, nicht hier gewesen, so hätte ich noch pünktlicher Wort gehalten. Indessen, verleiht mir Gott Gesundheit, so halte ich Wort, und Sie bekommen die letzte Zeile MSS. noch vor Ende Augusts. Vorsicht halber will ich wenn wieder 2 Abschnitte fertig sind, Ihnen solche zustellen; so leidet der Druck keinen Aufschub. Himmel! welche Wonne, wenn ich damit fertig seyn werde!

Zumbrock schickt mir eine Spesen Rechnung von 2 £ 14 shillings, worin ich und Sie interessirt sind. Jetzt habe ich keine Zeit, Ihnen zu melden wie viel davon auf mich fällt. Vielleicht können Sie meinem Bruder Carl in Halle die £ 2, 14 s zustellen, da er in 3 Wochen wieder nach London geht. —

Grüssen Sie Ihre liebe Frau, und den kleinen George von Ihrem getreuesten

Forster.

42.

Herzlich geliebter Freund!

Meine Uebersetzung ist fertig, und Sie erhalten solche hiemit; mein Fuss ist noch nicht einmal ganz heil, doch gehe ich wieder aus. Ich hoffe, Sie werden das Buch jetzt zur Michaelismesse liefern können, es geschähe mir selbst der grösste Gefallen damit; denn 1) wünsche ich den Leuten hier zeigen zu können, dass ich nicht ganz müssig gewesen bin, vorzüglich dem Landgrafen 2) wünsche ichs wegen Heyne und der Göttinger, auch sensu latiori, wegen der gelehrten Welt, die sich auch noch meiner erinnern muss, 3) aber, damit ich bald mit etwas anderm aufwarten möge, welches mir auf mehr als einer Seite helfen kann.

Ich habe, ein wenig kränklich, im metaphysischen Verstande, bisher mit gar zu grosser Gleichgültigkeit auf meine äusserlichen Umstände gesehen; ich habe nichts verschwendet, verprasst, oder durchgebracht; aber ich habe verreisst, verschenkt und aus falscher Delikatesse (false delicacy) mehr verthan als erlaubt ist, als ich selbst begreifen kann. — Jetzt ist es noch Zeit zu erwachen; und ich versichere Ihnen, ich bin so völlig ermuntert, als ob es mit kaltem Wasser geschehen wäre, auch fast mit der unangenehmen Empfindung.

---

[2] J. G. Pickel (1751—1838), Professor der Chemie und Pharmacie in Würzburg.

Ausser Ihnen kann ich dies vor der Hand niemand beichten; können Sie mir aber in der gegenwärtigen Noth nicht Rath geben, und zwar jetzt nicht mit Pflaster, sondern mit dem Amputationsmesser in der Hand, zuspringen, so müssen Sie mir die Liebe thun, nur eilig zu antworten, damit ich mich in Zeiten anderwärts umsehe. Denn kömmt Weihnachten mir über den Hals, und ich bin in meiner jetzigen Lage, so verschlimmere ich mich um 1 oder 200 ℔ und das ists just, was ich vermeiden will.

Ich habe allerley Aussichten von hier einst (jetzt freylich nicht) weg nach Göttingen als Professor zu kommen. Heyne der dort Regen und Sonnenschein macht, ist mein Freund, und will mir gewis wohl. Die Königin v. England hat auch meinen Schwager[1] versichert, sie wünsche etwas für mich zu thun, und würde sich für mich interessiren, wenn in Göttingen eine Stelle vacant würde, wohin ich passte. Doch ein Lehrstuhl ist meine höchste Ambition just nicht; und wenn mich mein bisgen Verdienst, welches mir in Hannover und Göttingen Freunde verschaft hat, nach Göttingen beruft, so brauche ich die königl. Gnade so hoch nicht anzurechnen. — Auch sage ich nur dass ich Aussicht habe. So lange ich aber die Ketten trage, die ich mir hier geschmiedet habe, so lange, mein Besster, hilft mich der beste Ruf nichts, und wäre es auch eine Stelle wie ich sie mir wünsche, wo ich des Lehramts quit wäre, für welches ich mich durchaus nicht schicke. Der erste Punkt also ist Freyheit. Wer frey ist, kann pochen; kann gehn wenn und wohin er will oder gerufen wird, oder kann seine eigne Bedingungen machen, wofern man ihn zu behalten wünscht.

Meine Schulden, hier in Cassel, belaufen sich auf — erschrecken Sie nicht — auf ℔. 1700. — Davon sind 1000 ℔. Vorschuss vom Landgrafen, wovon zu Ende dieses Jahrs 120 ℔. abgetragen sind; und 700 ℔ kleine vertheilte Schulden, wovon die drückendste circa ℔. 300 sind, die ich mit ungeheuren jüdischen procenten verzinse — Ausserdem, bin ich Ihnen noch schuldig — ich weis nicht wie viel, denn ich habe Sie es noch nie nennen gehört.

Mein Salarium macht jetzt ℔. 800. — 120 ℔. werden jährlich zur Zurückzahlung des Landgr. Vorschusses einbehalten. Also Rest: ℔. 680. — ...

[Folgt eine genaue Ausgabenübersicht.]

Mit Collegiis kann ich hier nichts verdienen. Es sind etwa 25, zuweilen noch wenigere Studenten, die hauptsächl Jura studiren, d. i. sich für die Univers. vorbereiten, und mit Latein und juristischen Collegiis sich begnügen. Ich lese daher was ich lese, publice.

---

[1] Hofprediger Schrader in London, seit September 1781 mit einer Schwester Forsters vermählt (Brief des Vaters vom 9. Oktober 1781).

Mit dem Götting. Magazin habe ich zwar etwa 150 ℔ verdient, bin aber Dieterichen demohngeachtet noch weit mehr für die nothwendigsten Bücher schuldig.

Ich kann und muss also, mit meinem Gehalte auskommen, aber wenn ich Schulden bezahlen will, muss ich brav arbeiten. In meinem portefeuille finde ich einige notamina oder Aussichten zu künftigen Arbeiten; ich setze sie her, und höre was Sie dazu sagen.

1) Cooks letzte Reise.
2) Eine Philosophia Zoologica wie Linn. Ph. Botanica.[2]
3) Geographie der Südländer, wovon ich Ihnen schon geschrieben habe.
4) Ein Deutsch und Engl. Wörterbuch, ein Antrag vom Buchhändler Schwickert.
5) Die Johnsonschen Vorreden zu seiner Edition der Engl. Dichter; ein Werk wie Meinhards über die italienischen Dichter[3] könte daraus werden.

ad. 1. Versteht sich von selbst, dass ich daran gehe, sobald ich ein Blat davon habhaft werde.
2. Erfordert Zeit, Bücher, wird brauchbar, bringt auch Ehre; ob es aber seinem Buchhändler und Author profitabel ist???
3. Muss auch Zeit und Hülfsmittel haben.
4. Eine ingrate Arbeit. Das Deutsche von Adelungs Wörterbuch wird zum Grunde gelegt, und ich übersetze es in gutes englisch. — Adelung[4] hat den Englisch-Deutschen Theil übernommen; es soll aber alles zusammen herauskommen. Ich habe mich noch gar nicht mit Schwickert drüber eingelassen; erwähne es hier blos an seinem Orte.
5. Wäre ein Buch für die Welt, allein ich fürchte es heischt eine andre Feder als die meinige, und einen etwas leichtern Sinn.

Antworten Sie mir baldigst, schlagen Sie mir auch etwas vor, ich will fleissig seyn.

Meinen Bruder erwarte ich hier in diesen Tagen. Wollen Sie ihm etwas schicken, so muss es mit umlaufender Post geschehen; denn durch Flandern schicke ich ihm nichts nach; es geht alles gar zu leicht verloren.

Von den Observations lassen Sie mir doch 20 Exemplare auf Schrppr. zukommen.

Sömmerring empfiehlt sich Ihnen auf das herzlichste. Gott erhalte Sie, mein Lieber.

Cassel. d. 15. Aug. 1782. Ewig Ihr getreuester Forster.

---

[2] Erschienen Stockholm 1751. [3] J. N. Meinhard (1721—1767), Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter, Braunschweig 1764. [4] J. Chr. Adelung (1732—1806), Privatgelehrter in Leipzig.

43.

Sie erhalten hiemit den Verfolg des Groskurdschen MSS. zurück, welches ich gar nicht aufgehalten habe. Ich habe nichts daran zu erinnern gefunden, denn die Beschreibungen und Benennungen der Thiere sind richtig, die Namen der zuvor noch nicht beschriebenen aber, willkührlich; sonst hätte ich gern etwas dawider eingewandt dass er sein Hartebeest Antelope Dorcas nennt, indem Dorcas bey Pallas ein ganz anders Thier bedeutet; und Hartebeest bei Pallas Antelope Bubalis, und bei Buffon le Bubale heisst. Da die Groskurdschen Anmerkungen (*) zu diesem Theile des MSS. nicht vorhanden sind, so habe ich mir die Stellen des MSS. gemerkt, wohin dem (*) zufolge, welche kommen sollen, um im Fall der Noth etwas anzuhängen, wenn ich sie erhalte. An einem einzigen Orte, pag. 154 habe ich + dieses Zeichen gemacht, weil der Sinn unverständlich ist. —

Auf dem inliegenden Blatte finden Sie 2 Anmerkungen, die eben nicht erheblich sind. Indessen sind sie nicht ganz verwerflich.

Sie haben wohl recht, dass der Groskurdische Styl etwas sehr maschinenmässiges ist; und freue mich sehr, dass ich ihn unberührt so lassen kann, wie er ist. — Auf pag. 167. und 168. macht der gute Sparrmann durch seine Apologie Uebel ärger. — Zum Henker! da muss man scapham scapham appellare, und sichs weiter nicht merken lassen. Bey dem neuen Worte einhodig habe ich auch einen blauen Strich gemacht.

Ich danke Ihnen bestens, mein Theurester für die Leçons aux Academiciens. Sie sind mir viel wehrt; es ist wahr man hat zuweilen schon am Gefühl einen hinlänglichen Monitor gegen disconvenance und andre Fehler des Styls, allein eine Erinnerung von der Art schadet nicht. Die Herren pseudo-Franzosen verdienten längst diese Züchtigung.

Carl empfiehlt sich bestens. Ihr Pack hat er richtig erhalten. In wenigen Tagen setzt er die Rückreise nach London fort.

Wegen meiner sonstigen Angelegenheiten erwarte ich baldige Nachricht von Ihnen. Noch eins. Könnte ich nicht ein Bändchen mit der Aufschrift: Sammlung kleiner Aufsätze die Naturgeschichte und Geographie betreffend von G. F. herausgeben? und darin

1) aus den Act. Stockholm. meine Beschr. der Gentiana saxosa, c. fig. (versteht sich deutsch, oder doch deutsch und lateinisch)[1]
2) aus den Act. Ups. meine Decas plantarum. (ditto)
3) aus dem Götting. Magazin meine spanische Nachr. von Tahiti,[2]

[1] Vgl. Briefw. II, 712. [2] Vgl. Nr. 24, Anm. 5.

4) ebendaher meinen rothen Baumläufer.[3]
5) aus Buffons neustem Supplementbande, was ich ihm dazu gegeben, und er mit (wie ich höre) grosse éloge daselbst eingerückt hat,
6) Etwas über das Leuchten der Johanniswürmer, eine Erfahrung von mir mit dephlogistisirter Luft.[4]
7) Etwas über Sooloo mit einer ganz kleinen Charte[5]
8) ditto über Neuguinea.[5]
9) Etwas über den Brodfruchtbaum,[6]

und was sich sonst noch vorfinden möchte, zusammentragen, fecerunt alii, & quidam boni, dass sie nämlich das Ihrige, was anderwärts zerstreut, und gleichsam verloren lag, sammelten. Allein dies müsste dann auch bald geschehen. Versteht sich, dass alles, was ich aus schon gedruckten Stücken wieder herhole, grosse Zusätze erhält, mein spanisches Taheiti ausgenommen. —

An gutem Willen solls nicht fehlen, liebster Freund. Ich bitte Sie aber inständig, zu meiner Unterstützung nichts zu thun, das Ihnen lästig fällt. Das lästige davon muss mir allein zu Theil werden. Scilicet: Intressen, u. d. gl. falls Sie mir eine Summe zu Tilgung meiner Kleckschulden verschaffen können.

An Carln finde ich einen guten braven Jungen, wofür ich Gott danke. Ich bin stets der Ihrigste

Cassel. d. 28. Aug. 1782. G. Forster.

44.

C. 16. Sept. 82.

Geliebtester Freund

Jetzt wünschte ich fast mit Ihnen, dass wir uns mündlich besprechen könnten, damit wir uns näher und schneller verständigen mögten. Ihr jüngstes Schreiben vom 10ten nöthigt mir diesen Wunsch ab. Es ist mir in der That nicht eingefallen, dass Sie mein 7faches project so ganz schief nehmen könten, und ich erhole mich kaum von der Verwunderung darüber, dass Sie es wirklich so genommen haben. Wenn ich auch nicht wüsste dass Werke welche auf Kosten der Gesundheit vollendet werden, nicht allemal so vortreflich sind, dass sie die Sünde gegen sich selbst entschuldigten, so würde mich doch das Gefühl meiner körperlichen Schwäche hindern, mich im arbeiten zu übernehmen. Dass aber auch Manufakturarbeiten meine Sache nicht sind, das haben Sie an meinen Auftritten mit Pauli gesehn. Noch mehr. Schriftstellerey ist nicht einmal meine Neigung, sondern es ist Pflicht gegen meine Gläubiger. Ich habe

[3] Götting. Mag. 1, 2, 346; Sämtl. Schr. IV, 374. [4] Götting. Mag. 3, 281; Sämtl. Schr. IV, 377. [5] Vgl. Briefw. I, 359. [6] Erschien 1784 als Kasseler Programm; Sämtl. Schr. IV, 328.

gegessen, getrunken, geschlafen, und bin gekleidet gewesen, — auf Kosten des Fleisses andrer, den ich noch nicht ersetzt habe. Das Erbtheil welches ich als natürlicher Mensch haben solte, kann ich nicht von den Händen derer fodern die es mir vorenthalten, viel weniger darf ichs andre unschuldige entgelten lassen, und in Betracht ihrer in gleiche Verdammnis mit den Gewaltigen der Erde gerathen. Also was bleibt übrig? Soviel Anstrengung, Fleiss und Arbeit, gegen die Früchte ihres Fleisses, die ich genossen habe, wieder darzuwiegen. Wenn ich das gethan habe, so bleibe ich mit der übrigen Welt in keiner weitern Verbindung dieses Tauschhandels, ausgenommen für soviel als ich täglich verzehre, und zu Obdach und Kleidung bedarf. Denn der Endzweck des Lebens, ist was anders noch, als Essen, Trinken, Wohnung und Kleidung; und was anders noch, als die eingebildete Herrlichkeit unseres jetzt so hochgepriesenen Vielwissens. Glückseligkeit! und: Morgen sind wir todt! Wenn ich mir das beides zusammen denke; dann schreyt mein Geist Wehe! über jeden, der seinem Nebenmenschen einen Bluts oder Schweisstropfen auspresst, über die Summe die er ihm schuldig ist. Ist man noch nicht einig darüber, was Glückseligkeit sey, so lasse man doch einen jeden, der sie nicht auf Kosten seines Bruders sucht, — sie suchen wo er will. Für mich ist empfinden, mehr als wissen. — Sie werden mich hier nicht unrecht verstehen. Ein andres ist nach Wahrheit, nach Glückseligkeit, nach mehrerer Empfänglichkeit forschen, und auf diese Art thätig seyn, — und ein anders ist Bücher schmieren, blos um die nämliche Kraft die schon soviele Millionen Menschen anwandten, wieder anzuwenden, und — im Grunde — immer einerley Resultat herauszubringen. Faullenzen und geniessen ist gewis zweyerley.

Dies zur Apologie, dass ich soviele Vorschläge auf einmal Ihnen darlegte, damit Sie wählen, und zugleich meinen guten Willen das meinige dabey zu thun, daraus abnehmen mögten. Wenn ich demnach mit meinem ganzen Vorrath auf einmal gegen Sie, (und sonst gegen keinen) herausgehe, so legen Sie mir es ja nicht so aus als wollte ich 7 Werke auf einmal schreiben, vielweniger sie alle in einem Jahre liefern, sondern glauben Sie, dass mirs unmöglich einmal gleichgültig seyn kann, welches ich vornehmen soll, weil einige Arbeiten, wie z. B. das Wörterbuch, von der Art sind, dass mich nur die Noth dazu treiben kann. Denn Freund, es ist eine Arbeit! — — — NB Unter den Namen die Sie mir nennen, bey denen die Hefte durchgesehn werden sollen, sind einige wo für das Wörterbuch nicht viel Trost, und andre wo eher Nachtheil zu holen wäre; denn Schaden ist jede Zeile von jemanden, der die Sache nicht versteht, und dahin rechne ich solche Leute wie Eschenburg,[1] Ebert

[1] J. J. Eschenburg (1743—1820), Direktor d. Carolinums in Braunschweig.

und den Manheimer Uebersetzer, ohngeachtet aller ihrer Anglomanie. Doch davon ein ander mal, wenn davon Ernst wird.

Heyne, einer der würdigsten Gelehrten die ich kenne, sagte mir einst: lieber HE. Prof. — es giebt zweyerley Arbeiten, 1) solche wovon Schriftstellerruhm abhängt; dabey muss man den Gewinst gegen die Arbeit nicht rechnen, man kann sie nicht sorgfältig genug ausarbeiten und feilen 2) Brodarbeiten, wobey der redliche Mann genug leistet, wenn er gemeinnützig und so vollständig als möglich schreibt; dabey kommt es aber [weder] auf Neuheit der Sachen, noch auf Blumen der Schreibart an. Lathams Vogelgesch.[2] wie ich sie mir dachte, solte blos Uebersetzung seyn, mit etwanigen Anmerkungen, und leicht zu machenden Ergänzungen; ich wolte dabey für Sie und mich auf den gewöhnl. Verdienst gerechnet haben, bey dem Publiko aber nicht mehr Ehre einlegen, als man mit einer gewöhnlichen Uebersetzung einzulegen pflegt. Ich verspreche kein Original, und man wird es also auch nicht fodern. Wie Sie sichs aber denken, und wie ich gern einmal die Vögelgesch. zu bearbeiten wünschte, dazu gehört mehr. Die vollständigste Bibliothek von Reisebeschreibern und Naturforschern müsste mir dabey zu Gebot stehen, und ich müsste an der Spitze des ersten Naturalienkabinets in Europa seyn, um alles in natura zu berichtigen und zu ergänzen. Dann wäre es ein Werk vieler Jahre, ein Werk, welches Schrebers Säugthieren[3] noch vorgienge, und mir Ehre und Nachruhm bringen dürfte, wenn michs da jückte, wie nicht der Fall ist. Eben das nonum prematur in annum[4] geht auch, wie Sie ganz recht urtheilen die philosophiam Zoolog. an.

Zur Geogr. der Südländer werde ich Materialien sammlen. Schreiben Sie mir doch ja Ihre idéen über die Einkleidung, und die Schranken des Inhalts.

Das ist doch arg, dass die Sachen der Naturg. jetzt durchaus nicht gehn wollen. Denn damit geht mein Bändgen einzelne Schriften verloren. Zu blossen Geograph. Sachen habe ich nicht Materialien genug. Ohnehin muss ich dergl. Sachen ins Magazin geben, und darf ich denn erst nach Jahr und Tag wieder anderwärts publiciren.

Ich lasse mir die Abkürzung von Hawkesworth ein angenehmes Geschäft seyn. Nur sagen Sie mir 1) wenn sie fertig seyn soll, — 2) Wie viel Bände stark, 3) ob meine Reise mit drunter gerechnet werden soll, 4) Noch einige nähere Bestimmung wegen des eigentlichen Geschäfts der Abkürzung, über die Gegenstände welche bleiben, welche weg sollen, über die Wiederherstellung des Zu-

[2] J. Latham (geb. 1740), Arzt in London; *General Synopsis of Birds* 1782—1801. [3] Sammlung richtiger und zuverlässiger Abbildungen der Säugetiere, Erlangen 1774—76. [4] Horaz, Ars poet. 388.

sammenhangs, pp. — Ich höre dass doch meine Reisebeschr. ganz vergriffen ist, und freue mich darüber mit Ihnen.

Sprengeln gönne ich den 1 E Bogen der Groskurdschen Uebersetzung. Ich hätte es nicht gewagt, nachdem ich eben mit den leidigen Observations fertig geworden war. Ich wüsste warlich nicht, wo ich hätte anfangen, wo aufhören sollen. Wie Sprengel es anfangen wird bezweifle ich nicht. Er ist aber ein guter fleissiger Kerl, und meine Schwester hilft ihm arbeiten.

Der 1. Bogen Obss. kommt anbey zurück. Sie haben mich damit erschreckt. Alles was Sie sagen, ändern, erinnern, feilen, umkehren, ist vortreflich — allein — was will aus dem Kindlein werden? Ich gestehe Ihnen diese Feile ist auf Produkte dieser Art zu fein; sie müssen nicht Holz sondern Eisen damit raspeln. Wenn ein Buch nichts anders als Schönschreiberey zum Hauptzweck hat, so fodre ich darin die Feile; allein wenn es wissenschaftliche Gegenstände und ernsthafte Belehrung betrift, so muss der Styl nicht das Hauptaugenmerk seyn. Ein Roman und ein physikalisches Buch müssen 2erley seyn. Ist es möglich, dass nur der 1ste Bogen soviel Fehler enthalten solte, und die folgenden nicht? — Wenn wir nichts anders zu thun hätten Freund, denn wollten wir alle unsre Schriften so lange feilen, dass aus jeder Zeile eine Regel der Grammatik sich abstrahiren liesse, und ganze Akademien uns bewundern sollten; Allein darüber gienge der Endzwek der Belehrung verloren. Und wenn ich länger disserire so geht mein Brief für diese Post verloren. Ergo vale faveque tuo

Forstero.

Wegen des Landgrafen und des Pochens bleibe ich Ihnen eine dissertation über Freyheit schuldig, wovon Sie sich doch das nothwendigste aus diesem Briefe abstrahiren können.

45.

Darf ich Sie bitten, mein Bester, meinem Bruder Wilhelm, der jetzt in Halle Medicin studirt, für meine Rechnung ein Tillysches einfaches Anatomisches Besteck auszusuchen und zu kaufen? Es kostet circa 1 ℔.

Wann höre ich wieder von Ihnen? Wann darf ich Ihnen einige Bücherverzeichnisse schicken, und unter welchen Einschränkungen oder Bedingungen darf ich mir überhaupt Bücher von Ihnen ausbitten? Vergessen Sie nicht mir den Messcatalog früh zu schicken, damit meine Antwort Sie noch in Leipzig erreicht.

Wenn Sie meine Idee wegen der Englischen Autoren goutirten, so wäre jetzt, da mein Bruder Carl dort ist, Gelegenheit, die nöthigen Hülfsmittel dazu, so wie zu dem Lexicon anzuschaffen. Carl wird

aber wahrscheinlich in Hamburg engagirt, und in dem Falle ist sein Aufenthalt in London nur auf kurze Zeit.

Auf dem vorstehenden Blat habe ich einige Englische auxiliarien zum Dict. bemerkt.

Cassel. 29. Sept. 82. Ganz Ihr Forster.

46.

Liebster Freund!

Ich habe vor ein paar Tagen den Messkatalog erhalten, und wie ich leicht vermuthen kann, von Ihnen. — Jetzt kann ich nichts weiters thun, als einige Bücher daraus aufzeichnen, welche ich gern haben möchte.

Ist es Ihnen hernach bey kostbarern Werken, wie z. B. Sonnerats Reise[1] nach Ostindien, angenehmer, sie wieder zurückzunehmen, wenn ich sie genutzt habe, so lasse ich mir das gerne gefallen. Auch möchte ich Sie fragen, ob Sie mir einige Bücher aus Ihrem Assortiment zum Durchsehen auf kurze Zeit schicken können und wollen. Das porto trage ich gern. Denn man kann doch schlechterdings nicht wissen, was so ein Buch wie z. B. die Pflanzen Deutschlands nach ihrer gelehrten Geschichte enthält, und wie es bearbeitet ist. Ich umarme Sie von ganzer Seele.

Cassel. 10. Octobr. 1782. G. Forster.

PS. Hrn. Pauli sagen Sie, dass blos HEn. Cramers Nachlässigkeit Schuld sey, dass er diesmal den Bomare[2] den ich ihm noch schicken muss, nicht erhält. Ich werde ihn ihm rectà nach Berlin addressiren. Mich däuchte für den halb ausgearbeiteten Band von Buffon, den er mir auf den Händen liegen liess, hätte ich wohl eine Entschädigung verdient; Aber — — —

Hierher gehört wahrscheinlich folgender undatierte Brief:

47.

Auf Ihr langes, und herzstärkendes Schreiben, mein innig-geliebter Spener, kann ich heute nur vorläufig antworten, und dies zwar aus einer besondern Ursache, weil ich nämlich in der nächsten Sitzung der Alterthumsgesellsch. vorlesen soll, und Sie leicht denken können was mich eine solche Arbeit, über Gegenstände des Alterthums wo ich nicht recht zu Hause bin, und in Französischer Sprache, die ich nicht recht inne habe, kosten mag.[1]

---

[1] P. Sonnerat (1745—1814), *Voyage aux Indes orientales et à la Chine.* Paris 1782. [2] J. Ch. V. de Bomare (1731—1807), *Dictionnaire universel d'histoire naturelle,* Paris 1755.

[1] Vgl. Briefw. I, 311.

Indessen erfolgen hiebey zuerst die Kupfer zu Sparrmanns Reise; die Namen habe ich beygeschrieben, und zwar die deutschen zum Theil erfunden, z. B. Hüpfende Antilope, Elennantilope, pp. — Gefallen Sie Ihnen nicht so streichen Sie sie weg. — Wo zwey lateinische Namen zugleich vorkommen, geschahe es, weil Sparrmanns Benennungen würklich zuweilen nicht passend sind. Der Gnu ist ein Ochs und keine Antilope, u. d. gl. mehr. — Das Kupfer des Hartebeest (sehen Sie doch in ein holl. Lexikon ob ein Hirsch Hert, oder Hart heisst?) ist doch trotz aller drauf verwandten Mühe das schlechteste. Der schwarze Strich auf der Nase muss stärker angedeutet, und die Hörner nach Maasgabe des schwedischen Originals etwas verbessert werden. Ein klein wenig dicker könnte der Hals seyn, ich habe es mit der Feder angemerkt. Man muss davon sagen, wie jener Porter von Pope: God had better make ten new ones, than mend such a little crooked fellow as you. — Die Sparrmannische Figur ist abscheulich, und die unsrige, — ich habe das Thier nicht gesehen, — aber ich zweifle sehr ob sie ihm ähnlich sieht. Doch es siehts ihm keiner an. Auch der Springbok hat einen gar zu schnurgeraden Bauch. Mit den übrigen Kupfern kann man zufrieden seyn. —

Dann auch ein Verzeichnis von Gönnern, denen ich meine Arbeit unterthänigst zu Füssen legen will. Sie sehen daraus ohngefehr was für Freunde ich habe — Die hiesigen und Göttinger werden eigentl. in der Münze bezahlt womit sie mir gezahlt haben, ich habe von den meisten opera bekommen. Können Sie mir noch ein Exempl. von meiner Reisebeschr. überlassen? Die Herzogin von Würtemberg, unsrer Landgr. Schwester[2] verlangt es gar zu dringend. Die Landgräfin selbst hat mein eignes Exemplar; — man soll sich Freunde machen mit dem ungerechten Mammon; und in diesem Fall ist der T. — wenigstens ein schönes Weib. Geizig soll sie seyn; also sehen Sie dass ich bey meinen Geschenken keine interessirte Absicht habe, — indessen habe ich wenigstens gnädige Gesichter, und das ist etwas mehr, als jedermann sich rühmen kann. —

Zu den gewünschten Büchern füge ich noch hinzu: Nouveaux Principes de Physique par M. Carra. 2 Theile.[3] Die grosse Kunst macht ihn rasend. Allein ich habe immer geglaubt dass die Türken nicht ganz unrecht haben für die Unsinnigen soviel Ehrfurcht zu hegen. Im Ernst, es ist zu gewärtigen, dass mancher gute Gedanke in diesem todten Meere schwimmt. Ich glaube ich schriebs Ihnen schon vorhin, dass ich mirs ausbitte, ja dass ich auf keine andre Bedingung Bücher ausnehmen werde, als wofern Sie mir am Schluss eines jeden Jahrs den Werth davon am Honorar ab-

---

[2] Vgl. Briefw. I, 287. [3] J. L. Carra (1743—1793); seine *Principes* erschienen 1782—83.

ziehen. Ihren Schaden kann ich sowenig wollen wie Sie selbst, — ich hoffe Sie sollen es einst auch glauben. Also wenn Sie mirs abziehen vom Honorar, so nehme ich Bücher aus, denn ich mag nicht Schulden machen, da ich schon so tief drin stecke. — Sie werden bemerkt haben dass ich gar wenig aus dem Messcatalog ausgezeichnet habe, — künftig lassen Sie uns über einen kleinen Stock of Books sprechen, die ich als Naturforscher hier, wo in meinem Fache kein Buch vorhanden ist, und keins angekauft wird, nothwendig brauche, — nämlich Werke die innerhalb eines Decennii oder auch länger heraus sind. Wie Sie meine Idee vom Zurückschicken der Bücher goutiren werden, steht zu erwarten. Es ist blos hingewagter Gedanke, und hat gar nichts auf sich, sobald es nicht Ihr Intresse ist, welches ich dabey hauptsächl. sichern wollte. Versteht sich dass ich Scharteken behalte, denn nur gute Bücher können Sie leicht wieder los werden.

Tausend Dank für das besorgte Tillysche Besteck.

Und nun auch 1000 Dank für Ihr Geschenk von Georgi. — An dem Journal von Pavia habe ich keinen eigentl. Antheil, nur blos als Corr. habe aber noch dato nichts eingeschickt — denn in meinem Pult liegen Briefe vom April unbeantwortet, — wegen der Obss. — kann ich mit Georgi etwas ausrichten so ists gut; wo nicht, was wollen Sie dass ich damit thun solle? Ist nicht diese Messe ein Ding unter einem sehr ähnl. Titel heraus? — Ich kann unmögl. einen Augenblick an ein honorar: für die Observations denken. Sie haben dran gewendet, was kein Buchhändler auf dem Erdenrund daran wenden würde, 60 £. Sterl. wo ich nicht irre; und dann noch 25 ℔ und dann noch dies und jenes. Auch freut es mich immer, dass die Meinigen es genossen haben; und mein heissester Wunsch bleibt immer, die Noth die dort herrscht, lindern zu können. Lieber Freund! Alles was uns glücklich macht, ist süsse Pflicht; und was ist seliger als Thränen abwischen und Kummer stillen? —

Hier die Charte von Tupaya; und dann

ad 1) Mein Name schlechtweg auf dem Titel, dazu setzen Sie noch: Professor der Naturgeschichte in Cassel; wir schreiben einst etwas eignes, und da können dann die Titel der Länge nach stehen. Neben dem HE. Vater mag ich mich nicht tituliren lassen.

ad 2) Meine Anmerkungen sind zu unbedeutend, um auf dem Titel viel Rühmens davon zu machen.

ad 3) Sie können gänzl. nach Gutdünken und Convenienz die Bände abtheilen.

ad 4) Der Titel der Charte.

ad 5) Das Verzeichnis über die 20 (21) Exemplare.

Ich danke Ihnen herzlichst im Voraus, für das versprochene

Geld! Gott erhalte uns beide! Er kennt wenigstens meine redliche Absicht. In Ihren freundschaftlichen Busen spreche ich hier noch ein Wort, wovon wir künftig mehr disseriren müssen, es hat auch auf diesen Punkt, und Ihre mehrere, ja wo möglich vollkommene Sicherheit, seine Beziehung. — Sie sind Ehemann, — und ich könnte es werden; ich glaube dass ich mich dazu schicke; mein Herz ist weich und duldsam, und das kann ich ihm auch nachreden, warm fürs gute; ich suche nicht gar zu viel bey einem Weibe, ich glaube ich käme leicht mit einer schlimmen aus, und gewis mit einer guten Frau. — Aber Cassel hat nichts, gar nichts für mich: Armuth und rasender Luxus, und Bettelstolz, ohne Anmuth, ohne Grazie, ohne Erziehung, ohne Lektüre, ohne Weiblichkeit. Göttingen eben so wenig; und das ist die ganze Welt die ich kenne, ob ich gleich das Erdenrund umspannt habe. — Was sagen Sie dazu? Wenn ich meine Freyheit gegen einige Vortheile des häuslichen Lebens vertauschen kann, so thue ichs; Sorge und ewige Plackerey von Kleinigkeiten die eigentl. die Frau besorgen muss, lassen mir nicht Ruhe genug zu denken, zu arbeiten, zu beobachten, und was das wichtigste für mich ist, auf meine innere Ausbildung so das Augenmerk zu richten wie ichs wünschte; von andern Bedürfnissen zu schweigen, die auch bei dem strengsten Regimine und dem erhabensten Schwung der Gedanken, ihr Recht, wiewohl bisher vergebens, behaupten wollen. Rathen Sie mir, was ich thun soll; und zeigen Sie mir wo ich suchen und finden soll.

Das MS. von Sparrmanns Reise erfolgt mit nächster Post, und Raspens geschwätziges Journal besorge ich alsdenn ebenfalls.

48.

Cassel d. 29 X^{br} 1782.

Hier, mein Theurester S. erhalten Sie den Anfang des R-schen[1] MSS. nämlich dessen erste Excursion, zurück. Ich wolte, dass ich im Stande gewesen wäre, etwas besseres daran zu leisten als geschehen ist; allein dann hätte ichs ganz neu schreiben müssen, — wozu leider zu wenig Sachen und realitäten in dem geschwätzigen Tagebuche vorhanden sind. Ich bin ganz Ihrer Meynung; wenn Sie das Ding eine Prellerey von R. nennen. Das einzige was mir dabey noch seltsam vorkommt, ist, wie doch R. der würkl. nicht ohne Kenntniss ist, der so unterhaltend sprechen kann, — so elend schreiben, so wenig beobachten, und so schlechte Auswahl von Sachen treffen konnte. Wahrlich interessiren die streifenden Schauspielerbanden keinen Engländer vielweniger einen Ausländer, und die Anekdoten von R. Reisegefährten, wie oft sie von Politik, Freymaurerey etc. gesprochen, sich einen Wolf geritten, u. d. gl. sind

[1] Raspeschen; vgl. Nr. 47.

äusserst schaal und beweisen mehr als zu deutlich, wie tief der Mensch jetzt hinabgesunken seyn müsse.

Ich habe das, was Sie jetzt erhalten, zweymal durchgesehn. — Mit dem übrigen werde ich sobald ich immer kann, fortfahren, und es sofort einschicken, damit Sie mit dem Druck nicht stille stehn müssen.

Mit herzlichem Verlangen habe ich einer Antwort von Ihnen lange entgegengesehn, das MS. von Groskurd, die Exemplare der Obss. und meine verschriebene Bücher erwartet, jedoch alles bis jetzt vergebens. An dem baldigen Empfang der Bücher ist mir in der That gelegen. Baldinger[2] liehe mir den 3ten Band der Nordischen Beyträge,[3] zu einer Zeit, wo Ihr Bedienter mir schrieb, er wäre noch nicht fertig. Mein einziger Beweggrund, neue Bücher selbst zu kaufen, und es mir am Maule abzuknappen, ist der: damit ich nicht in meinen Zweigen der Wissenschaft stille stehe, sondern von Messe zu Messe fortschreite. Geht dies nicht an, so falle ich in den Augen derer, die von ihren Buchhändlern geschwinder und pünktlicher das Messgut erhalten, und mein Geld oder Arbeit ist übel angewandt. Sagen Sie, was soll ich in der Verlegenheit thun? Lieber gar kein Buch bestellen, als es zu spät erhalten, das ist mein Entschluss — und ich bin überzeugt, der wird bey Ihrer Billigkeit auch Beyfall finden.

Jeder elende Scribler liesst jetzt alles, was existirt, macht aus 99 Büchern das 100ste, und das ganze Heer der Scribler, seine Brüder, verlangen dass man den Wisch kennen und gelesen haben soll, weil vielleicht ein neues Schneckenhäuschen unter 10000 alten, drinnen beschrieben ist, auf dem der HE. Verf. zur Unsterblichkeit reitet. — Eine unangenehme Nothwendigkeit!

Wie wollen Sie den Hawkesworth behandelt wissen? das schreiben Sie mir ganz ausführlich, so bald sie können.

Meine Reisebeschreibung, müsste vielleicht eher noch als Hawkesworth wieder aufgelegt werden, denn Sie wird wirklich gar sehr verlangt, und ist nirgend mehr zu haben. Ich habe selbst mehr als sie kostet dafür geben wollen, aber umsonst. — — Wenn Sie wollen, so lassen Sie mir das Exemplar zukommen, nach welchem der Abdruck geschehen soll, — ich will einiges noch hie und da ändern, auch einige Auswüchse wegschneiden, die mir nicht mehr gefallen. Das wird denn eine castigirte, nicht castrirte, Edition seyn. Ob Sie in 8° oder 4to drucken lassen, werden Sie am besten wissen. Aber wenn ich bitten darf, ja bald. —

---

[2] E. G. Baldinger (1738—1804), Professor der Medizin in Jena, Göttingen und zuletzt Marburg; Urteile Forsters über ihn an Sömmerr. 357. 436. [3] Pallas, Neue nordische Beiträge zur physikalischen und geographischen Erdbeschreibung, 7 Bände, Petersburg und Leipzig, 1781—96.

Von London ist dato noch nichts eingelaufen. — Mein Bruder Carl hat eine Condition in Leverpoole, daher muss ich mich wieder an den HE. Zumbrock halten, der schwerlich der beste Commissionair ist. —

Mit der Gesundheit des Leibes geht es leidlich; von meiner Gemüthsverfassung lassen Sie mich nichts sagen — als dass ich das Rauschen der Stürme noch höre, die mich in diesen Tagen geschüttelt haben. Gott! Gott! Halle und Cassel und London! und überall Wehklage und Schwerdter durch die Seele! — Er gebe Ihnen, der Vater der Menschen, die Ruhe und den Frieden die ich noch nicht fand. Grüssen Sie mir Ihre liebe Frau und küssen in meinem Namen den kleinen George.

Freund Sömmerring empfiehlt sich bestens. Er schreibt Ihnen nächstens. Das Capieuxsche Kupfer[4] ist vortreflich gerathen.

Nun noch eins lebe Wohl! lieber, guter, redlicher Freund, lebe Wohl im neuen Jahre!

G. Forster.

49.

Eben, mein Theurester, erhielt ich aus Göttingen vom Hofr. Heyne zu recensiren: Voyage autour du monde & vers les deux poles par terre & par mer pendant les années 1767 — 1776. par M. de Pagès,[1] Capitaine des Vaisseaux du Roi, Chev^r. de S^t. Louis & Correspondant de l'Académie de Sciences de Paris, — (à Paris, chez Moutard, Imprimeur-libraire de la Reine, de Madame, & de M^e. la Comtesse d'Artois, rue des mathurins hôtel de Cluni) 1782. 2 Bände in gros Oktav 432 und 272 Seiten nebst 1 Kupfer, welches das Zerschneiden eines Wallfisches vorstellt. Bey dem Exemplar welches ich vor mir habe sind keine Charten, ich glaube aber dass 3 od. 4. dazu gehören müssen. —

Diese Reisebeschreibung eines Menschen, der blos für sein Vergnügen die härtesten Strapazzen ausgestanden hat, hauptsächlich um sich an der Simplicität der Menschen im Stande der Natur oder dem Stande der am wenigsten ihm davon abzuweichen schien, zu weiden, — verdient eine Uebersetzung, welche bald gemacht seyn kann, und gewis guten Abgang haben wird. Die Reise nach dem Südpol ist die des M. de Kerguelen,[2] welcher Hr Pagès vermuthlich als Lieut. beywohnte; und wo ein paar Inselchen gefunden wurden, die südlich von Isle de France liegen. Die nach dem Nordpol geschah

[4] Zu Sömmerrings *Anatomia comparata:* vgl. Briefw. 1, 322; an Sömmerring 36.

[1] P. M. F. de Pagès (1748—1793); vgl. Briefw. I, 329; die Recension Gött. gel. Anz. 1783, 557 (Sämtl. Schr. V, 319). [2] J. J. de Kerguelen (1745—1797), *Relation de deux voyages dans les mers australes et des Indes,* Paris 1782.

auf einem Holländischen Grönlandfahrer, bis $81^1/_2{}^0$ also weiter als Phipps.[3] — Die Reise um die Welt gieng von Rochefort nach der Insel St Domingue, von da nach Neu Orleans, den Missisipi hinauf, dann links 600 lieues weit durch wilde Gegenden nach den entferntesten spanischen Missionen in Neumexiko, von diesen nach Sartillo, Mexiko, Akapulko. Hier mit dem Gallion nach den Diebsinseln, nach Samar einer philipp. Insel, und nach Manila. Von Manila nach Batavia, und von da nach Bombay und Surate, dann nach Maskate, und den persischen Meerbusen hinauf nach Bassora, hier mit einigen Beduinen quer über die Sandwüste nach Damas, Beruth, Seyde, dem Antilibanus, den Drusen und Maroniten, und endlich von St. Johann d'Acra nach Marseille. Der Mann hat überall nur die niedrige Classe von Menschen sehn wollen, und gesehn, daher kommt von den Städten und andern Gegenständen um die sich Reisende bekümmern wenig od. nichts vor; allein seine Reise ist dennoch interessant, weil sie sich überall mit dem gemeinen Mann beschäftigt und die Bonhommie des Verf. leuchtet allenthalben durch. Er ist überall zufrieden, und sieht alles in guter heller Farbe, wenn es ihm auch noch so elend geht. Er söhnt einen ordentlich mit den Menschen aus.

Wollen Sie nun die Uebersetzung dieses Werkchens von meiner Hand, so steht sie zu Befehl. Jedoch unter einigen Bedingungen. 1) Dass sie noch dieses Jahr, zu Michaelis erscheint. 2) Dass Sie mir ein Exemplar ohne Zeitverlust verschreiben, und zwar solchergestalt, dass ich es baldmöglichst erhalte, etwa durch Koenig in Strasburg, oder auf ähnliche Art. Die erste Bedingung ist deswegen mir so nothwendig, weil ich mich vor der ganzen Welt, und hauptsächlich vor der hiesigen, schämen muss, dass nichts von mir erscheint. Man glaubt, und der Landgr. selbst glaubt es zuletzt, ich sey faul, und wolle nichts thun, denn niemand lässt sichs einfallen, dass der Verleger an allem Aufschub Schuld seyn kann.

In der That bitte ich Sie jetzt nochmals aufs dringendste, um die Exempl. meiner Uebersetzung von den Observ. — um meine von der Michaelismesse verschriebenen Bücher, und um Antwort auf meine verschiedenen Briefe, welche allesammt Antwort erfordern, und nicht blos Complimenten Briefe waren. Antworten Sie mir hierauf nichts, so schliesse ich unfehlbar, dass Sie mir nicht antworten wollen, und dann muss ich auf andre Mittel sinnen, meine Schuldigkeit gegen Sie zu beobachten und mich ehrlich und dankbar zu bezeigen. Ich bleibe stets

Cassel. 2. März 1783.[4] Ihr Forster.

---

[3] C. J. Phipps Lord Mulgrave (1734—1794), *Journal of a Voyage for making Discoveries towards the North-pole*, London 1774; deutsch von Engel, Bern 1777. [4] Vom selben Tage ein Brief an seinen Vater, Briefw. I, 328.

50.

Ich habe den Pages und Falconer[1] richtig erhalten, mein Bester! und mit der Uebersetzung einen Anfang gemacht. Das Büschingische Blat brauche ich wohl nicht zurück zu schicken. Es versteht sich von selbst dass man solche lapsus, wie die 5 Ersten Bücher Mosis, stillschweigend corrigirt, ohne gros Gekakel davon zu machen. Es ist mir indessen lieb, dass er auch zu beybehaltung aller Kupfer räth. Wie gesagt, das einzige einigermaassen entbehrliche wäre das, wo der Persische Meerbusen, Bassora und Syrien zusammen drauf stehen; allein zum Verstehen ist es freylich weit besser, wenn Sie auch dieses nachstechen lassen.

Eben höre ich, dass die Dessauer Fabrik auch eine Uebersetzung davon ankündigt. Das wollen wir uns hoffentlich nicht anfechten lassen.

Apropos! Unser Müller hat mit Brönnern schlechterdings nicht fertig werden können. Ich habe ihn ganz für Sie gestimmt. Wollen Sie also auf die Schweitzergeschichte entriren, so thun Sie es in Zeiten. Wenn Sie mit umgehender Post an mich deshalb schreiben, treffen ihn Ihre Vorschläge noch hier an, sonst müssen Sie nach Genf schreiben.

Schicken Sie mir die verlangten und noch fehlenden Sachen doch ja fein bald; Besonders nöthig habe ich die Englischen Bücher, nämlich das Wörterbuch, etc. —

Von der Jubilatemesse schicken Sie mir mit allerehestem den Catalog, damit ich das was mir nöthig ist, sogleich auszeichnen und noch während Ihrer Anwesenheit in Leipzig Ihnen melden könne. — Thun Sie mir die Liebe, mein Bester, mir das was ich brauchen werde, eiligst zukommen zu lassen. Hier ist der Mangel an guten neuen Büchern gar zu gross. 20000 Einwohner Cassels lesen bis auf 3 od. 4 keine andre Bücher als Romane und französische Comödien!

Ich wünschte Sie diesen Sommer auf 8 Tage zu sehen; — besuchen zu können — doch das ist in meiner Lage unmöglich. Wir hätten manches abzureden!

Gott erhalte Sie. Ich umarme Sie von ganzer Seele.

Cassel. d. 31. März. 1783. Ihr Forster.

51.

Liebster Freund!

Herr Treuttel schickte mir vor ein paar Tagen beygehendes Exemplar vom Pages, welches ich Ihnen zustelle, damit Sie die Kupfer darnach können stechen lassen. Er sagt er hätte es vor

[1] W. Falconer, *Marine Dictionary*, London 1769.

4 Monathen bereits schicken können. Auch hat er beygelegt: Relations de deux Voyages dans les Mers australes par M. de Kerguelen, ein Band in gr. 8. 244 S. stark, der aber keine 100 S. von der Reise selbst handelt, und nicht zum Uebersetzen ist. Ich werde das nöthige excerpiren, und suo loco im Pages einschalten, dessen Reise vers le pole austral die 2te von Kerguelen ist.

Auch sende ich die Pflanzen Deutschlands zurück.

N B. Den Sonnerat schicken Sie mir nun nicht; ich habe für meine Göttingische Recension[1] das Exemplar zu eigen erhalten, also umsonst.

Ich danke recht sehr für die überschickten Englischen Bücher, sie sind mir sehr willkommen. Die Bellsche Edition of english Plays werden Sie schwerlich haben?

Adieu! Ihr eigenster

Cassel. 6. Apr. 83. Forster.

52.

Cassel. d. 5. Jun. 1783.

Bester Freund

Nebst Anschuldigung des richtigen Empfangs der 300 ℔ nehmen Sie inliegenden Quittungsschein darüber einstweilen, nebst meinem besten Danke an. Ich bescheide mich gern, nach Maasgabe meiner eignen Umstände, dass es oft unmöglich ist dergleichen Posten auf einmal zu bestreiten, sonst können Sie leicht denken würden mir die 400 ℔ auf einem Brete willkommner noch als so vereinzelt gewesen seyn. Folgen die erwünschten 100 ℔ nur bald nach, so hat es indessen nichts auf sich.

Ebenmässig danke ich Ihnen für die schnelle und prompte Expedition der verlangten Bücher, deren Betrag ich Ihnen gern gutschreiben will sobald ich ihn weiss. — Doch ich verlasse mich drauf, mein Bester, einziger Spener, dass Sie mir alles von der Art in Rechnung schreiben; denn ich habe es, wie Sie wissen, nie thun können. Kurz, was Sie sagen dass ich Ihnen schuldig sey, das bin ich Ihnen auch unfehlbar schuldig.

Verzeihen Sie mir aber die Erlaubnis die ich nehmen werde, die Physique du monde zurückzuschicken. Es muss dabey ein Irrthum zum Grunde liegen. Ich wüsste mich wohl zu besinnen, dass ich Carra's Nouveaux Principes pp nicht aber Marivez & Goustier's Physique du Monde[1] ehemals verlangt hätte. Jetzt schicken Sie mir von letztern Werke einen 3ten Theil und ein Supplement du Dictionnaire du Volume précédent; da ich die ersten Bände nicht besitze.

[1] Gött. gel. Anz. 1783, 753.

[1] E. C. de Marivez (1728—1794), Inspecteur des écuries de Mesdames de France, und L. J. Goustier (1722—1799), Professor der Mathematik in Paris, *Physique du monde*, Paris 1780—87.

Es ist mir in soweit lieb gewesen das Buch gesehn zu haben; allein für mich ist es zu geldspielig und unbrauchbar, folglich geht es mit erstem zurück. Den Carra verlange ich nun auch nicht; ich kann ihn zur Einsicht von Göttingen bekommen.

Buffons Supplemente und neue Vogel-Bände, waren mir so unentbehrlich, dass ich nicht umhin konnte, Treutteln drum anzugehn. Sie können sich drauf verlassen, dass ich dorther nichts was ins grosse geht, verschreiben werde. Wie man sich aus Halle nach Strasburg gefunden hat, weis ich auf keinerley Weise zu enträthseln, da ich seit meiner Abreise von London, an dem ganzen Betragen und der Führung jenes Haushalts keinen Theil habe, es wäre denn ein passiver, der mich freylich ein wenig tief schneidet. Sed haec sub rosa.

Die Aushängebogen von Sparrmanns Reise[2] werde ich durchgehen, und die verlangte Vorrede schreiben; lassen Sie mich nur wissen, wenn Sie sie haben müssen, denn Sie können nicht glauben wie ich mit allerley Plackerey mich fast zerreissen muss. Wollen Sie allenfalls auf dem Titel setzen: Herausgegeben [und mit e. Vorrede] von G. F. Denn übersetzt habe ichs doch einmal nicht. Ich vermuthe Sie werden am besten einen Mittelweg vorzuschlagen wissen, und lasse mir diesen Auftrag gerne um Ihrent- auch Sparrmannswillen gefallen. —

Die Charten von Pages. — Ich bin ganz einstimmig mit Ihnen, dass das unwesentliche aus den Charten wegbleiben muss. — Allein ich habe noch einen Einfall. Wollen Sie dass ich Pl. 6 etwas mehr ins Kleine zeichnen, und aus der v. Kerguelenschen Karte verbessern soll? Wollen Sie auch dass wir aus Pl. 7. die Côte de Galles Hams-kes [Eine Benennung die ich ohnehin erst berichtigen muss,] weglassen soll, wodurch wir die halbe Tafel gewinnen? Denn diese Côte kann man ja deutlich und bequem auf der GeneralCharte nachsehn. Wollen Sie endlich, dass ich auch von Pl. 3. nur eine reducirte Charte gebe, denn so genau und détaillirt ist sie gar nicht, dass dadurch das mindeste verloren gehen solte? Ich schickte die franz. originalien demohngeachtet mit an Raspe, damit sich der Kupferstecher darnach in der Ausführung richten könte. Aber mit umgehender Post Antwort. Besprechen Sie sich allenfalls mit dem Dictator Geographicus, oder dem Geographischen Gros Sultan, der uns sonst die Bogensenne zuerkennen mögte! Unter uns, ich glaube es wäre gar nicht schwer zu beweisen, dass der bewusste Grostürk, sobald er sich aus seinem Europäischen Revier verirrt, ein armer Schächer in der Geographie ist. Allein er hat doch das Grosse — Maul.

Was den Pagés anbetrift so habe ich ihn nie als ein Buch von

[2] Vgl. Briefw. I, 332.

auffallender Vortreflichkeit angesehn. Allein ich habe Ihnen mehrmal und wo ich nicht irre auch bey dieser Gelegenheit geschrieben, dass es unmöglich ist gegen den Strom zu schwimmen, und wenn andre Buchhändler alles bey der Erde weg übersetzen lassen, ganz müssig zu gehn. Sie müssen das Publikum so gut wie ein andrer bedienen dürfen, und kaufte es nicht Ihren Pagés, so kaufte es wahrscheinlich einen Dessauischen! Also! — Apropos wird denn wirklich etwas aus der Dessauischen Uebersetzung dieses Buchs? Oder haben die Herren ihre Hörner eingezogen? Aus Kerguelen werde ich was dahingehört, suo loco einschalten.

Der Titel zu den Observ. erfolgt zurück. Steht er Ihnen nun so an, so lassen Sie ihn in Gottes Nahmen drucken. — Das skelettirte Tagebuch ist blosser historischer Leitfaden und wird Gelehrten sehr willkommen seyn; lassen Sie es also nur mit gehen; denn andre Leser incommodirt es doch nicht. Die Vorrede ist ja nicht eigentlich meines Vaters, sondern ich habe sie sehr umgeschmolzen; meines Erachtens kann Sie wohl mitgehen. Es ist ja das Werk hinlänglich bekannt geworden, und darf nicht erst aus einer Vorrede bekannt werden. Wozu Ihnen Zeit und mir Zeit und Lust mangelt. — Die 24 Ex. nehme ich dankbarlichst an, und bedaure dass ich diesmal so lästig falle; bey andern Gelegenheiten erbitte mir nur 10 Exempl. von allem was ich herausgebe, oder übersetze, oder schreibe.

Endlich, den American Almanach betreffend, habe ich schon eine und andere Bekanntschaft angesprochen, und werde mich strenue für Sie verwenden. Aber Gott weis! was ich zusammentrommeln werde; denn unsere blinden und gleichgültigen Hessen haben in NeuYork (nicht in Amerika) gespielt, gesoffen, geh...t und sich übrigens den T... um die Amerikaner bekümmert. So ein Volk, wie das hiesige, was Ungelehrsamkeit und Gleichgültigkeit gegen Wissenschaft und Kenntniss aller Art betrift, kann man sich in Deutschland, zumal dem Protestantischen kaum vorstellen. Von Schlieffen erwarte ich wenig oder nichts, denn der ist uns zu hoch. Indessen gelegentl. mache ich mich doch auch an ihn. Schlözers[3] Brief liegt hier bey. —

Nun eine Bitte.

Schicken Sie mir doch unbeschwert; um den Punkt der massacrirten Benennung Galles Hams-kes im Pagés sobald als möglich zu berichtigen — Engels Uebersetzung von Phipp's Voyage towards the pole, und was Sie in der Geschwindigkeit von Sachen die darauf beziehung haben auftreiben können. Ich liefere alles baldigst zurück. Büsching muss Ihnen zur Hand gehen, das Land ist — zwar nicht Europa, aber doch zu allernächst dran. Fragen Sie ihn einmal was das Galles Hams-kes bedeuten könne. Ueber den Artikel von den

[3] A. L. v. Schlözer (1735—1809), Professor der Politik in Göttingen.

Drusen der in dem Pages vorkommt, habe ich vom Prof. Eichhorn in Jena,[4] der Adlers[5] neustes Werk, (welches viel von Drusen handelt) in den Gött. Anzeigen recensirt hat,[6] — eine Anmerkung eingeholt. Sie sehn nur daraus, dass ich gern eine Sache nicht halb gethan lasse. —

Das 2te Exemplar von dem Nouveau Voyage à la Mer du Sud soll mit der Physique du Monde die Reise nach Berlin ehestens antreten.

NB. Ihr Amerik. Calenderprojekt verschweigen Sie ja vor Biester und Gödike,[7] die ihrer Monathsschrift americana gern einverleiben mögten.

Gelegentlich ein Wort über unsere künftige Ausgabe des Hawkesworth.

Ach Freund! von mir selbst kann ich und mag ich nichts sagen. Also nur dies, leben Sie 1000mahl wohl, und behalten Sie mich lieb. Gott befohlen, lieber Freund! Ewig Ihr

Forster.

53.

d. 22. Jun. Obige Quittung nehmen Sie einstweilen, nebst meinem Herzlichen Danke für Ihre freundschaftliche Hülfe an; bis Gott mich thätiger danken lässt. Ich will wenigstens mein Bestes thun. Ein Freund wie Sie, mein Bester, ist doch etwas des man sich rühmen kann! A friend in need, is a friend indeed!

Ohne Anreihung der Ideen oder Transition schrieben Sie mir, und so schreib' ich Ihnen wieder, und so hab' ich Ihnen stets geschrieben, mich deucht das bringt unsere freundschaftl. Correspondenz mit sich, und ist auch dem Stylo Epistolari angemessen, der sich der Conversation nähert. —

Die Charten 2. 3. und 4 habe ich ohne Ihre Ordre zu erwarten bereits an Raspen abgefertigt. Es sind die von Louisiana und Mexiko; von der Gegend von Bombay und Surate, und endlich von dem Stück von Asien, worüber Pagès zu Lande gereisst ist. Was man nur immer daran entbehren konnte, habe ich weggeschnitten, damit ich für Sie sparte, die N° 2. von Luisiana war die einzige wo ich das nicht konte; sie musste ganz bleiben.

In Betracht der andern muss ich mich nun bestens expediren, da die Zeit so sehr pressirt. Ich werde ohnehin die Umrisse von einigen ganz und gar abcopiren müssen, um die Benennungen

---

[4] J. G. Eichhorn (1752—1827), Orientalist, später in Göttingen. [5] J. G. Ch. Adler (geb. 1756), Orientalist in Rom, dann in Kopenhagen, gab in Rom 1782 ein *Museum cufícum borgianum Velitris* heraus. [6] Gött. gel. Anz. 1783, 177. [7] F. Gedike (1754—1803), Direktor des Werderschen Gymnasiums in Berlin, mit Biester Herausgeber der Berliner Monatsschrift.

deutsch darauf zu schreiben, denn auf die Originale kann ich alle Veränderungen nicht anbringen.

Seyn Sie wegen der Gael-Hamkes Bay ganz unbesorgt. Sie ist ein ganz bekantes Ding; und steht auf allen Charten von der Gegend; mithin gar kein zum ersten mal gesehenes oder genanntes Land, wie HE. O. C. R. Büsching meynt. In der schönen neuen Greenschen Charte von Nord und SüdAmerika, in 6 Bogen, steht dieses Land auch angezeigt; ein Holländer, Gael Hamkes, entdeckte es 1654, — gerade wie auch Van Keulen's Charte besagt. Auch kommt Pagès Angabe ganz mit diesen Positionen überein, und Sie haben ihn nur misverstanden, weil er mit einem freylich unschicklichen Ausdruck sagt nous nous elévions vers la côte de l'Amérique, à la terre de Gallehamques. Denn s'élever heisst eigentlich Polwärts segeln, und hier geschah das Gegentheil, wie die auf der General und Special Charte verzeichneten Routen ausweisen. Amérique begreift ja Grönland in sich!

Meine Erläuterungen hierüber verdanke ich meinem Vater, der auch Gael Hamkes Bay auf seiner vortreflichen neuen Charte der um den Nordpol liegenden Länder anbringt. Diese Charte übertrift alles was ich noch in dem genre gesehn habe, an Genauigkeit, und ist schön gestochen. Sie gehört zu seiner Geschichte der Entdeckungen um den Nordpol.[1]

Den Titel und das Skelet des Tagebuchs lassen Sie doch nur abdrucken. Ich brenne vor Verlangen die Obsv. zu sehn, und meinen Gönnern zu verschenken. Non propter — sed propter —

An die Vorrede zum Sparrmann mache ich mich sogleich.

Aus Kerguelen werde ich zu Pagès Reise nach dem Südpol, in Noten das Nöthige anbringen. Surville und Crozet sind freylich herrl: Subsidien zur neuen Edition des Hawkesworth. Oder wollen Sie diese neue Edition lieber in eine ganz vollständige Sammlung aller Südsee Reisen, nach der Idee, die ich Ihnen einst davon gab, umschmelzen. Hawkesworths 4 Reisen würden darin alsdenn ihren Platz behaupten, und wir köntens ja so einrichten, dass Sie ihn separirt oder in der grössern Sammlung verkaufen könnten, oder wie Sie meynen. Doch Sie haben recht, das pressirt nicht.

Ich freue mich, dass Sie über meine Sorgfalt mir Beyfall zuwinken. Dass ich wegen des gegen den Strom schwimmens so complettement Unrecht hätte, kann ich noch nicht glauben, den Beweis wünschte zu sehn; ich kann nicht lesen was Sie mir davon schreiben. Ihres Beutels Wohlbefinden, Freund, ist hier der einzige gültige Beweis!

Wegen der Amerikanischen Sachen wende ich mich an alle Welt; was der Erfolg seyn wird, weis Gott. Unsere Hessen sind

[1] Erschien 1784; vgl. Briefw. I, 329.

wahrhaftig blind; mit offenen Augen. Das haben sie dort angegaft, und keiner hat die Curiosität gehabt das Ding abzuzeichnen. Ich wende mich nun auch nach Braunschweig und Göttingen und Arolsen. Wo ich noch das beste her hoffe, ist von England selbst, von einem gewissen Squire Sparrow, der vor 14 Tagen hier war, und sich von selbst zu allen Diensten anbot. Er schien ein Mann von Wort seyn zu wollen. Das sey genug auf Ihr age, age, geantwortet!

Biestern schickte ich bereits im April, das Kupfer von Franklin, welches vor seinen Miscellaneous Papers[2] steht; ehe Sie mir noch ein Wort von Ihrem Projekt geschrieben hatten. Doch da Sie die Monatsschrift verlegen, so können Sie auch dieses sehr ähnliche Kupfer zu Ihrem Behuf benutzen. Sömmerring empfiehlt sich; was er beschliessen wird müssen wir abwarten. Wenn die Sache entschieden ist, und er entweder annimmt oder ausschlägt, schreibe ich Ihnen mehr über diesen Punkt.

Nun leben Sie 1000mal Wohl

Ganz Ihr Forster.

54.

Cassel. d. 21. Julius 1783.

Liebster Freund!

Gestern schickte ich Ihnen p fahrende Post die Bände von Marivez, die ich nicht brauche, ein Exemplar von Marion und Surville's Reise, — und den 2ten Theil von Herders Hebr. Poesie,[1] den ich schon hatte, zurück. Noch immer sehe ich wegen des Müllerschen Würmerwerks[2] Ihrer Antwort entgegen.

Sobald ich kann, schicke ich Ihnen die Vorrede zu Sparrmann; ich erliege fast unter der Menge von Arbeiten, und Freunden die Cassel dieses Jahr besuchen.[3] —

Mit Verlangen und Ungeduld, die nun würklich aufs äusserste geschraubt sind, sehe ich der Ankunft der Exemplarien von den Obss. entgegen. Ich habe meine Absichten bey der Austheilung, die zu meinem Vortheil gereichen sollen. Zögern Sie ja keinen Augenblick länger damit. Endlich werde ich anfangen müssen auf meinen Vortheil zu sehen, damit ich aus der verdammten bredouille herauskomme. Ich halte es nicht länger aus. —

Ihr Forster.

---

[2] *Political, Miscellaneous, and Philosophical Pieces never before collected* 1779.

[1] Erschien 1782—83. [2] O. F. Müller (1730—1784), Conferenzrat in Kopenhagen, *Vermium terrestrium et fluviatilium historia*, Kopenhagen 1773—74. [3] Vgl. Briefw. I, 342.

55.

Cassel d. 31. Julius 1783.

Liebster Freund!

Es thut mir leid, dass mein Kerl die Bücher so schlecht gepackt hat. Indessen dürfen Sie darunter nicht leiden. Den Herder rechnen Sie mir also nur an, denn das ist nicht mehr wie billig.

Was die histoire des hommes[1] betrift, so ist dies, wie ich mir vorstelle, eine sehr alte Bestellung; seit der Zeit habe ich mir Hissmanns[2] Uebersetzung davon angeschaft, welches mich auch gereut, denn das Buch ist elend, und ich habe es blos auf das Lob, welches die Götting. Zeitung ihm ertheilte,[3] gekauft, weil ich damals nicht wusste dass HE. Hissmann seine eigene Waare lobte. Können Sie demnach das französ. Original anderwärts loswerden, so verbinden Sie mich recht sehr dadurch.

Dem Exempl. der Observ. sehe entgegen, und dann in 8 Tagen den übrigen. Nehmen Sie meinen besten Dank dafür. Die Stelle meines vorigen Briefs, die Ihnen aufgefallen ist, konnte unmöglich auf den Freund gehen, der alles angestrengt hat, mich aus der brédouille zu ziehen. Eigentlich gehörte sie nicht dahin; es war ein Seufzer, der mir in einem bittern Augenblick entfuhr, wo ich tiefer als sonst fühlte, dass mir noch zur Zeit alles fehlschlägt, was mich aus dem Wasser ganz heraus heben kann. ‚Auf meinen Vortheil sehen' damit meyne ich, dass ich nicht ohne Erwartung bin für einige der verlangten Exemplare gewisse Vortheile zu erlangen, wenn ich den rechten Zeitpunkt sie zu praesentiren nicht verstreichen lasse: hauptsächlich erwarte ich das von den hiesigen Gönnern. Verstehn Sie mich nun? Lieber Freund, wenn wir uns eine Stunde sähen und sprächen, so würden Sie nie den kleinsten Schatten eines Verdachts geschöpft haben, dass jene Stelle meines Briefs auf Sie gienge; Sie würden mich aber bedauern, und sich wundern, dass ich noch den Muth nicht sinken lasse. Seit Ostern kann ich sagen ist kein Tag verstrichen, den ich nicht zur Hälfte und zuweilen ganz an Durchreisende Freunde mit nachdrücklichen Empfehlungen, habe verschwenden müssen. Ich sage verschwenden, denn nur selten ward ich so durch Zuwachs an Kenntnissen belohnt, wie vor ein paar Tagen, durch den Umgang mit meinem lieben Sir William Hamilton aus Neapel.[4] Ich glaube die Vorsehung schickt unser einem von Zeit zu Zeit so einen Tröster, damit man nicht gar verschmachte!

---

[1] Deutscher Titel: Neue Welt- und Menschengeschichte aus dem Französischen. [2] M. Hissmann (1752—1784), Professor der Philosophie in Göttingen. [3] Gött. gel. Anz. 1783, 241. 1178. [4] W. Hamilton (1730 bis 1803), britischer Gesandter in Neapel.

Ich kante O'reillyn nicht persönlich, als mir der Obrist Wiltenius die Zeichnung versprach; jetzt habe ich bey Gelegenheit von Hamiltons Anwesenheit seine Bekanntschaft gemacht, und werde ihn nun treiben, soviel ich immer kann. Sonst habe ich auch vergeblich nach Hamburg geschrieben; meine Schwester hat sich durch die Herren Texier, (Brüder des Gouverneurs von Surinam, wohin sie als Gesellschafterin ihre Exc. der Frau Gouverneurin geht)[5] alle Mühe desfalls gegeben. Ich thue mir Gewalt an, Ihnen von mislungenen Versuchen zu schreiben, doch muss es geschehen, damit Sie sehen, dass ich gern mein äusserstes thäte, um Ihren Wunsch zu erfüllen. Nichts schmerzt mich so sehr, als dass jene unaufhörlichen Besuche mich in meiner Arbeit so schrecklich zurücksetzen. Ich kann Ihren Schluss warlich wieder zurückhallen: ‚die Zeit verstreicht dermassen, dass mir die Haare zu Berge stehen.' —

Gott erhalte Sie, mein Bester. Ich bin stets ganz und gar

der Ihrige Forster

56.

Cassel. 25. Aug. 1783.

Endlich, mein Theuerster, schicke ich Ihnen, was ich nicht eher schicken konnte, 4 bunte Männchen, davon einer ganz umgearbeitet werden muss, und die andern noch ein Bein à person bekommen müssen, — was aber besser ist, zugleich das Tableau von allen Amerikanischen Regimentern und ihren Uniformen, nach welchem Sie mehr Männchen verfertigen lassen können, wenn Sie's für nöthig erachten; wenigstens ist es ein guter Artikel in Ihren Calender. Ich hätte Schleichern wohl ersuchen wollen die Zeichnungen alle selbst noch einmal zu copiren und zweibeinigt zu machen, auch die Pensylv. Independent Comp. Offizier mässig anzuziehen, allein ich mochte Sie nicht länger aufhalten, und bedachte, dass Sie leichter dort jemanden finden können, der diese Aenderung im Hui vornimmt.

Wenn es nach Empfang dieser Kleinigkeit Ihnen noch vorkommt dass der Verfertiger 1 Louisd'or (mehr gewis nicht!) verdient, so zahle ich denselben für Ihre Rechnung, und erbitte mir dagegen soviele Exemplare von den Obss: als der Louisd'or beträgt; indem ich nicht umhin gekonnt habe ein und andres Exemplar an meine hiesigen Freunde auszutheilen, die noch nicht auf der Liste stunden.

Mir ist ein Gypsabguss von der neuen Medaille versprochen worden, welche auf die Anerkennung der Independenz gemacht worden ist; wovon vor einiger Zeit etwas in der Zeitung stand. Auf einer Seite das Brustbild einer schönen Weibsperson mit fliegendem Haar, welches Amerika vorstellt. Auf dem Revers Frankreich als Minerva, die den Schild mit 3 Lilien gegen den Leoparden (Eng-

[5] Vgl. Briefw. I, 382.

land) ausstreckt, und damit das Kind, Amerika bedeckt. — Ist Ihnen damit gedient? so sprechen Sie.

Sie haben recht; ein Buch kann man vom Heyrathen schreiben. Ich will Ihnen aber mit wenigen Worten sagen, wie ich das alles sehe. —

Ich habe nur einen Wunsch in der Welt; rechtschaffen seyn und selig sterben. Nichts kränkt mich mehr, nichts schlägt mich so zu Boden als der Gedanke andre um das Ihrige zu bringen; und dies geschähe unfehlbar, wenn ich jetzt stürbe, da meine Gläubiger wenig oder nichts aus meiner Hinterlassenschaft lösen würden. Nächstdem habe ich nichts so sehr am Herzen als thätig seyn zu können für das gemeine Beste, und das Wohl der Nächsten, denn das ist Pflicht des ehrl. Mannes, der nur einen Augenblick sein Verhältniss mit der Welt überdenkt. Armuth ist aber auch hier ein unüberwindliches Hinderniss. Sie kennen meinen Lebenslauf, wissen wie ich erzogen ward, was ich lernte und nicht lernte, und können also urtheilen dass ich nichts übertreibe, wenn ich Ihnen bekenne, dass ich auf jedem Schritt und Tritt, bey allen Encomiis die man mir zuweilen ertheilt, noch einsehen muss dass ich nichts weis; dies hält mich ab, etwas mit Zuversicht auszuarbeiten; dies ist Ursach, dass ich zu allen meinen Arbeiten dreyfach und zehnfach die Zeit brauche, die es andern kostet. Und dabey hindert mich die Armuth diejenigen Bücher, Charten, Naturalien, Instrumenten anzuschaffen deren ich bedarf, ja selbst die Zeit zu Studiis zu verwenden, die ich schon zu Brodarbeiten aufopfern muss. Was ist die Folge, ich rücke nicht aus der Stelle, und mache meine Sachen schlecht, und komme gar nicht aus der Unordnung meiner Privataffairen. Daher denke ich, es wäre rathsam, wenn ich eine gute Partie thun könnte, zu heyrathen. Freylich muss die Person keine Xantippe seyn, sonst bin ich nicht einmal so glücklich als jetzt, das ist, ich erreiche meinen Zweck nicht, und kann so wenig nützlich in der Welt werden als ich ohne Heyrath dazu Aussicht habe. — — Aber solte es nicht mögl. seyn eine Person anzutreffen, die eben nicht häslich wäre, von so gutem Charakter dass sie einen rechtschaffenen Mann schätzen, liebhaben, und seine Verdienstliche Seite nicht verkennen solte, und die Vermögen dabey hätte? Ein Vermögen, welches mir wenigstens zu meinem reinen Etablissement die Mittel reichlich darböte, ohne dadurch ganz erschöpft zu werden.

Hier ist nichts von der Art. — Ich habe ein weiches Herz, lieber Spener, das werden Sie längst erfahren haben. Unzählige Projekte mit einem Mädgen das nichts hat, aus reiner Liebe, mich zu verbinden, sind mir oft bey der Ansicht dieser oder jener hübschen Dirne durchs Gehirn gelaufen; denn oft fand ich Mädgen die mich wolten, — sie wolten aber nur den Professor und nicht den Georg; Versorgung und einen Mann wolten sie, und da war der

Mann im Amte ihnen der willkommenste. Weil ich das fand, und oft fand, zog ich zurück.

Ich erwarte nichts vollkommenes in der Ehe. Ich kenne was sie unangenehmes, kettendes, drückendes haben kann; empfinde die Vorzüge des ledigen Standes gar wohl — Allein einmal habe ich nach meinen Grundsätzen mir den Umgang mit Frauenzimmer ausser der Ehe nie erlauben wollen und können, und doch fühle ich dass zu meiner Ruhe, zur Besänftigung meiner Einbildungskraft und meines Bluts ein Weib ein nothwendiges Uebel ist. Auch kann ich um unpartheyisch zu seyn, mir nicht verschweigen, dass ein gutes theilnehmendes Weib manche Stunde versüssen kann, die sonst trüb und finster verstreicht. Ich kenne mein Temperament; hätte ich ein gutes Weib, ich suchte nichts mehr in der Welt. Ich bin ohnehin kein Liebhaber von Gesellschaft; nur der Geschlechtstrieb verschlägt mich jetzt zu oft in Gesellschaft, (ich sage Geschlechtstrieb, denn so verkappt er auch ist, und so speciös die Argumente sind, die ich selbst mir zum Vorwand anführe warum ich hie oder dort hingehn will, so bemerke ich doch mehrentheils, dass der Hauptgrund eine innere Unruhe und Unstetigkeit war, die mich nicht zu Hause sitzen liessen; Fleisch und Blut mit einem Wort!) aus der ich auch oft mit Unwillen über mich selbst, und über verschwendete Zeit zurückkehre. Mais c'étoit plus fort que moi.

Meine Gesundheit würde gewinnen, wenn ich heyrathete.

In abstracto sind die rationes decidendi hinreichend. Es kommt drauf an das Individuum zu finden bey dem sie es auch wären. — Jung, unschuldig, gesund und reich — ich sage nicht: schön, nicht: witzig, nicht: überklug — nur etwas Fähigkeit zu begreifen; viel Liebe, und etwas Ernst; vor allem ein Herz das sich mit wahrer Empfindung zu seinem Schöpfer naht, denn das ist das einzige u. Beste was der Mensch hat, das er die Quelle kennt, der er entflossen ist, und dass er sich des Fortschritts zu ihr zurück, bewusst ist, das einzige was er vor dem Thier voraus hat, und ohne das er würklich unglücklicher als alle Thiere, bey einer alsdenn ganz absichtlosen Moral, wäre.

Man spricht viel von der Erziehung die der Mann seiner Frau geben könne. Das glaube ich und glaube es auch nicht. Im gewöhnl. Sinne glaube ich es gar nicht; denn Kinder nehmen selten Lehren an, geschweige Erwachsene. Aber Beyspiel scheint mir die einzige Lehrart, die guten Erfolg haben kann. Man muss durchaus nicht das Ansehen des Lehrers haben wollen, bis man vollkommene Authorität erlangt hat. Alle Ehen, die ich bis jetzt zu beobachten Gelegenheit gehabt, überzeugten mich, dass Mann und Frau allemal wechselseitig einiges von einander annehmen. Ich wünsche bey meiner Frau nur gutes Herz und unverdorbenes Gefühl zu finden, das übrige hat gute Wege, davon bin ich überzeugt.

Verzeihen Sie, wenn Ihnen alles was ich bisher geschrieben habe, zu verwirrt, zu unmethodisch, und rhapsodisch ist. Ich hatte nicht Zeit, es zu ordnen, und doch wird es hinreichend seyn, Ihnen zu näheren Fragen Veranlassung zu geben. Noch eins. Vergessen Sie nicht, dass ich Ihnen hier gesprochen habe, wie man nicht spricht, das ist, dass ich eigentl. Beicht abgelegt, und die innerste Falte des Herzens aus einanderzuschlagen gesucht habe; vielleicht bin ich im Grunde doch ein ehrlicher Kerl.

Jetzt muss ich zum Admiral Dedel laufen, der mir gestern einen Brief von Fregen gebracht hat. So gehts unaufhörl. fort!

Die beyliegende Rede des Erbmarschalls ist meine Arbeit.

Addio, carissimo amico. Ich lebe und sterbe

Ihr Forster.

57.

Cassel. 4. Sept. 1783.

Inniggeliebter Freund

Nur mit 2 Worten, antworte ich auf Ihren gestrigen Brief. Der Hptm. von Bodungen, der einzige, auf dessen Antworten auf Ihre Fragen sich zu verlassen ist, wohnt nicht in der Stadt; dies ist Ursache, dass unmöglich das verlangte mit umlaufender Post expedirt werden konnte. Allein man verspricht mir alles sicher auf den Montag.

Die 4 Ex. der Obss. sind angekommen; dafür herzl. Dank.

In Betreff der moglie erwarte ich Ihre pensieri mit Sehnsucht. Ich habe alles hin und her überlegt, und muss zuletzt mich drein ergeben, dass Heirathen jetzt ganz und gar consilii für mich ist. Der Entschluss wäre also gefasst, und es fehlt nur am Subject. Aber wo finde ich, wo suche, wie fang ichs an, zu suchen? Neue Schwierigkeit, neue Ausgabe, neue Schulden auf ungewisses risico! Möchte man nicht desperiren? Ich glaube es wird heissen müssen: a bold stroke for a wife!

Ich umarme Sie mit wahrer Liebe

Ihr Forster.

Der Bewusste in Halle fulminirt, dass er noch kein Ex. der Bemerkungen gesehen hat. — — Auch brummt er dass er die Mém. de l'Acad. des Inscr. als Fortsetzung nicht erhält, wovon ihnen Treuttel geschrieben haben soll, dass er sie an mich geschickt. an mich nicht, aber vermuthl. an ihren Corr. in Leipzig.

58.

Liebster Freund!

Was ich von Schleichern soeben erhalten habe, schicke ich Ihnen hiermit wieder. Ich hoffe, Sie werden Sich damit beruhigen

können. Machen Sie es doch mit dergleichen Sachen, wie Büsching, Linné und andre Polygraphen, die in der 10ten Edition corrigiren, was noch in der 9ten irrig war; es wird ihr Calender darum nicht geringeren Abgang haben, wenn Sie künftiges Jahr statt dieser, noch andre bunte Männchen hineinsetzen, und dem lieben Publikum die Versicherung geben, dass solche richtiger als die vorigen sind. Das l. Publikum nimmt alles liebreich auf, was aus Liebe zu ihm geschieht, und ultra posse nemo obligatur.

Ich umarme Sie von ganzem Herzen und bitte wegen meiner Kürze heut um Verzeihung ich muss noch an meine Schwester Antonia heut nach Amsterdam schreiben sonst erreicht sie mein Brief schwerlich mehr in Europa. Binnen acht Tagen geht sie nach Surinam unter Segel, als Gesellschaftsdame Ihrer Excellenz der Frau Gouverneurin Texier. Sie ist die einzige Passagierin auf dem Schiffe, nebst ihrer Magd.

Addio, tutto il Tuo

Cassel. d. 8. Sept 1783.[1] Forster.

59.

Cassel. d. 20. Sept. 83.

Geliebtester Freund! Eben erhalte ich von Hrn: Banks folgenden Brief: At last the printing of Capt. Cook's Voyage is begun. As I am informd 3 Sheets are printed, but I have not seen them. I have got an ordre from the admiralty to receive the Sheets as published; but they require that the translation shall not be published in less than a year after the original, which is to appear in may next. I suppose it (die Uebersetzung) could not appear before the succeeding Easterfair.

Whenever Messrs Haude & Spener appoint an agent to receive from me the sheets & plates, I am ready to send them; several plates at least are in my possession ready for them. I understand the agreement is, that You are to translate, & they publish.

Darin hat nun Banks wohl recht, dass die Uebersetzung ohnehin nicht eher als Jahr und Tag nach Erscheinung des Originals fertig werden kann: folglich können wir die absurde Clausel der wohlweisen Admiralität ohne Bedenken eingehen. —

Was aber keinen Aufschub leidet, ist, dass Sie unsern Zumbrock sogleich patentisiren und bevollmächtigen die Bogen und Platten in Empfang zu nehmen, Sie mögen das nun hiebevor schon gethan haben oder nicht. Schicken Sie ihm also unverzüglich sein Creditiv in einer dem Präsidenten der Königl. Gesellschaft verständlichen Sprache, oder mit einem Worte, schreiben Sie an Sr Joseph Banks

[1] Vom selben Tage ein Brief an seinen Vater, Briefw. I, 347.

Baronet, P. R. S. und lassen den Brief durch Hrn. Zumbrock abgeben. Versprechen Sie darin für sich und mich, der Admiralität Willen zu befolgen, und ernennen Sie Zumbrock zum Agenten. Mit q. s. von Danksagung für des Hrn Ritters Mühwaltung. —

Ob für unser Publikum nicht sofort eine ausführliche Ankündigung des Werks in die Zeitungen gerückt und einzeln abgedruckt in Umlauf gebracht werden müsste, stelle ich Ihnen anheim. Warum wählen Sie damit z. B. nicht den Weg der Subscription? Ich erbiete mich zum Sammlen aus allen Kräften. Ankündigung kann wenigstens nicht schaden. Wolte doch Gott, dass ich Ihnen nützlich seyn könte! Mit ganzer Seele

Ihr Forster.

PS. Durch inliegendes Schreiben empfehle ich einen Bergmann, den ich gern untergebracht wüsste. Ich halte ihn für brauchbar, wenn man ihm insbesondere, vorerst, nicht die oberste Aufsicht über ein Werk, und die Ausgabe anvertraut. Aktiv und nicht ohne Kenntniss ist er. Empfehlen Sie ihn Langer[1] heisst er, meo nomine, Ihrem Schwager.

60.

Cassel. d. 25. Sept. 1783.

Liebster Freund! Jetzt werden Sie über die amerikanischen Uniformen das verlangte erhalten haben, welches bey Abgang Ihres letzten gestern erhaltenen Briefs vom 16ten huj. noch nicht eingetroffen seyn müssen. Gern, theuerster Freund, sehr gern wäre ich zum Bodungen oder wohin Sie wollen, für Sie geritten, allein es konnte ihnen diesmal nichts helfen, denn niemand als Schleicher konte bey der Sache gebraucht werden. Ich kenne Bodungen ganz und gar nicht. Wie billig, dass ich sonst alles was in meinen Kräften steht aufbieten müsste, um Ihnen einen Gefallen zu thun.

Die Vorrede zum Sparrmann erhalten Sie ganz gewis; ich habe Ihren Brief der davon handelt, noch nicht weggelegt, sondern bey den Bogen von Sp. Reise behalten, um desto eher etwas zum Lobe des Werkleins sagen zu können.

Es ist unverzeihlich und unverantwortlich Ihnen jetzt bekennen zu müssen, dass ich mit der Uebersetzung des Pages noch nicht weit gediehen bin. Allein so zerrüttet, wie ich diesen Sommer durch Fremde und durch allerhand Teufelszeug — worunter dann auch, verzeihs mir der Himmel, die Heirathsgedanken gehören — gewesen bin, ist es ein Wunder dass ich nur einen Anfang gemacht habe. Das sey gar nicht zu meiner Entschuldigung gesagt, denn ich hatte versprochen und musste halten. Verzeihn Sie mir diese Sünde.

[1] J. H. S. Langer (1755—1788), später in weimarischen Diensten; vgl. an Sömmerr. 26.

Die Platten werden gegenwärtig alle fertig seyn; ich habe sie alle so gut ich konnte revidirt, und die Schrift verdeutscht; nur dafür können wir allebeide nicht, dass die Nürnberger Kupferstecher eine schwerere Faust haben als die Pariser, daher kommts, dass ich auf der Generalcharte einige unbedeutende Namen weglassen musste; hätte ich Charten zur Hand gehabt, so hätte ich ohnedies, statt der schlechten, eine neue Generalcharte gezeichnet. Ich kann wegen des Mspts, und dessen gänzlicher Vollendung nichts gewisses beschliessen; allein soviel lässt sich doch, Krankheit abgerechnet, fest versprechen, dass mit dem 1sten Januar ein beträchtlicher Theil desselben, dem Drucker zugeschickt werden, und dann successivè damit fortgefahren werden soll, bis es alle ist; ich verstehe darunter, dass er nach dem 1sten Januar nie wegen Mangel an Mspt stille stehn soll.

Diesen langen Termin setze ich, weil wir nun auch die Bogen von Banks bekommen, vide mein letztes Schreiben.

Hawkesworth blos was das scientifische betrift zu berichtigen, ist eine Kleinigkeit; aber bestimmen Sie doch nur genauer, was Sie eigentlich daraus machen, was Sie zugesetzt, und ausgelassen haben wollen! Die Berichtigung allein wäre das Werk von wenigen Wochen, könnte auch wohl noch vor Neu Jahr geschehen. (Ich habe den engl. Hawkesworth nicht, den engl. Cook auch nicht. doch denk' ich Dr. Forster würde ihn mir wohl leihen.) Wer ist Kergarion den Sie unter den Hülfsmitteln nennen, den kenne ich ja noch gar nicht?

Nun vom Weibe! — Liebster Spener! Sie kennen meine ruhige Seele noch nicht; ich muss mich nur immer stimuliren um mehr Antheil an Dingen die ausser mir sind zu nehmen, als ich von Temperamentswegen geneigt bin. Auch kennen Sie noch nicht meine Billigkeit in Ansehung der Gesinnungen andrer; ich bin würklich, das darf ich sagen ohne mich zuviel zu loben, (es ist auch angeborne Tugend grossentheils) — ich bin sehr tolerant, und ich vermuthe je länger ich lebe, je mehr werde ichs werden. — Der Schluss daraus ist leicht zu machen: Einen Korb ertrage ich leicht; ich habe mehr als das erlitten, da ich England verlassen musste, wo ich mir Hofnung gemacht hat[te] eine Versorgung zu bekommen. Ich empfinde nicht so heftig als viele Menschen, und vielleicht — doch was bildet man sich nicht ein — vielleicht wäge ich die Dinge darum ihrem wahren Werth gemässer ab. Die herrlichen Eigenschaften, die Sie dem Ihnen bewussten Mädchen beilegen zumal das gut, treffen sich so selten beysammen, dass man wirklich, sobald man überall entschieden ist zu heirathen, nicht anstehen kann wenigstens den Versuch zu wagen, aus dieser rara ave die Seinige zu machen. Wohl klopft das Herz dabey, doch aber ganz ordentlich, und wie ein gehorsames, an Zucht gewöhntes Herz!

Wenn, wie, und unter welchen Umständen gereist werden solle, muss nun Ihre weitere Belehrung entscheiden. Was für einen Vorwand nach M. zu kommen, da zu bleiben, und welche Mittel an die Person quaestionis zu gelangen, das alles sind mir noch terrae australes incognitae; indessen geh ich gern auf Entdeckungen aus.

Sonderbar ists, dass zu eben der Zeit da ich Ihren Brief mit diesem Vorschlag erhielt — einer Periode, wo ich schon seit einigen Tagen über meine künftige Aussicht in der Welt unschlüssig gewesen, und mich endlich mit meiner gewöhnlichen, aber sichern Zuflucht, mit der Vaterhand der Vorsehung beruhigt hatte, — dass zu eben dieser Zeit noch ein Vorschlag an mich gelangte, der mir ein ganz anderes Feld öfnete, und mich zu einer carrière auffoderte, zu der ich vielleicht — wenn ich mich kenne — besser als zum Lehrer und Professor mich schickte. — Ein englischer Minister an einem auswärtigen Hofe, schlägt mir vor, die Sekretairstelle bey ihm mit £ 100. und alles bis auf den friseur inclusive frey, anzunehmen. Er ist wohlhabend, mehr Freund als Herr seines Sekretairs, und hat deren schon mehrere auf eine gute und den Ehrgeiz befriedigende Art versorgt. Verreisst er, so lässt er seinen Secr. als Chargé d'affaires zurück, (versteht sich wenn er sich auf ihn verlassen kann) und einer der nur kurze Zeit bey ihm war, ist jetzt schon selbst Envoyé. Das ganze Geschäft besteht in wöchentlich 3tägiger Correspondenz, mit 4 ganz freyen Tagen. — Belle Chimère! werden Sie sagen, und so sage ich auch; denn um von hier weg, und in dieses Fach mich werfen zu können, fehlen mir wenigstens $^2/_m$ Thaler. Also —

Doch schreib ichs Ihnen, mein Bester, als einen beruhigenden Wink der Vorsehung, die uns dann, wann wir glauben es sey nirgend mehr Aussicht, so ein lointain hinmalt, an dem wir gewahr werden können, dass es noch Hülfe genug gebe, von der wir uns nicht träumen liessen.

Addio Carissimo. Nur bald wieder Antwort.

Ganz der Ihrige Forster.

61.

Göttingen 12. Oct. 1783.[1]

Nur zwey Worte, liebster Spener, auf Ihren vortrefl. freundschaftl. Brief vom 23. Sept. — Ich bin hier (in Göttingen) seit 8 Tagen mit excerpiren[2] auf der Bibliothek beschäftigt, und schreibe Ihnen nach Berlin (sobald ich wieder zu Hause bin) weitläuftig wegen des lieben, angenehmen Inhalts Ihres Briefs, ich meine wegen Mlle Lieberten.

---

[1] Vom selben Tage ein Brief an seinen Vater, Briefw. I, 348. [2] Vgl. Briefw. I, 349. 350.

Jetzt Affairen von andrer Art. Die verlangte Vorrede erfolgt hiemit. Ich hoffe und schmeichle mir, sie wird Ihres Beifalls nicht ganz verfehlen. Anderwärts als hier, hätte ich sie, bey meiner Entblössung von Büchern nicht einmal zu Stande bringen können. Es ist auch nicht leicht gewesen ohne Wahrheit vorbey zu spatzieren, Sparrmann zu loben ohne Ausnahme, und über seine verteufelte langweilige Schreibart so glimpflich hinweg zu rutschen.

Ich bin bereit die Revision meiner Reisebeschr. vorzunehmen, sobald Sie mir ein Exemplar dazu liefern. — Eins und anderes, das gerad im 2ten Theil steht, möchte ich doch wohl ändern. Dann dürften wir ja keck sagen: neue, verbesserte, und vermehrte Auflage!!!

Hier bin ich zu sehr beschäftigt, um Ihnen auf Ihre détails ein gescheutes Wort zu sagen. Aber freylich fühle ich tief welch einen Freund ich an Ihnen habe. Wie es anzufangen ist, dass ich nach Magdeburg komme, Zutritt finde, und unter plausibeln Vorwand, begreife ich noch nicht. Denn mit Resewitz ist aus den Ihnen bewussten, und aus andern mir bewussten Gründen nichts anzufangen. Er ist der trefliche immaculate Man nicht, dafür ich ihn in meiner Unschuld sonst hielt! Ach wer ist auch heutiges Tags immaculate? —

Vale carissime, & me diligere perge tui amantissimum

Forsterum.

62.

Cassel. d. 23. Oct. 1783.[1]

amice suavissime!

Ich habe die Post beynah versäumt, und kann Ihnen also auch von hier aus wieder nur einen kurzen Brief schreiben. Meinen Br. aus Göttingen mit der Vorr. zu Sparrman, werden Sie doch richtig empfangen haben?

Zuerst, mein Bester! schicken Sie mir doch, mit ehestem das Papiergeld zurück, welches ich Ihnen geliehen habe; der Eigenthümer, HE. Lieut. Müller, lässt mich öfters darum mahnen und trillen, als ob es ein Schatz wäre. Vergessen Sie's nicht.

Alles was Ihr Schreiben besagt, macht mir zu der bewussten Parthie immer mehr Lust; allein Sie haben recht, ich fühl's durch und durch: ich muss selbst sehen; sonst bleib ich kalt, gleichgültig, und unthätig in der Sache. — aber nun, die Mittel dort ohne Aufsehen zu machen, und meine Absicht blos zu geben, mich aufzuhalten; ein Vorwand an einem Orte wie Magdeburg lange genug, doch wenigstens etliche Tage, zu bleiben, und während dieser Zeit recht oft, ja fast immer bey HE. und Mad? Grenier im Hause zu stecken um die kleine L. zu beobachten, die Leute zu

[1] Vom selben Tage ein Brief an Lichtenberg, Briefw. I, 349.

sondiren, mich ihnen bekannt zu machen, und mir den Weg zu meiner Anfrage zu bahnen? Noch mehr! Denn es gilt hier keine mauvaise honte; das Mittel, dies alles mit — 0 — nichts in der Tasche zu verrichten? Ich bin in dieser Periode so situirt, dass ich nichts dazu abwerfen kann; folglich ist es wahrscheinlich genug, dass vors erste, die Reise nach M. und wenns der Himmel gewolt hätte nach Berlin, unterbleiben muss. Ich halte viel auf die Vorsehung, und auf Beruhigung in ihren Wegen. Wenn sie mir also die Mittel versagt, die ich in meiner Blindheit für schicklich halte meine Lage zu verbessern, so bin ichs zufrieden und denke; nun, es wird sich ja wohl einmal auf eine andre Art thun lassen. Ich muss Ihnen gestehen, ich hatte diesmal würklich gehoft, meine Geschenke an so viele fürstl. Personen, würden mir doch von irgend einem etwa ein Gegengeschenk zu Wege gebracht haben; das hatte ich dann zu Bestreitung dieser Reise bestimmt. Voilà mon pot au lait cassé.

Von Ihnen kann und will ich in diesem Falle keine Beisteuer verlangen, das wäre die höchste Ungerechtigkeit. Ich bin Ihnen schon zu viel schuldig, um Sie in Gefahr zu setzen, noch mehr an mir zu verlieren, wenn es Gott gefiele mich abzufodern. Wissen Sie aber irgend einen Ausweg, wovon mir jedoch nichts einfallen will, so sagen Sie ihn mir.

Von einer andern Seite glaube ich doch, dass meinem Schicksal auf eine oder die andre Art eine Veränderung bevorsteht. Ich habe Ihnen neulich von einer (wiewohl nicht annehmlichen) Offerte geschrieben; jetzt ist mir aus einer ganz andern Weltgegend eine ganz andre geschehen, wovon ich Ihnen unmöglich näher schreiben kann, als bis ich selbst näher deshalb benachrichtigt bin; denn noch ist alles blosse vague Anfrage. Ich würde, wenn es damit zu Stande käme, zwar Ort, aber nicht Wissenschaft und Beschäftigung und Stand wechseln.[2] — Glauben Sie indessen, dass Sie gewis der erste meiner Freunde seyn sollen, der etwas davon erfährt.

Schicken Sie mir doch ein Ex. meiner Reisebeschr. damit ich sogleich Anstalt zur Revision machen könne, und schreiben Sie ja bald

Ihrem getreuesten Forster.

63.

Cassel. d. 30. Oct. 1783.

Mein inniggeliebter Freund!

Das amerikanische Geld, muss in Silber, etwa 1 Dollar, i. e. einen spanischen Piastre, oder französ. Thaler, gegolten haben; es müsste eigentl. der Werth drauf stehn; die Münze ist doch nicht

[2] Wohl die erste Andeutung des Rufs nach Wilna; vgl. Briefw. I, 364; Sämtl. Schr. VII, 211.

erdichtet? Die hiesigen Leute aus Amerika kennen sie nicht recht. —

Ich erwarte Ihre ausführlichere Benachrichtigung über das was statt der Ausgabe in 8. meiner Reise als Proömium erscheinen soll.

Calender aller Art können hier einpassiren, sie werden gestempelt, das Stück à $^1/_2$ gg. für das Waisenhaus, Kann ich Ihnen zum Vertrieb behülflich seyn, so sprechen Sie. Der Waisenhaus Buchdrucker HE. Ober-Commissarius Barmeier,[1] (ein Schwager des Hofr. Claproths[2] in Göttingen) hat hier allerley Calender in Commission. —

Giebt Rosenstiel[3] keine Antwort auf meinen Brief wegen des Bergverwalters Langer?

Da Mlle L. den Winter in Berlin zubringt, so sind alle Schwierigkeiten wegen Magdeburg gehoben. Sie können inzwischen observiren bis die Angrifsplane fertig werden. — Ich bin Gottlob! wieder ganz Geduld, und kann Zeit und Gelegenheit abwarten.

Ist die Vorrede noch nicht gedruckt, zu Sparrman? so könnte allenfalls statt Impune, Lolli, carpere lividas[4] gesetzt werden Impune, — —, carpere lividas. Doch dies ist von keinem Belang, sowenig wie die ganze Tirade aus dem Horaz. —

Addio, carissimo.

Tutto il tuo Forster.

64.

Cassel. d. 10. Novemb. 1783.

Mein inniggeliebter Freund!

Verzeihen Sie dass ich Sie mit Besorgung des Einschl. an Nicolai behellige; dass ich ihm nicht gern porto verursache hat seine Ursachen; Sie kennen ja den langen! — —

Noch in diesem Monath bringt Ihnen Charles Grosett Esq.[1] ein paar englische Empfehlungszeilen von mir; Ich habe ihn bey Lichtenberg kennen gelernt, der ihn sehr schätzt und ordentl. lieb hat. Es ist ein gutherziger Narr, der ganz stupende viel weiss, viel gesehen, viel behalten hat, und fast in allen Künsten und Wissenschaften zu Hause ist; in Gibraltar geboren; Portugal, Spanien, Brasilien, Westindien Nordamerika, Holland, (Frankreich) hat er bereist, und jetzt bereist er Deutschland, und will überall wo er hinkommt Gelehrte kennen lernen; er ist auch Kenner von Musik, und selbst geübt. Ich verschaffe ihm Ihre Bekanntschaft, weil Sie die Berliner Gelehrten und Künstler v. Verdienst kennen, und ihm leicht

---

[1] Vgl. an Sömmerr. 26. 87. 136. [2] M. H. Klaproth (1743—1817), Professor der Chemie; vgl. Briefw. II, 26. [3] F. W. Rosenstiel (1754 bis 1832), Bergrat in Berlin; Urteil Forsters über ihn an Sömmerr. 46. [4] Horaz, Carm. 4, 9, 33.

[1] Vgl. Briefw. I, 353.

Anweisung geben können, was er mit Nicolais Beschr. von Berlin und Potsdam in der Hand, selbst nachsehen, und was er ungesehen lassen soll. Ich habe nur noch einen Engländer gesehen, der so geläufig schwatzte; seine Zunge steht nicht still, und alle seine Ausdrücke sind original. Halten Sie ihn deswegen ja nicht für einen blossen Schwätzer; sie werden finden, dass er im Durchschnitt von den meisten Sachen eine gründliche und genaue Kenntniss besitzt; das geht bis auf Dinge die man bey ihm nicht suchen sollte; z. B. engl. Buchhandel, Buchdruckerschwärze, pp. Ich glaube Sie werden ihn unterhaltend finden, wie ich es mit Soemmerring und Lichtenberg gethan. Er scheint in guten Umständen zu seyn, hält aber sehr genau zusammen, eine Tugend die Ihr Freund in Cassel von Tag zu Tage mehr bewundern lernt. Auch an Nicolai habe ich ihn empfolen.

Vorige Woche erhielt ich ein Exemplar des 2ten Bandes meiner Reise, worin ein paar Bogen fehlten. Das thut nichts, denn ich werde sehen, dass ich jemand ein Exemplar hier abborge, und dann gehts gleich ans revidiren. Ihre nähere Entwickelung der Idee zu den Prolegomenis erwarte ich.

♍ ist das Zeichen der Jungfrau — wo es in meinen Briefen vorkommt, bedeutet es Ehestandsgedanken, und warme genialische Luft, die in verliebten Seufzern dem Busen entschlupft — — — Es fällt mir ein wichtiges NB ein, wovon ich Sie unverzügl. benachrichtigen muss. Höchst wahrscheinlich werde ich um diese Zeit zum Prorector gewählt, ein Amt, welches man den 2ten Januar antreten muss, welches aber zugleich eine mehr als sonst fixe Residenz in Cassel voraussetzt. Wenn Sie es demnach für nöthig fänden dass ich mich in meine Sonnennähe versetzen solle, so müsste dieses noch currente anno, also während des traurigen Decembers geschehen. Ich bin dieses wohl zufrieden, und da doch ohne jenes selbstsehen nichts ausgerichtet werden kann, so dächte ich unmaasgeblich, je eher je lieber, damit man aus der Ungewisheit kommt, und sein Schicksal erfährt. Wenn es nicht mit Mlle L. geht, so wird sonst noch wohl Auskunft seyn. Nun sagen Sie mir nur, wie Sie von der Reise opiniren, ob ich nun kommen soll, oder über 2 Jahre? Während des Prorectorats würde ich schwerlich mehr als einen Urlaub bekommen, der wäre ohnmasgebl. zur Abholung der Frau bestimmt. Doch alles wie Sie meynen, besser wissen und verstehen. Wahrhaftig ich freue mich mehr auf den Augenblick wo ich Sie in meine Arme schliessen werde, als auf alles was ich sonst in B. zu sehn bekommen werde; es müsste dann der Augenblick seyn, wo Sie mir sagen werden, Freund du bist meiner Freundschaft etwas weniges würdiger geworden, als vor 5 Jahren! Glücklich wenn ich dieses gewünschte Lob Ihrem unpartheyischen Urtheil zu danken habe. Ich sage mit Jacob, wenig und böse sind die Tage meines

Lebens; ich habe viel zu beichten, viel mit Ihnen zu plaudern, über einen Schritt der mir meine Ruhe und meine Thätigkeit wieder schenken, und mich in Stand setzen soll die übrigen bösen und guten Tage zu ertragen, wie sichs für einen guten Bürger und guten Mann gehört. Ach! bisher war ich noch keines von beiden in dem Grade, in dem man's seyn soll! Schreiben Sie mit nächster Post; denn wenn ich ja kommen muss, so erfordert es doch Zeit bis ich den Urlaub habe. NB Wenn ich volle 14 Tage in Berlin bin, ist das nicht hinreichend um zu sehn, und gesehen zu werden? Länger dürfte es wohl jetzt nicht thunlich seyn. Warum ist auch B. soweit von C? Den 31. Dec. muss ich wieder hier seyn. Addio! Ich umarme Sie, theurester Spener, von ganzer Seele.

Ihr treuer Forster.

65.

Cassel. d. 7. December 1783.

Liebster Freund

Ich habe endlich mit der letzten Post von unserm Freunde Zumbrock den 1sten Bogen der neuen Reise erhalten, nebst der Nachricht, dass die folgenden soweit er sie bis jetzt von Sr. Joseph Banks erhielt, nebst 50 Kupferstichen, dazu gehörig, die Reise über Hamburg angetreten hätten, und hoffentlich nächstens eintreffen würden. Ueberdies antwortet mir auch Banks selbst, ich möchte nur getrost übersetzen, denn mit der Stipulation der Admiralität, erst ein Jahr nach publication des Originals die Uebers. zu publiciren habe es nichts auf sich, sie sey nur als precaution gebraucht worden, falls ein Unglück geschehe, und etwa durch Brand, die 1ste engl. Ausgabe im Rauch aufgehen solte, welches doch nicht wahrscheinlich sey, da alsdann die deutsche Ausgabe, wann sie fertig würde, vor dem Original bekannt werden würde, welches man nicht haben wolle. Sie sehn wohl, dass dies Geschwäz ist, und dass man sich im Grunde der einfältigen Clausul schämt. Ich meinestheils habe kein Bedenken gefunden alle Bedingungen einzugehn, weil ich den rüstigen Uebersetzer und seinen rüstigen Verleger kenne; da es denn ohn' unser Bitte und Gebet, wie D. Luther sagt, Ostern 1785 werden wird, bevor ein Fetzen des deutschen Cook erscheint. Mit nächster Post schick' ich Ihnen zum Trost 1) diesen Bogen der Reise, nebst dessen Uebersetzung pro specimine. 2) Die Errata für den 1sten Theil meiner Reise, den ich bisher sorgfältig und mühsam durchgegangen, und über Raspioli öftere Licentias poeticas würklich in Erstaunen gerathen bin. Es liess sich nicht alles corrigiren. —

Nun, Freund, eine Bitte um Bücher. Sie haben mir diesmal weder Messkatalog, noch Continuationen der bisher gelieferten Sachen zukommen lassen. Auch nicht einmal die Berl. Monatsschrift die sie verlegen, bekomme ich zu sehn, schon muss ich Verzicht drauf thun

sie siedendheiss, wie sichs ziemt, und wie den Thee den man dabey trinkt, zu geniessen, wenn ich sie nur überall bekäme!

Von dem theuren HErren Bremer in Braunschweig habe ich vor langer Zeit, i. e. noch im August, Versprechungen, aber dato noch keine Landkarte bekommen, das ist wahrhaftig recht hart in meiner von allem entblössten Lage, zumal da ich jetzt mit Geographischen Sachen soviel zu thun habe.

Schicken Sie mir doch gelegentl. den 4ten Theil der neuen Nordischen Beyträge, den 2ten von Hedwigs Moosen,[1] et sic porro. Ich will ja auch fein fleissig seyn, und was noch mehr ist, die Heirathsgedanken hübsch fahren lassen, — — bis Asmodi den Pferdefuss wieder hören lässt. —

Das fatale Prorektorat habe ich richtig am Halse, und schon Neujahr muss ich reden,[2] den 5ten März, 14 Aug. und 2 Jänner 1785 3 Programmen schreiben, und was dergleichen grammaticalische Alfanzereyen mehr sind, die der liebe pedantische Schlendrian mit sich bringt. —

Meckel in Halle hat den Ruf als Prof. Anatomiae nach Strasburg, weil Lobstein[3] aus Bequemlichkeit oder Ueberdruss, lieber Pathologie inskünftig lesen will. Vielleicht nimmt er ihn an. — Thun Sie doch Ihr bestes damit Wrisberg[4] nach Halle kommt, wofern Meckel weggeht; ich weiss er steht lose in Göttingen, und der Ort ist ihm verhasst worden. Ein sehr gelehrter und geschickter Zergliederer ist er — und seine jetzige Stelle, doch dies ganz unter uns in dem Vertrauen, welches zwischen Freunden nie verlezt werden darf, wünschte ich einem andern.[5]

Ewig Ihr Forster.

[Am Rande:] Der Einlage wegen musste ich den Brief wieder öfnen.

66.

Cassel d. 10. Dezember 1783.

Carissime!

Hier ist das jüngst versprochene Specimen mit sammt dem Originalbogen, versteht sich dass sie mir b e i d e ungesäumt zurückschicken.

Von Kronstedts[1] Mineralogie durch Werner[2] übersetzt habe

---

[1] J. Hedwig (1730—1799), Arzt zu Chemnitz, *Fundamentum historiæ naturalis muscorum frondosorum*, Leipzig 1782; vgl. an Sömmerr. 35. [2] Diese Prorektoratsrede ist gedruckt Sämtl. Schr. V, 217. [3] J. F. Lobstein, bei dem auch Goethe hörte. [4] H. A. Wrisberg (1739—1808), Professor der Anatomie in Göttingen. [5] Sömmerring.

[1] A. F. Cronstedt (1702—1765), *Forsök till mineralogiens eller mineralrikets uppställning*, Stockholm 1758; Reinhold Forster verfaſste zur englischen Ausgabe Noten (Briefw. I, 16. II, 718). [2] A. G. Werner (1750 bis

ich neulich vergessen die Fortsetzung zu verlangen; ich habe nur 1 Theil. —

Item — wo bleiben meine Exemplare vom Sparrmann?
Ich leide seit 3 Tagen an einer HöllenKolik —
Also kein Wort mehr für heute von Ihrem Forster.

Auch die Druckfehler des 1sten Theils meiner Reise erfolgen hiebey. Der zweite Band soll, sobald ich ihn fertigen kann retour kommen —

67.

Cassel. 31. Dec. 1783.

Liebster Freund,

Ich schicke Ihnen inliegend eine Ankündigung zur gefälligen Durchsicht und allenfalls Abänderung, wo und wie Sie für gut finden. —

Die funfzig Kupfer zum Theil avant la lettre auf gros Papier sind ein köstliches Geschenk, wofür ich Banks nicht genug danken kann. Ich rechne eins ins andre allerwenigstens einen Louisdor wehrt; für mich haben sie unendlich mehr Wehrt, und es sind Stücke drunter, die mir wahrhaftig um 10 Guinéen nicht feil sind. — Es kann Ihnen gar nichts helfen, dass ich sie nach Berlin zum Ansehen schicke, und die Kupfer könnten auf der Reise zunicht gehn, folgl. unterlass' ich das. Da wir ohnedies nur die Instrumente pp. nachstechen lassen wollen, so können wir wohl warten, bis ein ordinaires Exemplar im Buch zu haben seyn wird. Von Kupferstechern kriegt man doch nichts wieder. Mein schöner Kopf von Kapit. Cook nach Dance von Sherwin gestochen, den Lichtenberg fürs götting. Mag. von Bergern nachstechen liess, habe ich nie wieder gesehn.

An den Text werde ich mich sogleich machen; bitte mir aber den ersten Bogen zurück. — Allein Pagès geht drüber zur Ruhe. Doch ein Vorschlag zur Güte. Wie viel honorar: bestimmen Sie mir für den Bogen von Pagès? Wenn Sie mir die Hälfte zahlen könten, und ich mit dieser Hälfte einen Unter-Uebersetzer bezahlen könte, so bin ichs zufrieden, und will darnach Mundirung und fleissige Revision des MS. übernehmen. So wär' Ihnen und allen gedient; denn den Pagès müssen Sie nun einmal as a job betrachten. Warum hörte ich solange nichts von Ihnen? Wissen Sie dass es um mein künftiges Schicksal ganz wild aussieht? Es wäre möglich, dass ich noch vor Verlauf eines Monaths einen auswärtigen Ruf annähme. Dann sollen Sie sogleich Nachricht haben.[1]

1817), Lehrer an der Bergakademie zu Freiberg; Urteile Forsters über ihn an Sömmerr. 85. 95. 100; Briefw. I, 393. 396.

[1] Reinhold Forster schreibt Spener schon am 3. Januar 1784, dafs Georg nach Wilna gehe.

Das neuliche Pack ist richtig eingegangen. Darin fand ich vom Berlin. Monatschr. nur den Decemb. nicht den Oct. und Novembr. — und von Sparrmans Reise nur einige Aushängebogen, die mein Exemplar noch nicht completiren, indem Titel und Vorrede Kupfer und Charte noch fehlen. Herr Cammerherr von Veltheim versichert mich er hätte Sparrmans Reise schon vor 6 Wochen bey seinem Bruder dem Berghauptmann v. V. in Harbcke gelesen. Wie kommt es doch, dass ich, der ich mich doch wenigstens durch eine Vorrede um das Werk verdient gemacht habe, meine Quota von Exemplarien nicht zu sehen bekomme? Ich bedarf deren höchst nöthig sechs, denn Sie glauben nicht wie nöthig es ist, sich bey der hiesigen Welt in Andenken zu erhalten, dass man in der Gelehrten Welt fleissig ist. Von selbst lernen die Leute es nicht, es muss ihnen unter die Nase gelegt werden — Wie kommt, dass Groskurd in Ihrem Catalogus als Uebersetzer genannt wird, da Sie mir schrieben er wolle ungenannt bleiben!

Von Zumbrock war bey dem Text und Kupfern von Cook beyfolgendes Päckgen für Sie eingelegt. —

Ich schriebe noch gern mehr, aber ich habe vergessen was ich noch sagen wolte. Kein Wunder, denn in dieser Minute wirds Neujahr, und ist kalt dabey. Gott segne Sie, bester Freund, im neuen Jahr, Sie und die Ihrigen alle. Ich umarme Sie von ganzer Seele!

Ihr Forster.

68.

Liebster Freund!

Sie werden einen äusserst mismuthigen, rasenden, tobenden ungeduldigen, unerwarteten, insolenten, pp Brief mit fahrender Post, zu einer Zeit erhalten, wo Sie auf Ihren sanftmüthigen vom 19ten huj. einen ganz andern erwarten. Allein warum kam dieser nicht eine Stunde früher? Da war jener schon zum Thor hinaus! Ich schickte Ihnen den 2ten Band der Reisebeschr. durchcorrigirt, und war im eigentlichsten Verstande wild über Ihr langes Stillschweigen, das Aussenbleiben des Sparrmanns, und mehr als alles, das Aussenbleiben der 40 Kalender die ich noch brauche. Wahrhaftig ich weiss nicht, wohin ich mich verstecken soll, wenn ich keine Calender bekomme; das ist nun bald der 4te Posttag auf den ich die Käufer vertröste. Von manchen liegt das baare Geld schon bey mir parat! Was soll ich geplagter Mann anfangen? Freylich seh' ich wohl, dass Heinsius nichts dafür konte, da er selbst Mangel daran hat! Aber mir rennen hier die Leute die Thüre ein, blos wegen der localität des Dings! Nun nehmen Sie noch die heftigsten rhevmatischen Schmerzen dazu, die mich gerade damals, und auch noch jetzt martern, so wird Ihnen begreiflich seyn, wie ich, armer, ge-

duldiger, kranker und geplagter Mann, mit einemmal so plötzlich aufbrausen konte. Es thut mir indessen leid.

In dem mir zugeschickten 2ten Bande fehlten die Bogen M m und A a a. Erst heute konte ich hier von jemanden ein Exemplar geliehen bekommen, welches complet war, und da hielt ich Nachlese, und fand doch noch im Bogen Aaa dasjenige zu bemerken nöthig, was auf dem beygesanden Blättchen steht. Nun drucken Sie, was das Zeug halten will. — Ich denke, da viele der im 1sten Bande verzeichneten Verbesserungen erheblich sind, — Sie drukten das Verzeichniss der Corrigendorum an. —

Als ein armer Mitkranker nehme ich gewiss den wärmsten mitempfindenden Antheil an Ihrer Krankheit, Gott gebe Ihnen nur baldige Besserung, das einzige schätzbare Erdengut bleibt immer Gesundheit.

Lassen wir Mlle L, und Mlle R. fürerst beruhen! In wenigen Tagen entscheidet es sich, ob ich hier bleibe, oder als Königl. Polnischer Geheimer Rath nach Wilna in Litthauen reise, um dort Naturgeschichte zu lehren.[1] — Mir sind 400 ♯ jährl. geboten, nebst freyer Wohnung, und ein Fonds ausgeworfen zur Einrichtung und Unterhaltung eines botanischen Gartens, eines Naturalienkabinets und einer Bibliothek zur Naturgeschichte, item zu botanischen und lithologischen excursionen.[2] Das Engagement ist auf 8 Jahr; bliebe ich 16 Jahr, so solle ich pro emerito erklärt werden, und $^2/_3$ der pension geniessen. Wenn man mir soviel vorschiesst als ich brauche um hier die Bären loszubinden, so ist alles richtig. — Sagen Sie aber noch keinem Menschen eine Sylbe; ich handle gegen meine festeste Entschliessung, indem ich Ihnen dieses jetzt schon eröfne; das geschieht aber auch nur um Ihrentwillen! Was ist Ihre Meinung darüber?

Es ist ganz natürlich, dass ich unter diesen Umständen Berlin auf dem Wege besuchen würde! und dann zugleich Verabredung über 1000 Sachen, die sich nie auf Papier beendigen lassen, unter andern auch über Mlle R. — Denn in Wilna muss ich wenigstens nicht 6 Wochen ohne Frau wirthschaften, sonst fangen wir die Unordnung da an, wo wir sie in Cassel liessen!

Meine Weichherzigkeit, und Bereitwilligkeit jedermann zu Gebot und Willen zu seyn ist schuld daran, mein Lieber, dass der Pagès da so liegt, mir ein Dorn in Augen! Sie können sich nicht vorstellen, wie meiner Zeit mitgespielt wird. Reden, Programmen, englische Informationen, Besuche, Fremde, Pränumerations- und SubscriptionsGeschäfte, Museum, Landgraf, Ministermalzeiten, Collegialischer Schnikschnak und Pikenik, und was im aufgeklärten, philosophischen 18ten Jahrhundert mehr dergl. vorfällt! Ich rette mich

[1] Vgl. Briefw. I, 370. 379. [2] Vgl. Briefw. I, 379.

in polnische Wälder, fliehe Menschen wie ein Bär, und übersetze dann trotz der besten Maschine in Leipzig.

Die Kupfer zu Cook sind glaub' ich mir geschenkt, weil mir Hr. B. so geschrieben hat. Aber wahrscheinlich sieht er Sie und mich in dieser Sache für einen Mann an, oder macht eine Art von Matrimonium zwischen Autor und Verleger, wobey denn freylich einer in Genitivo zu stehen kommt, und leer ausgeht. Zumbrocks Brief an mich klärt das auf. Er meynt, wenn ich mich satt gesehen, sollt' ich Ihnen die Kupfer schicken. Allein so wäre ich um diesen fetten Bissen! Wie mich schon jemand in Halle, den ich nicht nennen will, um die Kupfer zur vorigen Reise brachte, ob ihm gleich die Admiralität Zwey Exemplare erster Abdrücke avant la lettre, auf gross royalpapier schenkte, wovon de jure mir eins gehört hätte; und ob ich gleich diesem quidam mit engl. und deutscher Reisebeschreibung gegen 1000 ℔ Sterl. eingebracht habe! — Das ist so der Weg der Welt! — Soll ich Ihnen die Kupfer schicken?

Tausend Dank für Ihre literarische Neuigkeit. Biestern gönne ich sein Glük von Herzen. Doch wünschte ich, dass der König, meinen Vater in die Academie nähme; der verkommt in Halle. —

Schicken Sie doch Kalender!

Meine Schmerzen nehmen wieder überhand. Adieu

Cassel. 26. Jan. 84. Ihr Forster.

Soemmerring grüsst Sie herzlichst und will sobald ihm seine Cadavera und seine Zuhörer nur Athem schöpfen lassen, an sein MS mit Ernst denken. Unter seinen Zuhörern befinden sich jetzt 5 Doctores Medicinae legitime promoti, davon 2 Professores sind.

69.

Mein Bester

Ich habe Antwort aus Warschau, und bin jetzt förmlich engagirt. Mein Gehalt geht den 1. Octob. dieses Jahrs an, und beträgt jährl. 8000 poln. fl. = 2000 hiesige fl. oder 1300 Thaler und drüber, daneben noch freye Wohnung. — Man schickt mir eine Summe, um den Landgrafen mit seinem Vorschuss abzufinden,[1] und 100 ℍ Reisegeld, womit ich über den Hartz, das sächs. Ertzgebürge, Dresden, und Cracau, nach Warschau und Wilna kommen soll. Ich bin zur Jubilate Messe, circa d. 10ten od. 12ten May zuverlässig in Leipzig, wohin ich Ihnen die Cookschen Kupfer zur Einsicht bringe, und mit Ihnen über alles Abrede nehme. — Allein da hier noch ausserdem was ich dem Landgrafen schuldig bin, ein Bär loszubinden ist, so frägt sichs, ob Sie mir nicht mit 200 ℍ aushelfen können,

[1] Vgl. Briefw. I, 367.

die ich den 1. Octob. zur Hälfte wiederbezahle, und die andre Hälfte gleich nach Johanni, 85. oder sobald mein Gehalt ausbezahlt wird. 100 alte Louisd'or sind auch hinreichend. — Hier sage ich noch kein Wort von meiner Abreise vor dem Ende Märzmonats, wenn das Geld aus Warschau kommt.[2] Unter der Hand aber bezahle ich die Rechnungen, sonst werde ich geschnellt, wenn es vorher bekannt würde, dass ich weggehe. Nennen Sie mir einen sichern Spediteur in Leipzig dem ich meine Bücher und Herbarium schicken kann, und der sie nach Cracau schickt. Dort übernimmt der Bruder des Königs, der FürstBischof von Plock, die Transportkosten, und dieser Umweg geschieht um die Avanien der preuss. Zölle zu meiden. Ein ausserordentlicher Gefallen geschieht mir, wenn ich das Geld baldmöglichst erhalte; damit ich mich damit einrichten kann. In jene Terram incognitam werde ich auch ein für allemal noch einen Transport Bücher mitnehmen müssen, den ich mir in Leipzig von Ihnen ausbitten werde. An Beweibung ist schwerlich eher als in Polen zu denken; Indessen findet sich etwas unterweges, so wollen wir sehen. — Ich gehe in der Osterwoche von hier nach Göttingen;[3] dann auf den Harz, dann nach Weimar, nach Halle, und so nach Leipzig.[4] — Ob ich auf ein paar Tage nach Wien werde rutschen können,[5] um wenigstens Born,[6] Jacquin, Ingenhouss,[7] Scopoli[8] gesprochen zu haben, und von der Hauptstadt Deutschlands einen Begrif zu bekommen, weiss ich nicht zu bestimmen. Ich muss mich nach der Zeit richten. Im Sept. muss ich in Wilna seyn. Addio! Carissime. —

G. Forster.

70.

Cassel. d. 3. März 1784.[1]

Liebster Bester Freund!

1) Ihrem Befehl zufolge erhalten Sie Pagès Voyage, Falconers Marine Dictionary, und Cooks third Voyage Bogen C—Z inclusive (B haben Sie schon.) — Auch zehn Kupfer, nämlich: 3 Thiere (wovon der Eisbär schlecht, den ich nicht nachzustechen rathe, und 7 von Geräthen, Götzen, (oder eigentl. Denkmälern) Waffen, Zierrath, Booten, u. d. gl. — Unter den noch in Händen habenden 40 müssen wir doch in Leipzig noch ein und andres Stück aussuchen, denn sie sind gar zu schön.

---

[2] Vgl. Briefw. I, 371. [3] Vgl. Briefw. I, 370. [4] Vgl. Briefw. I, 379. 381. [5] Vgl. Briefw. I, 371. [6] J. v. Born (1742—1791), Hofrat bei der Hofkammer im Münz- und Bergwesen; Urteile Forsters über ihn Briefw. I, 436. 437. 439. 447; an Sömmerr. 106. 112. 126. 127. [7] J. Ingenhouss (1730—1799), kaiserlicher Leibarzt. [8] G. A. Scopoli (1723—1788), Professor der Chemie und Naturgeschichte in Pavia.

[1] Vom selben Tage ein Brief an seinen Vater Briefw. I, 372.

NB. Zur Uebersetzung des Cook werde ich des Falconer's Dict. doch auch nöthig haben. —

2) Daneben schicke ich Ihnen 20 Exemplare meines Programms vom Brodbaum, laut der inliegenden Liste zu vertheilen. Als Prorector musste ich eins schreiben, und diese Exemplare mit einem aparten Titel habe ich überschiessen lassen. Eine Quartalsschrift, Hessische Beyträge, die Varrentrapp Sohn uud Wenner in Ffrt. herausgeben, wird im 2ten Heft das Progr. abgedruckt liefern. Diesen letzten Umstand wünschte ich von Recensenten, (wenn anders Recensenten mein Progr. einer Notiz würdigen) bemerkt zu sehen. Ihr ganz unpartheyisches Urtheil über diese Art, Gegenstände der Botanik zu behandeln, wünschte ich vor allen Dingen zu erfahren. Darauf und auf den Success dieses ersten Versuchs könnte in der Folge die Bearbeitung andrer ähnlichen Aufsätze gegründet werden.

3) Den alten Tischbein,[2] unsern würklich im Porträtmahlen sehr glücklichen Hofmaler, werde ich suchen dahin zu bewegen dass er mich abconterfeyet; Er malt jetzt blos aus Gefälligkeit. Es ist der erste und der grösste von seinem Namen. Wolte Gott! mein Freund, ich könte Ihnen zugleich mit diesem Porträt welches Sie fodern, auch die Treue und Dankbarkeit thätig beweisen, die Sie nicht fodern, so sehr Sie vor allen Menschen darauf Recht haben. Mündlich darüber und über alles was meine künftige Lebensart, meine Hofnungen und Erwartungen, meine Grundsätze und Entschliessungen angeht, ausführliche Beicht und Confession, auch wie ich hoffe plenariam absolutionem und Ablass im möglichen doch nicht verhoften Sündenfall.

4) Am 1sten Octob. d. J. zahle ich Ihnen 50 St. alte Louisd'or nebst den Intressen auf 100 Ld'or, die bis dahin fällig seyn werden; und 1 Jul. 1785. noch 50 St. Louisd'or nebst den dann schuldigen Intressen. Darauf rechnen Sie sicher. Ich hoffe zu Gott, dass ich von nun an einen Weg gehen werde der mich ruhig und zufrieden machen, und mich in Stand setzen wird, auch der Nächstenliebe ein Gnüge zu leisten. Sie haben ganz recht, puncto des Leihens, und ich kann Ihre Liebe in diesem und jedem andern Betracht nicht anders als mit dem unbegränztesten Vertrauen erwiedern. Auf Papier lässt sich nicht alles sagen; am wenigsten, was ich Ihnen zu sagen habe.

5) Beyliegend ein Verzeichniss von Büchern. — Sie wissen, man hat mir die Disposition eines Fonds zu Büchern für die Bibliothek der N. Geschichte stipulirt; allein wie gross er ist, was es damit für Bewandnis hat, wie eigenmächtig, oder mit Zuziehung und Genehmigung welcher Personen ich davon Gebrauch werde machen können, ist mir noch unbewusst. Solte alles seyn, wie ich Ursach habe zu vermuthen, so kommen die wenigsten dieser Bücher auf meine

[2] J. H. Tischbein (1722—1789), Professor an der Kunstakademie in Kassel; vgl. an Sömmerr. 72.

Rechnung, sondern auf Rechnung der Erziehungscommission; und den Augenblick, sobald ich Warschau erreicht, und mich mit den Herren besprochen habe, hoffe ich Ihnen einen noch beträchtlicheren Auftrag geben zu können.

6) Ich gehe, wie Sie mit vollem Rechte sagen, unter die Bären. Was ich daher als ganz vorzügliches Merkzeichen Ihrer Liebe und Güte mir von Ihnen erbitte ist dieses: Machen Sie mir eine gute Auswahl von deutscher belletristischer Lektüre — worunter doch mehr solide Speise sey — alle unsere Classiker, und unsere besten lehrreichsten Romane und Dichter, Sachen von dem entschiedenen Werth wie Lessings, Zollikofers,[3] Spaldings, Herders, Göthe's, Wielands, Schmidts, (Gesch. der Deutschen)[4] Gellerts, Hermes,[5] Bürgers, Rammlers, Rabeners — Schriften. Mit einem Worte, geben Sie mir ein deutsches Bibliothekgen, welches meine Frau (eine Frau muss ich bald, bald haben) lesen, und benutzen, und woraus sie ihren Kindern Gutes lehren, allenfalls auch der Nachbarin Ideen geben kann. — NB. Hierauf rechne ich gewiss. [Noch mehr; auch mir wird dieses Bibliothekgen zur Erholung, Anfrischung, Belehrung gereichen, Styl bilden, u. d. gl. mehr).

7) Solte ich allein nach Leipzig kommen, so nehme ich im Voraus Ihr Anerbieten mit tausendfachen Freuden und Danke an. Aber über dies, sowie über vieles andre aus Göttingen od. vom Harz, oder von Weimar her, ein mehreres und zwar so bestimmt als Sie's verlangen. Vermuthlich reise ich ohne Bedienten. Auf den Harz und bis nach Weimar werde ich hoffentlich unseres edlen Sömmerrings Gesellschaft noch geniessen.[6]

8) Heyne, mein würdiger Freund, ein Mann den man nie genug schätzen kann, und Lichtenberg riethen beyde, es sey bey den Vorschlägen schlechterdings nichts übrig als anzunehmen. Auf Ihren Ausspruch determinirte ich mich vollends. Acht Jahr lang bin ich engagirt, dass ist ja keine Ewigkeit! Lieber Freund! Wir sehen uns nach diesem Zeitraum, wer weis, auch noch eher, wieder, und preisen die Wege Gottes, die Menschen zerstreut und wieder zusammenbringt! — Leben Sie wohl

Ganz Ihr Forster.

[Am Rande eine kleine Abrechnung.]

71.[1]

Ich danke Ihnen bester Freund, für Ihren Vorschuss und Ihren lieben Brief. Jetzt klingt mein Dank nicht, wenn er auch noch so

[3] G. J. Zollikofer (1730—1788). [4] M. J. Schmidt (1736—1794), Geschichte der Deutschen, Ulm 1785—1808. [5] J. Th. Hermes (1738—1821); vgl. Briefw. I, 778. [6] Vgl. Briefw. I, 370; diese Hoffnung verwirklichte sich nicht.

[1] Eine beiliegende Quittung trägt das Datum des 24. März.

wortreich wäre. In Leipzig wollen wir uns verabreden, wie ich künftig besser als bisher diese Art von Verschulden abtragen könne; nichts liegt mir so sehr am Herzen.

Ihr Urtheil über meine Abhandlung freut mich überaus; wenn die Behandlungsmanier nur gut ist, so bin ich schon mit mir ausgesöhnt. Styl giebt man sich selbst, trotz alles Künstelns nicht; wenn nur kein grober Verstoss wider die Regel uns entfährt, und das hoffe ich, ist diesmal vermieden worden. Auf die Beurtheilung von Zedlitz, Biester, Nicolai pp, bin ich begierig. Tadeln Sie diese Eitelkeit, wenns eine ist, nicht zu streng; denn sie hat doch das gute, dass sie aus dem Verlangen es besser zu machen, und etwas nützliches und angenehmes zu liefern entspringt.

Was im beygehenden Catalog roth angestrichen ist, möchte ich wohl für die future haben. Von einigem, z. B. de Lucs Briefen,[2] Campens Entdeckg.,[3] habe ich schon den 1sten Theil. Alle Dichter von Opitz an, und alle Philosophen von Thomasius verlange ich nicht; ich wünsche aber sehr alles was ad hominem ist, dergleichen sind Wielands und Lessings Schriften, des Hrn. v. Nicolai[4] Gedichte, auch sein Orpheus, und viele andre mehr. Haller und Hagedorn würd' ich nach meinem Geschmack ausschliessen, wenn ich nicht der Malen auch etwas aufopfern müsste. Was sonst zur Completirung meiner Privatsammlung nöthig ist, wollen wir in Leipzig in einer halben Stunde abthun; sie nennen die Bücher, und ich sage: ich will, oder will sie nicht. Wissenschaftliche Sachen habe ich mir schon viele notirt, doch will ich einstweilen noch Antwort vom Prinzen Michael abwarten; vielleicht geht alsdann vieles auf öffentliche Rechnung, so sparte ich mir eine grosse Ausgabe. —

Auf die 30 Taschenbücher bin ich sehr begierig. — Für die 4 Sparrmans danke ich Ihnen, ich will mich damit begnügen.

Tischbeins Augen sind wieder so schlecht, dass zum Porträt wenig Hofnung ist. Adieu mein Bester! Ganz

Ihr Forster.

72.

Cassel. d. 19. April 1784.

Mein bester, einziger Freund!

Soviele Widerwärtigkeiten, soviele unvorhergesehene Contrecoups, die ich schon in meinem Leben erfahren habe, lehren mich nach und nach alles an mich kommen zu lassen, und dem Worte Hofnung beynah ganz zu entsagen. Wer hätte es gedacht, dass ich bey meiner Rückkunft aus Göttingen Ihren Brief vom 6. Apr. mit dem In-

[2] *Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme* Haag 1778—1780. [3] J. H. Campe (1746—1818), Die Entdeckung von Amerika, Braunschweig 1781—82. [4] L. H. v. Nicolay (1737—1820), Kabinettssekretär des Grofsfürsten Paul in Petersburg.

halt finden würde. Ich bin in Göttingen gewesen, um Zeit zu sparen, weil ich hier noch auf mein Reisegeld warten musste, und doch nichts zu thun hatte. — Doch geschehene Dinge sind nicht zu ändern; und Sie wollen Rath von mir, der ich kein Buch und keinen Fetzen Papier mehr bey mir habe; mein Rath wäre also unmasgeblich.

Den 12. May spätstens, bin ich auf Ihrem Zimmer in Leipzig, vielleicht 1 oder 2 Tage eher. Da nehmen wir zur Hand, das grosse Werk des Abbé Maserier von den Coutumes religieuses, mit Picarts Kupfern, sodann le Bruns Reise, und einige andre Reisende; dann den Sonnerat, das Leben Hyder Alys, aus welchem Scenen treffend genug geschildert sind, um Hrn Chodowiecky Stoff zu etlichen Blättern zu geben, ferner den Theil von Raynal[1] der von Ostindien handelt, und daraus finden wir die 12 Monatskupfer, wie ein Blitz heraus. Ich schreibe noch heut an den Prof. Dieze[2] und an Prof. Reuss,[3] dass sie mir gute Kupferwerke indiciren mögen, wo Physiognomien von Indischen Nationen aufzufinden wären.

Ich erinnere mich bey dem Maler Benjamin West[4] in London ein schönes Gemälde gesehen zu haben, wie Lord Clive oder ein andrer Engländer die Entrevue mit einem grossen Indischen Fürsten hat. Könnten Sie sich nicht durch jemand, etwa den vortreflichen jungen Ramberg,[5] der jetzt in London ist, eine Skizze dieses Gemäldes machen lassen, nach welcher das Costum bearbeitet werden könnte?

In Vauxhall hängt im Saale ein grosses Gemälde, von einem guten Meister (Hayman), den Lord Clive vorstellend, wo ich nicht irre, wie er die Schenkung von Bengal, Bahar und Orixa empfängt. Davon auch eine Skitze, könnte nicht schaden.

In London wohnt ein Mahler, Mr Kettle,[6] der lange in Indien gewesen ist, und etliche mahl in den Exhibitions der Roy. Academy vortrefl. charakteristische Gemälde von Indiern und Indierinnen, ausgestellt hat, die ich mich mit innigem Vergnügen gesehen zu haben erinnere. Für Geld u. gute Worte wäre der Mann vielleicht zu bewegen, dass er aus seinem Portefeuille einige Köpfe copirte, ein paar Trachten hergäbe, u. d. gl. — Das müssen Sie durch Zumbrock betreiben.

Auf die Picartschen Kupfer rechne ich noch am meisten. —

Noch fällt mir ein:

1) Verbrennen einer Frau beym Leichnam Ihres Mannes, Kettle hatte den Rogus in der Ferne vorgestellt, im VorderGrunde

[1] G. Th. Raynal (1711—1796), *Histoire, philosophie et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes* Amsterdam 1771. [2] J. A. Dieze (1729—1785), Bibliothekar in Göttingen, dann in Mainz. [3] Wohl J. D. Reuſs (1750—1820), Professor der Geschichte in Tübingen und Göttingen; vgl. an Sömmerr. 425. [4] B. West (1738—1820), Geschichtsmaler; vgl. Sämtl. Schr. III, 459. [5] J. H. Ramberg (1763—1840). [6] Vgl. an Sömmerr. 367.

die Victime, wie sie schön geputzt, ihre Kleinodien ihren Freundinnen austheilt, einen Ring ihrer Lieblingin giebt und Abschied nimmt, zur Seite Braminen, und ringsum die Menge der Zuschauer; wäre das nicht schon ein Blatt das sich sehen liesse? (vide Hollwell)

2) Parsische Heyrath, — beschrieben in Mackintosh's Travels.[7]

3) Parker, in einem Werke, welches ich voriges Jahr in den

4) G. G. A. recensirt habe,[8] erzählt die Gesch. der Revolutionen in Bengalen, wo doch hin und wieder ein paar auffallende Vorfälle zum Zeichnen wären; ich erinnere michs nur nicht genau. Soll ich Heynen bitten mir das Buch bis nach Leipzig zu leihen?

In diesem Augenblick will mir nichts mehr beyfallen; und die Post geht ab. Mit nächster Post schreib' ich Ihnen nach Leipzig, und melde was man mir von Göttingen aus gesagt haben wird. —

Ich bin über alle Maasse zerrüttet — der Abschied von Göttingen hat mir das Herz zerrissen; mündlich davon mehr. —

Ohngefehr den Freytag 23. April. reise ich von hier ab auf den Harz, und werde bey meinem würdigen Viceberghauptmann von Trebra[9] in Zellerfeld logiren; wollen Sie mir Ihre Antwort dorthin schicken, so kann ich von dort aus, da Göttingen immer nahe bleibt, vielleicht noch ein od. anders litterarisches Bedürfniss befriedigen, ich bleibe auf dem Harz *acht bis zehn Tage gewis*, und nachdem könte ich in Blankenburg bey Bergrath Florencour[10] zu erfragen seyn. —

Noch eins. Ich habe meine Sachen alle an Hrn. Heinsius[11] addressirt. Sagen Sie ihm doch zu seiner Beruhigung dass ich ihm seine Auslagen schon sogleich erstatten werde, sobald ich nur in Leipzig angekommen bin; und helfen Sie mir und ihm mit den Fuhrleuten *bis Cracau* veraccordiren.

O mein Freund, mein Freund! — Ich kann Ihnen jetzt nichts sagen als dass ich mit ganzer Seele Sie umfasse und ewig der Ihrige bin.

G Forster.

[7] Mackintosh, *Travels in Europe, Asia, and Africa* London 1782. [8] Parker, *Evidence of our Transactions in the East-Indies* London 1782; die Recension steht Gött. gel. Anz. 1783, 1676. [9] F. W. H. v. Trebra (1740—1819); Urteile Forsters über ihn an Sömmerr. 21. 29. 50. [10] C. Ch. de Florencourt (1757—1790), Bergrat in Blankenburg. [11] Vgl. an Sömmerr. 26. 39.

Halle (Jena). Albert Leitzmann.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen zu Marlowes Faustus.

Marlowes *Tragical History of Doctor Faustus* liegt bekanntlich in zwei sehr voneinander abweichenden Redaktionen vor. Der Hauptvertreter der ersten ist der Druck von 1604, derjenige der zweiten der Druck von 1616. Die Frage nach dem Verhältnis dieser beiden zu dem Original Marlowes ist noch nicht gelöst. Die folgenden Bemerkungen wollen festzustellen versuchen, was sich aus einer Vergleichung der beiden Drucke miteinander ergiebt. Zu Grunde liegt ihnen Professor Breymanns vortreffliche Ausgabe.[1]

1. Schon Dyce hat darauf hingewiesen, daſs der Text von A eine historische Anspielung enthält, die unmöglich von Marlowe herrühren kann. In Zeile 1183 (Sc. XI) wird ein *Doctor Lopus* erwähnt, d. i. *Doctor Lopez,* ein Leibarzt der Königin Elisabeth, der an einer Verschwörung gegen ihr Leben teilnahm. Er sollte sie vergiften. Das Komplott wurde aber entdeckt, und Lopez, nachdem er am 28. Februar 1594 verurteilt worden war, im Juni desselben Jahres hingerichtet. Ein Jahr vorher, am 1. Juni 1593, war Marlowe erstochen worden. Die Anspielung findet sich nicht im Drucke von 1616. Man hat behauptet, daſs sie als veraltet ausgelassen worden sei, aber der Name eines solchen Verschwörers und Meuchelmörders haftet lange im Gedächtnis eines Volkes. Noch im Jahre 1624 nahm Middleton in seinem Lustspiel *A Game at Chess* auf das Komplott Bezug. Jene An-

[1] Die anzuführenden Stellen gebe ich jedoch in moderner Orthographie. Den Druck von 1604 bezeichne ich gewöhnlich mit einfachem A statt mit A^1, den von 1616 mit B statt mit B^1.

spielung kann daher nicht deshalb ausgelassen sein, weil sie nicht mehr zeitgemäfs war, sondern nur, weil sie nicht in der Vorlage von B stand.

Die Scene XI beginnt in A mit einer kurzen Rede Fausts:

> Now, Mephistophilis, the restless course
> That time doth run with calm and silent foot,
> Shortening my ways and thread of vital life,
> Calls for the payment of my latest years:
> Therefore, sweet Mephistophilis, let us
> Make haste to Wittenberg.

Der Satz *The restless course of time calls for the payment of my latest years* ist schief und kaum verständlich. *A calm and silent foot* ist, ich möchte sagen, unerhört. Auch *vital life* ist tadelnswert und wohl kaum bei guten Dichtern zu finden. Den Gedanken, dafs seine Tage zu Ende gehen, spricht Faust bald darauf in dem unzweifelhaft originalen Monologe, der dem Pferdeverkauf folgt, nochmals aus. Faust will eilen, aber — immer Eile mit Weile — eine schöne grüne Wiese verlockt ihn, sie zu Fufs zu durchschreiten. Ein Pferdehändler tritt auf, und nun sind wir plötzlich von der Wiese in Fausts Haus versetzt. Hier findet der Pferdehandel statt, hier schläft Faust nach einem kurzen Selbstgespräch ein, und hier empfängt er die Einladung des Herzogs von Anhalt. Solche Ortsveränderung ist ganz unmöglich. W. Wagner sagt S. 89 seiner verdienstlichen Ausgabe *There is something wrong here, and in all probability we have here merely 'disjecti membra poetæ'*. Das ist Wagners Lieblingsannahme über unsere Dichtung. Nein, wir haben hier die Interpolation eines ungeschickten Skribenten, der sich nicht einmal den Ort der Handlung vergegenwärtigte. Die Scene hat mit dem Handel zu beginnen und spielt allein in Fausts Hause. Das ist in B der Fall. Ein Vergleich der beiden Scenen in A und B ergiebt, dafs die Scene in B durchaus höher steht als die in A. Sie ist weit weniger roh und plump und weit gedrängter. In Breymanns Ausgabe hat die Scene XI in A 98, in B nur 53 Zeilen. Eine von beiden Fassungen mufs das Eigentum Marlowes sein; da es die Scene in A aus den angeführten Gründen nicht sein kann, mufs es die Scene in B sein.

2. Die Zeile 1436 in B *Or hew'd this flesh and bones*

as small as sand ist, worauf schon Dyce hingewiesen hat, in einer Zeile der anonymen Komödie *The Taming of a Shrew* nachgeahmt worden: *And hew'd thee smaller than the Libian sands.* Da diese Komödie am 2. Mai 1594 in die Stationers' Books eingetragen wurde, so mufs die Scene, welcher die citierte Zeile angehört, auf die Zeit vor 1594 zurückgehen; ja sie mufs schon 1589 vorhanden gewesen sein, wenn Fleays von Ward [2]LVIII angeführte Behauptung zutrifft, dafs die genannte Komödie sehr wahrscheinlich schon vor dem 23. August 1589, d. i. vor dem Tage der Registrierung von Greenes Menaphon, aufgeführt worden ist. In diesem Falle ist eine andere Annahme, als die, dafs Marlowe der Verfasser der Scene X a in B und der mit ihr aufs engste zusammenhängenden übrigen Ritterscenen ist, unmöglich. Aber auch in dem Falle, dafs nur das erstere Datum in Frage kommt, müssen wir die Scene für echt halten, da uns kein aufserhalb des Textes von A liegender Umstand zu der Annahme berechtigt, dafs die Tragödie schon zu dieser Zeit überarbeitet worden sei. Man hat dies allerdings behauptet, weil Dyce den Ausspruch gethan hatte, dafs die vorliegende Scene, *as the merest novice in criticism will at once perceive, was not the composition of Marlowe.* Dieser Satz ist von der Voreingenommenheit für den Text von 1604 und gegen den Text von 1616 diktiert.

Die Ritterscenen bilden in B einen geschlossenen Akt, in dem keine interpolierte Stelle zu entdecken ist. Was die Scene vor dem Kaiser allein (Sc. X) betrifft, so gebe ich der Fassung in B den Vorzug vor der in A, besonders in Bezug auf die Bestrafung des Ritters. Mit Ausnahme der Zeilen 1050—1073 und der Zeilen 1113—1116 ist diese Scene in A in Prosa. Es ist aber kaum anzunehmen, dafs Marlowe eine solche Scene in Prosa geschrieben hat. Die Sprache und Metrik der Zeilen 1050—1073 verrät nicht unseren sprach- und versgewandten Dichter; sie wird von W. Wagner mehrfach mit Recht getadelt. In der zweiten metrischen Stelle beschimpft der Ritter den Zauberer in Ausdrücken, die sich in der Gegenwart des Kaisers gar nicht geziemen. Die Bitte des letzteren in Z. 1121 f. *Good Master Doctor, at my entreaty release him; he has done penance sufficient,* pafst weit besser zu der Lage des Ritters in B

als in A. Dort hat er wirklich genug ausgestanden, und Faust hat ihm so arg mitgespielt, dafs er die Hilfe des Kaisers anruft. In B lauten die Worte des Kaisers Z. 1340 ff.

> Then, good Master Doctor,
> Let me entreat you to remowe his horns;
> He has done penance now sufficiently.

Wir sehen, dafs die eine von beiden Lesarten auf die andere zurückgeht. Da liegt es wohl näher, die prosaischen Worte als die Auflösung der metrischen zu betrachten, als umgekehrt anzunehmen, dafs der Verfasser der B-Scene die einfachen Worte von A aufgenommen und metrisch umgestaltet habe. Diese Stelle und die Entlehnung der *Taming of a Shrew* geben uns also das Recht, den Akt,[1] welcher am Hofe des Kaisers spielt, in der Fassung von B Marlowe zuzusprechen.

3. Eine zweite Entlehnung der *Taming of a Shrew* aus Marlowes Faustus ist von W. Wagner S. 114 seiner Ausgabe nachgewiesen worden. Die ersten Zeilen eines Dialogs zwischen Polidors Boy und Sander lauten:

> *Boy.* Come hither, sirrah boy!
> *Sander.* Boy! Oh, disgrace to my person! Zounds! Boy of your face! You have many boys with such pickadevants, I am sure. Zounds! Would you not have a bloody nose for this?

Die entsprechende Stelle des Faustus ist in A und B enthalten, aber die beiden Lesarten weichen voneinander ab. In B lauten die Zeilen 343—346, S. 33:

[1] Diesen Akt eröffnet in B ein Gespräch zwischen Martino und Frederic vor Benvolios Fenster. Breymann hat diese Scene irrtümlicherweise mit der vorhergehenden Clownscene verbunden, mit der sie in gar keinem Zusammenhange steht. In A wird der Akt durch einen Prolog eingeleitet, der an unrechter Stelle, nach dem Rom-Akt und vor der Clownscene zwischen Ralph und Robin, steht (Breymanns Ausg. S. 104). Sowohl durch diese Stellung, als besonders durch seinen Stil beweist er seine Unechtheit. Z. 923 enthält die Verbindung *royal courts of kings*. Z. 925 ff.

> Where such as bear his absence but with grief,
> I mean his friends and near'st companions,
> Did gratulate his safety with kind words

können höchstens von einem Anfänger in der Poesie herrühren.

Wagner. Come hither, sirrah boy.
Clown. Boy! O, disgrace to my person! Zounds! Boy in your face! You have seen many boys with beards, I am sure.

In A, Z. 356—359:

Wagner. Sirrah boy, come hither.
Clown. How, boy! Zounds, boy! I hope you have seen many boys with such pickadevants as I have. Boy! quotha!

Man kann wohl kaum zweifeln, daſs es nicht die Stelle von A, sondern die von B ist, welche die Komödie kopiert hat. Dadurch wird bewiesen, daſs auch in dieser Scene B originaler ist, als in A. Dasselbe Urteil ergiebt eine Vergleichung der beiden Scenen, bei der wir festhalten müssen, daſs es eine Clownscene ist. Was oben in Bezug auf die elfte Scene gesagt ist, gilt auch hier. A bietet die schlechtere Version, die in Sprache und Witz um vieles plattere. Die Scene enthält in A 84, in B 56 Zeilen. Hier ist nun ein Einwurf zu erörtern. Fast alle Herausgeber und Kritiker behaupten, daſs die Clownscenen nicht von Marlowe verfaſst seien, weil sie seines Genius unwürdig seien. Dieser Grund scheint mir nicht stichhaltig. Der verhältnismäſsig niedrige Geschmack der damaligen Zuhörerschaft verlangte, daſs die tragischen Scenen mit komischen wechselten. Das Publikum wollte sich von den erlittenen Seelenerschütterungen in herzhaftem Lachen erholen. Auch Marlowe muſste diesem Geschmack Rechnung tragen. Da er kein humoristisches Talent besaſs, konnte er keine Scenen in der Art Shaksperes schaffen, sondern er muſste sich begnügen, die Lachmuskeln durch die Späſse und Sprünge der Clowns und Genossen zu erregen. Daſs Marlowe dies im Tamburlaine that, berichtet uns der Herausgeber dieses Stückes. Dieser lieſs solche Scenen weg, *though haply they have been of some vain-conceited fondlings greatly gaped at, what time they were shewed upon the stage in their graced deformities.* Der Faustus ist höchstens zwei Jahr jünger als der Tamburlaine; und es ist nicht wahrscheinlich, daſs sich Marlowe in so kurzer Zeit von dem entwöhnte, was ihm den Beifall der Mehrheit des Publikums eintrug. Deshalb halte ich uns nicht für berechtigt, die Clownscenen aus Marlowes Werk auszuscheiden.

4. Im Anschluſs hieran behandeln wir nun zwei andere

Clownscenen, die Scene VIII und IX in Breymanns Ausgabe (S. 106 ff.). In Scene VIII rühmt sich Robin, der ein Zauberbuch Fausts gestohlen hat, gegenüber Ralph[1] dessen, was er nun alles ausführen kann. Die beiden Clowns gehen dann in ein Wirtshaus und stehlen einen Becher. Mit ihrem Wiederauftritt beginnt die neunte Scene. Während ihrer Abwesenheit aber bleibt die Bühne leer. Dyce und Ward haben infolge dessen behauptet, dafs eine Scene fehlt. Ich kann ihrer Meinung nicht beistimmen, da ich diejenige Scenenfolge für richtig halte, welche B bietet. Hier geht die Scene, welche der achten in A entspricht, der Romscene voraus. Breymann bezeichnet sie als VII (S. 73). Ralph wird hier Dick genannt. Keiner der Herausgeber hat auf diese Übereinstimmung hingewiesen. Auch bei diesen Scenen steht die A-Version in Sprache und Stil hinter der B-Version zurück. Ich kann nicht glauben, dafs die bessere Anordnung und die bessere Komposition von einem Überarbeiter und nicht vom Verfasser herrührt.

Die neunte Scene hat in A augenscheinlich zwei Schlüsse, die miteinander vermischt sind. Die Zeilen, welche Breymann in der Fufsnote zu Vers 1014 druckt, und welche in den Drucken den Anfang zu der Rede des Mephistophilis bilden: *Vanish, villains, the one like an ape, another like a bear, the third an ass for doing this enterprise,* gehören zum ersten Schlufs. Nach ihm prügelt Mephistophilis kurzer Hand Robin, Ralph und den unschuldigen Wirt dafür, dafs er von den beiden ersten frevelhaft herbeigerufen worden ist. *He sets squibs at their backs; they run about.* Der zweite Schlufs ist sehr verschieden von dieser Prügelscene. Er ist auch in B vorhanden, aber in abweichender Fassung. In A sind nur die ersten Zeilen des Mephisto in Versen, dann verfällt er in Prosa; in B dagegen hält er die poetische Sprache mit Ausnahme von zwei augenscheinlich verdorbenen Zeilen bis zu Ende aufrecht. In A spricht Ralph = Dick gar nicht, während er in B seinem bescheidenen Charakter nach Mephisto herzlich bittet, nach Konstantinopel zurückzukehren. In A befiehlt Mephistophilis den beiden Clowns hinauszugehen, aber sie bleiben auf der Bühne, und er geht

[1] In A^1 und A^2 Rafe, nur Z. 1009 Ralfe.

selbst hinaus! Der wichtigste Unterschied aber ist, daſs in A Robin in einen Affen, Ralph in einen Hund verwandelt wird, in B dagegen umgekehrt Robin in einen Hund und Dick in einen Affen. In welcher Ordnung hat Marlowe die Verzauberung eintreten lassen? In der Scene XIa, welche nur in B vorhanden ist (Breymanns Ausgabe S. 149 ff.), erzählt Robin: *One of his (Faustus') devils turned me into the likeness of an ape's face* (S. 155, Z. 1611 f.). Diese Übereinstimmung mit A zeigt nicht nur die nahe Verwandtschaft der beiden Scenen, sondern läſst auch auf ihren gemeinsamen Ursprung schlieſsen. Da nun aber die Scene XIa ihres völlig undramatischen Charakters wegen sicher nicht Marlowe zugehört, so ist auch anzunehmen, daſs die Fassung des Schlusses der neunten A-Scene nicht sein Eigentum ist. Dann aber muſs die B-Version von ihm herrühren.

5. Wir wenden uns nun zu dem Akt, welcher für die Beurteilung des Verhältnisses der beiden Texte am wichtigsten ist, zu dem Akte, welcher in Rom spielt. Für den einleitenden Prolog ist eine Notiz Henslowes, auf die W. Wagner S. 122 seiner Ausgabe hingewiesen hat, von Bedeutung. In einem am 10. März 1598 aufgenommenen Inventarium der Theaterrequisiten der *Lord Admiral's men* führt Henslowe *1 dragon in fostes* an.[1] Eine Verwendung dieses einen Drachen ist nur denkbar, wenn das Stück an dieser einen Stelle nach der 1616 gedruckten Version aufgeführt wurde. B 804—808 (S. 77) lauten:

> And mounted then upon a dragon's back,
> That with his wings did part the subtle air.
> He now is gone to prove cosmography,
> That measures coasts, and kingdoms of the earth;
> And, as I guess, will first arrive at Rome.

Nach der kürzeren Fassung von A erscheint der Zauberer in einem von Drachen gezogenen Wagen; A 811 ff.:

> Learned Faustus,
> To know the secrets of astronomy
> Graven in the book of Jove's high firmament,
> Did mount himself to scale Olympus' top
> Being seated in a chariot burning bright,
> Drawn by the strength of yoky dragons' necks.
> He now is gone, *etc.*

[1] Henslowe's Diary, ed. Collier, S. 273.

Die Stelle von B geht also auf die Zeit vor 1598 zurück. Früher konnte man in ihr eine der Zuthaten Dekkers sehen, für welche er nach Henslowe's Diary (Colliers Ausg. S. 71) am 20. Dezember 1579 20 Schillinge erhalten haben sollte. Diese Notiz Henslowes ist aber durch Warner als moderne Fälschung erwiesen,[1] und es liegt nunmehr nichts gegen die Annahme vor, daſs Marlowes Tragödie im März 1598 dieselbe Gestalt hatte, wie zur Zeit ihrer von Henslowe notierten Aufführungen vom 30. September 1594 bis Mitte Oktober 1597, und daſs die hier in Frage kommende Stelle des Druckes von 1616 bis auf 1594 zurückgeht. Die aus dem Texte von 1604 entnommenen Gründe, aus denen man geschlossen hat, daſs Marlowes Tragödie schon vor 1594 eine Umarbeitung erfahren habe, sind durch unsere bisherige Untersuchung hinfällig geworden, und wir haben nun das Recht anzunehmen, daſs die *Lord Admiral's men* den Faustus in seiner ursprünglichen Gestalt aufführten. Dann aber geht die vorliegende Stelle von B auf Marlowe zurück. Auch eine ästhetische Erwägung führt zu diesem Ergebnis. Der Prolog umfaſst in dem Druck von 1604 elf, in dem Druck von 1616 fünfundzwanzig Zeilen. Bullen sagt S. XXX seiner Ausgabe über ihn: *If the reader will turn to the speech of the chorus preceding sc. VII, and compare the texts of eds. 1604 and 1616, he will readily perceive that the additional lines preserved in the later edition render the passage much more picturesque. As the speech stands in the earlier edition it is very meagre; the additional lines, which were certainly beyond the reach of Birde or Samuel Rowley, give precisely what was wanted. Either Marlowe added them when revising the play, or lines omitted in the earlier edition were restored in the later.* In der That, magerer als in A kann der Prolog nicht sein. Es erscheint mir nicht glaublich, daſs Marlowe, der die astronomischen Disputationen Fausts mit Mephistophilis in seine Tragödie aufnahm, sich mit der einfachen Erwähnung der Himmelsreise begnügte, ohne, wenn auch nur mit kurzen Worten, zu berichten,

[1] Catalogue of the Manuscripts and Muniments of Dulwich College, 1881, S. 159 f.: *The whole entry is evidently a forgery, written in clumsy imitation of Henslowe's hand.*

was Faust auf derselben sah. Über die Rückkehr von der ersten Reise und die kurze Ruhe Fausts schweigt der Druck von 1604 ebenfalls ganz. In jähster Weise, ohne jeglichen vermittelnden Übergang platzt hier der Chorus mit der Nachricht heraus: *He now is gone to prove cosmography.* Schon dieser Mangel läfst uns eine Lücke in A vermuten. B füllt diese Lücke in der angemessensten Weise aus, so dafs wir, da eine von den beiden überlieferten Fassungen Marlowe zugeschrieben werden mufs, nicht umhin können, den Prolog in B für echt zu erklären. Aus ihm ist die Fassung von A verkürzt worden.

6. In seinen Schlufsworten verkündet uns der Chorus, dafs Faustus

> will first arrive at Rome,
> To see the Pope and manner of his court,
> And take some part of holy Peter's feast,
> The which this day[1] is highly solemniz'd.

Nach diesen Worten müssen wir erwarten, dafs uns der Dichter den Papst inmitten seines Hofes zeigen wird, dafs er uns ein Bild des Petersfestes geben, und dafs er Faust darin eine Rolle zuerteilen wird. Dürfen wir annehmen, dafs uns ein Marlowe so täuschen konnte, wie es der Druck von 1604 thut? Statt eines lebensvollen Aktes finden wir eine Scene, die in Wagners Ausgabe 94 Zeilen zählt,[2] und von der dieser Herausgeber S. 124 mit Recht sagt: *Faustus sinks here to the level of an ordinary buffoon, in which character Marlowe has not hitherto presented him; nor would he have done so, without marking the process of transition to this lower stage by some means or other.* Die Scene setzt ganz im Marloweschen Stil ein, desto mehr fühlen wir den Abfall nach den ersten 50 Zeilen. Die Worte Mephistos in Z. 869 f.:

> Where thou shalt see a troop of bald-pate friars,
> Whose *summum bonum* is in belly-cheer,

[1] Dies ist die Lesart von B; A hat *That to this day.* W. Wagner betrachtet dies *'to this day' as merely an emphasised to-day.* Das ist, meine ich, unmöglich. Die betonte Form von *to-day* ist nur *this day,* aber nie *to this day,* das nur *until this day* bedeuten kann. Eine Präposition wurde notwendig, sobald *the which* durch *that* ersetzt wurde. Der ungeschickte Änderer nahm ohne Rücksicht auf Sprachgeist und Sprachgebrauch *to.*

[2] Der erste Akt zählt 402, der zweite 360 Zeilen.

sind zu kindisch, als dafs sie ihm von Marlowe in den Mund gelegt sein könnten. Als Glanzpunkt des Petersfestes ein Trupp feister Mönche! Faust antwortet auf die soeben angeführten Worte:

> Well, I'm content to compass then some sport
> And by their folly make us merriment.
> Then charm me that I may be invisible to do what I
> Please, unseen of any, whilst I stay in Rome.[1]

Wir erwarten — und das damalige Publikum erwartete es sicherlich noch mehr —, dafs nun die Verzauberung in irgend einer Form von Mephistophilis vorgenommen wird. In A kein Wort davon! Der Teufel antwortet hier einfach: *So, Faustus, now do what thou wilt, thou shalt not be discerned.* Dann folgt die Scene, in der Faust den Papst foppt und zuletzt schlägt. Die Scene schliefst in A mit den Worten Fausts:

> Anon you shall hear a hog grunt, a calf bleat, and an ass bray,
> Because it is Saint Peter's holiday.

Ich meine, wer diese Worte Marlowe zuschreibt, beleidigt das Andenken des Dichters. Ich halte es für ganz unmöglich, dafs sie von ihm herrühren, und bin erstaunt, dafs sie von keinem Herausgeber gestrichen sind. So dürftig, wie der Akt in A vorliegt, kann ihn Marlowe nicht ausgestattet haben.

Die vorletzt citierten Worte Fausts und die ihnen folgenden Worte Mephistos sind für die Beurteilung des Verhältnisses der beiden Texte von grofser Wichtigkeit. Keiner der Herausgeber und Kritiker hat darauf hingewiesen, dafs der Druck von 1616 eine Stelle enthält, welche diesen Zeilen genau entspricht. Hier lauten die Verse 1024 ff.:

> But now, that Faustus may delight his mind,
> *And by their folly make some merriment,*
> *Sweet Mephistophilis, so charm me here,*
> *That I may walk invisible to all,*
> *And do whate'er I please, unseen of any.*

Mephistophilis macht nun Faust unsichtbar:

> Faustus, thou shalt, then kneel down presently,
> Whilst on thy head I lay my hand,
> And charm thee with this magic wand.

[1] Ich gebe diese und die folgenden Zeilen so, wie sie der Druck von 1604 bietet, nicht wie sie Breymann geordnet hat.

First, wear this girdle; then appear
Invisible to all are here:
The planets seven, the gloomy air,
Hell and the Furies' forked hair;
Pluto's blue fire, and Hecat's tree
With magic spells so compass thee,
That no eye may thy body see!
So, Faustus, now for all their holiness,
Do what thou wilt, thou shalt not be discerned.

Es kann gar kein Zweifel sein, welche Zeilen von Marlowe herrühren. Mit plumper Hand sind die Zeilen von A aus dem Texte von B herausgerissen. Da aber die aus B angeführte Stelle mit ihrer Scene und mit dem ganzen Akt innig zusammenhängt, so müssen auch Scene und Akt das Eigentum Marlowes sein.

W. Wagner sagt S. XXVIII seiner Ausgabe über diesen Akt: *The whole story about Bruno, Raymond, and the German Emperor, is indeed mere rubbish and nonsense; the authors did not even trouble themselves to provide their wild flights of fancy with anything like an historical basis. There never was such a 'Saxon Bruno' at the time of the German Emperor Charles V.* Diese Worte W. Wagners sind durchaus unberechtigt. Der Rom-Akt kann, wenn wir ihn ohne Voreingenommenheit betrachten, gar nicht als *mere rubbish and nonsense* bezeichnet werden. Er erfüllt, was die oben citierten Schlufsworte des Chorus erwarten lassen. Der Tag des Petersfestes ist zugleich ein Tag des päpstlichen Triumphes über den Gegenpapst und den Kaiser. Eine grofse Prozession zieht vorüber, dann erscheint der Papst, begleitet von einem König von Ungarn Raymund. Nachdem er von dem Rücken seines mit Ketten beladenen Feindes aus den Stuhl St. Peters bestiegen hat, will er über seinen niedergeworfenen Feind Gericht halten. Er befiehlt, dafs die beiden Kardinäle von Frankreich und Padua die Strafe aus den Beschlüssen der heiligen Synode von Trient feststellen. Hier greifen Faust und Mephisto ein. Sie überbringen in der Gestalt der beiden abgeschickten Kardinäle das Urteil:

He shall be straight condemn'd of heresy,
And on a pile of faggots burnt to death.

Der Papst übergiebt ihnen Bruno, und sie führen ihn hinweg, nicht um ihn zu verbrennen, sondern um ihn auf dem schnellsten

Wege, durch die Luft, nach Deutschland zu befördern. Als darauf die beiden wirklichen Kardinäle erscheinen und nun ihrerseits das Urteil übermitteln wollen, verurteilt der Papst die Ahnungslosen zum Tode. Bei dem nun folgenden Festmahl spielt der unsichtbare Faust dem Papst allerlei Possen. Dieser letzte Teil des Aktes schliefst sich an das Faustbuch an. Ihn bietet B durchaus in besserer Form als A. Ich komme darauf später zurück.

Auch der unhistorische Charakter kann dem von B gebotenen Rom-Akt nicht zum Vorwurf gemacht werden. Keiner der Elisabethanischen Dramatiker kümmerte sich um die historische Treue seiner Darstellungen. Wir wissen nicht, ob sich Marlowe an irgend ein Geschichtsbuch anlehnte, oder ob er frei erfand. Mir scheint, dafs sagenhafte Vorgänge des Trientiner Konzils mit solchen vorreformatorischer Konzile vermischt sind. Kaiser Sigismund, 1411—1437, wird mit einem Papst Julius in Verbindung gebracht, der wohl mit Julius II., 1503—1513, identifiziert werden mufs.[1] Die mangelhafte und verwirrte Geschichtskenntnis des Dichters liegt klar zu Tage, aber sie bildet keinen stichhaltigen Einwurf gegen die oben mit Notwendigkeit ausgesprochene Echterklärung des Aktes.

Wir haben Marlowes Faustus an den verschiedensten Stellen untersucht. Jeder Abschnitt dieser Untersuchung ist unabhängig von dem anderen. Überall hat sich das gleiche Resultat ergeben: nicht in A, sondern in B liegt das Werk Marlowes vor; A ist aus B herausgeschnitten worden. Dies Ergebnis widerspricht der bisherigen Ansicht von dem Verhältnis der beiden Texte vollständig. Deshalb erörtern wir noch eine gröfsere Reihe von Stellen, und wir werden sehen, dafs in dem überwiegendsten Teile derselben der Druck von 1616 vor dem von 1604 den Vorzug verdient.

7. Die Zeilen 133 ff. lauten in A:

> Philosophy is odious and obscure,
> Both law and physic are for petty wits;
> Divinity is basest of the three,
> Unpleasant, harsh, contemptible, and vile.

[1] Julius I. 336—352, Julius III. 1550—1555.

Die beiden letzten Zeilen sind in B nicht enthalten. Man sagt, sie seien ausgelassen worden, weil sie Anstofs erregten. Sie thun dies in der That, denn sie schmähen die Gottesgelahrtheit in geradezu roher und gemeiner Weise. Ich glaube nicht, dafs sie von Marlowe herrühren. Schon Schipper und Max Koch haben darauf hingewiesen, dafs uns keine Stelle der übrigen Werke unseres Dichters berechtigt, in den Vorwurf des völligen Unglaubens einzustimmen und ihn als Atheisten zu brandmarken. Als Marlowe seine Tragödie schrieb, waren die Bestrebungen schon vorhanden, welche im November 1589 die Suspension der *Lord Admiral's* und der *Lord Strange's men* durchsetzten. Marlowe hatte also, um nicht von vornherein die Aufführung seines Stückes in Frage zu stellen, ein Interesse daran, jeden Konflikt mit religiösen Gemütern zu vermeiden. Dafs er wirklich von diesem Bestreben geleitet wurde, beweisen zwei Stellen seines Werkes. Der Kontrakt, welchen Faust Scene V niederschreibt, ist in den ersten fünf Paragraphen fast wörtlich dem vierten Kapitel des englischen Faustbuches, im übrigen Teil dem sechsten Kapitel entnommen. Zwei wichtige Forderungen Mephistos aber nahm Marlowe nicht auf: *That Faustus would be an enemy to all Christian people, that he would deny the Christian belief.* Der einzige Grund dafür kann nur in dem Bestreben, Anstofs zu vermeiden, erblickt werden. Auch in dem grofsen Monolog der ersten Scene tritt dies Bestreben hervor. Hier spricht Faust über alle Wissenschaften harte Worte, über die Theologie jedoch nicht. Vom Recht sagt er:

> This study fits a mercenary drudge,
> Who aims at nothing but external trash;
> Too servile and illiberal for me.

In sehr verschiedener Weise fährt er fort:

> When all is done, divinity is best.
> Jerome's Bible, Faustus, view it well.
> *Stipendium peccati mors est.* Ha, *stipendium!*
> The reward of sin is death. That's hard.
> *Si peccasse negamus, fallimur, et nulla est in nobis veritas:*
> If we say that we have no sin, we deceive ourselves, and there is no truth in us.
> Why, then, belike we must sin, and so consequently die.

Ay, we must die an everlasting death!
What doctrine call you this, *Che sera, sera,*
What will be, shall be? Divinity, adieu!

Marlowe hatte hier die beste Gelegenheit, die Theologie und den Glauben auzugreifen; er that es nicht, und deshalb können und müssen wir annehmen, dafs er es auch an anderen Stellen unterlassen hat. Daher lehne ich die obigen rohen Zeilen ab und mit ihnen die Zeilen 719—721, welche ebenfalls nicht in B enthalten sind:

(And Faustus vows never to look to heaven,)
Never to name God, or to pray to him,
To burn his Scriptures, slay his ministers,
And make my spirits pull his churches down.

Es kam dem Verfasser dieser Zeilen darauf an, den Zauberer als einen Feind Gottes und alles Göttlichen hinzustellen. Dies widerstreitet aber durchaus der Marloweschen Auffassung Fausts, die klar zu Tage liegt. Wie bei Goethe treibt bei Marlowe ein unersättlicher Erkenntnistrieb Faust zur Magie, aber er vergifst in keinem Augenblicke, welche schwere Sünde er begeht, und immer wieder quält ihn die tiefste Reue und erfüllt ihn die Sehnsucht nach Vergebung und Befreiung aus der Gewalt des Teufels. Zuerst hält ihn die Schönheit der schwarzen Kunst, dann die Furcht vor dem Höllenfürsten von der Buſse zurück; zuletzt ist sein Herz dazu unfähig geworden; er möchte wohl beten, aber er hat nicht mehr die Kraft dazu. Wenn er hier schwört *never to look to heaven,* so gelobt er nur, nie mehr seine Blicke in dem Verlangen um Hilfe und Rettung zum Himmel zu richten, aber den Glauben an Gott schwört er damit nicht ab. Deshalb können die obigen Zeilen nicht Marlowes Eigentum sein, und dies ist der einzige Grund, warum sie von B ausgelassen sind.

8. Der Prolog, welcher das Stück eröffnet, hat mehrere Verschiedenheiten in den beiden Drucken. Zeile 9 lautet in A:

To patient judgments we appeal our plaud.

Diese Zeile ist ohne Emendation nicht beizubehalten. Breymann liest *for plaud,* wodurch nichts gebessert ist, da *plaud* für *applause* eine nirgends nachweisbare, ganz unwahrscheinliche

Form ist. Das einzige[1] wäre, daſs man *play* für *plaud* einsetzte und läse: *To patient judgments we appeal our play.* Ich glaube auch, daſs dieses Wort in der Zeile gestanden hat, obgleich wir dann eine sehr anfechtbare Verbindung haben. *To appeal* als transitives Verb wird sowohl in Nares' Glossary als auch in Schmidts Shakespeare-Lexicon[2] nur in der Bedeutung *to accuse, to impeach* angeführt. Auch die Etymologie des Wortes läſst den vorliegenden Gebrauch als ganz ungewöhnlich erscheinen. Wir werden aber an anderen Stellen sehen, daſs der Bearbeiter von A sehr gewaltsam mit der Sprache umging. B liest sehr gut und völlig in Übereinstimmung mit dem Sprachgebrauch:

And now to patient judgments we appeal.

Daſs Marlowe einen Sprachfehler beging und dieser von einem Bearbeiter verbessert wurde, ist kaum anzunehmen. Bei einer näheren Betrachtung der ganzen Stelle zeigt sich, daſs die Änderung des Verses durch die Umsetzung des *now* hervorgerufen ist. In B steht *now* in Zeile 7 und 9, in A schon in Zeile 1. Offenbar glaubte der Bearbeiter von A, daſs das betonte *now* an einer zu späten Stelle stände, und er setzte es darum in die erste Stelle. Daſs gerade die Stellung, wie sie B bietet, die feinere und bessere ist, sah er nicht ein. In Zeile 7 *Only this, gentles, we must now perform* fiel nun eine Silbe aus. Deshalb wurde *gentles* zu *gentlemen* verlängert. In Zeile 9 fiel ein Fuſs aus, für den ohne Rücksicht auf den Sprachgebrauch *our play* oder sonst etwas hineingesetzt wurde. In Zeile 1 dagegen wurde eine Silbe überflüssig, und es wurde einfach der grammatisch notwendige Artikel in *in the fields of Thrasimene* gestrichen.

Welchen Grund die Änderung in Zeile 2 hatte, wo A *Where Mars did mate the Carthaginians* bietet, B aber *Where Mars did mate the warlike Carthagens,* ist nicht mit Sicherheit zu

[1] [E. Koeppel, Litteraturblatt 1889, Sp. 411 schlägt *and plead* für *our plaud* vor. J. Z.]

[2] Murray ist mir leider nicht zugänglich. [Hier wird I, 398a u. a. *to remove to a higher tribunal* als Bedeutung angegeben und auſser der oben besprochenen Faustusstelle noch zwei andere beigebracht; eine aus Caxtons Reynard *I appele this mater into the court tofore our lord the kyng* und eine moderne. J. Z.]

sagen. Sollte das Epitheton von anderer Hand als der Marlowes herrühren? Ich möchte ihm eine besondere Bedeutung beilegen: der Gott des Krieges verliefs in dieser Schlacht die allgemein als kriegstüchtig bekannten Römer und gesellte sich den Karthagern zu, weil auch sie kriegsliebend und kriegstüchtig waren. Das Beiwort zwang den Dichter zu einer kürzeren Namensform. Ich kann *Carthagens* nicht anderweitig nachweisen, aber unmöglich erscheint die Form nicht. Diese ungewöhnliche Form ersetzte A durch *Carthaginians;* das Beiwort mufste infolge dessen fallen.

Zeile 11—12 *Now is hè born, his parents base of stock, In Germany ...* Der eingeschobene Satz zerreifst den Zusammenhang von Zeile 11 und 12. Der Bearbeiter von A liebt die eingeschobenen Sätze, wie Z. 16. 86 u. a. beweisen. B liest gut *Now is he born of parents base of stock In Germany.*

In Vers 13 liest A *Of riper years he went to Wittenberg.* W. Wagner bemerkt in der Anmerkung zu dieser Stelle (S. 102): *Of is not rarely used of time,* und verweist auf Abbott § 176. Dieser aber sagt richtig: *Of, signifying 'coming from, belonging to', when used with time, signifies 'during'.* Es bezeichnet aber niemals den Zeitpunkt. Dies thut *at,*[1] das B liest: *At riper years,* etc. Also vergeht sich A auch hier gegen die Sprache.

Nach Zeile 15 hat A einen Vers, welcher in B fehlt:

> So soon he profits in divinity,
> *The fruitful plot of scholarism grac'd,*
> That shortly he was grac'd with doctor's name.

Ward erklärt die hinzugefügte Zeile: *The fruitful garden of scholarship being adorned by him.* Die Deutung des fast unverständlichen *plot of scholarism* hat W. Wagner gegeben. Er hat auch auf die ungeschickte Wiederholung des *graced*[2] hingewiesen. Der eingeschobene Vers zerreifst völlig den Zusammenhang des Satzes: *So soon he profits in divinity that shortly he was graced with Doctor's name.* Er ist unmöglich von Marlowe, und er fehlt eben deshalb in B. Das Zeitadverbium

[1] Schmidt, Sh.-L. 798 b *of in a temporal sense = during, in;* S. 61 b *at: serving to mark a point of time.*

[2] [Breymann fafst es = *grac'd;* vgl. Koeppel a. a. O. J. Z.]

shortly in Z. 17 verursachte die Änderung des *So much he profits* in *So soon he profits*, obwohl *much* das passende Wort ist: 'Er machte so grofse Fortschritte, dafs er in kurzer Zeit mit dem Namen eines Doktors geziert wurde.' *To profit* = *to make progress* wird meist mit *much, more, greatly* oder einem ähnlichen Adverb verbunden.

Die folgende Zeile in A hat allen Herausgebern zu raten gegeben. Sie lautet:

> Excelling all, whose sweet delight disputes
> In heavenly matters of theology.

B dagegen liest:

> Excelling all, and sweetly can dispute
> In th'heavenly matters of theology.

Diese Konstruktion ist kühn, aber völlig verständlich, während bei A alle Deutungsversuche vergeblich sind. W. Wagner sagt (S. 120): *'Whose sweet delight disputes' is a poetical expression instead of 'who sweetly delights in disputing'*, was richtig ist, wofern man jeden Unsinn für einen poetischen Ausdruck halten darf. Ward übersetzt: *whose sweet delight is to dispute*, was der Bearbeiter vielleicht sagen wollte, aber nicht sagte. Breymann nimmt eine Konjektur Koeppels auf: *whose sweet disputes delight in heavenly matters of theology*, was wohl dem Sinn nach, aber sprachlich kaum möglich ist. Gegen die Lesart von B dagegen lassen sich kaum Bedenken erheben. Wie in Zeile 1 läfst A auch hier den metrisch unbequemen aber grammatisch notwendigen Artikel aus.

In Zeile 24 haben alle Herausgeber das *more* der Drucke von 1604 und 1609 durch das *now* von B ersetzt und lesen *And glutted now with learning's golden gifts.*

Man sieht, dafs der Prolog in B in durchaus besserer Gestalt vorliegt als in A, wo er durch die ungeschicktesten Änderungen entstellt ist. Wir können demnach nicht umhin, die Fassung des Prologs in B als echt anzusehen.

9. Scene I. In Vers 38 liest A *Then read no more, thou hast attained the end*, B dagegen hat *that end*, das Dyce, Ward und Breymann mit Recht aufgenommen haben, da es auf das Vorhergehende zurückweist.

Zeile 41 *Seeing, ubi desinit philosophus, ibi incipit medicus* fehlt in B, wo sich die imperativischen Sätze:

Bid Economy farewell; Galen come:
Be a physician, Faustus; heap up gold,

eng aneinander schliefsen. Die Verknüpfung durch *seeing* mit dem vorhergehenden Satze ist auffallend; bei keinem anderen lateinischen Satze dieses Monologs findet sich eine solche. Sie ist auch überflüssig und nicht gewöhnlich. Ward[2] S. 129 giebt Aristoteles als Quelle dieses Satzes an, er bemerkt dabei, dafs Aristoteles den *philosophus naturalis* oder *physicus* meine; Marlowe habe hier eine Verallgemeinerung eintreten lassen. Durch diese Verallgemeinerung aber ist der Satz inhaltlich falsch geworden. Aristoteles sagt, dafs nach der theoretischen Erkenntnis der Natur die praktische Verwendung der erlangten Kenntnisse beginnt; der obige Satz dagegen sagt: 'Wo der Weltweise aufhört, da fängt der Arzt an', was Unsinn ist. Wo das Wissen aufhört, da beginnt der Glaube. Diesen Gedanken spricht Marlowe selbst in Z. 65 aus: *When all is done, divinity is best,* und erweist dadurch, dafs er den lateinischen Satz kurz vorher nicht aussprechen konnte. Die Einfügung eines solchen lag nahe; ja das Fehlen eines lateinischen Satzes an dieser einzigen Stelle kann auffallen. Dem Interpolator mag der Satz des Aristoteles vorgeschwebt haben, aber er war sich über seinen Inhalt nicht klar und stopfte ihn deshalb ohne Bedenken hier hinein.

Zeile 47 *Is not thy common talk sound aphorisms* ist ebenfalls von B ausgelassen. Dyce, Ward, Bullen setzen *found* für *sound* ein. W. Wagner erklärt S. 104: *Faustus' ordinary talk is held to possess the value of sound* i. e. *never failing or deceiving aphorisms.* Ich bezweifle, dafs *sound* in diesem Sinne gebraucht werden kann. Shakspere[1] gebraucht es in vielerlei Bedeutungen, aber niemals in dieser. Die Hauptsache bei einem Arzte sind doch die Rezepte, und es genügt vollständig, wenn Faust in B fragt: *Are not thy bills hung up as monuments?* Ich zweifle deshalb die Echtheit des obigen Verses an.

[1] Vgl. Schmidt, Shakespeare-Lexicon S. 1091 b.

In Zeile 50 *And thousand desperate maladies been eased?* ist der Ausdruck *eased* zu schwach. 'Erleichtern' kann den Zustand hoffnungsloser Kranker jeder Arzt, aber 'heilen' nur ein Faust. B bietet das richtige Wort *cured.*[1] Dies wurde vielleicht deshalb ersetzt, weil Z. 43 *cure* den Vers schliefst.

Zeile 52 *Wouldst thou make man to live eternally? man* ist falsch, das nächfolgende *them* erweist den Plural *men* als richtig, den auch der Sinn verlangt. Auch *wouldst* ist unrichtig, da Faust nach seinen Fähigkeiten fragt. Alle Herausgeber mit Ausnahme W. Wagners haben *couldst* dafür eingesetzt. B liest die Zeile in richtiger Form: *Couldst thou make men to live eternally?*

In Zeile 58 *A pretty case of paltry legacies!* hat B *petty* für *pretty.* Es ist nicht zu entscheiden, welches das ursprüngliche Wort ist. Faust spricht im ganzen Monologe in einem Tone der Verachtung von den Wissenschaften; deshalb ist vielleicht *petty* vorzuziehen. *Pretty* würde einen ironischen Ton voraussetzen, der dem Selbstgespräch ganz fern ist.

In Zeile 61 *And universal body of the law* ist *law* für *church* und in Zeile 64 *Too servile and illiberal for me* die beiden ersten Wörter für *the devil* allgemein aus B aufgenommen. In Zeile 62 *This study fits a mercenary drudge* behalten nur Breymann und Ward das *His* von A bei.

Z. 78 *Lines, circles, scenes, letters, and characters.* B läfst *scenes* weg. Ward sagt: *Scenes appears to have no special meaning.* Es hat hier überhaupt keinen Sinn. In der von Dyce angeführten Stelle[2] hat es seine eigentliche Bedeutung. An keiner Stelle des Faustbuches finden wir 'Scenen' als zur Beschwörung nötig aufgeführt. *Scenes* wurde vielleicht zur Verbesserung des schlechten Verses eingefügt.

Z. 86 *Nor can they raise the wind or rend the clouds* ist nicht in B enthalten. Sie gehört zu denjenigen ungeschickten Einschiebungen, welche den Zusammenhang der Umgebung zerreifsen. Der Satz pafst gar nicht in den Gedanken Marlowes hinein: 'Ihre (der Kaiser und Könige) Herrschaft erstreckt sich

[1] Shakspere, Lucr. 1581 *It easeth some, though none it never cured.*
[2] Vgl. Ward[2] S. 133.

nur auf ihre Provinzen, aber des Zauberers Herrschaft erstreckt sich so weit, als des Menschen Geist geht.' Es tritt hier, wie an mehreren anderen Stellen, das Bestreben zu Tage, den Marloweschen Gedanken zu steigern.

Dies ist auch in Z. 89 *A sound magician is a mighty god* geschehen. B liest *demi-god*. Auf die Stufe eines Halbgottes kann ein Zauberer sehr wohl gestellt werden, aber ich halte es für unmöglich, dafs ihn Marlowe für einen mächtigen Gott erklärt. Sollen wir annehmen, dafs der treffendere Ausdruck von einem anderen als von Marlowe herrührt? Man hat erklärt, dafs die vermeintliche Schwächung des Ausdruckes getroffen wurde, um bei frommen Seelen nicht Anstofs zu erregen. Dafs Marlowe selbst von diesem Bestreben geleitet wurde, ist oben nachgewiesen worden.

Z. 90 in A lautet *Here, Faustus, try thy brains to gain a deity*, in B *Here tire my brains to get a deity*. Dyce, Ward, Bullen lesen *Here, Faustus, tire thy brains to gain a deity*. Dafs Faust sagen sollte: 'Ermüde dein Gehirn', halte ich für undenkbar. Wagner behält die Lesart von A bei und deutet sie: *Exert thy mental power*, er weist aber auf keine Stelle hin, wo *try* in diesem Sinne gebraucht wird. Bei Shakspere kommt das Wort überaus häufig vor,[1] aber nie in diesem Sinne. Von allen Lesarten befriedigt nur die von B. Zur Erklärung derselben führe ich Nares' Worte an (Glossary S. 885a f.): *To tire, a term in falconry. The hawk was said to tire on her prey, when it was thrown to her, and she began to pull at it, and tear it. It was applied also to other birds of prey; to seize eagerly with the beak. Hence, metaphorically for being eagerly engaged upon any object.*

> I grieve myself
> To think, when thou shall be disedged by her.
> That now thou tir'st on, how thy memory
> Will then be panged by me. (Cymb. III, 4, 97 ff.)
>
> Upon that were my thoughts tiring, when we encountered.
> (Timon of Ath. III, 6, 5.)

The usage here seems rather affected; but it evidently means that his thoughts were tossing the subject about with eagerness.

[1] Schmidts Shakesp.-Lex. S. 1266b f.

Dieselbe Bedeutung weist unsere Stelle in B auf. Der Ausdruck ist ungewöhnlich, und deshalb wollte ihn der Bearbeiter ändern. Da wir ihn als verständlich beibehalten, stimmen wir auch nicht Breymann bei, der in B *Here trie thy braines* ... emendiert.

Vers 95 in A *Their conference will be a greater help to me* ist ein Hexameter, an dessen Stelle B einen heroischen Vers hat: *Their conference will be greater help to me. Conference* ist zweisilbig zu lesen.

In Vers 121 *And reign sole king of all our provinces* haben Dyce und Ward *our* mit Recht durch *the* aus B ersetzt.

Zeile 128—132

> Know that your words have won me at the last
> To practise magic and concealed arts,
> Yet not your words only, but mine own fantasy,
> That will receive no object for my head,
> But ruminates on necromantic skill.

B enthält die drei letzten Zeilen nicht. Uneinigkeit herrscht über die Interpunktion der Zeile 131; Wagner interpungiert mit A^1 A^2 nach *head;* Dyce, Ward und Breymann setzen ein Semikolon nach *object,* Bullen ein Komma; sie ziehen demnach *my head* als Subjekt zu *ruminates.* Wie man auch interpungiert, man wird nicht befriedigt. Der Sinn, der in den Zeilen liegen soll, ist wohl klar, aber die Ausdrucksweise ist so ungeschickt, daſs sie nicht von Marlowe herrühren können. Ward erklärt sie für korrupt, ich überhaupt für unecht. W. Wagner betont die Wichtigkeit dieser Zeilen: *Lines 102—104 are most significant lines and of much importance for the character of Faustus, since it is necessary that he should be represented as a free agent, not as merely persuaded by the words of others.* Dem ist entgegenzuhalten, daſs Faust bei Marlowe gar nicht mit freiem und festem Willen zur schwarzen Kunst greift und dann zur Verdammnis schreitet; ihn treibt die Unzufriedenheit und ein unersättlicher, aber dunkler Erkenntnistrieb, dazu die Sucht, sich über die gewöhnliche Menschheit zu erheben. Frei ist er nicht in seinem Inneren und fest auch nicht; denn er steht imme unter dem furchtbaren Drucke der Gewissenspein und auf der anderen Seite der Drohungen der Teufel. Wären die Zeilen in irgend einer Form vorhanden gewesen, so ist kein Grund

herauszufinden, warum sie B ausgelassen hätte. Im Gegenteil ist die Auslassung einer solchen Stelle ganz unwahrscheinlich; ihre Hinzufügung aber liegt nahe, wenn man die vorhergehende Zeile deutet: 'Eure Worte sind es gewesen, welche mich schliefslich dazu getrieben haben, die geheimen Künste auszuüben'; aber diese Erklärung ist, meine ich, nicht die richtige. Ich würde frei übersetzen: 'Eure Worte haben die letzten Bedenken in mir überwunden.' Noch ein Grund läfst sich gegen die in B fehlenden Sätze erheben. Sie stören den Gang der Gedanken. Faust will augenscheinlich der Schönheit der Magie die Leerheit der Wissenschaften gegenüberstellen. Deshalb bilden die folgenden Zeilen:

> Philosophy is odious and obscure,
> Both law and physic are for petty wits,

gewissermafsen die Antithese zu dem vorhergehenden Gedanken. Diese Gegenüberstellung tritt nicht in Wirkung, wenn ein solcher Satz, wie der hier behandelte, eingeschoben wird.

Über Vers 135 f. ist schon oben gesprochen worden.

Zeile 139 f. in A lautet

> And I that have with concise syllogisms
> Gravell'd the pastors of the German Church.

B liest *subtle* statt *concise*. W. Wagner sagt S. 108: *Concise is an excellent word to denote the nature of a strict and cogent logical conclusion.* Will Faust wirklich sagen, dafs er die deutschen Pastoren mit scharfen, zwingenden Schlüssen verwirrt hat? Doch wohl nicht. Solche Schlüsse erregen wohl Bewunderung, aber sie verwirren nicht. Der Sinn der Stelle ist, meine ich, klar. Faust hat die deutschen Geistlichen mit spitzfindigen, schlauen Schlüssen verblüfft und verwirrt. Hierfür ist *subtle* das rechte und einzig passende Wort,[1] aber nicht das 'kurz und bündig' bedeutende Wort *concise*.

Zeile 150 *So shall the subjects of every element.* Für *subjects* haben Dyce, Wagner, Bullen mit Recht die Lesart von B, *spirits*, angenommen. Wagner und Bullen meinen jedoch, dafs

[1] Shaksp. Henry VI. B, V, 1, 191 *A subtle traitor needs no sophister.* Henry VI. C, III, 1, 33 *Warwick is a subtle orator.* Cor. I, 10, 17 *Bolder, though not so subtle (as the devil).*

subjects sich verteidigen lasse; letzterer verweist auf Tamburlaine II, V. 3784 u. 4555 (ed. A. Wagner). Hier aber wird *subject* in anderem Sinne als im vorliegenden Verse gebraucht. Man vergleiche A. Wagners Anmerkung zu Vers 4555 S. 211 seines Tamburlaine.

Zeile 156 f.

> Shadowing more beauty in their airy brows
> Than in their white breasts of the Queen of Love.

Dyce, Ward, Bullen lesen *Than have the white breasts.* Breymann setzt mit Recht die Lesart von B ein, *Than has the white breasts,* und erklärt die Entstehung des Druckfehlers. In betreff des Singulars vor dem Plural *breasts* verweist er auf Abbott § 335.

Zeile 179 *That I may conjure in some lusty grove.* Schon A^2 hat hier emendiert, indem *little* für *lusty* eingesetzt wurde. Dyce und Ward behalten die unmögliche Lesart von A^1 bei, während Bullen *bushy* aus B aufnimmt. W. Wagner emendiert unnötigerweise *hidden.* B entspricht mit *bushy* den Worten des Faustbuches: *A thick wood neer to Wittenburg. lusty* läfst sich leicht als durch Lesefehler aus einem undeutlich geschriebenen *bushy* entstanden erklären.

10. Scene II. Zeile 197 A *That shall we know, for see here comes his boy,* B *That shall we presently know, here comes his boy. Presently* ist dem Sinne nach notwendig. Es mufs zweisilbig gelesen werden, was wohl der Grund zur Änderung war.

Zeile 209—212 sind in A eingeschoben und rühren nicht von Marlowe her.

Zeile 224 *I will set my countenance like a precisian.* W. Wagner hielt dies für fremde Zuthat, weil die Scherze gegen die Puritaner im 17. Jahrhundert weit gewöhnlicher sind als im 16. Ward weist demgegenüber in seiner Anmerkung nach, dafs sie schon in dieser Zeit vorkommen.

In Zeile 230 wiederholt A die Schlufsworte *my dear brethern.* W. Wagner verweist die Entscheidung über diese Wiederholung an einen Schauspieler, Dyce erklärt sie für einen Irrtum des Verfassers, Ward dagegen findet sie ganz dem Charakter angemessen. Ich möchte wissen, welcher Prediger oder Redner die Anrede am Schlusse wiederholt.

Nach dem Weggange Wagners setzt A Prosa, B dagegen bietet Verse. Sie entsprechen der Gemütsstimmung der um Faust bekümmerten Schüler. Die Prosa in A ist aus ihnen hervorgegangen und weist noch einige rhythmische Anklänge auf; Zeile 234 braucht nur *and* auszufallen, um den ursprünglichen, in B vorliegenden Vers herzustellen. Das *nay* am Beginn der Rede des ersten Schülers ist ganz unverständlich.

11. Scene III. In Zeile 240 *Now that the gloomy shadow of the earth* ersetzt W. Wagner mit Recht das letzte Wort durch *the night* aus B. Vom Erdschatten kann hier gar nicht die Rede sein.

Zeile 269 ff. lauten in A

> How pliant is this Mephistophilis,
> Full of obedience and humility!
> Such is the force of magic and my spells:
> No, Faustus, thou art conjuror laureat,
> That canst command great Mephistophilis:
> *Quin regis Mephistophilis fratris imagine.*

Die drei letzten Zeilen fehlen in B. Warum sie B weggelassen haben sollte, wenn sie im Marloweschen Werke standen, ist nicht einzusehen. Für das unverständliche *no* in Zeile 272 haben W. Wagner und Breymann nach Albers, Eberts Jahrb. N. F. III, 379, *now* eingesetzt. Solche Freude in solchen Ausdrücken bei dem ersten gelungenen Beschwörungsversuch auszudrücken, liegt nicht im Charakter Fausts. Sie erscheint mir fast kindisch. In Zeile 271 schreibt Faust das Gelingen der Kraft der Magie und der von ihm angewendeten Zaubersprüche, also nicht sich, zu. Sollte er mit demselben Atemzuge sich als *conjuror laureat* preisen? In Zeile 269 und 270 drückt er seine Verwunderung über die Fügsamkeit 'dieses' Mephistophilis aus. In Zeile 273 würde er ihn *great Mephistophilis* nennen. Wie in Zeile 41, so hat auch hier der Bearbeiter mit seinem Latein Unglück. Vielleicht schwebte ihm Genes. 1, 26 vor, worauf Ward hinweist, aber er drückte sich dann in einer Weise aus, daſs alle Erklärungsversuche, selbst der W. Wagners, vergeblich sind.

Zeile 293 *Is stoutly to abjure the Trinity.* B liest *all godliness.* Die Verschiedenheit ist nach dem oben Gesagten zu

beurteilen. Es ist hier noch darauf hinzuweisen, dafs Marlowe nach der Sitte der damaligen Poesie die religiösen Bezeichnungen des Christentums häufig durch andere ersetzte, vgl. Z. 103. 789; Tamburlaine B, II, 2, 2890 (ed. A. Wagner) u. a. Vgl. Dyce S. 80b, Anm.

In Zeile 311 *Unhappy spirits that fell with Lucifer* liegt einer der wenigen Fälle vor, wo B aus A emendiert werden mufs. Für *fell* hat B *live,* das der Drucker versehentlich der vorhergehenden Zeile entnommen hat.

In Zeile 328 *Go, bear those tidings to great Lucifer* ist *these* für *those* allgemein aus B angenommen.

12. Scene V. Zeile 449 *Ay, and Faustus will turn to God again* fehlt in B. Es liegt kein Grund vor, warum sie ausgelassen worden wäre, wenn sie in der Vorlage von B gestanden hätte. Die Einschiebung des guten Vorsatzes liegt nahe, ist aber doch nicht der ganzen Stelle angemessen. Faust beschäftigt sich hier nicht mit reuevollen Gedanken, sondern mit der Gewifsheit seiner Verdammung und damit, dafs es nunmehr nutzlos sei, an Gott zu denken. Er beschliefst, auf dem einmal beschrittenen Wege weiterzugehen. In diesem Vorsatz wird er in B durch den bösen Engel mit den Worten bestärkt: *Go forward, Faustus, in that famous art.* Diese Zeile ist in A ausgelassen. Hier tritt zuerst der gute Engel auf und warnt: *Sweet Faustus, leave that execrable art.* Ich finde es natürlicher, dafs das Erscheinen der Engel in Übereinstimmung mit dem zuletzt ausgesprochenen Gedanken Fausts erfolgt. Ist dieser ein böser, so erscheint der böse zuerst, ist er ein guter, der gute. So geschieht es nach Zeile 630 (Sc. VI). Hier gelobt Faust: *I will renounce this magic, and repent,* worauf der gute Engel ihm ermunternd zuruft: *Faustus, repent, yet God will pity thee.* Als der Zauberer in Zeile 700 bang zweifelnd fragt: *Is't not too late,* bestätigt der böse Engel: *too late.* Die Engel sind ja die äufseren Repräsentanten der Gemütsstimmungen Fausts, und deshalb mufs ihr Auftreten mit diesen im Einklang stehen. Daher halte ich es für richtig, dafs an unserer Stelle zuerst der böse Engel erscheint, wie es nach B der Fall ist.

In Zeile 465 *What God can hurt thee Faustus? Thou art safe,* steht *God* für *power* in B. Also auch hier ist wie

in Zeile 293 der allgemeine Begriff durch den christlichen ersetzt worden.

Zeile 477 *If thou deny it, I will back to hell.* B liest besser *I must back to hell.* Die Rückkehr hängt gar nicht von dem Belieben des Mephisto ab; er muſs zurück.

Zeile 494 ff. A spricht Faust in der ersten Person, in B dagegen in der dritten. Die Stelle hier ist so bedeutsam, daſs Marlowe wahrscheinlich die letztere Form angewendet hat. Dadurch ist ein Hexameter entstanden: *Fáustus hath cút his árm and wíth his próper blóod.* Sollte dieser weggeschafft werden, so müssen zwei Silben fallen und an die Stelle des *hath* ein anderes Wort treten. Hier kann dies nur *I* sein: *I cut mine arm,* wodurch aber das Präteritum bei einer eben vollendeten Handlung in Anwendung kommt, was dem Geist der Sprache entgegen ist. Deshalb ist die Lesart von A abzulehnen und die von B anzunehmen.

Zeile 499—502 drucken A^1 A^2 als Prosa, während B die Stelle in vortrefflicher Gestalt bietet. Faust hat sich in den Arm gestochen und beginnt, sobald das Blut flieſst, zu schreiben. Während er schon schreibt, ermahnt ihn Mephisto, das Schriftstück in richtiger Form abzufassen, worauf Faust antwortet: 'Ja, das thue ich.' Das Präsens ist die einzig mögliche Form, nicht das Futurum *Ay, so will I do,* wie A liest. Breymann und die übrigen Herausgeber setzen die Bühnenanweisung *writes* falsch; sie muſs vor den ersten Worten des Mephisto *But, Faustus,* etc. stehen, sonst hätte das *but* keinen Sinn.

Zeile 510 lautet in A *Here is fire, come Faustus, set it on.* Dies hat Breymann geändert in *Come, Faustus, here is fire, set it on.* Daſs Faust eine Bewegung zu Mephistophilis hin machen soll, ist undenkbar.

Zeile 526 *But may I raise up spirits when I please.* B liest *But may I raise such spirits.* Daſs er Geister beschwören kann, hat Faust selbst erprobt, daher ist die Frage in A überflüssig, aber nicht die Frage, ob er solche Geister, wie die eben gesehenen, aufrufen kann.

Auf die bejahende Antwort übergiebt Faust dem Mephistophilis die Verschreibung. Vorher aber läſst ihn A ausrufen: *Then there's enough for a thousand souls,* Zeile 528. Dieser

lästerliche Ausruf liegt nicht im Charakter Fausts, dessen Sinn auf Höheres gerichtet war. Der Satz enthält eine grofse Übertreibung. Er hat nur vier Versfüfse und fügt den dritten Reim zu den zwei folgenden hinzu, und zwar hat er mit der zweitfolgenden Zeile das gleiche Reimwort, was sich Marlowe sicher nicht gestattet hat.

Zeile 532 A *All articles prescribed between us both,* B *All covenants and articles between us both.* Der letztere Ausdruck ist gut, während der erstere sprachlich zu verwerfen ist. *Prescribed* ist hier in dem Sinne von *drawn, made* gebraucht, was dem Sprachgebrauch widerspricht. Shakspere gebraucht es nur in dem eigentlichen Sinne *set down authoritatively for directions* (Sh.-Lex. 893 b). Der Grund der Änderung lag augenscheinlich in dem Bestreben, den Hexameter zu beseitigen. Da *drawn* das Metrum nicht ausfüllte, wurde *prescribed* hineingepreſst.

In Zeile 549 ist in A *goods* hinzugefügt, obwohl die Teufel die Güter nicht mit in die Hölle tragen.

Zeile 582—587 sind in B nicht enthalten. Hier sagt Mephistophilis sofort zu: *Well, Faustus, thou shalt have a wife.* Trotzdem sich auch in der *History* die Weigerung des Teufels findet, halte ich die Zeilen für interpoliert. Es ist dramatisch wirksamer, wenn keine langen Gegenreden geführt werden, sondern sogleich die Erfüllung des Wunsches, aber in einer nicht gewünschten Weise eintritt. Dafs die Zeilen nicht von Marlowe herrühren, beweist auch der Schlufssatz: *I'le fetch thee a wife in the devil's name.* Zu beachten ist die Wiederholung der Schlufsworte des vorher Sprechenden: *How? now in hell? How? a wife?* Dies liebt der Bearbeiter von A, wie andere Stellen, besonders der komischen Scenen, ergeben. Ferner hat er Ausrufe, wie *tush, come* u. a., gern. Er erweist sich dadurch als ein Poetaster niedrigster Sorte.

In Zeile 587 fragt Mephistophilis Faust nach dem Eindruck, den die teuflische Erscheinung auf ihn macht. In B dagegen drängt Überraschung und Schrecken in natürlicher Weise dem Faust den Ausruf auf die Lippen: *What sight is this?* worauf Mephistophilis höhnisch fragt: *Now, Faustus, wilt thou have a wife?* Alle solche Feinheiten auf Rechnung eines Bearbeiters und nicht auf die Marlowes zu setzen, ist unmöglich.

Zeile 605—618 fehlen in B. Sie sind auch nach W. Wagners Meinung nicht von Marlowe verfafst. Das Durchblättern des Buches ist langweilig. Zeile 607 wiederholt die Frage von 526. Der Ausruf Fausts *O thou art deceived* und die Antwort Mephistos *Tut, I warrant thee* sind fast albern.

13. Scene VI. Vor Zeile 623 fehlt in A eine Zeile, welche die passende Antwort Mephistos auf die Anklagen Fausts enthält: *'T was thine own seeking, Faustus, thank thyself.* In der nächsten Zeile ist das Anfangswort *but* ausgefallen, wodurch der Vers unvollständig geworden ist: *Thinkst | thou heaven | is such | a glorious thing.* Dyce, Wagner, Ward lesen *Thinkest.*

Zeile 639 und 640 sind in B nicht enthalten. Sie bieten nichts, was für die Entscheidung mafsgebend sein könnte.

Zeile 643 schliefst mit demselben Worte *myself* als die vorhergehende, während B für *I should slain myself* gut und zurückhaltend sagt *I should have done the deed.*

Zeile 670 liest B für *trifles* besser *questions;* für das zweite *questions* hat A in Zeile 677 *suppositions,* das gar nicht pafst. Nur in A beginnt Faust seine Rede mit *tush.*

Zeile 702 *Never too late, if Faustus can repent.* Das Können hängt vom Willen ab, und bei der Reue und Bufse ist das Wollen die Hauptsache. Daher ist die Lesart von B *If Faustus will repent* bei weitem vorzuziehen.

Zeile 705. Während in Zeile 230 die Anrede unpassend am Schlusse wiederholt ist, ist hier der aus dem tiefsten von Qualen zerrissenen Herzen kommende Anruf *O Christ, my Saviour, my Saviour* von A vereinfacht. Gerade hier ist die Wiederholung passend.

Da Faust so sehnsüchtig Christus um Hilfe anruft, erscheinen Lucifer, Belzebub und Mephistophilis, um ihn zu bedrohen. In A führt Lucifer das Gespräch allein, während in B auch Belzebub daran teilnimmt. Ihm teilt auch B die Worte *And of his dam* zu, während sie in A Lucifer spricht. Diese Worte für nicht echt zu erklären, haben wir keinen Grund; sie sind in beiden Drucken vorhanden, und die Verbindung des Teufels mit seiner Grofsmutter ist eine fast stereotype. *Come away* in Zeile 731 ist sinnlos.

In Zeile 794 läfst der Bearbeiter von A, wie in Zeile 587,

den Eindruck des Gesehenen von Faust erfragen, während in B in natürlicher Weise Faust von selbst seiner Überraschung Ausdruck giebt. Ähnlich in Zeile 1262.

Zeile 804 *Farewell, Faustus, and think on the devil.* Die letzten Worte sind unmöglich von Marlowe Lucifer in den Mund gelegt worden. B *Now, Faustus, farewell.*

14. Scene VII. Zeile 828 f. lautet *The streets straight forth, and paved with finest brick, Quarters the town in four equivalents.* Die letzte Zeile fehlt in B; sie ist von Dyce und Breymann eingesetzt worden, um die vorhergehende Zeile zu vervollständigen. Dies war nicht nötig, denn auch in Zeile 827 *Whose buildings fair and gorgeous to the eye* fehlt das Prädikat. Dafs die Straſsen eine Stadt in vier gleiche Teile teilen, könnte nur von zwei sich in der Mitte schneidenden Straſsen gesagt werden, aber nicht, wie hier, von allen Straſsen. Ferner kann das Wort *equivalent* weder seiner Etymologie noch dem heutigen Sprachgebrauche nach die räumliche Bedeutung von *equal parts* oder hier *quarters* haben. Der Satz ist also inhaltlich und sprachlich falsch und kann deshalb nicht von Marlowe herrühren.

Zeile 833 ff.

> From thence to Venice, Padua, and the rest,
> In midst of which a sumptuous temple stands,
> That threats the stars with her aspiring top,
> Whose frame is paved with sundry coloured stones,
> And roofed aloft with curious work in gold.

Die beiden letzten Zeilen sind in A ausgelassen; sie stimmen mit den Worten des Faustbuches fast überein: *He wondered not a little at the fairness of St. Mark's place, and the sumptuous church standing thereon, called St. Mark, how all the pavement was set with coloured stones, and all the rood or loft of the church double gilded over.* Die erste Zeile enthält eine korrupte Stelle; *and the rest,* für das $B^{1\ 6}$ gar *and the east* lesen, paſst nicht. Für *in midst* hat B *in one of which,* das von den Herausgebern angenommen ist. So, wie die Zeile jetzt vorliegt, muſs *Padua* zweisilbig gelesen werden. Ich emendiere: *From thence to Venice and to Padua, In one of which.* Nach dem Faustbuch fährt der Zauberer von Padua nach Rom.

Daran, daſs die Markuskirche keinen hoch aufragenden Turm hat, wie es der Dichter schildert, brauchen wir keinen Anstoſs zu nehmen.

Zeile 850 und 851 sind als notwendiger Zusatz von den Herausgebern in A aus B eingesetzt.

In Zeile 852 liest A richtig *four bridges,* B fälschlich *two,* das vielleicht durch das *two* der vorhergehenden Zeile veranlaſst ist. Das Faustbuch sagt über die Ponte St. Angelo: *Upon the one bridge, called Ponte St. Angelo, is the Castle of St. Angelo, wherin are so many great cast pieces as there are days in the year, and such pieces as will shot seven bullets.* A faſst dies in folgende Verse:

> Upon the bridge called Ponte Angelo,
> Erected is a castle passing strong,
> Within whose walls such store of ordinance áre,
> And double cannons, framed of carved brass,
> As match the days within one complete year.

B giebt statt der drei letzten Zeilen vier:

> Where thou shalt see such store of ordinance,
> As that the double cannons, forged of brass,
> Do match the number of the days contain'd
> Within the compass of one complete year.

Ich ziehe diese Lesart als die klarere und korrektere vor. A unterscheidet *such store of ordinance and double cannons,* was der Dichter wohl kaum sagen will. In beiden Lesarten ist die Bedeutung von *double cannons* nicht klar.

Zeile 897 ff. beweisen die Unfähigkeit des Bearbeiters von A, sich den Gang und die Art der Handlung, wie sie sich der Dichter vorstellte, zu vergegenwärtigen. Faust ist unsichtbar; er macht sich nicht durch seine Worte, sondern nur durch seine Handlungen bemerkbar. Da er nun den Papst schlägt, fühlt dieser den Schlag nur; gesehen wird er von keinem. Daher muſs der Papst erst durch einen Ausruf mitteilen, was ihm geschehen ist. Nach A läuft er mit den übrigen einfach hinaus. Über den Blödsinn der Zeile 906 *Anon you shall hear a hog grunt,* etc. ist schon oben gesprochen worden.

15. Scene XIII. Die Worte Wagners sind in B in Prosa gegeben; sie können aber leicht in Verse geordnet werden:

I think my master means to die shortly,
He has made his will and given me his wealth,
His house, his goods and store of golden plate,
Besides two thousand ducats ready coined.
I wonder what he means: if death were nigh,
He would not frolic thus.
He's now at supper with the scholars, where's
Such belly cheer as Wagner in his life
Ne'er saw the like.
And see, they come! belike the feast is done.

A sagt *For he hath given to me all his goods,* was der Sachlage nicht entspricht, da Faust ihm die Güter nur in seinem Testament vermacht hat.

Die Reden des alten Mannes weichen in A und B sehr im Tone voneinander ab. In A wird Faust seiner Sünden wegen geschmäht, in B dagegen redet ihm der Alte in milder, eindringlicher Weise ins Herz. Die Ausdrucksweise von A kann mit der in B keinen Vergleich aushalten. Der Bearbeiter von A bringt den Alten zum zweitenmal auf die Bühne, um ihn im Angesicht des Publikums von den Teufeln peinigen zu lassen. Er läfst ihn Faust verfluchen, obwohl dieser den Fluch nicht hört. Wie unnatürlich ist die Ausdrucksweise in den beiden ersten Zeilen:

Satan begins to sift me with his pride,
As in the furnace God shall try my faith.

Breymann bezeichnet S. 174 die Worte des Greises in A als wehmutsvolle Klagen; wie er zu dieser Auffasung kommt, verstehe ich nicht.

Zeile 1436 *The date is expired, the time will come, and he will fetch me.* Die Zeit ist schon gekommen, daher hat B richtig *This is the time.*

B 1955—2002 sind in A nicht enthalten. In diesem Teile kommen viele Reime vor, aber ich glaube nicht, dafs dieser Umstand genügt, die Urheberschaft Marlowes abzulehnen, da alle seine Stücke Reime aufweisen[1] und er sie sich an besonders eindrucksvollen Stellen gestattete. Diese Stelle verrät, worauf schon W. Wagner (S. XXX) hingewiesen hat, nicht die Hand

[1] Vgl. Fleays Ausgabe von Edward. II, S. 45.

eines untergeordneten Interpolators, sondern die eines wahren Dichters. Betrachtet man sie ohne Voreingenommenheit, so mufs man zugeben, dafs sie den Eindruck der Todesscene gewaltig verstärken. Nur Minuten noch sind Faust vergönnt; alle die Qualen hoffnungsloser Reue und des Schreckens vor dem furchtbaren zukünftigen Geschick zermartern seine Seele. In dieser Stunde wirft Mephisto das Kleid des gehorsamen Dieners ab und spottet seines unglücklichen Opfers. Auf Faust stürmt der Gedanke ein: noch ist es Zeit zur Umkehr in die Arme des vergebenden Gottes, aber dann ertönt wieder ein furchtbares 'Zu spät' in ihm. Das verlorene Glück und die kommende Qual treten vor sein Auge, und seiner Seele entringt sich der erschütternde Monolog. Der Eindruck wird durch das Auftreten der beiden Engel verstärkt.

B 2016 ist aus A notwendig eingesetzt. Zeile 2020 f. ist besser als die entsprechende Stelle in A. Faust sieht einen drohenden Arm und ein grimmvolles Gesicht; A wendet dies, als ob er Gott selbst sieht.

Zu Zeile 1495 *Yet for Christ's sake, whose blood hath ransom'd me,* die in B fehlt, ist zu bemerken, dafs Faust sich gar nicht auf die Erlösung durch Christi Blut berufen konnte; er hatte den Anteil daran verscherzt.

Den Dialog der Schüler nimmt W. Wagner in seine Ausgabe auf, obwohl er ihn Marlowe abspricht, weil die matten Betrachtungen den Eindruck der Todesscene schwächen. Dieser Eindruck ist ein so gewaltiger und erschütternder, dafs es für den Dichter geradezu nötig ist, zur Aufrichtung und Befreiung des Hörers beizutragen. Dafs Marlowe die Schüler nochmals auftreten lassen wollte, deutet der Umstand an, dafs er sie nicht weggehen, sondern die Nacht im Nebenzimmer betend verbringen läfst. Marlowe wirft durch die Worte der Studenten, aus denen herzliche Liebe zu ihrem Lehrer und tiefes Leid spricht, auf die Todsünde Fausts und auf sein verdientes furchtbares Geschick ein mild verklärendes Licht.

Crossen a. O. P. Machule.

Fremde Gedanken
in
J. J. Rousseaus erstem Discours.

J. J. Rousseau wurde durch seine Erstlingsschrift mit einem Schlage berühmt; nicht etwa, weil seine Zeitgenossen den Grundgedanken als richtig anerkannten — er hat wohl nicht einen einzigen überzeugt —, sondern der, wie es ihnen schien, unerhörten Kühnheit wegen, mit welcher er sich gegen ihre Lieblingsanschauungen erhob. Sofort trat eine gröfsere Anzahl von Schriftstellern in die Schranken, die ihn zu widerlegen versuchten. Mehrere erfuhren die Ehre einer Antwort, so Gautier,[1] Stanislaus, König von Polen,[2] Bordes[3] und ein angebliches Mitglied der Académie zu Dijon, das gegen die Krönung seiner Schrift gestimmt haben wollte.[4]

Sie alle aber bekämpften nur seine Gedanken und beugten sich vor seinem Talente. Und die Ursprünglichkeit, die ihm willig zugestanden wurde, hat Rousseau wiederholt entschieden beansprucht. In der Vorrede zu seiner ersten Schrift erklärt er: *Heurtant de front tout ce qui fait aujourd'hui l'admiration des hommes, je ne puis m'attendre qu'au blâme universel,* und weiter

[1] *Œuvres compl.* Paris, Hachette et Cie, 1870, S. 22, *Lettre à M. Grimm.*

[2] Ibid. S. 35. Diese Entgegnung ist bei weitem bedeutender als der ganze Discours; sie enthält im Kerne schon seine folgende Schrift: *Sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes;* vgl. die Stelle *La première source du mal est l'inégalité — et de l'oisiveté les sciences,* ibid. S. 41.

[3] Ibid. S. 47.

[4] Ibid. S. 66. Den Zusatz *Accompagné de la réfutation de ce discours par un académicien de Dijon qui lui a refusé son suffrage* halte ich für Mystifikation. Der Verfasser hiefs Le Cat und war ständiger Sekretär der von ihm begründeten Académie zu Rouen.

Il y aura dans tous les temps des hommes faits pour être subjugués par les opinions de leur siècle, de leur pays et de leur société ... Il ne faut point écrire pour de tels lecteurs, quand on veut vivre au-delà de son siècle.[1]

Und in der zum Emile: *Je n'aime point à remplir un livre de choses que tout le monde sait. Mon sujet était tout neuf après le livre de Locke. Ce n'est point sur les idées d'autrui que j'écris, c'est sur les miennes.*

War nun das alles so ganz sein Eigentum, wie er hier stolz behauptet? In seinen Bekenntnissen finden wir ein wertvolles Zugeständnis:[2] *En lisant chaque auteur, je me fis une loi d'adopter et suivre toutes ses idées sans y mêler les miennes ni celles d'un autre, sans jamais disputer avec lui. Je me dis: Commençons par me faire un magasin d'idées, vraies ou fausses, mais nettes, en attendant que ma tête en soit assez fournie pour pouvoir les comparer et choisir.* Ferner: *Au bout de quelques années passées à ne penser exactement que d'après d'autrui, sans réfléchir pour ainsi dire et presque sans raisonner, je me suis trouvé un assez grand fonds d'acquis pour me suffire à moi-même et penser sans le secours d'autrui.*

Et quand j'ai publié mes propres idées, on ne m'a pas accusé d'être un disciple servile et de jurer in verba magistri.

Dessen hat man ihn allerdings nicht angeklagt, aber, nachdem der erste Rausch der Bewunderung verflogen war, der Unselbständigkeit, ja des litterarischen Diebstahls. In den Noten zum Leben Senecas sagt D. Diderot: 'Was den Inhalt seiner (Rousseaus) Schriften angeht, so findet sich in ihnen kein bedeutender Gedanke, den er nicht anderswo entlehnt hätte.'[3]

Einer der besten Kenner des 18. Jahrhunderts, Sayous,[4] äufsert sich über diesen Punkt: *Il est tout démontré assurément que Rousseau n'est pas le premier inventeur de la plupart des vues théoriques qu'il a mises en avant dans son ouvrage, pas plus que Lafontaine ne l'est du sujet de ses fables, et Bossuet de tant de magni-*

---

[1] Ibid. S. 1.

[2] Confess. P. I, l. 6, S. 169.

[3] *Œuvres de Denis Diderot, publ. p. J. A. Naigeon,* Bd. VIII, S. 355; siehe auch ebendort S. 163 ff.

[4] *Le dix-huitième siècle à l'étranger par A. Sayous,* Paris 1861, 2 Bde., II, S. 288 ff.

fiques mouvements d'éloquence dont la première idée se retrouve facilement chez les pères de l'église; mais là n'est pas l'originalité de Rousseau. Qu'il n'ait pas lu impunément le livre de l'Institution dans les Essais de Montaigne, les ouvrages de Locke et de bien d'autres encore; ... que Bonnet lui-même huit ans avant l'Émile, se soit élevé contre la méthode de parler de Dieu aux enfants; enfin, que les livres de Mll. Huber aient fourni au Vicaire savoyard plus d'une idée et plus d'un argument, il serait difficile et superflu de le nier. Rousseau demandant un jour à Mme de Créqui de jeter sur le papier, à ses moments perdus, quelques réflexions sur l'éducation, ajoutait: Bien entendu pourtant que je ne m'approprierais que ce que vous me feriez penser et non pas ce que vous auriez pensé vous-même.[1]

Mit einer solchen Redensart half sich Rousseau oft über ihm unangenehme Thatsachen hinweg. Was das Säugen anbetrifft, so hatten dies Dessessarts und Ballexert schon den Müttern anempfohlen, aber ohne Erfolg, und Buffon klagte deshalb: *Nous avions dit tout cela, mais Monsieur Rousseau commande et se fait obéir.*[2]

Es hat also nicht an scharfsichtigen Beurteilern gefehlt, weder zu Rousseaus Lebzeiten noch später, die seine geringe Selbständigkeit behaupteten oder zugaben; was sie hervorhoben, ist aber immer wieder vergessen worden; Rousseau gilt den meisten Darstellern als ein zwar sophistischer, paradoxer, aber merkwürdiger und ursprünglicher Denker; so Hettner,[3] so seinem deutschen Lebensschilderer Brockerhoff, welcher meint, Rousseau habe sich Montaigne und Locke gegenüber selbständig verhalten und bekämpfe sie nicht selten. 'Das meiste, alles Wesentliche zumal, schöpfte er aus sich selbst. Der Émile gehört Rousseau nicht bloſs durch Form und Sprache, sondern ebenso durch seinen Inhalt.'[4]

Nun hatte aber gerade für dieses Werk ein gelehrter französischer Benediktiner in vernichtender Weise den Beweis des

---

[1] Bd. I, S. 288.

[2] *Bungener, Voltaire et son temps*, Paris 1851, II, 158.

[3] Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert, Braunschweig 1881, S. 438 ff.

[4] J. J. Rousseau, Sein Leben und seine Werke, Leipzig 1863—1874, Bd. III, S. 49.

Gegenteils geführt. Brockerhoff äufsert sich über diesen: 'Der gute Mönch hatte nicht nur die französische Litteratur, sondern auch die der Nachbarvölker durchstöbert und eine ganz stattliche Anzahl von kleineren und gröfseren Werken entdeckt, die zwar meist kaum jemandem bekannt waren, aber gerade deshalb um so besser geeignet schienen, von einem Schriftsteller, der sich mit fremden Federn zu schmücken wünschte, benutzt zu werden. Leider vergafs er, wie Grimm sarkastisch bemerkt, anzugeben, wem denn Rousseau seinen Stil, seine Beredsamkeit, sein Kolorit gestohlen habe.'[1]

Das war auch für eine derartige Quellenuntersuchung gleichgültig. Auch Grimm sprach sich dahin aus, dafs das Wahre im Émile nicht neu, das Neue aber von zweifelhaftem Werte sei. Hätte Brockerhoff das Buch[2] 'des guten Mönches' Cajot selbst gelesen, so würde er zu einem anderen Urteile gelangt sein.

In einem Anhang seiner dem Émile gewidmeten Kritik erhebt nun Cajot auch gegen den ersten Discours[3] den Vorwurf, dafs er Entlehnungen enthalte, und zwar aus denselben Schriftstellern. Wie weit dieser Vorwurf berechtigt ist, soll die hier folgende Untersuchung zeigen.

War Rousseaus Unternehmen, gegen die Künste und Wissenschaften zu schreiben, wirklich so ohne Beispiel, wie es die männlichen und weiblichen Schöngeister der Pariser Salons damals wähnten? Weder im Altertum noch in den ersten christlichen Jahrhunderten fehlt es daran, und wunderbarerweise begegnen wir im 16. Jahrhundert, diesem Zeitalter der gröfsten geistigen Regsamkeit, wo die besten Köpfe in einer Art von Taumel sich der ganzen Schätze des griechischen und römischen Wissens zu bemächtigen suchen, sogleich zwei hochgelehrten Männern als Vorgängern Rousseaus.

Von dem ebenso durch seine Gelehrsamkeit wie durch seinen Lebenslauf berühmt gewordenen Agrippa von Nettesheim (1486

[1] Ibid. III, S. 48.

[2] Vgl. Archiv LXXXIV, 132 f.

[3] Der Titel lautet *Discours. Si le Rétablissement des Sciences et des Arts a contribué à épurer les mœurs?* Die Anfangsworte aber: *Le rétablissement des sciences et des arts a-t-il contribué à épurer ou à corrompre les mœurs?* Wird vielfach falsch angezogen.

bis 1535), der ja der Gestalt des Faust Züge geliehen haben soll, haben wir einen förmlichen Fehdebrief gegen die Wissenschaften. Schon der Titel bezeichnet ihn.[1] 'Ich glaube,' sagt er im ersten Kapitel, 'daſs für das Leben der Menschen und das Heil unserer Seelen es nichts Verderblicheres, nichts Todbringenderes geben kann, als gerade die Künste und Wissenschaften.' Er erinnert an die Schlange im Paradiese. In dem von Geist wirklich sprühenden Buche werden sie dann kapitelweise durchgenommen und ihre Mängel bloſsgelegt. Sicher ist es Agrippa zugleich darauf angekommen, von seiner staunenswerten Bewandertheit auf allen Gebieten Beweis zu geben. Er verhöhnt die Wortklauberei der Grammatiker, die Lügen, die Zügellosigkeit der Dichter, die Unsicherheit der Geschichte; die Menschen wollen lieber einen groſsen als einen guten Namen haben. Die Redekunst ist vielleicht überhaupt keine Kunst. Man solle nicht gut reden, gut sein, eine Wendung, die, was zu beachten ist, auch Rousseau am Schlusse gebraucht: *Tâchons de mettre entre eux et nous cette distinction glorieuse qu'on remarquoit jadis entre deux grands peuples; que l'un savoit bien dire et l'autre bien faire.* Seiner Weisheit letzter Schluſs ist, daſs irdisches Wissen gänzlich unvollkommen und Sicherheit nur in der geoffenbarten Religion gefunden wird, hierin der folgerichtige Schüler der Kirchenväter und Vorgänger Pascals. Es mag sich dieses seltsamen Menschen nach seinen unbegreiflich weit ausgedehnten Studien und abenteuerlichen Fahrten die Übersättigung bemeistert haben. Dem 18. Jahrhundert zugänglicher war diese Schrift durch die französische Übersetzung von Gueudeville, Leyde 1726, gemacht worden, nachdem schon 1582 eine solche von Turquet erschienen war. Wurde schon ein Anklang oben bemerkt, so ist noch ein anderer wahrzunehmen: den Gedanken, den Agrippa am Schluſs seiner Vorrede hinstellt, *nihil scire felicissima vita,* giebt Rousseau in folgender Form: *Voilà comment le luxe, la dissolution ont été*

[1] *Henrici Cornelii Agrippæ ab Nettesheim De incertitudine et vanitate scientiæ declamatio invectiva qua universa illa sophorum gigantomachia plus quam Herculea impugnatur audacia doceturque nusquam certi quicquam perpetui et divini nisi in solidis dei eloquiis atque eminentia verbi dei latere. Apud Eucharium Agrippinatem Anno MDXXXI mense Ianuario.* (Soll nach Vogt *Catal. librr. rarr.* S. 15 die zweite Ausgabe sein.)

de tout temps le châtiment des efforts orgueilleux que nous avons faits pour sortir de l'heureuse ignorance où la sagesse éternelle nous avoit placés. Eine andere einzelne Notiz stützt jedenfalls die Vermutung, dafs er Agrippa gekannt. In einer Anmerkung sagt er: *On voit aisément l'allégorie de la fable de Prométhée, et il ne paraît pas que les Grecs, qui l'ont cloué sur le Caucase, en pensassent guère plus favorablement que les Égyptiens de leur dieu Teuthus.* Damit vergleiche man, was Agrippa in der Vorrede sagt: *Astipulatur istis platonica historia Theutum quendam humano generi infensum dæmonem scientias primum excogitasse.* Noch genauer stimmen damit die Worte, welche den zweiten Teil des Discours einleiten: *C'étoit une ancienne tradition passée de l'Égypte en Grèce, qu'un dieu ennemi du repos étoit l'inventeur des sciences.*

Dreifsig Jahre später wiederholte Lilio Gregorio Giraldi (1479—1552), dessen Arbeiten über die alte Mythologie, die Rätsel der Alten und vieles andere noch heute grofsen Wert besitzen, den Angriff gegen die Wissenschaften. Es ist zweifellos das schwächste Erzeugnis des Verfassers, oft nicht mehr als eine lateinische Stilübung.[1] Der Eingang *Simul equidem nescio, quantumcunque mihi invidiæ apud omnes, quibus res ista pridem est præiudicata ac persuasa, sim comparaturus* stimmt mit der Stelle der Préface: *Je prévois qu'on me pardonnera difficilement le parti que j'ai osé prendre. Heurtant de front tout ce qui fait aujourd'hui l'admiration des hommes, je ne puis m'attendre qu'à un blâme universel.* Die Wissenschaften sind uns nicht von der Natur eingepflanzt; dasselbe behauptet Rousseau.[2] — Alle Staaten blühten, solange sie Philosophen, Redner, Dichter fernhielten; so die Römer, Perser, Athener, Lacedämonier, Venedig. Inhaltlich dasselbe Argument trägt Rousseau vor.[3] — Die ungebildeten Völker

[1] Ich habe nicht die Ausgabe *L. G. Gyr. Operum quæ exstant omnium, Basil.* 1580, 2 Bde. in Fol., benutzt, sondern *L. G. G. Opera omnia, tomis duobus distincta etc. Leyden* 1696, darin *Progymnasma adversus Litteras et Litteratos, ad Ioannem Picum Mirandolam Principem*, geschrieben 1551.

[2] *Peuples, sachez donc donc une fois que la nature a voulu vous préserver de la science comme une mère arrache une arme dangereuse des mains de son enfant.*

[3] *On a vu la vertu s'enfuir à mesure que leur lumière s'élevoit sur notre horizon, le même phénomène s'est observé dans tous les temps et dans tous les lieux. Voyez l'Égypte ... Voyez la Grèce ...*

sind die mächtigsten.[1] — Manche haben sogar die Lehrer der Wissenschaften vertrieben.[2] — Noch giebt es Völker, die jene gar nicht kennen, und gerade diese leben wirklich glücklich.[3] Freilich nicht alle, die sich mit den Wissenschaften befafsten, waren lasterhaft, aber gerade die dachten von ihnen und dem menschlichen Wissen am geringsten.[4] — Wenn Rousseau ausruft: *Que de dangers, que de fausses routes dans l'investigation des sciences! Par combien d'erreurs, mille fois plus dangereuses que la vérité n'est utile, ne faut-il point passer pour arriver à elle!* so sucht Giraldi dies durch die ganze Geschichte der alten und mittleren Philosophie zu beweisen. Durch die Ungelehrten, die Armen

---

[1] *Vide quoque nationes, quæ hoc tempore rerum et imperio potiuntur, parvi literas et earum professores facere, eorum minimum rationem habere, ut sunt Turcæ, Indi, Persæ, Scythæ.*

[2] *Quin et potentes quidem reges nonnullæque civitates literas et earum cuiusque generis professores ex urbibus suis pepulere.*

Rousseau: *O Sparte, opprobre éternel d'une vaine doctrine! tandisque les vices conduits par les beaux-arts s'introduisaient ensemble dans Athènes, tandisqu'un tyran y rassembloit avec soin les ouvrages du prince des poëtes, tu chassois de tes murs les arts et les artistes, les sciences et les savants!*

[3] Giraldi: *Sunt quoque et ad hunc diem populi et longinquis quidem orbis regionibus nationes et gentes, quæ nullum literarum usum norunt, nedum earum studia apud se esse patiuntur, hos vero beatos tranquillissimam vitam degere procul a perturbationibus omnibus cum ab aliis tum a literatis sæpe intellexi.* Rousseau sagt in einer Anmerkung: *Je n'ose parler de ces nations heureuses qui ne connoissent pas même de nom les vices que nous avons tant de peine à réprimer; de ces sauvages de l'Amérique dont Montaigne ne balance point à préférer la simple et naturelle police, non-seulement aux loix de Platon, mais même à tout ce que la philosophie pourra jamais imaginer de plus parfait pour le gouvernement des peuples. Il en cite quantité d'exemples pour qui les sauroit admirer: Mais quoy! dit-il, ils ne portent point de hault-de-chausses* (L. I, ch. 30).

[4] Giraldi: *Sed tamen inter ipsos quoque literarum professores quidam philosophi celebres extitere, qui non tota via, ut dicitur, aberrarunt: ii enim non modo sapientiam et ipsam et artes, quas liberales vocant, contendêre: et asseveranter defendere audio homines, haud sciri quicquam posse, sed nec illud quidem ipsum, quod nescimus.*

Rousseau: *Quelques sages, il est vrai, ont résisté au torrent général, et se sont garantis du vice dans le séjour des Muses. Mais qu'on écoute le jugement que le premier et le plus malheureux d'entre eux portoit des savants et des artistes de son temps.*

im Geiste ist das Christentum in die Welt getragen worden, durch die Gelehrten hat es Schaden genommen.

Was mich schliefslich bestärkt hat, in der Übereinstimmung der angeführten Gedanken mehr als Zufall zu sehen, ist dies, dafs beide den Ursprung der Künste und ihre Wirkungen mit denen des Feuers vergleichen, welches von Prometheus den Göttern entwendet worden ist.[1] Rousseau konnte auf Giraldi aufmerksam geworden sein durch Montaigne, der von ihm schreibt: *J'entends, avecques une grande honte de nostre siecle, qu'à nostre veue deux treserellents personnages en sçavoir sont morts en estat de n'avoir pas leur saoul à manger, Lilius Gregorius Giraldus en Italie, et Sebastien Castalio en Allemaigne.* I, 34.

Auch ein englischer Denker hat auf Rousseau Einfluſs geübt: wir spüren ihn in seiner Ansicht vom Luxus. Rousseau: *Les sciences et les arts doivent leur naissance à nos vices, le luxe va rarement sans les sciences et les arts, et jamais ils ne vont sans lui; je sais que notre philosophie, toujours féconde en maximes singulières, prétend, contre l'expérience de tous les siècles, que le luxe fait la splendeur des États: mais, après avoir oublié la nécessité des lois somptuaires, osera-t-elle nier encore que les bonnes mœurs ne soient essentielles à la durée des empires, et que le luxe ne soit diamétralement opposé aux bonnes mœurs? ... Que le luxe soit un signe certain des richesses; qu'il serve même si l'on veut à les multiplier: que faudra-t-il conclure de ce paradoxe si digne d'être né de nos jours?*

Im Jahre 1708[2] erschien die vielberufene Bienenfabel[3] von Bernard Mandeville, einem Arzte, der 1670 zu Dortrecht geboren wurde und 1733 zu London starb. Es ist dies ein Gedicht von mehreren Hundert Versen, künstlerisch von geringem Wert, deren Inhalt wiedergegeben wird durch *Private vices public benefits,*

---

[1] Giraldi: *Tum hæc pestis mortalibus immissa est, cum Prometheus e cælo divinum ignem furtim sustulisse dicitur, quem vere si fuisset assecutus, id est, divinam sapientiam, non tam immani pœna ac supplicio affectus in monte Caucaso religatus fuisset.*

Rousseau: *On voit aisément l'allégorie de la fable de Prométhée, et il ne paraît pas que le Grecs, qui l'ont cloué sur le Caucase, en pensassent guère plus favorablement que les Égyptiens de leur dieu Teuthus.*

[2] Mit den Anmerkungen, wie wir sie jetzt haben, 1714.

[3] Ich habe benutzt *The Fable of the Bees or Private Vices Publick Benefits ... London: Printed for J. Tonson MDCCXXXII.*

aus den Lastern der Einzelnen entspringen für die Gesellschaft alle Vorteile, deren sie genieſst. Sie wird dargestellt als Bienenschwarm — die Überschrift des Gedichtes lautet auch *The Grumbling Hive or Knaves turn'd honest* — eine unglückliche, auch schlecht durchgeführte Einkleidung, die von Mandeville wohl gewählt wurde, weil sie öfters angewendet worden ist, wie von Philipp von der Marnix in seinem 'Byenkorf' und nach dessen Muster von Johann Fischart in seinem 'Immenschwarm'. Da heiſst es

Such were the blessings of their state,
Their crimes conspir'd to make them great.
The root of evil, avarice,
That damn'd ill-natur'd baneful vice
Was slave to prodigality,
That noble sin; whilst luxury
Employ'd a million of the poor
And odious pride a million more;
Envy itself and vanity
Were ministers of industry.

Trotzdem jeder seine Laster hat, schimpft er auf die des anderen, so daſs *Jove* wütend schwört:

he'd rid
The bawling hive of fraud; and did.

Groſse Veränderung:

All arts and crafts neglected lie,
Content, the bane of industry,
Makes 'em admire their homely store
And neither seek nor covet more.
So vice is beneficial found,
When it's by justice lopt and bound,
Nay, where the people would be great
As necessary to the State,
As hunger is to make 'em eat.
Bare virtue can't make nations live
In splendour; they that would revive
A golden age, must be as free
For acorns, as for honesty.

Das πρῶτον ψεῦδος hier bei Mandeville wie bei Rousseau liegt in der schiefen Auffassung der menschlichen Bedürfnisse und Leidenschaften als Laster, womit ihre Schluſsfolgerungen natürlich hinfällig werden. Der Engländer behauptete: 'Ja, die Laster

sind etwas Schlechtes, aber sie erzeugen alles, was die Kultur ausmacht, Künste, Wissenschaften und Wohlstand.'[1] Dadurch kann Rousseau veranlafst worden sein, umgekehrt zu sagen: 'Jene bieten allerdings ein glänzendes Schauspiel, aber sie verdanken ihr Dasein nur den Lastern.' Es ist sehr wohl möglich, dafs Mandevilles Lehren in Rousseau eine innere Gärung hervorriefen, aus welcher allmählich seine scheinbar entgegengesetzten hervorgingen; so grundverschiedene Naturen mufsten eben denselben Satz verschieden benutzen. Mandevilles Ansicht machte gewaltiges Aufsehen und rief leidenschaftliche Angriffe und Entgegnungen wach, deren Lärm auch nach Frankreich hinüberdrang; übersetzt wurde das Gedicht auch bald.[2]

Wird auf Mandeville in unserem Discours nur im allgemeinen hingewiesen, so wird er im *Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes* ausdrücklich genannt.[3]

In mehreren Anmerkungen[4] wird der Name Montaigne[5] genannt, aber so beiläufig, dafs niemand daraus ersehen kann, welches in Wahrheit sein Verhältnis zu diesem Schriftsteller gewesen ist.

Im dreifsigsten Kapitel des ersten Buches wird nun von demselben der Gedanke eindringlich behandelt, dafs unser Zuthun den ursprünglichen Stand der Dinge meist verschlechtert habe. Dies hat sich Rousseau völlig angeeignet.[6] — Er erzählt jenem

[1] *Our pride, sloth, sensuality and fickleness are the great patrons that promote all arts and sciences, trades, handicrafts and callings. Mandev. A Search into the Nature of Society,* S. 425.

[2] *La Fable des Abeilles ou les fripons devenus honnêtes gens ... Traduit de l'Anglois sur la sixième édition. A Londres 1740,* 2 Bände; der Übersetzer ist *Bertrand.*

[3] Rousseau: *On voit avec plaisir l'auteur de la fable des abeilles forcé de reconnoître l'homme pour un être compatissant et sensible, sortir dans l'exemple, qu'il en donne, de son style froid et subtil,* etc. Dieses Beispiel findet sich in dem *Essay on Charity and Charity-Schools* S. 287—289. Er nennt ihn noch einmal: *Mandeville a bien senti* etc. S. 99.

[4] *Ces sauvages de l'Amérique dont Montaigne* etc.

[5] Benutzt von mir *Essais de Michel de Montaigne, Nouv. Édition. Par M. J. V. Le Clerc. Paris, Garnier Frères, MDCCCLXV.* 4 Bände.

[6] Montaigne: *Ce n'est pas raison que l'art gaigne le poinct d'honneur sur notre grande et puissante mere nature. Nous avons tant rechargé la beauté et richesse de ses ouvrages par nos inventions que nous l'avons du*

nach, daſs die Römer die Ärzte vertrieben.[1] Beide sprechen ihre Begeisterung für Sparta in ähnlichen Wendungen aus.[2] Wie Agrippa und Giraldi preist auch Montaigne das Glück der Unwissenheit.[3] Mit Roms Gröſse ging es abwärts, sobald es den Gelehrten die Thore öffnete.[4] Hier und dort werden Athen und Sparta gegenübergestellt.[5]

---

tout estouffée I, 30, S. 293. Der Gedanke eröffnet den Émile: *Tout est bien, sortant des mains de l'Auteur des choses, tout dégénère entre les mains pe l'homme.*

[1] *Les Romains avoient esté six cents ans avant que de la recevoir, mais, aprez l'avoir essayee, ils la chasserent de leur ville* III, 32, S. 152. Rousseau: *Que pensoient les Romains de la médecine, quand ils la bannirent de leur république?*

[2] Montaigne: *Je suis si imbu de la grandeur de ces hommes là, que non seulement il ne me semble poinct, comme à Bodin, que son conte* (Plutarchs) *soit incroyable, mais que ie ne le treuve pas seulement rare et estrange. L'histoire spartaine est pleine de mille plus aspres exemples et plus rares: elle est, à ce prix, toute miracle* II, 22, S. 83. Rousseau: *Cette république de demi-dieux plutôt que d'hommes, tant leurs vertus semblaient supérieures à l'humanité.*

[3] Montaigne: *J'ay veu en mon temps cent artisans, cent laboureurs, plus sages et plus heureux que des recteurs de l'université ... La doctrine, ce m'est advis, tient reng entre les choses necessaires à la vie ... mais de loing et plus par fantaisie que par nature* II, 12, S. 234. *Et au rebours, la premiere tentation qui vint à l'humaine nature de la part du diable, sa premiere poison, s'insinua en nous par les promesses qu'il nous feit de science et de cognoissance, Eritis sicut dii, scientes bonum et malum ... La peste de l'homme c'est l'opinion de sçavoir: voylà pourquoi l'ignorance nous est tant recommendee par nostre religion, comme piece propre à la creance et à l'obeissance: Cavete ne quis vos decipiat per philosophiam et inanes seductiones secundum elementa mundi* ibid. S. 236. *L'incivilité, l'ignorance, la simplesse, la rudesse s'accompaignent volontiers de l'innocence; la curiosité, la subtilité, le sçavoir traisnent la malice à leur suitte* ibid. S. 251.

[4] Montaigne: *La vieille Rome me semble en avoir porté de plus grande valeur, et pour la paix et pour la guerre, que cette Rome sçavante, qui se ruyna soy mesme* II, 16, S. 235. Rousseau: *Aux noms sacrés de liberté, de désintéressement, d'obéissance aux lois, succédèrent les noms d'Épicure, de Zénon, d'Arcésilas. — Depuis que les savans ont commencé à paroître parmi nous, disoient leurs propres philosophes, les gens de bien se sont éclipsés.* Dies ebenfalls aus Montaigne I, 24, S. 180: *Postquam docti prodierunt, boni desunt, Seneca epistula* 95. Vgl. auch die Stelle in unserem Discours: *C'est au temps des Ennius.*

[5] Montaigne: *On alloit, dict on, aux aultres villes de Grece chercher des*

In einem rhetorisch aufgeputzten Absatz spricht sich Sokrates über die Dichter, Künstler, Redner und Sophisten aus; auch hierzu bot Montaigne die Vorlage.[1]

Haben wir nichts Besseres zu thun, als eitele Forschungen zu betreiben?[2]

Dem Lieblingsgedanken des skeptischen Montaigne, dafs das Suchen nach der Wahrheit fast aussichtslos sei, begegnen wir ebenfalls bei Rousseau.[3]

Rousseau fragt: *Que penserons-nous de cette foule d'auteurs élémentaires qui ont écarté du temple des Muses les difficultés qui défen-*

rhetoriciens, des peintres et des musiciens, mais en Lacedemone des legislateurs, des magistrats, et empereurs d'armee: à Athènes, on apprenoit à bien dire; et icy à bien faire I, 24, S. 184. Rousseau: *Athènes devint le séjour de la politesse et du bon goût, le pays des orateurs et des philosophes* etc. — *Le tableau de Lacédémone est moins brillant ...* Die Schlufsworte lauten bei Rousseau: *Tâchons de mettre entre eux et nous cette distinction glorieuse qu'on remarquoit jadis entre deux grands peuples; que l'un savoit bien dire, et l'autre bien faire.* Siehe übrigens S. 263 dieser Abhandlung.

[1] Rousseau: *Nous ne savons, ni les sophistes, ni les poëtes, ni les orateurs, ni les artistes, ni moi, ce que c'est que le vrai, le bon et le beau. Mais il y a entre nous cette différence, que, quoique ces gens ne sachent rien, tous croient savoir quelque chose: au lieu que moi, si je ne sais rien, au moins je n'en suis pas en doute.* Vgl. bei Montaigne: *Le plus sage homme qui fut oncques, quand on luy demanda ce qu'il sçavoit, respondit: qu'il sçavoit cela, qu'il ne sçavoit rien* II, 12 S. 256. Vgl. auch (nach Cicero, Academ. I, 4): *Apres que Socrates feut adverty que le dieu de sagesse luy avoit attribué le nom de Sage, il en feust estonné; et se recherchant et secouant partout, n'y trouvoit aulcun fondement à cette divine sentence ... Enfin il se resolut qu'il n'estoit distingué des aultres, et n'estoit sage, que parce qu'il ne se tenoit pas tel* II, 12, S. 252.

[2] Rousseau: *Sommes nous donc faits pour mourir attachés sur les bords du puits où la vérité s'est retirée?* Vgl. Montaigne: *Elle n'est pas, comme disoit Democritus, cachez dans le fond des abysmes* etc., was Montaigne seinerseits aus Lactantius, *Divin. Instit.* III, 28 hat: *Democritus quasi in puteo quodam veritatem iacere demersam, nimirum stulte, ut cetera.*

[3] Montaigne: *Les hommes mescognoissent la maladie naturelle de leur esprit: il ne fait que fureter et quester ... il pense remarquer de loing ie ne sçais quelle apparence de clarté et verité imaginaire, mais pendant qu'il y court, tant de difficultés luy traversent la voye d'empeschements et de nouvelles questes qu'elles l'esgarent et l'enyvrent.* Rousseau: *Que de dangers, que de fausses routes dans l'investigation des sciences!* Vgl. auch noch Montaigne I, 9, S. 50; II, 12, S. 254.

doient son abord? ... Was Montaigne davon denkt, äufsert er III, 9, S. 437: *Il debvroit avoir quelque coerction des loix contre les escrivains ineptes et inutiles comme il y a contre les vagabonds et faineants. Ce n'est pas mocquerie: l'escrivaillerie semble estre quelque symptome d'un siecle desbordé.*

Der Reichtum und der Luxus, die den Künsten und Wissenschaften folgen, entnerven die Völker; dies wird weitläufig ausgeführt in dem Absatz von *La monarchie de Cyrus — des citoyens,* und weiter unten von *Tandis que les commodités — le fer de l'ennemi.* In den *Essais* wird dies so ausgedrückt: *Les exemples nous apprennent, et en cette martiale police et en toutes ses semblables, que l'estude des sciences amollit et effemine les courages plus qu'il ne les fermit et aguerrit. Le plus fort estat qui paroisse pour le present au monde est celui des Turcs, peuples egalement duicts à l'estimation des armes et mespris des lettres. Je treuve Rome plus vaillante avant qu'elle feust sçavante. Les plus belliqueuses nations, en nos iours, sont les plus grossieres et ignorantes: les Scythes, les Parthes, Tamburlan, nous servent à cette preuve.* Was nun folgt: *Quand les Gots ravagerent la Grece, ce qui sauva toutes les librairies d'estre passees au feu, ce feut un d'entre eulx qui sema cette opinion qu'il falloit laisser ce meuble entier aux ennemis, propre à les destourner de l'exercice militaire, et amuser à des occupations sedentaires et oysifves,* und alles Weitere bis *animer* ist von Rousseau mit Änderung weniger Worte entnommen worden; als solche bezeichnet er sie auch, aber wieder in seiner Weise, ohne Nennung des Namens: *En effet, dit l'homme de sens, qui rapporte ces deux traits* etc.

Hierauf beginnt er die scharfen Angriffe gegen die Erziehung der damaligen Zeit, gleichsam als Vorstofs gegen sie vor dem grofsen Kampf, den der Verfasser des Émile dreizehn Jahre später aufnahm.[1] Aber auch hierfür hat er sich an seiner Quelle gestärkt.[2]

---

[1] *C'est dès nos premières années qu'une éducation insensée orne notre esprit et corrompt notre jugement.*

[2] Montaigne: ... *il n'est pas merveille, si ny les escholiers ny les maistres n'en deviennent pas plus habiles, quoiqu'ils s'y fassent plus doctes. De vray, le soing et la despense de nos peres ne vise qu'à nous meubler la teste de science: du jugement et de la vertu, peu de nouvelles:* man lese auch das Folgende I, 24, S. 172.

Aus demselben Kapitel[1] stammt die Stelle: *J'aimerois autant, disoit un sage, que mon écolier eût passé le temps dans un jeu de paume, au moins le corps en seroit plus dispos. Que faut-il donc qu'ils apprennent? Voilà certes une belle question! Qu'ils aprennent ce qu'ils doivent faire étant hommes, et non ce qu'ils doivent oublier.* Selbst so untergeordnete Bemerkungen, wie die Rousseaus: *Tel qui sera toute sa vie un mauvais versificateur, un géomètre subalterne, seroit peut-être devenu un grand fabricateur d'étoffes,* sind nichts weniger als sein eigen.[2] Voll Bescheidenheit stellt er sich und den anderen *hommes vulgaires* die Aufgabe: *Laissons à d'autres le soin d'instruire les peuples de leurs devoirs, et bornons-nous à bien remplir les nôtres; nous n'avons pas besoin d'en savoir davantage!* Auch hier, wo sein Discours sich dem Ende zuneigt, mufste er noch eine Anleihe machen.[3]

Schliefslich seien noch einige Stellen aus zwei anderen Schriftstellern, die sich nach Cajots Nachweis hier wie für den Émile Rousseau zur Verfügung stellen mufsten, angereiht.

Schon Hobbes schreibt dem Müfsiggang den Ursprung der Künste und Wissenschaften zu;[4] schon er sagt, was Rousseau wiederholt: *Il n'a point fallu de maîtres à ceux que la nature destinoit à faire des disciples.*[5]

---

[1] Montaigne: *On demandoit à Agesilaus ce qu'il seroit d'avis que les enfants apprinssent. Ce qu'ils doibvent faire estants hommes, respondit-il,* S. 176, erzählt nach Plutarch, *Apophtegmata Lacedæmoniorum.* Dies Kapitel ist eins der am stärksten benutzten. Die dort zu findenden Erörterungen sind wiederum geborgt aus Seneca, *Ep.* 88. 106. 108 und Cicero, *Tusc. Quæst.* V, 36; auch hier sehen wir wieder einmal, wie das antike Gedankengut immer von neuem auflebt.

[2] Montaigne: *On veoid tant d'ineptes ames entre les sçavantes et plus que d'aultres; il s'en feust faict des bons hommes de mesnage, bon marchands, bons artisans; leur vigueur naturelle estoit taillee à cette proportion* III, 8, S. 446.

[3] *Ceux qui sçavent de combien d'offices ils sont obligez à eulx, treuvent que nature leur a donné cette commission pleine assez, et nullement oysifve: Tu as bien largement affaire chez toy, ne t'esloingne pas* (nach Seneca Ep. 22) III, 10, S. 3.

[4] *Sed id quod philosophiam aluit auxitque maxime, otium erat, quam scholam Græci vocant. De regno Tenebrarum* Kap. 46.

[5] *Quid autem generi humano scholæ Græcorum profuere? Plato quidem ipse philosophus et geometra insignis erat, sed nulli id debuit scholæ.*

Die Anmerkung Rousseaus: *Les princes voient toujours avec plaisir le goût des arts agréables et des superfluités dont l'exportation de l'argent ne résulte pas, s'étendre parmi leurs sujets: car, outre qu'ils les nourrissent ainsi dans cette petitesse d'âme si propre à la servitude, ils savent très bien que tous les besoins que le peuple se donne, sont autant de chaînes dont il se charge,* ist La Bruyère[1] entnommen.[2]

Unbestreitbares Eigentum Rousseaus aber bleiben die widrigen Schmeicheleien, die er den damaligen Akademien, wozu natürlich auch die von Dijon gehörte, spendet, und mit denen er ganz aus seiner Rolle fällt; die ewige Vorsehung hat diese weisen Einrichtungen geschaffen, um die von den Künsten und Wissenschaften ausströmenden Übel zu mildern!

Es folgt wohl aus dem Vorstehenden, daſs Rousseau alles Brauchbare und Interessante anderswo aufgelesen hat und somit kein Recht besaſs, Ursprünglichkeit für sich zu beanspruchen; eine künftige Arbeit soll dasselbe für seine politischen Schriften darzuthun unternehmen. Man kann einwenden, daſs allgemeine Wahrheiten, besonders solche, die den Menschen und seine Beziehungen betreffen, immer wieder neu gefunden werden; daſs dies aber nicht Rousseaus Fall ist, ergeben wohl vor allem die obigen Vergleichungen mit Montaigne; die Berührungen sind zu massenhaft und die Form schlieſst sich gar zu eng an die Vorlage an. Von Montaigne hätte er auch lernen können, wie er seine Leistung aufzufassen habe; bescheiden und aufrichtig sagt dieser: *Je m'en vois escornifflant, par cy par là, des livres les sentences qui me plaisent, non pour les garder (car je n'ai point de gardoire), mais pour les transporter en cettuy cy; à vray dire, elles ne sont non plus miennes qu'en leur premiere place* I, 24, S. 173, und hat, ohne es zu ahnen, über seinen Nachfolger ein vernichtendes

Commoda quæ a physica et geometria habemus hodie, Archimedi debemus, homini scholæ nullius. Ebenfalls Kap. 46.

[1] *Œuvres de La Bruyère nouv. édit. par M. G. Servois, Paris 1865.*

[2] *C'est une politique sûre et ancienne dans les républiques que d'y laisser le peuple s'endormir dans les fêtes, dans les spectacles, dans le luxe, dans le faste, dans les plaisirs, dans la vanité, dans la mollesse; le laisser se remplir du vide et savourer la bagatelle: quelles grandes démarches ne fait-on pas au despotique par cette indulgence! Du Souverain de la République* S. 364.

Urteil gefällt: *De faire ce que i'ai descouvert d'aulcuns, se couvrir des armes d'aultruy iusques à ne montrer pas seulement le bout de ses doigts: conduire son desseing, comme il est aysé aux sçavants en une matiere commune, soubz les inventions anciennes rappiecees par cy par là: à ceulx qui les veulent cacher et faire propres, c'est premierement iniustice et lascheté, n'ayants rien en leur vaillant par où se produire, ils cherchent à se presenter par une valeur purement estrangiere* ibid.

Dem Ursprunge der Rousseauschen Gedanken nachzugehen, wird man zunächst veranlafst durch die gewaltige Wirkung, welche sie ausgeübt haben und noch ausüben; aber dieser Mann beschäftigt die Forschung nicht blofs als litterarische Erscheinung, sondern auch als Persönlichkeit. Wie sehr ist nicht die Frage nach der Glaubwürdigkeit seiner Erzählungen und Bekenntnisse behandelt worden. Es wäre erfreulich, wenn durch das hier gewonnene Ergebnis einiges neue Licht darüber verbreitet werden könnte.

In den drückenden Sommertagen des Jahres 1749, so erzählt er selbst, besucht er seinen Freund Diderot, der in Vincennes in Haft sitzt. Er zieht, um seine ungeduldigen Schritte zu zügeln und ein wenig auszuruhen, eines Tages den *Mercure de France* aus der Tasche und findet dort die Preisaufgabe: *Si le progrès des sciences et des arts à contribué à corrompre ou à épurer les mœurs.*[1] Sobald er dies gelesen, fühlt er sich als anderer Mensch. Er kommt bei Diderot in einer an Wahnsinn grenzenden Aufregung an. *Diderot l'aperçut, je lui en dis la cause, et je lui lus la prosopopée de Fabricius, écrite au crayon sous un chêne. Il m'exhorta de donner l'essor à mes idées et de concourir au prix . . . Quand ce discours fut fait, je le montrais à Diderot, qui en fut content et m'indiqua quelques corrections.*[2]

In dem zweiten Brief an M. de Malesherbes schildert er seine Ergriffenheit als noch gewaltsamer. Man kann ihm glauben, dafs er in grofse Erregung versetzt worden ist, gerade dadurch, dafs die Frage alte schlummernde Gedanken in ihm weckte und ihn zur Entscheidung eines Problems, über das er schon nachgedacht hatte, aufforderte; aber man wähne ja nicht,

[1] Siehe oben S. 262, Anm. 3.
[2] Confess. P. II, l. 8, S. 249.

wozu Rousseaus Bericht verleiten könnte, dafs er auf dem Wege nach Vincennes eine blitzartige Eingebung empfangen habe.

Nicht erst durch die Académie von Dijon war er zum Nachdenken über diesen Stoff veranlafst worden. Gegen 1740, als Hauslehrer im Hause des Herrn von Mably, legte er diesem ein *projet pour l'éducation de Msr. de Sainte-Marie* vor, worin es heifst:[1] 'Man mag den Wissenschaften immerhin feindlich entgegentreten, ihre Notwendigkeit bestreiten, ihre schlimmen Wirkungen übertreiben, das Wissen wird doch immer schön und nützlich sein ... und kann die mangelnde Teilnahme der Menschen ersetzen.' Er kannte also schon neun Jahre vor der Preisaufgabe das Problem; hatte vielleicht schon Agrippa und Giraldi gelesen.

Man sollte nun meinen, dafs er in dem, was ihm Befriedigung gewährt hatte, seiner subjektiven Anlage nach für immer ein wahres Gut für die Menschheit erblicken werde; hatten ihn doch die Bücher schon als Lehrling über die Mifshandlungen seines Lehrherrn, später während seines Leidens in den Charmettes getröstet. Warum entschied er sich doch für die Verneinung? Diderot hat nach Rousseaus Tode, nachdem er es schon bei dessen Lebzeiten mündlich verbreitet hatte, behauptet,[2] und Marmontel und der Abbé Morellet haben es in ihren Denkwürdigkeiten[3] wiederholt, er habe Rousseau, der eigentlich die Frage habe bejahen wollen, zu dem Entschlusse bestimmt, gegen die Wissenschaften zu schreiben. *Lorsque parut le programme de l'Académie de Dijon, il vint me consulter sur le parti qu'il prendrait. Le parti que vous prendrez, lui dis-je, c'est celui que personne ne prendra; Vous avez raison, me répondit-il.* Die beiden Erzählungen lassen sich noch vereinigen; in Rousseau hatte sein starker Hang zum Ungewöhnlichen schon gesiegt; er hat sich dann mit Diderot über die Sache weiter ausgesprochen und ist von ihm noch in seinem Entschlufs bestärkt worden.

Aber jedenfalls mufste er sich vor der Niederschrift seines Discours in Montaigne vertieft haben; ja, wenn wir uns auch

[1] Brockerhoff Bd. I, S. 186.

[2] *Notes sur Sénèque.*

[3] Die Stellen sind abgedruckt in *Le programme du prix proposé par l'Académie de Dijon et remporté par J. J. Rousseau par E. Ritter*, Ztschr. f. franz. Spr. u. Litt. Bd. XI, H. 1.

nicht erinnerten, was er öfters von seinem 'unglaublich schlechten Gedächtnis' sagt, so müfsten wir doch bei der Wörtlichkeit und Menge der Entlehnungen, wie wir ihnen begegnet sind, die Überzeugung gewinnen, dafs er ihn einfach vor sich gehabt hat.

Dann giebt aber das, was er von der Abfassung des Discours erzählt, eine ganz ungenaue Vorstellung. *Je lui consacrais les insomnies de mes nuits. Je méditais dans mon lit à yeux fermés, et je tournais et retournais mes périodes dans ma tête avec des peines incroyables; puis, quand j'étais parvenu à en être content, je les déposais dans ma mémoire jusqu'à ce que je pusse les mettre sur le papier.* Um möglichst wenig zu vergessen, bediente er sich der Madame Le Vasseur als Schreiberin: *A son arrivée, je lui dictais de mon lit mon travail de la nuit ...*

Wenn Rousseau hierin nicht glaubwürdig ist, so ist auch seiner Versicherung[1] *En ce qui importe vraiment au sujet, je suis assuré d'être exact et fidèle, comme je tâcherai toujours de l'être en tout: voilà sur quoi on peut compter* nur noch mit Vorbehalt zu trauen.

[1] Confess. P. I, l. 3, S. 92.

Berlin. Gustav Krueger.

Kleine Mitteilungen.

Zu § 386 von Imm. Schmidts Grammatik. Schmidt macht in dem angezogenen Paragraphen darauf aufmerksam, daſs das Englische es liebe, 'den ganzen Satz durch Verbindung der Negation *not* mit dem Verbum zu negieren', und giebt dann in der Anmerkung zwei Beispiele für *all ... not* gegenüber deutschem 'nicht all'. Es mögen hier zunächst noch zwei weitere Belege angeführt werden. *I suppose all the cases did not terminate fatally* Guy Livingstone (Tauchn.) 54. *He had been able to perceive that all was not right in the house in Carlton Gardens* Anth. Trollope, The Small House at Allington (London 1877) 541. Wir finden aber dieselbe Stellung der Negation im Englischen auch, wenn *all* 'ganz' bedeutet. *Bathsheba has a great wish that all the parish shall not be in church, looking at her* Hardy, Far from the Madding Crowd (Tauchn.) 2, 274. Die nämliche Regel gilt auch für Sätze mit *every* und *each*. Schmidts Beispiel *There is no balm for every wound* ist aber insofern nicht gut gewählt, als hier die Negation beim Subjekt, nicht beim Prädikat steht. Man vergleiche *That everyone does not wish to live is conclusively proved by the number of suicides that take place every year* Philips and Fendall, Margaret Byng (Tauchn.) 145. *Everybody hasn't read everything* Brooks, Sooner or Later (Tauchn.) 2, 168. *Everybody does not think money the one important thing in the world* Norris, Mrs. Fenton (Tauchn.) 84. *Everybody doesn't get all that they want in a minute* Anth. Trollope, The Small House 575. *Everything had not gone well* ebenda 578. *Her mother was aware that everything was not right* Anth. Trollope, Rachel Ray (Tauchn.) 1, 30. *When two clear-headed men take money to advocate the different sides of a case, each cannot think that his side is true* ders., The Bertrams (Tauchn.) 1, 74. Daſs diese Ausdrucksweise zur französischen stimmt, ist bekannt, und Schmidt vergleicht auch natürlich schon *All that glisters is not gold* mit *Tout ce qui reluit n'est pas or,* das nach Tobler in den Vermischten Beiträgen zur frz. Grammatik S. 162 besagt: 'Von dem Subjekte "alles Glänzende" darf "Gold

sein" nicht prädiziert werden.' Aber auch im Englischen ist es nicht unerhört, daſs, wie gewöhnlich im Deutschen, eine Redewendung gewählt wird, die darauf hindeutet, daſs das Prädikat zwar für einen Teil des Subjekts oder für einzelne Individuen der bezeichneten Gattung gültig sein mag, daſs aber die Verallgemeinerung abzuweisen ist (vgl. Tobler a. a. O. 161). *Not all to whom it may seem incredible that a nobleman should thus lie, are themselves incapable of doing likewise* Mac Donald, The Marquis of Lossie (Tauchn.) 1, 225. *Not all that can be imagined may be capable of happening* Francillon, One by One (London 1883) 73. *From that time dates the almost unique fellowship of these two men, who worked together in the closest brotherhood, who loved each other as not all brothers do* McCarthy, A History of our own Times (Tauchn.) 1, 259. *Not every girl would, as Phillis did, rise in the morning at five* Besant and Rice, The Golden Butterfly (Tauchn.) 2, 196. *Not everybody is sensitive or scrupulous* Norris, The Rogue (Tauchn.) 2, 290. Aber auch dem altfranzösischen *N'est pas tout or quanqu'il reluit* (Tobler a. a. O. 162) entsprechend heiſst es *'Women are not all coquettes,' she said. ... 'I won't go into my room, and look in my glass, and make myself smart'* Collins, Armadale (London 1881) 372. — Gar nicht berührt hat Schmidt die Erscheinung, daſs einem Deutschen 'all ... nicht' im Englischen gewöhnlich *not all* gegenübersteht. *Not all the adjurations of Godfrey Parndon invoking his favourite antagonist to the whist-table could draw Guy from his post again that evening* Guy Livingst. 62. *Not all his friend's good spirits could rouse him from almost despondency* Lemon, Leyton Hall and other Tales (Tauchn.) 2, 177. *Not all their splendid energy and not all Macaulay's energetic praise of that energy have made Milton's glowing periods tolerable to an age educated by leading articles* Athenæum 1884, II, 359 a. *Not all Beatrice Brooke's beauty could blind him to the fact that, somehow or other, her dresses were neither the right width or length, nor even of the right material* Norton, Lost and Saved (Tauchn.) 1, 52. *Not all the glory of her soft glad eyes could diminish his discontent when she said to him, 'We are going to the play again to-night — will you come?'* ebenda 1, 53. *Not all the private knowledge she possessed ... could prevent her from considering ...* ebenda 2, 210. *Not all his influence and entreaty could induce the Muscovite envoy to promise him the slightest possibility of pardon* Ouida, Ruffino (Tauchn.) 134. *Not all the wealth of the Indies could create such a house* Braddon, One Life, One Love (Tauchn.) 1, 276. Die Vorstellung ist hier im Englischen, wie ich glaube, die, daſs das Prädikat nicht einmal vom Subjekt in seiner Gesamtheit, geschweige denn von einem Teile desselben, wie man meinen könnte, gilt. Aber wir finden auch im Englischen die Negation manchmal beim Prädikat. *All the open windows in the world would not have cooled Gertrude's cheeks at that*

moment, or restrained her from breaking forth Fullerton, Lady-Bird (Tauchn.) 1, 213. *All her courage and all her pains could not keep her soul from shining through her eyes* Norton, L. and S. 1, 79. *All Mrs. Myra's fear could not conquer the electric thrill from her serpent heart to her serpent tongue* ebenda 2, 145. *It was with a kind of involuntary tenderness that she looked into the sickly face, where all the smiles could not hide the wrinkles* John Halifax 226. — In einer weiteren Anmerkung wäre nach meiner Ansicht auch noch nachdrücklich an etwas zu erinnern, was gelegentlich schon § 173 Anm. berührt ist, wo es heifst *He could not possibly* (unmöglich) *do it.* Eine wörtliche Übersetzung des deutschen 'unmöglich' in solchen Fällen wäre ein Germanismus. Vergl. *Their new home could not possibly be made ready to receive them in less than six months at earliest* Cornhill Magazine 1882, April 391. *It cannot possibly be managed* ebenda 395. *I cannot possibly pay the bill when it falls due* Anth. Trollope, Framley Parsonage (Tauchn.) 1, 179. *Her brother could not possibly throw any light on the cause of his wife's trouble* Yates, Black Sheep (Tauchn.) 2, 192. *How about her hair? She could not possibly hide it unless she cut it off* Philips and Fendall, Margaret Byng (Tauchn.) 80. *Margaret declared that she could see no one. Fritz must tell the lady that she was much worse and could not possibly receive a visitor* ebenda 86. *I can't tell you what terribly exhausting work it is; I could not possibly endure it but for intervals of peace and rest like these* Anstey, The Pariah (Tauchn.) 2, 97. Die Negation kann auch beim Subjekt stehen. *No evil consequence can possibly ensue* 'Eine schlimme Folge kann unmöglich eintreten' Author of 'John Halifax', A Brave Lady (Tauchn.) 2, 135. *Nothing could possibly be nicer* Harper's Magazine, Okt. 1890, S. 678 (diese Stelle verdanke ich der freundlichen Mitteilung des Herrn Dr. R. Werner). Man vgl. auch *Not one step could he possibly take either forwards or backwards* Doyle, The Sign of Four (Tauchn.) 202. Aber *not impossibly* kommt vor im Sinne von 'möglicherweise', 'vielleicht': *It may not impossibly induce me to take a more lenient view of your case* Anstey, Vice Versâ (Asher) 249. — Zum Schlufs noch die Bemerkung, dafs *not, naught* nicht gleich *ne a whit* ist, da *a* vor *whit* unbestimmter Artikel, dagegen das *â* in ae. *nâwiht* das deutsche *je* ist.

Berlin. Julius Zupitza.

Zu Wanderer 31. Der bezeichnete Vers (Greins Bibliothek I, 239) ist überliefert *þâm þe him lŷt hafaþ lêofra geholena.* Thorpe wollte *geholdra* für *geholena* schreiben: aber ein Adjektivum *gehold* ist nirgendswoher bekannt. Grein behielt die Überlieferung bei, indem er ein schw. M. *gehola 'celator', 'tutor'* ansetzte. Kluge aber, Ags. Lesebuch 165 b, führt *geholena* ohne ein deutsches Äquivalent an, und Holthausen in der Anglia XIII, 357 folgt ihm, indem er

lêofra geholena 'unerklärt' nennt. Wenn nun Holthausen, indem er Thorpes Konjektur modifiziert, *gê holdra* vorschlägt, so wäre hiergegen kaum etwas einzuwenden, falls die Stelle einer Besserung bedürfte, was aber eben nicht zuzugeben ist. Greins Ansatz eines schw. Subst. *gehola* wird aufs willkommenste bestätigt durch Ælfrics Heiligenleben I, 524, wo es in der Legende von den Siebenschläfern Z. 589 ff. heifst *Sege ûs nû þæt sôðe bûton ælcon lêase, and wê bêoð þîne g e h o l a n and ealne wæg þîne midsprecan, nê wê nellað þê âmeldian, ac hit eall stille lætan, þæt hit nân man ne þearf geâxian bûton ûs sylfum.* Die zweite Hs. hat *gehalan*, das zu *geholan* im Ablaut steht und auch bei Wright-Wülker 110, 21 belegt ist: *Sinmistes uel consecretalis g e h a l a uel gerûna.* — J. Z.

Nachtrag zu den Quellen der York Plays. Bei der Korrektur des in diesem Archiv LXXXV, 411 gedruckten Aufsatzes* haben sich mir noch einige weder von Miss Toulmin Smith noch von Kamann erwähnte Quellen ergeben, die ich hier wenigstens nachträglich darlegen möchte.

Die Worte des Elias im 23. Spiele (der Verklärung) S. 187, 61 ff. und 188, 109 ff. entstammen dem zweiten Teile des Evangelium Nicodemi (*Descensus Christi ad inferos*) A, c. IX. Die betreffende Stelle lautet bei Tischendorf, *Evang. apocr.*[2] S. 404 f.: *Interrogati autem a sanctis: 'Qui estis vos, qui nobiscum in inferis mortui nondum fuistis et in paradiso corpore collocati estis?' respondens unus ex eis dixit: 'Ego sum Enoch, qui verbo domini translatus sum huc; iste autem, qui mecum est, Elias Thesbites est, qui curru igneo assumptus est. Hic et usque nunc non gustavimus mortem, sed in adventum Antichristi reservati sumus, divinis signis et prodigiis præliaturi cum eo.'*

Wenn Pilatus im 30. Stücke S. 271, 10 ff. von seiner Abstammung erzählt und seinen Namen als Zusammensetzung aus den Namen seiner Mutter (*Pila*) und des Vaters derselben (*Atus*) erklärt, so stimmt dies zu dem Bericht der *Legenda aurea* des Iacobus a Voragine, wo es im c. 53 (in Grässes Ausgabe vom Jahre 1846, S. 231) heifst: *De pœna autem et origine Pylati in quadam historia licet apocrypha legitur: fuit quidam rex nomine Tyrus,** qui quandam puellam nomine Pylam, filiam cuiusdam molendinarii nomine Atus, carnaliter cognovit et de ea filium generavit, Pyla autem ex nomine suo et nomine patris sui, qui dicebatur Atus, unum nomen composuit et nato*

* Zu 238, 173 (S. 416) mufs es natürlich *scrype, scrypes* st. *strype, strypes* (ne. *scrip!*) heifsen. *Strype* ist wieder einer der vielen Fehler in Wülkers Ausgabe. Allerdings geht bei *scrypes* st. *stones* die Allitteration verloren, doch weifs ich nichts Besseres dafür einzusetzen.

** Pilatus nennt in unserem Stück seinen Vater *sir Sesar*, was vielleicht aus einer Emendation von *Cisur* = *Cirus* = *Tirus* = *Titus* zu erklären ist (vgl. Schönbach, Anz. f. d. Altert. II, 191 f.).

puero imposuit nomen Pylatus. (Vgl. dazu Schönbach, Anz. für d. Altert. II, 186 ff.) Ebendaher stammt wohl auch die Behauptung des Pilatus (V. 20 ff.), dafs er in den Pontus gesandt sei, um das Volk dort zu unterwerfen, und dafs ihn dann der Cäsar und die Senatoren als Richter nach Judäa geschickt hätten. Vgl. die *Leg. aurea* S. 232: *In Pontos insulam gentibus illis, quæ nullum patiuntur iudicem, iudex præficiatur. ... Missus igitur Pylatus ad gentem ferocem ... gentem nequam ipse minis et promissis, supplicio et pretio penitus subiugavit. Qui igitur tam duræ gentis victor exstitit, a Pontos insula Pontius Pylatus nomen accepit. Herodes autem hominis illius industriam ut audivit, ... eum ad se muneribus et internuntiis invitavit et super Iudæam et Ierusalem potestatem et vicem suam ei tradidit. Qui cum pecuniam innumerabilem congregasset, nesciente Herode Romam adiit et infinitam pecuniam Tyberio imperatori obtulit et ab eo sibi dari, quod ab Herode tenebat, muneribus impetravit.*

Die im 35. Spiel S. 356, 219 ff. geschilderte Grausamkeit der vier Soldaten, die das Kreuz erst hochheben und dann in das Loch fallen lassen, um Christi Leiden durch den plötzlichen Stofs zu vermehren, mufs auch auf irgend einer Tradition beruhen, da sich derselbe Zug in der dem Richard Rolle de Hampole zugeschriebenen *Meditatio de Passione Domini* findet, die Ullmann in den Engl. Stud. VII, 454 ff. herausgegeben hat.* Die entsprechende Stelle lautet (S. 459, 191 ff.): *Penne þere went after þe cros many Jues ynowe and reysyd it up and lyft it vp on hy wyth al þe myȝt, þat þei hadde, and squat it harde in to þe pyt of þe hyl, þat made was þerfore. Þi woundes borsten and ronnyn sore owt, þat altoschakyd hangyd þi body, wo was þe bygon!*

Das Wunder der Heilung des blinden Longeus, wie es im 36. Spiel S. 368, 291 ff. erzählt wird, findet sich ebenfalls in der *Leg. aurea* c. XLVII: *De sancto Longino* (Græsse S. 202). *Longinus fuit quidam centurio, qui cum aliis militibus cruci domini adstans iussu Pylati latus domini lancea perforavit et videns signa, quæ fiebant solem scilicet obscuratum et terræ motum, in Christum credidit. Maxime ex eo, ut quidam dicunt, quod cum ex infirmitate vel senectute oculi eius caligassent, de sanguine Christi per lanceam decurrente fortuito oculos suos tetigit et protinus clare vidit.*

Dafs der Dichter des 46. Stückes (*The Appearance of our Lady to Thomas*) die *Leg. aurea* gekannt und benutzt hat, scheint mir mit Sicherheit aus dem Vorkommen der drei lateinischen Citate in beiden hervorzugehen. Das erste: *Surge, proxima mea,* etc., das S. 483, 104 die Engel bei der Auferstehung Marias vor Thomas singen, spricht in der *Leg. aurea* c. CXIX (S. 509 Mitte) Christus selbst; das zweite:

* Vgl. dazu Zupitza, Engl. Stud. XII, 463 ff., der viele Berichtigungen giebt.

Veni de libano, etc., mit welchem S. 484, 117 der Engelgesang schliefst, spricht bei Jacobus ebenfalls der Herr, aber beim Tode seiner Mutter (S. 507); das letzte endlich: *Veni, electa mea,* etc., eingefügt am Schluſs der dem Thomas zu teil gewordenen Erscheinung (S. 487, 208), bildet den Anfang der Rede Jesu, als er im Sterbezimmer Marias erscheint. Bei Grässe S. 507 oben lauten die Worte: *Veni, electa mea, et ponam te in thronum meum, quia concupivi speciem tuam.* — Hiermit erledigen sich die von Kamann S. 224 f. im Anschluſs an die Herausgeberin unentschieden gelassenen Fragen.

Göttingen. F. Holthausen.

Zum Text des Richart le Biau ed. Foerster. V. 355. Der Ritter Loys kommt an die Mauer des Gartens, wo die schöne Königstochter weilt. Sehnsuchtsvoll ruft er 337 ff. aus: *Diex! qui aroit tant de pooir C'a ses ielz le peust veoir* etc. Er steigt über die Mauer, bemerkt die schlafende Jungfrau (V. 351 *puis esgarde La puchielle qui dort sans garde),* nähert sich ihr, zieht den Schleier von ihrem Antlitz und betrachtet sie staunend. Ihre unvergleichliche Schönheit macht einen so überwältigenden Eindruck auf ihn, daſs der Wunsch, sie zu besitzen, in ihm lebendig wird und ihn zu rascher Gewaltthat treibt. Dies Verlangen aber befällt ihn erst in dem Augenblick, da er ihr in das entschleierte Gesicht blickt (V. 361 ff.). Bis dahin lenkte ihn nur der Wunsch, die Schöne in der Nähe zu sehen. Wenn also V. 355 f. überliefert ist *Et quant iauerai sans esconde La plus bielle ki soit ou monde,* so ist *iauerai* meiner Meinung nach nicht in *j'averai,* sondern in *ja verai* abzuteilen, wozu dann auch die von Foerster beanstandete Bestimmung *sans esconde* vortrefflich paſst, wenn wir darin den Infinitiv *escondre* sehen; an dem ungenauen Reim nimmt auch Foerster keinen Anstoſs (vgl. seine Vorrede S. XII). Der Ritter sagt also: 'Wie glücklich bin ich, da ich das schönste Weib der Welt betrachten werde, ohne daſs sie sich mir verbergen kann.' Zwischen dem *esgarder* (bemerken) und *veoir sans escondre* ist ein bedeutender Unterschied, wie auch V. 364 ff. bestätigen. — V. 1936 *Se li tournois estoit venus, Se li tournois fust assamblés.* Foerster hat richtig bemerkt, daſs die Verschiedenheit des Modus und des Tempus von *estoit* und *fust* Anstoſs erregt. Auch der Ausdruck *li tournois estoit venus* scheint mir befremdlich, weniger die Wiederholung desselben Subjekts, in der eine rhetorische Absicht liegen könnte, vgl. 697. 1597. 2723. 4392. Foerster vermutet, daſs zwischen den beiden Zeilen etwas ausgefallen sei. Doch würde zur Wiederherstellung der Verse auch folgende leichte Änderung ausreichen: *Se li termes estoit venus Que li tournois fust assamblés!* 'Wenn nur erst der Zeitpunkt des Turniers da wäre!'* Dabei

* Vgl. Fergus 172, 35 *Que li jors fu atermines Que li tornois estre devoit.*

mag darauf hingewiesen werden, daſs sich das Wort *tournois* auch 5165 eingeschlichen hat, wo es Foerster treffend in *conrois* ändert. Recht ungeschickt ist die Wiederholung des Wortes *tournois* 4170 *tournois desliche, Tournois derront et chevaus bleche;* auch hier ist man versucht, *Conrois derront* zu schreiben, besonders wenn man 5208 vergleicht *Les conrois ot si desmaillies.* — V. 2740. *Point par devant le roy soudant, Fiert .I. roy, a cui va parlant.* Der von Richart getroffene König ist der einzig überlebende von den sieben, die der Sultan zu seiner Verfügung hatte. Statt des unbestimmten Artikels wird also wohl der bestimmte gesetzt werden müssen: *Fiert le roy a cui va parlant.* Wenn mich mein Sprachgefühl nicht täuscht, wird so auch der Wechsel des Subjekts in dem nunmehr determinierenden Relativsatz erträglicher. — V. 2903 *Et tant i fiert et hurte et frape, Que uns seus vis n'en i escape. Onques de chiaus qu'il vot sousprendre, Raenchon nulle ne vot prendre.* Wenn diese Interpunktion richtig ist, so muſs wohl *vot* vor *sousprendre* in *pot* geändert werden. Doch scheint es mir angemessener, diesen Vers mit dem vorhergehenden zu verbinden; denn die Angabe, daſs Richart alle Heiden mit eigener Hand getötet habe, wäre eine gar zu geschmacklose Übertreibung, mit der überdies der Gedanke der beiden letzten Verse unvereinbar wäre. — V. 2991. Die Hs. hat *Dessi c'oiies vrayes nouvielles De moy, u soit u laide u bielle.* Foerster verbessert im ersten Verse *vraye nouvielle.* Der Fehler steckt aber vielmehr im zweiten Verse, wo die drei *u* unerträglich sind. Es wird zu lesen sein *De moy, soit u* (oder *soient) laides u bielles.* — V. 3868. *Dyables venir vous i fist En la terre dont j'ai le don; De vo forfait dont guerredon Aves eu a ceste fois.* Eine sichere Herstellung der, wie Foerster erkannt hat, verdorbenen Stelle wird kaum zu erzielen sein. Foerster möchte *dont* vor *guerredon* in *bon* oder *biau* verwandeln. Ich möchte eher glauben, daſs *De* am Anfang des Verses in *Por* zu ändern und ans Ende des vorangehenden Verses ein Komma zu setzen sei: 'Der Teufel hat Euch hierher in mein Land geführt, um Eurer Sünde willen, für die Ihr nun Lohn erhalten habt.' — V. 4132 *Chil chevalier reviestu sont.* Es ist nicht undenkbar, daſs dieses *chil,* wie die vorangehenden *ces* und *chil* in bekannter epischer Weise zur lebhaften, anschaulichen Darstellung dienen soll; doch ist es mir nicht recht wahrscheinlich; ein solches episches *cil* weist hin auf etwas unmittelbar aus der geschilderten Situation sich Ergebendes, in die Augen Springendes, *chil chevalier* wären also alle anwesenden, oder die schon erwähnten Ritter; in Wirklichkeit sind nur die gemeint, die bei dieser Gelegenheit als Ritter eingekleidet wurden. Ich vermute daher, daſs in dem *Chil* eine Zahlangabe steckt, etwa *mil* oder *cent;* vgl. Durmart 970 und 14973. — V. 4216 *Qu'en tout le mont n'a sa pareille, Ne ta mere n'est pas si bielle.* Für *Ne* möchte ich *Nes* vorschlagen; so ergiebt

sich eine natürlichere und ausdrucksvollere Wendung. — V. 4241. *S'aler si con suel, i pooie A cheval mout toz reseroie.* Das Komma ist hinter *pooie* zu setzen. — V. 4247. Richart, infolge seiner Freigebigkeit gänzlich verarmt, zieht sich das eigene Hemd vom Leibe, um es einem Boten als Lohn zu schenken; nun heifst es *Sa chemise a de son dos traite, Mout bien le ploie et bien l'afaite Et si con fust piecha ploye Et d'un escring piecha sachie.* Foerster möchte statt des zweiten *piecha* den Begriff 'soeben' einsetzen, also etwa *ore* oder *orains* schreiben. Ich halte diese Auffassung der Stelle allerdings für die natürlichste. Es wird dann aber noch nötig sein, *Et si* in *Ensi* zu verwandeln. Wer hingegen das zweite *piecha* beibehält (man könnte die Stelle allenfalls so verstehen: 'Er faltet und legt das Hemd so, dafs man annehmen mufs, es sei schon vor einiger Zeit gefaltet und aus dem Schrein genommen'), der kann auch *Et si* 'und zwar so' beibehalten. — V. 4282. *Richars de joie se delite* (: *Clarisse).* Dafs statt des Reimes blofse Assonanz steht, ist bei der lässigen Reimgewohnheit des Dichters nicht befremdlich. Doch ist mir der matte Ausdruck *de joie se delite* 'er ergötzt sich mit Freude' verdächtig. Vielleicht ist zu schreiben *de joie se desliche* 'er gerät vor Freude aufser sich'. — V. 5040. Bei Richarts unmäfsigen Ausgaben ruft sein Wirt bestürzt aus: *Mierveilles voy! Qui payera dont vos despens?* Die folgenden Worte nun, *Tout payeray, si con je pens,* sind bei Foerster als Antwort Richarts bezeichnet; der Zusatz *si con je pens* aber wäre in Richarts Mund recht unsicher und wenig würdevoll. Zudem ist im Folgenden von einer Antwort Richarts gar nicht die Rede. V. 5060 gehört also noch zur Rede des Wirtes: 'Wer wird Eure Ausgaben bestreiten? Ich werde alles bezahlen müssen, scheint mir!' Vgl. die ähnliche Wendung V. 4599 *De tout fina, tout cuide pierdre.* — V. 5089 *Toute nuit Richars a li veille.* Dies müfste dem Zusammenhang nach bedeuten: 'Die ganze Nacht wacht Richart in Gedanken an sie'; das kann aber *a li veille* kaum heifsen. Ich vermute *au lit veille.* — V. 5375 *Mout fu simples* ('treu, gewissenhaft') *Richars li rois, Viles, chitez et les castyaus, Les villez et les bours nouvyaus, Que ses peres ot engagies Raccate li rois enforchies.* Die Wiederholung von *viles* bei der Aufzählung der verpfändeten Ortschaften ist unerträglich; auch das Fehlen des Artikels vor *Viles* und vor *chitez* mufs auffallen. Man wird also nicht fehlgehen, wenn man das erste *Viles* für verderbt hält und in seiner zweiten Silbe den Artikel zu *chitez* erkennt; statt der ersten ist etwa *Que* oder *Car* zu schreiben. Die Zusammenstellung von *chastel, boure, vile, cité* findet sich auch Gui de Bourgogne V. 14 und Rom. de Mahomet S. 18.

Berlin. Arnold Krause.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 13. Mai 1890.

Herr Tobler spricht von einer ziemlich selten begegnenden, aber nicht in Abrede zu stellenden Verwendung des französischen Condicionalis. Wie neben dem historischen Präsens ein Futurum nicht allein dasjenige Geschehen bezeichnet, welches für den Gedanken einer vergegenwärtigten Vergangenheit als bevorstehend erschien *(le voleur se cache dans la bibliothèque; là personne ne s'avisera de le chercher)*, sondern auch dasjenige, von dem der Sprechende erst auf Grund späterer Erfahrung weifs, dafs es für die vergegenwärtigte Vergangenheit im Schofse der Zukunft lag *(Laya, celui qui aura le courage, trois ans plus tard, de faire jouer l'Ami des lois, Laya se préoccupe du sort des comédiens)*, so bezeichnet bisweilen neben einem Präteritum das Imperfectum futuri gleichfalls ein Geschehen, das der Sprechende auf Grund des wirklich Erfolgten als ein für die Vergangenheit in der Zukunft liegendes, aber nicht geahntes hinstellen will *(il notait la figure matérielle des choses dont plus tard son fils noterait l'âme)*. Der Vortragende erörtert die Berechtigung solcher Ausdrucksweise und vergleicht sie mit der sinnverwandten, die das Imperfectum von *devoir* mit dem Infinitiv verwendet. Er knüpft daran Betrachtungen über den Gebrauch des Condicionalis im Spanischen und Portugiesischen, wo diese Verbalform — was im Französischen nicht üblich — dasjenige Geschehen oder Sein bezeichnet, das in der Vergangenheit als gleichzeitig vermutet wurde *(media noche seria,* 'es mochte Mitternacht sein' nach damaliger Beurteilung) oder in der Gegenwart als in die Vergangenheit fallend vermutet wird *(diria,* 'er wird wohl gesagt haben' nach meiner Annahme). Endlich erinnert er an verwandte Erscheinungen im Englischen, auf die Herr Zupitza (Archiv LXXVII, 463) hingewiesen hat.

Herr Lamprecht besprach 'Mirabeau, Ausgewählte Reden. Erstes Heft. Reden aus dem Jahre 1789. Erklärt von H. Fritsche. Dritte verbesserte Auflage. Berlin 1889'. Der Text ist an sehr vielen Stellen verbessert, teils nach alten Drucken, teils nach eigener

Vermutung. Für eine nächste Auflage wird es sich empfehlen, einen kritischen Anhang zu geben; ebenso wird die Interpunktion noch mehr Sorgfalt und Konsequenz beanspruchen, mag man sie nun geben nach anderen sorgfältigen Drucken Mirabeauscher Schriften oder in moderner Weise. Die Einleitungen und die Schlufsbemerkungen zeigen bedeutende Verbesserungen und Erweiterungen, so dafs durch sie das Verständnis der Reden wesentlich gefördert wird. Was die Lebensbeschreibung Mirabeaus anbetrifft, so ist sie ebenfalls nach den inzwischen erschienenen Werken berichtigt und erweitert worden, aber es bleiben doch noch viele Punkte derselben dunkel und werden dunkel bleiben, wenn sie nicht durch die Fortsetzung des Werkes 'Loménie, Les Mirabeau' Aufklärung bekommen; sodann aber, und das ist die Hauptsache, erscheint es sehr zweifelhaft, ob es überhaupt geraten ist, dem Schüler von einem so wechselvollen, schicksalsreichen und schuldbeladenen Leben eine so eingehende Schilderung zu geben.

Herr Buchholtz erklärte *Zicki*, die Bezeichnung eines Volkes in einem alten Gedichte in sicilianischer Mundart, so dafs die Franzosen gemeint wären. Der erste Herausgeber im *Archivio storico siciliano* 1877 hatte Ägypter, also wohl Zigeuner, verstanden, was nach Form und Inhalt nicht zu passen scheint. Es handelt sich um Feinde Siciliens. Noch lange nach der sicilianischen Vesper gab es eine französische Partei auf der Insel, auf diese wird durch Erwähnung einer sicilianischen Partei an der Stelle des Gedichtes angespielt. Von dem Eigennamen *Francesco* (im älteren Italienisch ist diese Form auch = *Francese* 'Franzose') heifst die verkürzte Form *Cecco*, neapolitanisch *Cicco*, sicilianisch *Ciccu*, auch lateinisch *Ciccus* in eben diesem Sinne ist im *Archivio storico della letteratura italiana* I zu finden. In der älteren Sprache Siciliens steht in der Regel vor *i* *x* statt *c*, und *ck* statt *ch* ist eine Schreibung, welche in manchen alten mundartlichen Denkmälern Italiens, Siciliens, auch öfter in dem in Rede stehenden, vorkommt. Der Verfasser, meint der Vortragende, mag das verhafste Volk nicht deutlich nennen und zieht in seiner Verbissenheit eine solche Andeutung vor.

Herr Koch weist im Anschlufs an den Aufsatz von Guido Wenzel, Archiv LXXXIV, 52 ff., auf die auffälligen Übereinstimmungen von Thomsons Tancred und Sigismunda (1745) mit der Erzählung *Le Mariage de Vengeance* in Lesages Gil Blas (IV, 4 — 1715 erschienen) hin, deren Inhalt er eingehender mitteilt. Die Namen der handelnden Personen sind zwar, bis auf den des Senators (bezw. Kanzlers) Siffredi abweichend, doch ist der Gang der Handlung in beiden Bearbeitungen fast genau derselbe. Die verschiedene Motivierung und Auffassung Thomsons an einigen Stellen sind nach der Ansicht Kochs keine Verbesserungen, wie auch Wenzel besonders an diesen Mängel in der Dichtung des Engländers findet.

Ob aber Lesage die direkte Quelle Thomsons ist, läfst der Vortragende dahingestellt, da beide auch aus einer gemeinsamen Vorlage entlehnt haben können. Unwahrscheinlich wäre jedoch eine solche Benutzung des dreifsig Jahre früher erschienenen zweiten Bandes des Gil Blas nicht, da Thomson, wenn nicht anders, ihn auf seiner Reise durch Frankreich (s. Wenzel a. a. O. S. 29) kennen gelernt haben mag.

Zum Abgesandten des Vereins nach Stuttgart wird Herr Immanuel Schmidt gewählt.

Die Gesellschaft beschliefst, zur Beerdigung des Herrn Direktor Gallenkamp, ihres langjährigen Mitgliedes, einen Kranz zu senden.

Sitzung am 23. September 1890.

Herr I. Schmidt berichtet über den vierten zu Stuttgart abgehaltenen Neuphilologentag. Nachdem der Vorsitzende ihm den Dank der Gesellschaft ausgesprochen und Herr Koch im Anschlusse daran zur Mitarbeiterschaft an Stengels beabsichtigter Geschichte der französischen Grammatik aufgefordert hat, beschliefst die Gesellschaft auf die Mahnung des Vorsitzenden, mit den Vorbereitungen für den fünften, in Berlin abzuhaltenden Neuphilologentag nicht zu spät zu beginnen, die Wahl eines vorbereitenden Ausschusses in der nächsten Sitzung vorzunehmen.

Herr Biltz spricht über das Wort und den Begriff *verraten* in Bezug auf den Verrat des Judas. *Verraten* giebt hier nicht *προδιδόναι* und *prodere,* sondern *παραδιδόναι* und *tradere* wieder. Bei Ulfilas steht *galèwjan,* im Heliand *gebhan,* ahd. *gasellan, farsellan,* in vorlutherischen Übersetzungen *verraten, hingeben* und *antworten,* in niederdeutschen Übersetzungen *verraden,* aber auch *leveren.* Luther, der sich meist an die Halberstädter Bibel anlehnte, hat nur *verraten.* Das Substantiv *Verräter* hat er statt der früheren Relativsätze zuerst. *Rat* ist 'Ansicht' und 'eine Versammlung zur Gewinnung der Ansicht'. Wer diese mitteilt, *verrät.* Bei Ableitung von *Rat* = 'Hausrat' ist es 'ein Überliefern von etwas Vorhandenem'. — Herr Roediger meint, dafs *verraten* auch blofs 'übergeben' bedeuten könne, ohne dafs etwas Geheimes im Spiele sei, z. B. eine Stadt, die doch offen daliege, *verraten. Ver* = lat. *per* sei 'hindurch', 'vollständig', auch 'falsch'. Herr Biltz ist der Ansicht, dafs das Volk bei dem Verrat des Judas noch jetzt an etwas Geheimnisvolles denke, was von anderer Seite bestritten wird. Herr Buchholtz fafst *ver* = zu Ende, so dafs es mit dem Betreffenden zu Ende geht.

Herr Bandow tritt wieder in die Gesellschaft ein. Zur Aufnahme in dieselbe wird Herr Dr. Krause vorgeschlagen.

Sitzung am 14. Oktober 1890.

Herr Roediger spricht über die Echtheit der Asalehre. Anknüpfend an die Zweifel von Schlözer, Adelung, Rühs, welche P. E. Müller in der gleichbetitelten Schrift zurückwies, behandelte er die verwandten Versuche Bugges, nachzuweisen, dafs ein weitgehender Einfluſs christlicher, jüdischer, griechischer, römischer Mythen auf die religiösen Anschauungen und Dichtungen des Nordens stattgefunden und ihnen erst die Form gegeben habe, in der wir sie in den Edden und bei Saxo Grammaticus lesen. Der Vortragende zeigte aber am Balder-Mythus, wie die behaupteten Anklänge und Ähnlichkeiten bei genauem Zusehen sich verflüchtigen oder zu solchen zusammenschrumpfen, welche ohne fremden Einfluſs selbständig im Norden wie in der Fremde sich bilden konnten, da die Vorbedingungen an beiden Stellen vorhanden waren. Ergiebt sich dies, so braucht man auf die Unwahrscheinlichkeiten, die auf dem Wege der Übertragung an die Nordleute liegen, gar nicht einzugehen. Immerhin soll die Möglichkeit einer Einwirkung nicht bestritten werden, nur ist sie noch nicht nachgewiesen worden.

Herr Waetzoldt spricht über den Intuitivismus als die neueste Richtung des französischen Romans. Er ist aufzufassen als eine Rückkehr zum alten psychologischen Roman und als eine Reaktion gegen den realistischen Roman der letzten Jahrzehnte. Seine beiden Hauptvertreter, Ed. Rod und Bourget, sind von Zola ausgegangen. Die Theorie des Intuitivismus entwickelt der erstere in der Vorrede zu seinem jüngsten Roman *Les trois cœurs,* Paris 1890. Danach soll der Roman nach wie vor auf Beobachtung beruhen, auf *documents humains.* Diese Beobachtung aber richtet sich ganz auf das Innenleben, sie verschmäht die genaue Aufzählung der Aufsendinge und will die geheimen Triebfedern menschlichen Handelns erkennen. Gegenstand der Darstellung ist die überbildete französische Jugend der letzten Jahrzehnte, wie sie Bourget in der Vorrede zu seinem *Disciple* gezeichnet hat. Angeregt wird diese Vorliebe für die Beobachtung passiver, träumerischer, zum Mysticismus geneigter Naturen vornehmlich durch die tiefe Wirkung Schopenhauers einerseits und der russischen Dichter, namentlich Tolstois, andererseits. Der Intuitivismus hängt auch mit den Erscheinungen der sogenannten *décadent*-Litteratur eng zusammen. Da er Leidenschaft und Bildkraft, die Quellen alles künstlerischen Vermögens, absichtlich verschmäht, ist ihm kaum eine grofse Zukunft vorauszusagen. Ein gesunder Realismus ist der entsprechendere und natürlichere künstlerische Ausdruck unserer Kultur.

Auf den Vorschlag des Herrn Waetzoldt wird den vorbereitenden Ausschufs für den fünften Neuphilologentag der Vorstand der Gesellschaft bilden mit dem Rechte der Kooptation.

Herr Dr. Krause wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung am 28. Oktober 1890.

Herr Krüger berichtet über die 'Regeln über die deutsche Aussprache' von Herm. Schmolke (Programm des Friedrichs-Realgymnasiums zu Berlin, Ostern 1890). Bequeme Nachschlagebücher, in denen man sich über die gebildete Aussprache des Deutschen unterrichten kann, sind für jeden, dessen Beruf öffentliche Lehre ist, sowie für den Ausländer dankenswert, wenn die Aufstellungen mit gehöriger Behutsamkeit und ohne Voreingenommenheit gemacht werden; letzteres trifft aber bei dem vorliegenden Programm nicht zu. Der Verfasser setzt vielfach Längen und Kürzen willkürlich, spricht *Bisâm* und *Eidâm,* offenes *ê* in *Schere, schwer, Gewehr,* dagegen geschlossenes in *Neger,* ohne zu sagen, daſs andere Aussprachen mindestens ebenso üblich sind; verlangt *ie* in *Marie* einsilbig, aber spricht *Oboe* dreisilbig; das *u* in *Guitarre* und *Guinea* soll stumm sein und in *Etui* wie in *Luise* lauten. Ebenso einseitige Behauptungen wagt er bei der Aussprache der Konsonanten; der Sprachgebrauch groſser Gruppen wird nicht beachtet oder mit 'verkehrt' und 'verwerflich' abgewiesen. So ersieht man vielfach nur, wie der Verfasser spricht. Auch die etymologischen Bemerkungen bieten manches Irrige; *Winzer* ist keine Zusammensetzung, bei *länglich* ist kein Verbum *längeln,* so wenig wie bei *Pfefferküchler* ein *kücheln;* welche Ableitung Schmolke dem Worte *Schütze* = 'Wehr', das er *Schitze* geschrieben haben will, giebt, ist unerfindlich. Anzuerkennen ist der Fleiſs, mit welchem er gearbeitet hat; würde er seine Schrift gründlich umgestalten, das Übliche besser beobachten, und vor allem seinen Standpunkt, welches seine Norm ist, erklären, so könnte etwas Brauchbares daraus werden. — Herr Waetzoldt hält Schmolkes Art für ganz verfehlt. Nicht von der Schreibung, sondern vom Laute sei auszugehen. Dazu sei das Aufstellen von Ausspracheregeln aussichtslos, da das Dialektische zu stark vorherrsche; wenigstens hätte sich Schmolke auf ein engeres Gebiet, etwa Norddeutschland, beschränken sollen. Endlich liege in dem Fehlen einer bei streitigen Punkten entscheidenden Autorität eine unüberwindliche Schwierigkeit.

Herr Immanuel Schmidt bespricht mehrere Stellen aus Shaksperes Julius Cæsar. I, 2, 160 ist er der Ansicht, daſs *Th'eternal devil to keep his state in Rome* so viel sei als *the devil eternally to keep his state in Rome.* Für den Gebrauch des Adjektivs statt des Adverbs verweist er auf die von Al. Schmidt zu III, 2, 224 angeführten Stellen. — I, 3, 129 läſst er Johnsons Verbesserung *In favour's* als die einfachste gelten und weist gegen den Einwurf der Tautologie von *favour* und *complexion* den Unterschied der Bedeutung beider Ausdrücke nach. Im folgenden Verse spricht er sich gegen die Verbindung *bloody-fiery* aus. — II, 1, 40 ist er der Ansicht, daſs die von

Al. Schmidt verteidigte Lesart der ersten Folio *the first of March* unhaltbar sei und nach dem Vorgang der meisten Herausgeber verändert werden müsse in *the ides of March.* — II, 1, 53 hält er fest an dem Plural *my ancestors,* den Dyce III, 2, 55 unangefochten gelassen, und vergleicht II, 2, 17 *a lioness hath whelped in the streets.* — II, 2, 16 weist er nach, daſs der von englischen Herausgebern behauptete Anachronismus in der Einführung von *watchmen* durch Livius IX, 46 widerlegt werde. — II, 2, 46 erklärt er die Lesart der ersten Folio *we hear two lions litter'd in one day* für poetischer als die von den Herausgebern aufgenommenen Änderungen *we are* oder *we were.* Für den Übergang in den Nominativ *And I the elder* im folgenden Verse führt er als Parallele an Tempest IV, 1, 217. — III, 1, 106 bestreitet er die von Conrad nach Uptons Vorgange gegebene Deutung, daſs den Worten *Let us bathe our hands in Cæsar's blood* ein alter Opferbrauch zu Grunde liege, indem er mit Berufung auf Schömanns Griechische Altertümer II, S. 220 ff. nachweist, daſs es sich in den angeführten Stellen des Aischylos und Xenophon nur um eine Verpflichtung handelt, bei der das Opfer von untergeordneter Bedeutung ist. Er vermutet, wie es schon früher einmal ausgesprochen ist, daſs auf einen alten Jägerbrauch zu schlieſsen sei aus Vers 206. — Zum Schluſs giebt er als Probe der von ihm vorbereiteten Ausgabe eine kurze Analyse der Ansprache des Brutus an das Volk, welche dieser vor der Rede des Antonius hält.

Herr Marelle weist einige Ausstellungen, die ihm aus Anlaſs seines früher in der Gesellschaft gehaltenen Vortrages über das *e muet* (vgl. Archiv LXXXIII, 445 ff.) schriftlich zugegangen sind, zurück und hält seine damals geäuſserte Ansicht in allen Punkten aufrecht, auch bezüglich der Elidierbarkeit des *e muet* im Altfranzösischen. — Herr Waetzoldt weist dagegen an der Hand von Thurot nach, daſs das *e muet* etwa in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Aussprache geschwunden sei. Daſs es auch heute thatsächlich nicht mehr gesprochen werde, ist ihm nach den Zeugnissen von Gaston Paris und Paul Passy nicht zweifelhaft. — Herr Tobler führt aus, daſs die Ansicht des Vortragenden betreffend die Gleichwertigkeit des altfranzösischen und neufranzösischen *e muet* mit den Resultaten der historischen Forschung im Widerspruch stehe.

Die Herren Blücher, Fürth und Dr. Mann werden zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung am 11. November 1890.

Herr Zupitza macht ein paar kleine Mitteilungen zur me. Litteraturgeschichte. 1. Von dem geistlichen Liede *I syke when y singe,* das bisher nur aus dem Ms. Harl. 2253 bekannt war (Böddeker, Altenglische Dichtungen S. 210 ff. und vorher Wright, *Specimens*

of Lyric Poetry S. 85 ff.), findet sich eine zweite, etwas ältere Aufzeichnung (noch aus dem 13. Jahrh.) mit dem Anfang *Hi sike al wan hi singe* auf Fol. 6r der Hs. Digby 2 der Bodleiana. Von den ziemlich zahlreichen Abweichungen ist namentlich hervorzuheben, dafs hier die fünfte Strophe des gedruckten Textes vor der vierten steht. Dieselbe Handschrift enthält aufserdem zwei, wie es scheint, bisher noch nicht veröffentlichte Gedichte: auf Fol. 6v steht von derselben Hand *Hayl mari hic am sori haf pite of me and merci* u. s. w. in fünf zehnzeiligen Strophen und auf Fol. 16r von anderer, aber gleichzeitiger Hand *Nomore willi wiked be* in drei sechszeiligen Strophen. Ein Abdruck aller drei Gedichte wird im Archiv erscheinen. — 2. Von der Romanze von Sir Isumbras kannte man bisher die Handschriften Advocates' Library 19. 3. 1, Ashmole 61, Caius College 175, Cotton Caligula A II, Douce 261, Neapel, Thornton und aufserdem den Coplandschen Druck und ein Blatt eines anderen Druckes. Der Vortragende verdankt der Freundlichkeit des Herrn Dr. v. Fleischhacker die Abschrift eines weiteren handschriftlichen Bruchstückes, das sich in der Bibliothek von Gray's Inn befindet: es besteht aus einem einzigen Blatte, das früher als Einband gedient hat und daher nur zum Teil lesbar ist (vgl. *A Catalogue of the Ancient MSS. belonging to the Honourable Society of Gray's Inn,* S. 19 unter Nr. 20). — 3. Unter den Gelehrten, die in den letzten Jahren Untersuchungen über die me. Gestaltungen des Lai von Lanfal der Marie de France veröffentlicht haben, hat nur G. L. Kittredge im *American Journal of Philology* X, 1 ff. das Fragment in der Hs. Kk, 5, 30 der Universitätsbibliothek zu Cambridge gekannt und berücksichtigt. Aber Kittredge macht ohne eigene Schuld über das Alter dieses Bruchstückes eine irrtümliche Angabe, die dann auch Eingang gefunden hat in den 'Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germ. Philol.' IX, 309. Kittredge erklärt nämlich auf Grund einer Mitteilung, die ihm durch Furnivalls Vermittelung aus Cambridge geworden (S. 4): *The MS. is catalogued as of the fifteenth century, and may be confidently referred to 1460—70.* Diese Datierung gilt aber nur für den ältesten Teil der Hs., der vor allem die schottischen Bruchstücke des Trojanerkrieges enthält, die Horstmann 1881 veröffentlicht hat. Ein grofser Teil des Inhalts dieser Hs. rührt erst von James Murray of Tibbermuir aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts her: S. 26 der Hs. steht z. B. die Jahreszahl 1612. Auch das Fragment von Lamvell ist von der Hand James Murrays geschrieben. Vergl. *Collected Papers by Henry Bradshaw, Cambridge* 1889, S. 66. — 4. Nachforschungen in englischen Bibliotheken während der letzten Sommerferien haben dem Vortragenden ergeben, dafs Lydgates Erzählung von den beiden Kaufleuten aufser in den beiden Archiv LXXXV, 57 genannten Hss. der Harleyschen Sammlung auch noch in zwei anderen überliefert ist, nämlich in Hh. 4, 12

der Universitätsbibliothek zu Cambridge und in Nr. 699 der Lansdownesammlung des Britischen Museums. Es stehe hier die erste Strophe nach dem Harl. 2255 mit den über rein Formales hinausgehenden Abweichungen der drei anderen Hss.

In Egipt whilom, as I reede and fynde,
Ther dwellyd a merchaun*t* of hih *and* gret estat,
Nat oonly riche, but boun*t*evous and kynde,
As of nature to hym it was innat
(For alle vertues in hym wern aggregat);
Of vices voyd, pitous and merciable
And of his woord, as any centre, stable.

3 *riche] wyse* Cambr. 4 *it was to hym* Harl. 2251. 5 *vertues] verte* Lansd. || *to hym were* Cambr., *were to hym* Harl. 2251.

Für weitere Nachweisungen würde der Vortragende dankbar sein. — 5. Die im Archiv LXXXV, 45 aus dem Harl. 665 (= H) abgedruckte me. Umschreibung der Zehn Gebote steht aus der Hs. Lambeth 1853 (= L) bei Furnivall *Hymns to the Virgin and Christ*, S. 104 ff. Statt der ersten beiden Verse in H steht eine vierzeilige Strophe in L: *Euery man schulde teche þis lore To hise children with good entent And do it him silf euermore To kepe weel goddis comaundement.* Die Überschriften fehlen. Im einzelnen zeigen sich, von rein Formellem abgesehen, die folgenden Abweichungen. 3 *þou schalt* 4 *on* fehlt 5 *your] þi* 7 *ydil* || *þou* 8 *þou do þou schalt* 9 *haþ* 10 *Þis* 13 *nyche* H] *nyce* L (so ist daher wohl zu schreiben) 14 *þridde* 15 *and þi modir* 18 *Þis* || iiii^{e} 19 *þow* fehlt || *weked] yuel* 20 *ne] or* || *nor with stroke dent* H, *or strokis dent* (so zu lesen) 23 *þow* fehlt || *be] in al* 24 *knowynge from þee be lent* (wohl richtig: s. zu Guy 778) 25 *bitwene* 26 *Þis* 27 *schalt not stele* || *maner of þing* 28 *Ne* || *nor be] bi no* (richtig) 29 *Leue alle fals* 30 *Þis is þe .vii.* 31 *not* fehlt 35 *Þou schalt not coueite þi neiȝboris good* 36 *ne* 37 *nor] and* 38 *Þis* 40 *Ne falsli his seruaunt from* 41 *Ne* 42 *.x.* 43 *ten* || *he grawnt] þou ȝeue* 46 nur *laste.*

Herr Schulze spricht über den historischen Infinitiv im Französischen. Marcou geht in seiner Schrift 'Der historische Infinitiv im Französischen' (Berliner Dissertation 1888) zur Erklärung desselben von der altfrz. Verbindung von *or* mit substantiviertem Infinitiv *(or del faire)* in imperativem Sinne aus, welche Verbindung er zutreffend als prägnant für *or n'i a que del faire* auffafst. Die Einwendungen Englaenders 'Der Imperativ im Altfranzös.' (Breslauer Dissertation 1889) sind nicht stichhaltig, und seine auch von G. Paris geteilte Ansicht, es liege in *or del faire* Ellipse von *penser* vor, ist nicht annehmbar. Aber auch die Auffassung, dafs zur Erklärung des historischen Infinitivs von jener mit *or* einsetzenden Wendung auszugehen sei, erregt Bedenken. Der Vortragende macht schliefslich

zur Aufklärung der sonderbaren Konstruktion einen eigenen Vorschlag. — Herr Tobler begründet seine, von Marcou vorgetragene Auffassung und macht einige Einwendungen gegen den Vorschlag des Vortragenden.

Herr G. Michaelis bespricht Junges Vorgeschichte der Stenographie in Deutschland. Die sehr fleifsige und sorgfältige Arbeit beginnt mit den zur Zeit der Königin Elisabeth von England ausgegangenen Anregungen, die auf deutschem Boden zuerst in Elbing, dann in Nürnberg und Würzburg nachweisbar sind, und führt bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, dem Anfangspunkte einer neuen Entwickelung.

Der bisherige Vorstand der Gesellschaft wird für das nächste Jahr wiedergewählt.

Die Herren Blücher, Fürth und Mann werden in die Gesellschaft aufgenommen. Die Herren Dr. Seifert und Roettgers werden zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung am 25. November 1890.

Herr Rossi hält in italienischer Sprache einen Vortrag über die meisten Reisewerke von de Amicis, während die anderen Werke desselben einer späteren Betrachtung vorbehalten bleiben.

Herr Marelle spricht im Anschlufs an einen früheren Vortrag noch einmal über das *e muet*. Beim Vortrag sei dasselbe genauer zu sprechen als in der Konversation, da auf das gröfsere Auditorium Rücksicht zu nehmen sei. Passy habe das *e muet* viel zu oft unterdrückt und das auch selbst empfunden, da er es in der zweiten Auflage seines *Français parlé* allein in vierzehn Versen von Lamartine von zwanzig Fällen der ersten Auflage elfmal wiederhergestellt habe. Auch sei zu beachten, dafs *jolie* länger sei als *joli, moutons* länger als *mouton,* welch letzterer Ansicht auch Herr Grosset beipflichtet. Im Gegensatz zu Herrn Waetzoldt, der der Ansicht ist, Passy gebe nur, was er gehört habe, meint Herr Marelle, Passy habe die Verse nie so lesen hören und sage das auch nicht.

Herr Tobler sprach über Chauvinismus. Wer den heutigen Gebrauch des Wortes genauer beobachtet, überzeugt sich leicht, dafs es in sehr verschiedenen Bedeutungen verwendet wird. Verstehen manche darunter eine leidenschaftliche, krankhafte, herausfordernde Feindseligkeit gegen fremde Völker im allgemeinen oder gegen einzelne wegen ihrer Zugehörigkeit zu ihrer einem, eine Feindseligkeit, die zu Niederwerfung, Verjagung, thätlicher Kränkung treiben, aber auch bei unfreundlichem Ablehnen guten Einvernehmens, rücksichtslosem Verfolgen dessen stehen bleiben kann, was Vorteil oder Ehre des eigenen Volkes zu fordern scheinen, so sehen manche andere im Chauvinismus vorzugsweise das Pochen auf die erreichte oder erhoffte

kriegerische Macht des eigenen Volkes. Beide Dinge stehen sich ja auch so nahe, dafs sie schwer zu trennen sind: die herausfordernde Feindseligkeit ist kaum denkbar ohne starken Glauben an die eigene Kraft; und die Zuversicht auf das Vermögen der eigenen Fäuste oder Kanonen verführt leicht zu protziger Ungebühr gegen schwächer Scheinende. Aber auch ganz anderes wird Chauvinismus genannt: so das Vorwaltenlassen militärischer Anschauungsweise beim Behandeln allgemein staatlicher, bürgerlicher Dinge, oder die harmlosere, aber durch Stärke auffallende Teilnahme für Geschichten aus dem Kriegsleben, für Schaustellungen des Heeres, oder die Empfindlichkeit gegenüber der Rüge von Mifsständen im Leben des eigenen Volkes, indem in dieser eine Blofsstellung desselben, eine Schmälerung seines Ansehens, eine Gefährdung des nationalen Selbstgefühls erblickt wird. Man nennt Chauvinismus auch die Reizbarkeit, welche manche an den Tag legen, wenn ausländische Leistungen, Einrichtungen gepriesen, als Muster empfohlen werden; ja sogar die Erscheinung, dafs mit der Freude über eine bedeutende wissenschaftliche That oder einen künstlerischen Erfolg sich bei manchen eine besondere Befriedigung darum verbindet, weil einem Kinde des eigenen Landes daraus Ehre erwächst. Schwerlich wird es den Betreibern der Fremdwörterhatz gelingen, ein deutsches Wort auszuhecken, das an die Stelle des vieldeutigen französischen treten könnte. Verdienstlicher wäre ohne Zweifel die Ausrottung der Sache, soweit sie tadelnswert ist, als die ihres Namens; aber Sache und Name haben nicht die nämlichen Feinde.

Was den Ursprung des letzteren betrifft, so ist zunächst die weit verbreitete Angabe zurückzuweisen, der Chauvinismus sei so benannt nach einer Chauvin heifsenden Person eines Stückes *Le Soldat laboureur* von E. Scribe. Weder hat Scribe ein so betiteltes Stück verfafst, noch findet sich in seinem gesamten Theater eine Chauvin benannte Person. Ein Stück, das den angegebenen Titel und den Nebentitel *Les Moissonneurs de la Beauce* trägt, ist durch die drei vereinigten Verfasser Francis, Brazier und Dumersan am 1. September 1821 im Théâtre des Variétés zur Aufführung gebracht und im selben Jahre gedruckt, auch 1840 in die Sammlung *La France dramatique* aufgenommen worden. Wer aber das schwer aufzutreibende Vaudeville (man findet den ersten Druck auf der Arsenal-, den zweiten auf der nationalen Bibliothek zu Paris) durchgeht, stöfst auch hier auf keinen Chauvin. Der Soldat, der die Hauptrolle spielt, das Lob der Subordination und der friedlichen Landarbeit singt, zu der er nach 26 Dienstjahren zurückgekehrt ist, zeigt wenig Regungen dessen, was man später Chauvinismus genannt hat, und heifst Francœur. Wohl aber trifft man einen Chauvin in dem zehn Jahre später, am 19. März 1831, auf der Bühne der Folies dramatiques zum erstenmal gespielten Stücke *La Cocarde tricolore, épisode de la guerre*

d'Alger, vaudeville en trois actes par MM. Théodore et Hippolyte Cogniard. Der Vortragende lehrte den Gang des Stückes kennen, dessen Hauptperson, ein alter Soldat, im Jahre 1830 in Afrika mit wenig Freude unter der weifsen Fahne dient, mit heifser Verehrung das Andenken Napoleons im Herzen und, auf der Brust verborgen, die dreifarbige, ihm einst von dem grofsen Kaiser in Ägypten geschenkte Kokarde trägt und ein unbedachtes Hervorbrechen seiner Gesinnung mit dem Tode büfsen müfste, käme nicht im entscheidenden Augenblick unter dreifarbiger Fahne ein Schiff aus Frankreich mit der Kunde von der Juli-Revolution, die die drei Farben wieder zu Ehren gebracht hat. Die Person des Chauvin hat mit der Handlung des Singspiels wenig zu thun, nimmt aber trotzdem im Stücke viel Raum in Anspruch und mag eine Schöpfung recht nach dem Herzen der Zuschauer eines Volkstheaters gewesen sein. Es ist ein *jeune conscrit* voll Tapferkeit, dabei galant, witzig, allezeit gut aufgeräumt, namentlich aber Soldat durch und durch, erfüllt von der zuversichtlichsten Überzeugung, dafs französische Soldaten leisten können und wirklich leisten, was man von ihnen irgend verlangt, dafs an ein Heer, das aus Leuten wie er und seine Kameraden besteht und das an Thaten hinter sich hat, was zu Napoleons Zeit die Welt hat erleben dürfen, niemand sich heranwagen wird, ohne es bitter zu bereuen. Von Feindseligkeit gegen Ausländer kann dabei keine Rede sein. Ein Chauvin weifs, dafs, wenn es zu kriegerischer Begegnung kommt, dies jedenfalls durch fremde Bosheit verschuldet ist; ihm fällt nicht ein, irgendwem ein Haar zu krümmen; aber wehe dem, der ihm etwas anhaben will. Ist dieser Chauvin der, der dem Chauvinismus den Namen gegeben hat, dann hat Chauvinismus zunächst nur etwas völlig Harmloses sein können, etwas, worüber ein kühler Betrachter zu Zeiten lächeln mag, dessen Gedeihen aber jedes Volk bei seinem eigenen Heere wünschen wird, solange man fürchten mufs, der Heere zu bedürfen; denn es ist im Grunde einfach soldatischer Geist, Standesbewufstsein, Berufsstolz des Soldaten in der Beschaffenheit, die bei einer gewissen verzeihlichen und unschädlichen Beschränktheit sich von selbst ergiebt. Ob der Erfolg des Cogniardschen Singspiels bedeutend genug gewesen sei, um die Verbreitung des Wortes *Chauvin* als eines Appellativums begreiflich erscheinen zu lassen, hat der Vortragende festzustellen nicht vermocht.

Zu bemerken ist übrigens, dafs schon vor 1831 in den trefflichen lithographierten Darstellungen, die Charlet (geb. den 20. Dez. 1792, gest. den 30. Okt. 1845) aus dem französischen Soldatenleben gegeben hat, und die bei der Vorzüglichkeit ihrer Ausführung, ihrem freundlichen Humor und ihrer Verständlichkeit sicher in den weitesten Kreisen gute Aufnahme gefunden haben, der Name Chauvin ein paarmal in den Beischriften jungen Soldaten beigelegt ist. Der sorgfältige Biograph des liebenswürdigen Künstlers, De la Combe

(Charlet, sa vie, ses lettres u. s. w., Paris 1856), verzeichnet als Nr. 567 unter Blättern, die zwischen 1824 und 1827 entstanden sind, eine Darstellung zweier Rekruten, die im Begriffe sind, einen Handel mit dem Säbel auszufechten; sie werden durch zwei ältere Soldaten, einen Infanteristen und einen Grenadier, beschwichtigt; letzterer sagt zu dem, den er festzuhalten sucht: *Je suis Français, tu es Français, il est Français, nous sommes tous Français. Chauvin, l'affaire peut s'arranger;* im Hintergrunde sieht man die Schenke zur *Union,* wo vermutlich die Versöhnung zum Abschluſs gelangen wird. — Auch unter Nr. 860 und 861 findet man aus dem *Alphabet moral et philosophique à l'usage des petits et des grands enfants,* das Charlet aber erst 1835 hat erscheinen lassen, zwei Blätter, die Chauvin darstellen, das eine, *Regrets,* wie er rittlings auf einer Bank vor einer Suppenschüssel sitzt, mit der Beischrift: *Le bon Chauvin regrette la soupe au lard paternel; il se dit: à quand donc que je serai délibéré de mon congé?,* das folgende, *Souvenirs,* wie er mit gekreuzten Armen vor seines Vaters Bauernhaus stehend mit betrübter Miene Soldaten vorbeiziehen sieht, mit der Legende: *Fatigué du lard paternel, il se souvient du 61me* (d. h. *régiment). C'était mon bon temps; je n'avais que mes corvées, les inspections, les revues, les gardes et les exercices à penser ..., j'étais libre et heureux!* Die Beischrift von Nr. 933, einem Blatte aus der 1842 fertig gewordenen Folge *Vie civile, politique et militaire du caporal Valentin mise au jour par son ami Charlet,* wo Valentin zu einem Sapeur, der ihn die Zeche zu bezahlen nötigen will, sagt: *Sapeur, parez tierce et payez carte; allongez votre cuivre ... j'suis pas l'ami Chauvin de M. Horace Vernet et de M. Charlet, des farceurs! qui nous font rapporter des serins dans des cages et régaler messieurs les sapeurs ... Allongez le billon,* weist darauf hin, daſs der Typus des Chauvin seine zeichnerische Darstellung auch durch den berühmteren Zeitgenossen Charlets gefunden hat. Doch ist dem Vortragenden hierüber etwas festzustellen nicht gelungen.

Herr Roettgers und Herr Seifert werden in die Gesellschaft aufgenommen, in die auch Herr Hausknecht wieder eintritt. Zur Aufnahme in dieselbe sind die Herren Enderlein und Kramer vorgeschlagen worden.

Sitzung am 9. Dezember 1890.

Herr Rossi sprach über *Sull' Oceano,* das letzte Reisewerk von de Amicis.

Herr Tobler setzte seine Bemerkungen über Chauvinismus fort. Er erwähnte eines in Nr. 41 des Pariser Figaro von 1882 erschienenen Aufsatzes, dessen Verfasser den Namen des Chauvinismus auf einen alten napoleonischen Soldaten Nicolas Chauvin zu-

rückführe, der in Paris wirklich gelebt habe und durch seine Schwärmerei für den Kaiser bekannt gewesen sei; er äufserte die Hoffnung, über die Glaubwürdigkeit dieser Aufstellung sich später einmal aussprechen zu können. Die durch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preufsen, den späteren Kaiser Friedrich III., am 4. Juni 1885 in der Aula der Königsberger Universität gesprochenen Worte: 'Sicherlich dürfen wir mit berechtigtem Stolze uns dessen rühmen, was unser Volk unter der glorreichen Führung seines Kaisers geleistet. Aber sorgen wir zugleich dafür, dafs jede Überhebung uns fern bleibe. Eine solche ist undeutsch; und für ihre Bethätigung in dem Tone und Sinne, den wir bei anderen Nationen oft bitter getadelt, fehlt uns sogar der Ausdruck, den wir erst einer fremden Sprache entlehnen', in welchen unverkennbar auf das Wort Chauvinismus hingedeutet ist, gaben Anlafs auszusprechen, dafs der Vorzug, Deutscher zu sein, keineswegs gegen Anwandlungen jener protzigen und verletzenden Überhebung feie, wie denn auch der edle Fürst nicht als überflüssig erachtet habe, Deutsche davor zu warnen; dafs man aber ihm durchaus zustimmen müsse, wenn er habe sagen wollen: die Deutschen rühmen sich sonst, und nicht ohne Grund, einer besonderen Fähigkeit und Neigung, die löblichen Seiten fremder Volksart und verdienstliche Leistungen fremder Völker anzuerkennen und jedem das Seine an Besitz und an Ruhm gern zu gönnen; sie werden somit sich selbst untreu, wenn sie sich jene kränkende Überhebung zu schulden kommen lassen. Der Vortragende trat sodann der vielverbreiteten irrigen Ansicht entgegen, als beweise der Mangel eines einheimischen Wortes in einer Sprache immer das Nichtvorhandensein der durch ein Fremdwort bezeichneten Sache bei dem jene Sprache sprechenden Volke. Er erinnerte daran, dafs wir allerdings mit allen Begriffswörtern Vorstellungen verbinden, diese aber durchaus nicht auf Wahrnehmungen zu beruhen brauchen, die wir an uns selbst gemacht haben; dafs wir zu solchen viel später kommen als zu denen an der Aufsenwelt, an den Menschen und den Dingen um uns; dafs, was unsere Nebenmenschen an sich haben oder was sie sind, durch uns meist viel früher benannt wird als durch sie, dafs sie oft zu einer Benennung desselben gar nie kommen (Götze, Aberglaube, Gröfsenwahn, Hypochonder, naiv, kindlich, tot). Der Besitz eines Begriffswortes beweist nur den Besitz einer Vorstellung, eines Inbegriffs von Merkmalen, der durch uns hergestellt oder übernommen ist; er beweist keineswegs, dafs das mit jenem Worte Bezeichnete wirkliches Dasein aufser uns habe (Fee, Einhorn, Werwolf), noch weniger, dafs es gerade an uns oder an unserem Volke wirkliches Dasein habe. Der Nichtbesitz eines einheimischen Wortes könnte zunächst nur den Nichtbesitz einer bestimmten Vorstellung beweisen, beweist aber auch diesen nicht, wenn ein fremdes Wort zum Ausdruck derselben verwendet wird. Ob und wo das mit

dem Fremdwort Bezeichnete thatsächliches Dasein habe, steht dahin. Die Deutschen haben eine Ausscheidung des durch Übermafs lächerlichen oder verletzenden nationalen Selbstgefühls von sich aus nicht vollzogen; sie haben das französische Wort in seinem späteren Sinne kennen gelernt und geeignet gefunden zur Bezeichnung einer Sache, die auch sie zu beobachten Gelegenheit hatten und gern von verwandten Empfindungen unterscheiden wollten; so haben sie das Wort als ein sehr brauchbares Fremdwort aufgenommen. Es wird schwerlich gelingen, es durch eine der jetzt so beliebten Verdeutschungen zu verdrängen. Aber auch wenn es dazu käme, so würde damit die geschichtliche Thatsache nicht aus der Welt geschafft, dafs die Deutschen erst durch die für das Lächerliche so empfindlichen Franzosen dazu gebracht worden sind, das nationale Selbstgefühl in seiner lächerlichen oder häfslichen Übertreibung als etwas Besonderes auszuscheiden. Schliefslich wies der Vortragende auf die feinen Bemerkungen hin, die 1816 Ruckstuhl (Von der Ausbildung der Teutschen Sprache, S. 50 des Neudrucks, Giefsen 1890) über Besitz von Wörtern bei Nichtbesitz des damit Bezeichneten gemacht hat, und auf die merkwürdige Stelle, wo Cicero (*de Oratore* II, 4) hervorhebt, die Griechen besäfsen ein dem lateinischen *ineptus* entsprechendes Wort gerade deshalb nicht, weil die damit bezeichnete Eigenschaft bei ihnen viel zu allgemein verbreitet sei, um von ihnen selbst beachtet zu werden.

Herr Waetzoldt sprach im Anschlufs an den ersten Band der *Légende des Siècles* über das Verhältnis Victor Hugos zur Sprache und Poesie der Bibel namentlich im Alten Testament. V. Hugo hat, wie aus den *Contemplations* (II, 119) und *V. Hugo raconté par un témoin* (I, 235 u. 253) hervorgeht, schon im frühen Knabenalter an biblischen Erzählungen sich begeistert. Seine ersten lyrischen Werke zeigen in Formen und Stoffen manches Biblische. Die Wirkungen Chateaubriands und Byronscher Einfluſs sind unverkennbar. Am kräftigsten wirkten auf seine Phantasie und seinen Stil die Genesis, das Buch Ruth, Ezechiel, das Evangelium Johannis und die Apokalypse. Wie V. Hugo zu seiner biblischen Quelle und zu Byrons *Cain* sich verhält, wird an dem Gedichte *Conscience* im einzelnen dargethan. Aus diesem Stück der *Légende des Siècles* ist zweifellos das gewaltige Gedicht *Kain* von Leconte de Lisle *(Poèmes barbares* I) hervorgegangen. Es ist geradezu als Fortsetzung von *Conscience* zu betrachten. Die biblischen Beziehungen bei Leconte de Lisle werden aufgezeigt und der Bau des Gedichtes wie seine Tendenz erläutert.

Die Herren Enderlein und Kramer werden in die Gesellschaft aufgenommen. Zum Eintritte in dieselbe haben sich die Herren Dr. Knauff und Speer gemeldet.

Mitglieder-Verzeichnis

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1891.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr Zupitza.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ Waetzoldt.
Schriftführer:	„ Wetzel (Luisenschule).
Stellvertretender Schriftführer:	„ A. Schulze.
Erster Kassenführer:	„ Vatke.
Zweiter Kassenführer:	„ Gerhardt.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J. 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.
„ Dr. Mätzner, Professor, Direktor a. D. Steglitz.
„ Dr. Mussafia, Hofrat, o. ö. Professor an der Universität. Wien.
„ Tauchnitz, Freiherr von. Leipzig.
Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de. Porto, Cedofeita.
Herr Dr. Wiese, Ludwig, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat. Potsdam.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Arnheim, J., Realschul-Direktor a. D. Berlin W. 35, Genthinerstraſse 40 II.
„ Baacke, F., Gemeinde-Lehrer. Berlin NW. 6, Marienstraſse 18 a II.
„ Dr. Bach, H., Ordentlicher Lehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Friedenau, Schmargendorferstraſse 20.
„ Dr. Bahlsen, Leopold, Ordentlicher Lehrer an der II. höheren Bürgerschule. Berlin N. 37, Schönhauser Allee 183 III.

Herr Dr. Bandow, K., Professor, Direktor der Luisenstädtischen Oberrealschule. S. 14, Dresdenerstraſse 113.
„ Dr. Benecke, A., Direktor der Sophienschule. Berlin C. 22, Weinmeisterstraſse 15.
„ Dr. Bieling, H., Professor, Oberlehrer am Sophien-Realgymnasium. Berlin N. 37, Schwedterstraſse 267 II.
„ Dr. Biltz, C. Berlin SW. 11, Dessauerstraſse 15 II.
„ Dr. Bischoff, Fr., Friedrichs-Gymnasium. Berlin N. 39, Reinickendorferstraſse 2 III.
„ Blücher, Ordentlicher Lehrer am Augustagymnasium. Charlottenburg, Wilmersdorferstraſse 35.
„ Dr. Bollmann, R., Professor am Grauen Kloster. Berlin C. 2, Klosterstraſse 74 II.
„ Brendel, A., Banquier. Berlin C. 2, Königstraſse 9 I.
„ Dr. Buchholtz, H., Oberlehrer a. D. Friedenau, Sponholzstraſse 31/32.
„ Dr. Burtin, E. Berlin SW. 68, Markgrafenstraſse 101 I.
„ Dr. Carel, G., Oberlehrer an der Sophienschule. Berlin N. 37, Weiſsenburgerstraſse 74 II.
„ Choch, G., Graf v., Kollegienrat. Berlin SW. 12, Kochstraſse 6 III.
„ Cohn, Alb., Buchhändler. Berlin W. 8, Mohrenstraſse 53 I.
„ Dr. Conrad, Herm., Oberlehrer an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde.
„ Dr. Daffis. Berlin W. 35, Lützowstraſse 41 I.
„ Dr. Dammholz, R., Oberlehrer an der Augustaschule. Berlin SW. 11, Schönebergerstraſse 26.
„ Demme, G., Oberlehrer an der Handelsschule. Berlin NW. 21, Flensburgerstraſse 16 II.
„ Dr. Deter, J., Direktor. Gr.-Lichterfelde, Wilhelmstraſse 36.
„ Dr. Dieter, Ferd., Ordentlicher Lehrer an der IV. städtischen höh. Bürgerschule.
„ Dr. Draeger, W., Viktoriaschule. Berlin S. 14, Sebastianstraſse 12 III.
„ Dr. Dunker, C., Lehrer am Friedrichs-Realgymnasium. Berlin W. 35, Potsdamerstraſse 106 a III.
„ Enderlein. Berlin W 57, Dennewitzstraſse 23.
„ Dr. Engelmann, H., Lehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin NW. 21, Lessingstraſse 17.
„ Dr. Fuchs, Lehrer am Französischen Gymnasium. Berlin N. 58, Alte Schönhauserstraſse 60.
„ Fürth, G., Ordentlicher Lehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin W. 57, Alvenslebenstraſse 9.
„ Gerhardt, R., Kaufmann. Berlin S. 59, Dieffenbachstraſse 74.
„ Dr. Giovanoly, A. Berlin W. 41, Krausenstraſse 75.
„ Dr. Gropp, E., Rektor. Charlottenburg, Bismarckstraſse 56 I.

Herr Grosset, Ernest, Lehrer an der Kriegsakademie. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 28 III.
„ Dr. Grube, E., Oberlehrer an der Sophienschule. Berlin NW. 21, Klopstockstraſse 34.
„ Haas, J., Premier-Lieutenant a. D. Berlin W. 8, Taubenstraſse 17 III.
„ Dr. Hahn, O., Oberlehrer an der Viktoriaschule. Berlin S. 59, Dieffenbachstraſse 62 I.
„ Dr. Hausknecht. Berlin W. 62, Eisenacherstraſse 12 I l.
„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Gymnasiallehrer. Charlottenburg, Berlinerstraſse 87 b III.
„ Dr. Henze, Ordentlicher Lehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin W. 8, Taubenstraſse 2 III.
„ Dr. Hirsch, Richard, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin N. 37, Lottumstraſse 8.
„ Holder-Egger, M., Geheimer Rechnungsrat a. D. Charlottenburg, Fasanenstraſse 14.
„ Dr. Hoppe, A., Professor am Grauen Kloster. Berlin C. 2, Neue Friedrichstraſse 84 II.
„ Dr. Hosch, S., Ordentlicher Lehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 14, Annenstraſse 12 II.
„ Dr. Huot, P., Direktor der Viktoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstraſse 51 II.
„ Dr. Kabisch, Otto, Ordentlicher Lehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin SO. 59, Kottbuser Ufer 56 a.
„ Dr. Kastan, A. Berlin W. 64, Behrenstraſse 57.
„ Dr. Knauff, Gustav, Ord. Lehrer an der höh. Bürgerschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Schillerstraſse 33.
„ Dr. Koch, John. Berlin NW. 21, Brücken-Allee 35.
„ Koumanine, A. v., Kaiserl. Russ. Staatsrat und Kammerherr, Kollegienrat. Berlin SW. 11, Hafenplatz 10.
„ Kramer, Ordentlicher Lehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin W. 57, Maaſsenstraſse 20.
„ Dr. Krause, Arnold, Ordentlicher Lehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium. Berlin S. 42, Brandenburgerstr. 73 III.
„ Dr. Kremer, Lehrer an der Haupt-Kadettenanstalt. Steglitz, Albrechtstraſse 104.
„ Krueger, G., Ordentlicher Lehrer am Königlichen Realgymnasium. Berlin W. 10, Bendlerstraſse 17.
„ Dr. Lachmann, J., Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin W. 35, Lützowstraſse 84 c.
„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Grauen Kloster. Berlin C. 2, Neue Friedrichstraſse 84.
„ Langenscheidt, G., Professor, Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Halleschestraſse 17 part.

Herr Dr. Langenscheidt, P., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 46, Möckernstraſse 133 II.

„ Dr. Leo, F. A., Professor. Berlin W. 10, Matthäikirchstraſse 31.

„ Dr. Löschhorn, H., Erster Lehrer am Königl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthinerstraſse 41 III.

„ Dr. Mangold, W., Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin W. 57, Frobenstraſse 17.

„ Dr. Mann, Paul, Ordentlicher Lehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin NO. 18, Landsbergerstraſse 111.

„ Marelle, Charles. Berlin W. 9, Schellingstraſse 6 III.

„ Dr. Michaelis, G., Professor, Vorsteher des stenographischen Bureaus des Herrenhauses a. D., Lektor an der Universität. Berlin NW. 6, Luisenstraſse 24 a I.

„ Dr. Michaelis, C., Rektor der VII. städt. höheren Bürgerschule. Berlin W., Mauerstraſse 27.

„ Dr. Müller, Ad., Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 29, Hornstraſse 12.

„ Müller, F., Königl. Reg.-Baumeister. Deutz, Viktoriastraſse 30.

„ Mugica, Pedro de, Licentiat der Wissenschaften der Universität zu Madrid, Lehrer der spanischen Sprache. Berlin NW. 21, Alt-Moabit 114.

„ Dr. Opitz, G., Luisenstädtische Oberrealschule. Berlin S. 59, Hasenhaide 54 II.

„ Dr. Otto, Ferd., Lehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 62, Wichmannstraſse 3.

„ Dr. Palm, R., Oberlehrer an der Margaretenschule. Berlin SO. 16, Franzstraſse 7 III.

„ Dr. Pariselle, Eug., Oberlehrer am Königlichen Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Blumeshof 8 III.

„ Dr. Penner, Emil, Ordentlicher Lehrer an der IV. höheren Bürgerschule. Berlin O. 34, Posenerstraſse 22.

„ Dr. Pfeffer, F., Ordentlicher Lehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin NW. 6, Philippstraſse 21.

„ Dr. Rehrmann, Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde.

„ Dr. Risop, A., Oberrealschule. Potsdam, Französischestr. 24.

„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraſse 12.

„ Dr. Roediger, M., Professor an der Universität. Berlin SW. 48, Wilhelmstraſse 140 III.

„ Roettgers, Oberlehrer an der VII. städtischen höheren Bürgerschule. Berlin NW., Calvinstraſse 46.

Herr Rossi, Lektor an der Universität. Berlin N. 37, Schönhauser Allee 166.

„ Sauvage, Jean, Humboldt-Gymnasium. Berlin SW. 13, Neuenburgerstraſse 3.

„ Dr. Schleich, G., Ordentlicher Lehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin SO. 16, Engelufer 3 III.

„ Dr. Schlenner, R., Ordentlicher Lehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Bismarckstr. 22 b.

„ Dr. Schmidt, I., Professor. Haupt-Kadettenanstalt, Gr.-Lichterfelde.

„ Dr. Schmidt, Max, Ordentlicher Lehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 61, Groſsbeerenstraſse 82.

„ Dr. Schönfeld, F., Schulvorsteher. Berlin W. 57, Bülowstraſse 4.

„ Dr. Scholle, F., Professor, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin W. 62, Schillstraſse 5 I.

„ Dr. Schulze, Alfred, Assistent an der Königl. Bibliothek. Berlin NW. 6, Albrechtstraſse 12 IV.

„ Dr. Schulze, Georg, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums. Berlin SW. 11, Hallesches Ufer 9 III.

„ Dr. Schwan, Eduard, Privatdozent an der Universität. Greifswald, Karlsplatz 19.

„ Dr. Seifert, Lehrer an der höheren Bürgerschule. Charlottenburg, Wilmersdorferstraſse 163.

„ Sohier, A., Lehrer der französischen Sprache. Berlin W. 8, Kronenstraſse 53 III.

„ Dr. Sohrauer. Care of Dr. B. Freudenthal, New-York, 1042 Lexington Avenue.

„ Speer, Lehrer an der höheren Bürgerschule. Charlottenburg, Lützowstraſse 8.

„ Dr. Tanger, G., Ordentlicher Lehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SO. 16, Kaiser-Franz-Grenadier-Platz 8 II.

„ Dr. Tobler, A., Professor an der Universität, Mitglied der Akad. der Wissenschaften. Berlin W. 62, Schillstr. 11 II.

„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Rektor der II. städtischen höheren Bürgerschule. Berlin N. 37, Weiſsenburgerstraſse 4 a.

„ Dr. Vatke, Th. Gr.-Lichterfelde, Augustaplatz.

„ Völckerling, Professor, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 35, Lützowstraſse 63.

„ Dr. Waetzoldt, St., Direktor der Königl. Elisabethschule, Professor an der Universität. Berlin SW. 12, Kochstraſse 65 I.

„ Dr. Weidling. Berlin SW. 11, Dessauerstraſse 14.

„ Dr. Werner, R., Ordentlicher Lehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW. 11, Hallesches Ufer 26.

Herr Wetzel, E., Oberlehrer an der Luisenschule. Berlin N. 4, Chausseestrafse 2 f III.
„ Wetzel, E., Ordentlicher Lehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW. 48, Puttkamerstrafse 10 II.
„ Wetzel, K., Ordentlicher Lehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 35, Potsdamerstrafse 83 III.
„ Dr. Wüllenweber, Walther. Berlin NW. 21, Spenerstr. 4/5 III.
„ Dr. Zupitza, J., Professor an der Universität. Berlin SW. 46, Kleinbeerenstrafse 7 III.

C. Korrespondierende Mitglieder.

Herr Dr. Andresen, H. G., Professor an der Universität. Bonn.
„ Dr. Bauert, P., Lissabon.
„ Dr. Beegemann, Direktor. Rostock.
„ Boyle, G., Professor an der Vereinigten Ingenieur- und Artillerieschule a. D. Oranienburg.
„ Dr. Brennecke, Professor. Realgymnasium. Elberfeld.
„ Dr. Brunnemann, Direktor. Elbing.
„ Dr. Clausfs, Professor. Stettin.
„ Dr. Düntzer, H., Professor, Bibliothekar. Köln.
„ Dr. Förstemann, Direktor der Königl. Bibliothek. Dresden.
„ Dr. Fricke, W., Rektor a. D. Wiesbaden.
„ Dr. Fritsche, H., Realschuldirektor. Stettin.
„ Dr. Gaertner, Oberlehrer. Bremen.
„ Dr. Ganter, Professor. Stuttgart.
„ Gerhard, Legationsrat. Leipzig.
„ Dr. Gutbier, Professor. München.
„ Dr. Hartung, Oberlehrer. Wittstock.
„ Dr. Hölscher, Professor a. D. Herford.
„ Dr. Holzamer, Joseph, Professor an der Universität. Prag.
„ Dr. Holzapfel, Direktor. Magdeburg.
„ Dr. Hüser, Direktor a. D. Aschersleben.
„ Humbert, C., Oberlehrer. Bielefeld.
„ Dr. Ihne, Wilh., Professor an der Universität. Heidelberg.
„ Dr. Kelle, Professor an der Universität. Prag.
„ Dr. Köhler, Reinhold, Oberbibliothekar. Weimar.
„ Dr. Krefsner, Adolf. Kassel.
„ Dr. Kufal, W., Professor. Antwerpen.
„ Dr. Lacroix, Leon. Ägypten.
„ Madden, Edw. Cumming. London.
„ Dr. Mommsen, Tycho, Professor, Direktor a. D.
„ Dr. Muquard, J., Professor am Collège. Boulogne-sur-mer.
„ Dr. Nabert, Professor. Frankfurt a. M.
„ Nagele, Anton, Professor. Marburg (Steiermark).

Herr Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Ritz, Oberlehrer. Bremen.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Dr. Sanders, D., Professor. Alt-Strelitz.
„ Savini, Emilio, Professor. Turin.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Schulz, A. (San-Marte), Geh. Regierungsrat. Magdeburg.
„ Schwob-Dollé, Professor. Gotha.
„ Dr. Sievers, F., Professor am Gymnasium. Gotha.
„ Dr. Sommermeyer, Aug., Braunschweig.
„ Dr. Sonnenburg, R., Direktor des Realgymnasiums. Ludwigslust.
„ Dr. Steudener, Professor. Roßleben.
„ Dr. Sy, L.-Ph., Professor am Polytechnikum, Geh. Hofrat. Braunschweig.
„ Dr. Wagler, Oberlehrer am Gymnasium. Landsberg a. W.
„ Dr. Wiedmeyer, Professor. Stuttgart.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Lehrbuch der Poetik für höhere Lehranstalten. Von Dr. Christ. Friedr. Albert Schuster, Direktor des I. Realgymnasiums zu Hannover. 3. verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, Mühlmann, 1890. XVI u. 87 S. 8.

Der Herausgeber der neuhochdeutschen Elementargrammatik und der Rhetorik von K. A. J. Hoffmann hat dessen Vorsatz, seinen Büchern eine kurze Poetik folgen zu lassen, zur Ausführung gebracht und sich bemüht, sein Buch nach Anlage und Form den Hoffmannschen möglichst eng anzuschliefsen.

Auf E. Laas ('Der deutsche Unterricht auf den höheren Lehranstalten', Berlin 1872) gestützt, will er die Poetik zwar zunächst nur aphoristisch und im gelegentlichen Anschlufs an die Lektüre klassischer Dichterwerke eingeführt wissen, hält aber eine Zusammenfassung zur rechten Zeit und daneben eine Entfaltung der Hauptbegriffe und Gesetze für geboten, worin wir ihm unbedingt beipflichten müssen.

Eine solche übersichtliche Zusammenstellung des Lehrstoffes in gedrängtester Form bei gehöriger Beschränkung und unter steter Berücksichtigung des praktischen Bedürfnisses soll das vorliegende Buch geben. Die Bekanntschaft mit dem poetischen Stil einerseits und der Verslehre andererseits wird, als durch die Lektüre der griechischen und römischen Dichter gewonnen, vorausgesetzt. Der erstere wird daher nur hinsichtlich solcher rhetorischer Formen, die blofs der Poesie zukommen, die letztere nur nach ihrer ästhetischen Seite berücksichtigt.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile: erstes Buch 'Vorbegriffe'; zweites Buch 'die Formen der Poesie', und zwar erster Abschnitt 'Einteilung der Poesie in Gattungen'; zweiter Abschnitt 'Von den einzelnen Gattungen der Poesie'.

Als Zweck bezeichnet der Verfasser die Weckung und Kräftigung eines auf das Ideale gerichteten Sinnes in der deutschen Jugend, was bei dem zunehmenden Realismus gewifs dankenswert ist, und er fordert demgemäfs für jedes wahrhaft schöne Dichterwerk die Durchdringung von Natur und Geist, von Realismus und Idealismus.

Das erste Buch verbreitet sich über das Wesen und die gegenwärtigen Beziehungen der Künste zueinander, und hierauf über die Eigenschaften des Kunstwerks. Neuheit (Originalität), Mustergültigkeit (Klassicität), Stil, Manier, Schule, Technik, sowie die ästhetischen Eigenschaften der Erhabenheit, Schönheit, Zierlichkeit, Anmut werden erläutert, und den Schlufs bilden die Merkmale des Kunstgenies: Einbildungskraft, Bildungstrieb, Verstand, Geschmack, Begeisterung und Besonnenheit.

Nachdem dann im ersten Abschnitt des zweiten Buches die drei Dichtgattungen mit Berücksichtigung ihres historischen Entwickelungsganges unterschieden sind, folgt in dem zweiten, längsten Abschnitt (73 Seiten) die eingehende Einzelbesprechung.

Beispielsweise zerfällt die Epik in epische, lyrische und didaktische (Epik der Einbildung, des Gefühls und Verstandes). Bei der ersteren (Epos) werden Charakter im allgemeinen, Zeitalter, Stoffe, Gliederung, Stil, Formen (Hexameter und Nibelungenvers gleich gut geeignet) und zuletzt die Arten in bekannter Aufzählung abgehandelt. Bei der Unterscheidung von Ballade und Romanze erkennt der Verfasser, wenn auch nur in einer Anmerkung (§ 15, 3c), mit Recht an, dafs eine scharfe Grenze zwischen beiden sich in vielen Fällen nicht ziehen lasse. Was er von dem mehr düsteren Charakter der Ballade, entsprechend ihrer nordischen Heimat, und dem Vorherrschen des lyrischen Elementes in derselben sagt, ist allgemein anerkannt. Wir vermissen jedoch die Hervorhebung des Kampfes, den der Held mit dämonischen Gewalten zu bestehen hat — sei es, dafs dieselben sich in sagenhaften Naturmächten oder in seinem eigenen Inneren offenbaren (Leidenschaften) —, und der mit seinem Untergange endet.

Die Lyrik wird ebenso eingeteilt wie die Epik. Während der lyrischen Lyrik nur Volks- und Kunstlied zugeteilt werden, rechnet der Verfasser die Heroidendichtung, die Elegie, die Ode und ihre Nebenformen zur Anschauungslyrik (epischen Lyrik), da die Wirklichkeit ihre epische Grundlage bildet, und teilt die didaktische Lyrik in die schöne Gedankenpoesie (besonders Schillers philosophische Gedichte) und das Epigramm mit seinen Nebenformen ein.

Das Drama endlich erscheint als Verschmelzung von Epik und Lyrik und doch von beiden verschieden, da die Handlung nicht erzählt, sondern aus dem Charakter und der Situation des Handelnden entwickelt wird, und die Personen von der Empfindung zum Wollen und zur That schreiten.

Die Erfordernisse und Eigenschaften des Dramas werden in üblicher Weise klar entwickelt. Bedenklich erscheint jedoch die strenge Scheidung der fünf Akte ihrem Inhalte nach (Exposition, Verwickelung, Höhepunkt, Wendung, Katastrophe). Denn, wenn dem Verfasser die Durchführung derselben an den drei gewählten Beispielen: Antigone, Maria Stuart und Macbeth, auch so ziemlich gelingt, so dürfte dieselbe bei zahlreichen anderen Dramen doch auf erhebliche Schwierigkeiten stofsen. Auch die Einteilung der Tragödie in Principientragödie (sittlicher Konflikt) und

Charaktertragödie (einfache Schuld) sowie des Lustspiels in Charakterlustspiel, Intriguenlustspiel und ideales Lustspiel ist veraltet. Zudem liegt in diesen, der Neigung zum Schematisieren entsprungenen Bezeichnungen eine Gefahr gerade für den Kreis, für welchen das Buch bestimmt ist. Die Jugend verwertet diese 'Namen' in wesentlich anderer Weise als wir wünschen; denn ihr tritt der 'Name' gar zu leicht an die Stelle des Wesens der Sache, und das letztere leidet darunter um so mehr, je weniger es durch den Namen ausgedrückt wird, ein Mangel, der den Bezeichnungen 'Charaktertragödie' und 'Charakterlustspiel' zweifellos anhaftet.

Erwähnt sei endlich noch, dafs der Verfasser in § 43, wo er von der Verbindung der Poesie mit der Musik zum Singspiel (Oper u. s. w.) handelt, Richard Wagner mit ungerechtfertigter Kürze abthut. Wenn er erst von der Zukunft die Belehrung erwartet, ob es gelingen werde, die 'in selbständiger Entfaltung auseinander gegangenen Künste (Musik und Poesie) in einem Kunstwerke der Zukunft zu einer organischen Einheit zu vereinigen', so scheint er Wagners Musikdramen, besonders den 'Ring des Nibelungen' und 'Parsifal', völlig zu ignorieren, in welchen ein durchaus gelungener Versuch dieser Art vorliegen dürfte. Der Nachweis dieser Behauptung gehört freilich nicht in den Rahmen dieser Besprechung. Ob und wann der Meister würdige Nachfolger finden wird, das kann allerdings erst die Zukunft lehren; denn etwa Verdis 'Othello' den Wagnerschen Musikdramen anfügen zu wollen, erscheint allzu gewagt.

Wenn das vorliegende Buch nun den Stoff im allgemeinen in herkömmlicher äufserlicher Weise gliedert und bespricht, so unterscheidet es sich doch durch eine Eigentümlichkeit wesentlich von den übrigen Büchern derselben Gattung und erhält dadurch zugleich einen besonderen Wert. Der Verfasser belegt nämlich alle seine Ausführungen durch eine reiche Fülle von Stellen aus Dichtern, Philosophen und Ästhetikern von Aristoteles, Horaz und Quintilian bis auf Lessing, Schiller, Goethe, A. v. Humboldt, Geibel, Vischer, Carriere und andere. So werden im ersten Buche Lessings Laokoon, Schillers Abhandlung 'Über Anmut und Würde' sowie seine 'Künstler' mehrfach angeführt; Lessings Abhandlungen über die Fabel und das Epigramm werden an den geeigneten Stellen verwertet. Für das Drama bieten sich besonders viele Aussprüche von Aristoteles dar, die in Übersetzungen mitgeteilt werden, nebst den bekannten Stellen aus Lessings Dramaturgie.

Das Buch macht demgemäfs den Eindruck eines wohlgeschlossenen, in allen seinen Teilen motivierten Ganzen und entspricht seinem Zwecke durchaus, aber freilich unter einer Voraussetzung, die, wie wir glauben, augenblicklich an unseren höheren Lehranstalten noch nicht zutreffen dürfte, nämlich einer sehr umfangreichen Kenntnis der nationalen Litteratur. Aufserdem gehört zum Studium des Buches immerhin ein ziemlich reifer Geist, der sich durch die Menge der systematischen Begriffe und Namen nicht behelligen läfst und am Kern und Wesen der Dinge festhält. Für einen solchen, sowie für den Lehrer, erscheint das Buch

als ein treffliches Hilfsmittel, über die nationale Litteratur einen kritischen Überblick zu gewinnen, und in diesem Sinne kann es warm empfohlen werden.

Berlin. Fr. Bachmann.

Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart. Von Renward Brandstetter, Professor in Luzern. Einsiedeln, Benziger & Co., 1890. 88 S. 8.

Der Herr Verfasser der kleinen anregenden Schrift beabsichtigt seine heimische Luzerner Mundart gründlich zu erforschen und vorzüglich ihre geschichtliche Entwickelung festzustellen. Ein Wörterbuch scheint das endliche Ziel zu sein. Das Büchlein zerfällt in folgende Abschnitte: 1. Einführung, Quellen und Hilfsmittel. — 2. Die Luzerner Mundart. — 3. Die Luzerner Kanzleisprache. — 4. Die Quellen für die Erforschung der Luzerner Mundart. — 5. Die Methode. — 6. Konkrete Beispiele zum vorigen Kapitel. — 7. Ziele und Resultate. Man erkennt überall reifliche Überlegung und eine gute Vorbereitung des Herrn Brandstetter, so dafs von dem geplanten Werke das Beste zu erwarten ist.

Berlin. K. Weinhold.

Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert von Albert Richter. Leipzig, Richard Richter, 1889. 168 S. 8. M. 2.

A. Richter hat es unternommen, hundert der gebräuchlichsten deutschen Redensarten, wozu noch einige nebenbei erklärte kommen, mit Benutzung der schon vorhandenen Arbeiten für ein gröfseres Publikum in ansprechender Form zu erläutern. Referent hat das Buch mit grofsem Genufs gelesen und glaubt, da er sich selbst seit längerer Zeit um die Erklärung deutscher Redensarten bemüht hat, dem Verfasser seinen Dank nicht besser abstatten zu können, als wenn er, was er sich bei der Lektüre des Büchleins angemerkt hat, soweit es der Raum einer kurzen Besprechung erlaubt, hier mitteilt. Einiges andere, das einer eingehenderen Besprechung bedarf, gedenkt er demnächst an geeigneter Stelle zu erörtern.

S. 6. *Auf die lange Bank schieben.* Die Richtigkeit der Erklärung wird auch bestätigt durch die 1520 bei Egenolffs Erben erschienene Sprichwörtersammlung (v. Grimm in der Vorr. zum Wb. Agricola zugeschrieben). S. 36 b. *In die langen truohen legen. Wann man zu Hofe ein Handel aufscheubet / und wil jn nit fertigen / so legt wann* (= man) *jn in die langen truhen / das ist / er wirt hingelegt / und vergessen / offt nicht der Herren und Fürsten halben / sondern dafs etliche vonn Rœthen wœllen finantzen darauſs schneiden.* S. 10. Die Zusammenstellung von *Brausche* mit mhd. *büsch* (Lexer I, 399) ist nicht richtig; es ist mhd. *brûsche*, nd. *brûs, brûsche* (vgl. auch engl. *bruise*). S. 12 *ans Bein binden* kenne ich nur in der Be-

deutung 'einen Verlust verschmerzen'. S. 14 *Bestemann* heifst auch hier noch der Schützenkönig. S. 16 *einen Bock schiefsen* hat wohl ursprünglich nichts mit dem *Bock* zu thun, sondern lehnt sich an mhd. *bocken* (Lexer I, 320) an. S. 20 von dem Brauche, jemandem ein Wagenrad aufs Dach zu legen, habe auch ich vor 20 Jahren gehört. S. 23. Sollte *Dopp holen* nicht mit hd. *Topp!* (aus frz. *tope)* zusammenhängen? S. Weigand Wb. II[3], 913. Zu S. 26 vgl. auch Goethe *Machet nicht viel Federlesen. Schreibt auf meinen Leichenstein: Dieser ist ein Mensch gewesen, Und das heifst ein Kämpfer sein.* Zu S. 48. Auch in Niederdeutschland kennt man den *Hasenpfeffer*. S. 62. Wie *jemand den Hund lesen* bei Gotthelf sagt man auch *jem. einen Schweinehund blasen. lesen* wird auch für nicht Geschriebenes gebraucht (Mnd. Wb. II, 671). *hunxen* leitet Weigand I[3], 835 vom böhm. *huntovati* ab. Er bemerkt: 'Auf ein *hundexen, hundxen* von *Hund* läfst sich wohl raten, aber ein alter Beleg, den man doch wohl erwarten könnte, zeigt sich nicht.' S. 72. Man sagt auch *das ist für die Katze* = nichts wert. S. 79. Hier konnte auch an Gretchen (eine Sternblume zerpflückend) in Goethes Faust erinnert werden. S. 85. Vgl. auch Grimms Märchen Nr. 44 und die Bem. 3. Bd. S. 70. S. 89. Das erwähnte Spiel auch in Quedlinburg gespielt. S. 91. *lesen* ist wie z. S. 48 zu fassen. Dafs wirklich an das biblische Buch zu denken ist, wird dadurch bewiesen, dafs es auch heifst *einem den salm lesen*. S. 95. In einem alten Gebete heifst es von der Jungfrau Maria *Du hast mich unter'n Mantel genommen*. S. 97. Auch Junker Hans v. Rippach aus Goethes Faust 1837 (s. Schröers Anm.) war zu erwähnen. S. 102. Man pflegt, um jemand zu verspotten, beide Hände ausgespreizt vor die Nase zu halten, und nennt das *einem eine Nase machen*. Sollte dies zur Erklärung dienen? S. 103. *Nach Noten* hat allerdings nichts mit Noten in der Musik zu thun, sondern hängt mit *Not* zusammen. Mhd. *nôt* bedeutet auch eifriges Streben und Eilen; im Weinschwelg 262 ist *z'einer nôt* = in einem fort. S. 122. An der Richtigkeit der Redensart *Für den Rifs stehen* ist nicht zu zweifeln; es ist = 'vor den Rifs treten'. Auch Schiller im Tell 4, 1 hat Tschudis *stunt ans steuer* fälschlich durch *stand am Steuerruder* wiedergegeben, während es heifst *trat ans Steuer*. S. 126. R. giebt Grimms Erklärung wieder, doch scheint mir auch eine andere zulässig; vgl. *über den Strang schlagen* und *üt de schnôr treden* in Rists Irenomachia (1630) im Nd. Jahrb. VII, 139. S. 127 die Erklärung der Redensart *Von der Schnur leben* scheint mir nicht sicher; vgl. übrigens Schmeller-Frommann, Bayer. Wb. II, 581. S. 128. *Schur* ist wohl nd. = hd. Schauer. Wenigstens kenne ich nur *Einem einen Schauer anthun* und *jemand zum Schauer leben. Schauer* hat hier die Bedeutung 'Verdrufs', wofür auch die gleichbedeutende Redensart *einem einen Tort* (s. Weigand u. d. W.) *anthun* spricht. Vgl. auch G. Schwab, Das Opfer (Reclam S. 185) *Der König in tiefer Trauer Ging wieder in sein Haus, Durchwachte die Nacht in Schauer.* S. 130 *Schwein haben* geht unzweifelhaft auf Glücksspiel. *Sau* und *Sauglück* ist ja noch, besonders in studentischen Kreisen, gebräuchlich. S. 133. Vgl. *sich besiehne und besegne* in Hebels Allemann. Gedichten. *Siebengescheit* scheint mir

jedoch mit *Siebenkünstler* zusammenzustellen, welches Weigand II³, 708 erklärt als 'einer, der in den sieben freien Künsten Meister ist'. S. 135. Vgl. auch Goethes Ged. 'Demut' (Hempel II, 260). S. 136. Vgl. auch Hans Bendix im 'Kaiser und Abt' *Mein Sixchen, es mufs euch was angethan sein.* Bürger verstand wohl die Redensart nicht mehr. Ich glaube übrigens, dafs Bacmeister recht hat. S. 138. *Spanisch* ist wohl überhaupt nur 'fremd', man gebraucht auch *böhmisch* so. S. 146. Zum *Sündenbock* verweise ich noch auf Cl. Brentanos Märchen vom Schneider Siebentot, wo die Amsterdamer Juden einen Sündenbock auf ihrem Kirchhofe füttern. Zu S. 148 *toll und voll* bemerke ich, dafs ich an den Zusammenhang von *toll* mit *donen* nicht glaube. Toll bedeutet in älterer Zeit auch 'betäubt, geistig gelähmt'; vgl. engl. *dull.* Das *Zügenglöcklein* (S. 155) ist auch bei Schmeller-Fr. II, 1098 erwähnt.

Ich schliefse mit dem Wunsche, dafs das Büchlein eine recht weite Verbreitung finden möge und dem Verfasser bald durch eine zweite Auflage Gelegenheit werde, es noch mehr zu vervollkommnen. Doch wird auch in der jetzigen Gestalt mancher aus ihm reiche Belehrung schöpfen.

Northeim. R. Sprenger.

Deutsche Schriften des Albrecht von Eyb. Herausgegeben und eingeleitet von Max Herrmann. Erster Band: Das Ehebüchlein. Berlin, Weidmannsche Buchhdlg., 1890. (IV. Heft der Schriften zur germanischen Philologie, herausgegeben von Dr. Max Roediger, aufserord. Professor an der Univ. Berlin.) LII und 104 S. 8. M. 6.

Schon in seiner Doktor-Dissertation vom Jahre 1889 hatte Max Herrmann Albrecht von Eyb als den Vorläufer des deutschen Humanismus behandelt, dem die Gelehrsamkeit nicht das unbefangene Sprachgefühl und nicht die Frische der Darstellung geraubt hat. Nun liegt in sauberer und sorgfältiger Ausgabe der erste Band der deutschen Schriften des alten Eichstädter Domherrn vor uns. Unter der Presse ist der zweite Band, welcher die Dramenübertragungen (Plautus, Ugolino Pisani) enthalten wird,* und schliefslich verspricht uns Herrmann, Leben, Wirken und Einfluſs des fränkischen Gelehrten in einem Buche über 'Albrecht von Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus' darstellen zu wollen.

Die umfangreiche Einleitung zum Ehebüchlein ist lediglich bibliographisch-textkritischer Natur. Sie kann als Beispiel einer methodischen, sicheren und auch das Kleinste beachtenden und wägenden Untersuchung dienen. Eybs Ehebüchlein ist von 1472 bis 1540 zwölfmal aufgelegt worden; aufserdem hat es sich in fünf Handschriften erhalten; der Herausgeber beschreibt und untersucht diese wie die Drucke im einzelnen. Keine der fünf Handschriften ist die eigene Aufzeichnung des Verfassers. Es handelte sich also darum, festzustellen, welcher von den siebzehn

* [Inzwischen erschienen: s. Archiv LXXXV, 477.]

überlieferten Texten dem authentischen am nächsten steht. Es kommen dabei nur in Frage drei Drucke und eine Handschrift. Alle drei Drucke stammen noch aus dem Jahre 1472, in welchem die Urhandschrift dem Magistrate von Nürnberg, dem der Verfasser das Werk widmete, eingereicht wurde. Auffälligerweise aber trennt sich die Überlieferung in dem Drucke C deutlichst von den beiden anderen Drucken K und Z und von der Handschrift B, obgleich doch zwischen der Urhandschrift und den Drucken nur wenige Zwischenstufen angenommen werden können. Eine kritische Herstellung des Urtextes war bei solcher Lage der Dinge leider unmöglich. Es blieb nur die Möglichkeit, einen Abdruck eines der ältesten Drucke zu liefern. Herrmann wählte K, einen Nürnberger Druck aus Anton Kobergers Offizin, der 1472 oder 1473 hergestellt ist und den Urtext wohl am treuesten bewahrt hat. Für diese Wahl sprach auch die Stellung der Koberger als Ratsdrucker und die Thatsache, daſs Albrecht von Eyb selbst in seiner Bibliothek nur den Kobergerschen Druck besessen hat. Jetzt trat die Frage auf: Wie ist der Text in der Kobergerschen Druckerei behandelt worden? Hier nun giebt Herrmann ein wertvolles Stück Material für eine Geschichte der Textbehandlung in den ältesten deutschen Druckereien, 'für die wenigstens in Bezug auf deutsche Texte so gut wie nichts gethan ist'. Wenn es bei einer Textbehandlung auf Grund handschriftlicher Überlieferung wichtig ist, darauf zu achten, ob verschiedene Schreiber an der Herstellung der Handschrift beteiligt gewesen sind, 'warum sollte es nicht empfehlenswert sein, bei den ältesten Drucken, deren Anfertigung kaum minder groſser Willkür des Handwerkers unterliegt, die Verschiedenheit der Setzer in Betracht zu ziehen?' Leider nur verrät sich der Setzer nicht sofort durch die neue Hand: es müssen also in Lautsystem und Orthographie, in Interpunktion, Abkürzungen und Wortabteilungen Kriterien gesucht werden. Und die letzte Korrektur mag auch darin noch ausgleichend gewirkt haben. Herrmann giebt von seinem gesamten Material zunächst eine minutiöse statistische Tabelle (S. XXVII ff.) über den Gebrauch von elf verschiedenen Abkürzungen und zwei Satzzeichen auf den 57 Blättern des Kobergerschen Druckes. Freilich gewinnt er damit kein sicheres Ergebnis. Aber weniger in den Resultaten, welche das angewandte Verfahren hier ergeben hat, als in seiner Anwendung überhaupt liegt das Eigentümliche dieser Herrmannschen Textuntersuchung. Es ist immerhin möglich, daſs ähnliche Untersuchungen an anderer Stelle Sicheres liefern. Jedenfalls werden sie dazu beitragen, den Sprachgebrauch und die Grundsätze der Textbehandlung in den groſsen Druckereien des 15. und 16. Jahrhunderts zu erhellen.

Unter dem Abdruck von K giebt der Herausgeber auch diejenigen Varianten der drei anderen Texte, für welche mit einiger Sicherheit angenommen werden darf, daſs sie in der Urhandschrift standen. In einer groſsen Anzahl von Fällen war auch die Vergleichung der lateinischen Vorlagen Eybs geboten. Auch hier steht das negative Ergebnis kaum im Verhältnis zu der aufgewendeten Mühe. Auf S. XXXII ff. der Ein-

leitung hat Herrmann dann noch alle diejenigen Abweichungen des Druckes C verzeichnet, deren Wert unentschieden bleiben mufs. Schliefslich giebt die Einleitung die stilistisch beachtenswertesten Abweichungen aus Z, einem Augsburger Drucke der Offizin Zeiners vom Jahre 1472. Trotz aller Sorgfalt gelingt es indessen nicht, aus dem vorgelegten Material sichere Kriterien für die Laut- und Formenlehre des Autors zu gewinnen. Um so willkommener ist deshalb der glückliche Fund Herrmanns, der in dem Cod. 223 der Kgl. Bibliothek zu Eichstätt ein von Albrecht von Eyb selbst verfafstes und selbst geschriebenes ausführliches Rechtsgutachten entdeckte. Der Herausgeber hat es auf S. XLII – LII seiner Einleitung abgedruckt.

Auf den Inhalt des Ehebüchleins einzugehen ist hier nicht der Ort. Vergleicht man Sprache und Stil Eybs mit den 'Tütschungen' Niclasens von Wyle, so erstaunt man über die leichte und schlanke deutsche Prosa des Ehebüchleins, über die Fähigkeit des Gelehrten, natürlich und volkstümlich zu verdeutschen. Eines so abscheulichen Latinismus wie z. B. ... *einen santbrief, den ich mein dich lesen werden ('epistolam quam spero te lecturum esse'* XL. Translation, Strafsburger Ausgabe von 1510) wäre Albrecht von Eyb nicht fähig gewesen.

Berlin. S. Waetzoldt.

Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz. Herausgegeben von A. Sauer. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg., 1890 (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernh. Seuffert, Heft 33). XVI, 128 S. 8.

Die Bände 33—38 der Seuffertschen Neudrucke werden die Sämtlichen poetischen Werke von J. P. Uz bringen, d. h. seine eigenen Dichtungen, nicht auch die Stücke, mit denen er sich an der von Götz 1746 herausgegebenen Anakreon-Übersetzung beteiligt hat. Diese Beschränkung ist besonders darum geübt worden, weil in einem der folgenden Hefte der Deutschen Litteraturdenkmale der ganze Uz-Götzsche Anakreon von 1746 veröffentlicht werden soll.

Der Herausgeber der Uzschen Poesien, A. Sauer, leitet das bisher allein vorliegende erste Heft mit einigen Bemerkungen über die äufsere Geschichte dieser Gedichte ein. Der Wert der verschiedenen Ausgaben wird scharf hervorgehoben und somit die Benutzung des kritischen Apparates in der That sehr erleichtert. Auf biographische Dinge geht der Herausgeber nur da ein, wo es die äufsere Geschichte des Textes erheischt. Er will ja eine 'Monographie über Uz, welche dieser ebensogut wie andere seiner dichterischen Zeitgenossen' verdiene, nicht überflüssig machen. Wir möchten hier nur einschalten, Uz verdient sogar mehr als jeder andere seines Dichterkreises eine monographische Würdigung, da seine Empfindung und sein Geschmack ihn weiter als jeden anderen über die gleimisch-anakreontische Tändelei hinausführten.

Zum erstenmal sind Uzens Gedichte 1749 bei Joh. Jak. Weitbrecht, Berlin, herausgekommen. Diese Ausgabe war von langer Hand vorbereitet. Der Briefwechsel zwischen Uz und Gleim zeigt, wie 'an den Gedichten gefeilt und gesiebt; jede Zeile, jedes Wort nochmals erwogen, alles äufsere wohl überlegt' wurde. Die 29 Gedichte, die mit grofser Sorgfalt aus einem reicheren Vorrat ausgewählt sind, erscheinen in trefflicher Gruppierung. Stets wechselt eine längere Ode mit einem kurzen Lied. Im Anfang steht die Ode 'Die lyrische Muse', in der er sein Programm verkündet: 'Nur von Lust erklingt mein Saitenspiel!' Lust und Freude in reichem Wechsel, zuerst sanft und sittsam, bald kühner und kühner, zuletzt in bacchantischem Taumel genossen, feiern diese Lieder. Aber auch hier schon zeigt sich im lachenden Gesicht gelegentlich ein ernster Zug. Gleim, der sich um die endgültige Fassung der Gedichte sehr verdient gemacht, hat sie auch mit einer Vorrede versehen. — Von dieser Ausgabe veranstaltete der Verleger selbst, wie das im vorigen Jahrhundert vielfach geschah, mehrere Nachdrucke auf schlechterem Papier mit der alten Jahreszahl 1749. Sauer behauptet, dafs sie mit der Originalausgabe zeilengetreu übereinstimmten.

In den ersten fünfziger Jahren wendet sich Uz entschieden von der leichten Anakreontik der ernsteren Odenpoesie zu. Die gleichen Jahre sind äufserlich die glücklichsten seines Lebens; sie werfen ihr Licht natürlich auch auf sein poetisches Schaffen. Die früheren Gedichte werden abermals durchgesehen und verbessert, neue entstehen: bald ist der Vorrat auf mehr als das Doppelte angewachsen. So veranstaltete Uz 1755 eine zweite Ausgabe, die bei Jak. Christ. Posch, Anspach, erschien. Sie teilt die Gedichte in vier Bücher. Die beiden ersten umfassen, nur wenig vermehrt, die Sammlung von 1749. Aber die chronologische Ordnung ist genauer als früher durchgeführt; Verwandtes steht nebeneinander; und bedeutenderen Gedichten wurde ein bedeutenderer Platz gegeben. Im dritten und vierten Buche folgen dann die neuen Lieder und Oden, in denen sich Uzens menschlicher und dichterischer Charakter am tiefsten und reinsten ausprägt. Die 'Theodore' schliefst die Gedichte ab; vier poetische Episteln sind noch angehängt. Nach einigen historischen Bemerkungen über die Ausgabe von 1756 bricht Sauer hier seine Einleitung vorläufig ab. Darum möchte der Referent ausdrücklich betonen, dafs Uz, obgleich er seit 1768 so gut wie nichts mehr dichtete, doch beständig an seinen alten Poesien weiterfeilte. Selbst die Ausgabe von 1804, die also acht Jahre nach seinem Tode erschien, zeigt noch seine Hand: er hatte seine letzten Verbesserungen, kurz bevor er starb, seinem Freunde Chr. Felix Weifse überschickt. Und Weifse hat bekanntlich die Ausgabe von 1804 veranstaltet. Es ist also eine genaue Vergleichung auch dieser Wiener posthumen Ausgabe zum Verständnis des Dichters durchaus notwendig.

Es folgt nun als Neudruck die 'Vorrede der zweiten Ausgabe', darauf die 'Vorrede des ersten Herrn Herausgebers der lyrischen Gedichte 1749'. Ihr schliefsen sich die vier ersten Bücher der Gedichte an, und zwar in

der Gruppierung von 1768—1804 mit den abweichenden Lesarten sämtlicher Ausgaben seit 1749 unterm Strich. Hier sind auch viele Stellen aus dem Gleim-Uzschen Briefwechsel angeführt, soweit sie geeignet sind, über die Entstehung und Ausfeilung der Gedichte aufzuklären. Jedes Gedicht ist in seiner ursprünglichsten Fassung abgedruckt, also z. B. der 'Lobgesang des Frühlings', der schon vor der ersten Sammlung in den Leipziger 'Belustigungen' 1743 erschienen war, mit dem Texte dieser Veröffentlichung.

Eine volle Würdigung kann diese, wie es scheint, aufserordentlich umsichtig angelegte Ausgabe auf das vorliegende Bruchstück hin natürlich nicht erfahren. Wir glauben aber, mit Recht auf ein wohlgelungenes Werk hoffen zu dürfen, das sich den übrigen Nummern der trefflichen Seuffertschen Neudrucke ebenbürtig anschliefsen wird.

Berlin. Fr. Speyer.

Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Herausgegeben von Alexander von Weilen. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg., 1890 (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernh. Seuffert, Heft 29/30). CXLIX, 367 S. 8. M. 5,80.

Es ist durch diese 'Neuausgabe ein nahezu unzugänglich gewordenes Werk den Händen aller Litteraturfreunde übergeben, das mehr als jede andere Schrift Gerstenbergs berufen ist, das harte Urteil, das ein so verdienter Mann wie Goedeke in seinem Grundrisse ausgesprochen, in seiner ganzen Ungerechtigkeit erkennen zu lassen. Die Quelle ist eröffnet; "man komme und trinke!"' So schliefst Alexander v. Weilen die Einleitung zu seiner Neuausgabe der sogenannten Schleswigschen Briefe. Es liegt ein berechtigter Stolz in diesen Worten; aber allzu bescheiden klingt der Satz, der ihnen vorausgeht: 'Die vorstehende Einleitung konnte nur einige Punkte, und diese nicht in erschöpfender Weise zur Sprache bringen.' In der That hat A. v. Weilen sehr viel mehr gethan, als nur auf 'interessante Fragen hingewiesen', wie er meint. Er hat ein so überaus reiches und bereits so wohl gesichtetes Material beigebracht, dafs jede weitere Forschung eingehend und dankbar auf ihn zurückkommen mufs.

Die 'Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur' sind von Heinrich Wilhelm Gerstenberg in drei Sammlungen (Schleswig und Leipzig bei Joachim Friedrich Hansen) herausgegeben; die ersten beiden um die Mitte 1766, die dritte 1767. Ihre Aufnahme war geteilt. Ihre Wirkung ist aber nicht zu unterschätzen. Vor allen Dingen belebten sie die Übersetzungsthätigkeit, die sich immer mehr dem britischen Drama zuwandte. Und ihre Auffassung Shaksperes bürgerte sich bald in den meisten kritischen Schriften ein, wenn wir auch nicht verkennen dürfen, dafs diese allgemeine Anerkennung erst seit Herders Auftreten rascher um sich griff. Für uns sind sie ein höchst bedeutsames Symbol jener Übergangszeit, der sie entstammen. Sie sind ein Bindeglied zwischen Lessing und Herder,

zwischen der zersetzenden und der nachempfindenden Kritik. A. v. Weilen hat ihren litterarhistorischen Wert treffend gekennzeichnet mit dem Satze: 'Sie sind der Johannes des grofsen Propheten Herder' (S. XCIV). Nur schade, dafs diese Formel Herder über Lessing zu erheben scheint.

Wir betrachten hier nur Gerstenberg selbst, nicht seine Mitarbeiter, die übrigens auch für den Herausgeber des Neudrucks ganz im Hintergrund stehen. Mit einigen knappen Strichen wird uns zunächst gezeigt, wie Gerstenberg durch seine frühzeitige Übersetzer- und Recensententhätigkeit eine Ausbildung gewann, die ihn allmählich zu Shakspere führen sollte. Und hier, wo ihn tüchtige Vorarbeiten unterstützen, skizziert der Herausgeber die Geschichte Shaksperes in Deutschland bis zur damaligen Zeit. Das kann natürlich nicht ohne Berücksichtigung der englischen und französischen Kritik geschehen, und so gewinnen wir auf wenigen Seiten einen sehr schönen Überblick über die wichtigsten, oft in leidenschaftlichem Streit durchgeführten Versuche des vorigen Jahrhunderts, den britischen Dichter verstehen zu lernen und ihm gerecht zu werden. In der 'Bibliothek der schönen Wissenschaften', an der Gerstenberg kritisch thätig war, hatte er Gelegenheit, deutsche Stimmen über Shakspere zu hören, wenn er auch selbst in seinen Recensionen ihn nur selten nennt. Nachdem er 1763 in der Wochenschrift 'Der Hypochondrist' sich nach Art Hamanns den Begriff des Originals zurechtgelegt und aus Wartons *Essay on Pope* die drei echten Originale Shakspere, Milton und Spenser entnommen, und nachdem er ferner den Einfluſs von Homes *Elements of Criticism* erfahren, giebt er 1765 eine Übersetzung der 'Braut' von Beaumont und Fletcher heraus, die laut Vorrede den bestimmten Zweck hat, das deutsche Publikum zu der Fähigkeit heranzubilden, den gröfsten britischen Dichter zu verstehen und zu bewundern. Indem er sagt, dafs kein Schauspiel Shaksperes ein Drama im gewöhnlichen Sinne, sondern dafs jedes 'ein Bild des menschlichen Lebens' sei, hat er, wie A. v. Weilen sagt, 'mit dieser Formel den ersten Grundstein zu einer neuen Dramaturgie gelegt und die geniemäfsige Auffassung Shaksperes vorbereitet'. In den Schleswigschen Briefen bildet er alsdann diese Auffassung weiter durch. Wielands Shakspere-Übersetzung war von 1762 bis 1766 erschienen. Gerstenberg kritisiert sie in den Briefen (14—18). Aber diese Übersetzung giebt nur den Vorwand und Rahmen für die allgemeinen Betrachtungen, die er über Shakspere anstellen will. Scharf weist er Wielands Übersetzung zurück; er sieht nur ihre Unzulänglichkeit; eine historische Würdigung liegt ihm noch fern. Shaksperes Dramen sind 'lebendige Bilder der sittlichen Natur'; Shakspere ist selbst Natur und ein Original, dessen Wesen auch in der Übersetzung erhalten bleiben mufs, und, ist das nicht möglich, so ist er eben unübersetzbar. Und ferner: Shakspere ist nicht an Sophokles zu messen, denn er ist ein Engländer und kein Grieche. Die individuelle Charakteristik des Briten wird dem schematischen Verfahren der französischen Klassiker entgegengehalten. Aber leider bleibt er nicht konsequent, wenn er Umstände hervorsucht, die wenigstens für eine scheinbare Beobachtung der 'ver-

ehrten' Regeln sprechen. Überhaupt fällt der Schluſs dieser anfangs vielversprechenden Ausführungen ganz bedeutend ab. Ein kritisches Urteil über den Dichter fehlt noch gänzlich. Enthusiastische Worte wollen es ersetzen. 'Dieser liebeglühende Subjektivismus reiht das Werk den echten Produkten der Sturm- und Drangperiode ein.'

Die Behandlung Shaksperes ist für uns das wichtigste Kapitel dieser Briefe. Konnten wir aber schon dieses wichtigste Kapitel nur kurz berühren, so ist es ganz unmöglich, die Kritik und die Theorien Gerstenbergs im weiteren und deren historische und sachliche Würdigung seitens des Herausgebers jetzt genauer zu verfolgen. Verweisen wir vorzüglich noch auf Gerstenbergs Interesse für das Volkslied und im besonderen für die Lieder der nordischen Völker. Sehr dankenswert ist es, daſs der Herausgeber das 'Gedicht eines Skalden' als Anhang abgedruckt hat.

Vortrefflich ist auch die Art, wie A. v. Weilen den Stil seines Schriftstellers charakterisiert und historisch erklärt. Wir werden darauf hingewiesen, wie Gerstenbergs Streben nach Individualisierung ihn dazu führt, jeden Schriftsteller und jede Nation in der ihnen selbst eigentümlichen Sprache zu behandeln. Es ist namentlich auch Hamanns Einfluſs stark hervorgehoben und dabei gezeigt, wie beide Schriftsteller zu ihrer Verachtung der Definition und zu ihrer Vorliebe für elliptische Exklamationssätze gekommen sind.

Im Jahre 1770 erschien bei J. H. Cramer, Hamburg und Bremen, 'Über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Der Fortsetzung erstes Stück'. Diese Fortsetzung ist nur ein schwaches Nachspiel der drei ersten Sammlungen, dem es sowohl an Gedankentiefe wie an Frische der Darstellung fehlt. Auch diese Fortsetzung ist abgedruckt.

Zur Würdigung der Einleitung v. Weilens sei noch bemerkt, daſs die strengste Objektivität von Anfang bis zu Ende bewahrt ist. Aber die Gruppierung und die äuſsere Anordnung des Stoffes könnte übersichtlicher sein. Verschiedene Druckfehler haben sich eingeschlichen. Ich fand XXXII, 7 *carmoyante* st. *larmoyante;* LI, 8 *des* st. *der* (?); LIX, 4 *le* st. *la poésie;* verdruckt ist auch wohl XII, 21 *Popens* st. *Popes,* wie wenigstens sonst immer steht.

Berlin. Fr. Speyer.

Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente von Johann Anton Leisewitz. Herausgegeben von Richard Maria Werner. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg., 1890 (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrh. in Neudrucken herausgeg. von Bernh. Seuffert, Heft 32). LXIX, 143 S. M. 2.

Eine ganze Fülle bedeutsamer Aufschlüsse und fruchtbarer Anregungen giebt dieser Neudruck. Die Notwendigkeit einer Sammlung von Dramen des vorigen Jahrhunderts wird in der Einleitung zuerst dargethan, denn nur auf diesem Wege könnten wir zu einem rechten Verständnis des modernen Dramas kommen. Ein Hauptkapitel der Samm-

lung müfste von 'Lessings Schule' handeln, und darin nähme der 'Julius von Tarent' von Leisewitz, als einem selbständigen und talentierten Schüler Lessings, eine hervorragende Stellung ein. Nach der Ansicht des Referenten hat Richard M. Werner mit seiner Ausgabe des 'Julius' den mustergültigen Anfang einer solchen Sammlung gemacht.

Ein Vergleich des Schülers mit dem Meister bietet sich von selbst. Auch Leisewitz mufste alles 'durch Druckwerk und Röhren' aus sich heraufpressen; das Studium des Originalmanuskriptes zeigt es. Freilich gesteht der Referent, dafs er zu denen gehört, die jene Selbstbeurteilung Lessings für übertrieben absprechend halten, und eine ähnliche Empfindung kann er bei Werners Urteil über Anton Leisewitz nicht ganz unterdrücken.

Sehr gut und lehrreich ist der Vergleich, den der Herausgeber zwischen unserem Dichter und Klinger zieht, dem Mitbewerber um die Hamburger Prämie von 1775. Die 'Ankündigung', die Schröder im Frühling d. J. erliefs, ist hier noch einmal vollständig abgedruckt. Und Werner stellt die offenbar richtige Vermutung auf, dafs es sich dabei nicht um ein einmaliges Preisausschreiben, sondern um eine bleibende Einrichtung gehandelt habe, 'um den ersten Versuch, eine Tantième für Dichter einzuführen' (vgl. dazu auch Eugen Wolff, 'Das sogenannte Hamburger Preisausschreiben' in der Zeitschr. f. deutsche Philol. 21, 39—47).

Die lebensgeschichtlichen Notizen, die Werner giebt, können wir hier füglich aufser acht lassen, sie bringen manches Neue bei, und sie verlieren sich niemals ins Unbedeutende. Alles, was gesagt wird, schiefst zu einem runden Charakterbilde zusammen.

Zum Wichtigsten der neuen Ausgabe gehört die Mitteilung der Abfassungsdaten, die Leisewitz selbst den allermeisten Scenen im Originalmanuskript beigeschrieben hat. Zwar sind sie schon von Kutschera in seiner Monographie S. 69, Anm. 3 bekannt gemacht, doch nicht ohne Fehler. Nur zehn, resp. zwölf Scenen (V, 3 fehlt in der Handschrift, V, 1 liegt nur in verworfener Fassung vor) sind undatiert. Der erste Entwurf von I, 1 trägt das Datum 'd. 24. Julius 1774'. Die anderen Scenen — übrigens durchaus nicht in der Reihenfolge des Stückes gedichtet — haben jüngeres Datum; nur II, 1 trägt die Bezeichnung 'vor' d. 24. Julius 1774. Werner meint, es könne auch 'Vor' = Vormittag heifsen. Dazu stimmt aber schlecht, dafs Leisewitz bei keiner anderen Scene die Tageszeit angiebt. Und sein Verfahren, wie sein ganzer Charakter, trägt doch sonst den Stempel einer ziemlich pedantischen Regelmäfsigkeit. Somit scheint der Dichter um den 24. Juli die Datierung beschlossen zu haben. Aber sind nun alle undatierten Scenen vor den 24. Juli zu setzen? Leitzmann, 'Zur Entstehungsgeschichte des Julius von Tarent' (Vierteljahrsschrift f. Litteraturgesch. III, 196), will zwar so weit nicht gehen, bringt aber einige Thatsachen bei, die wenigstens vier Scenen in die beiden ersten Arbeitsmonate verweisen. Er findet, dafs in den Scenen des Juli und August die Geliebte des Julius noch Bianca heifst (freilich oft in Blanca verbessert), während vom 1. September ab nur

noch der Name Blanca (wenn auch mehrfach aus Bianca verbessert) vorkommt. Ferner sieht er, dafs nur in den Scenen bis zum 8. August Eigennamen lateinisch geschrieben sind. Somit setzt er II, 5. II, 6. V, 4. II, 3 (letztere trotz der abweichenden Datierung von Leisewitzens Hand) in den Juli oder August. Wenn er aber I, 1 (A). I, 4. III, 5. IV, 5 wegen der unverbesserten Form Blanca in den September verweist, so können wir ihm nicht sofort beistimmen; denn es wäre ja möglich, dafs Leisewitz schon am Anfang die spanische Form des Namens beschlossen, dafs sich ihm aber die italienische, die ihm aus Alfieri *La congiura de' Pazzi* vertraut war, so lange immer wieder in die Feder gedrängt, bis er sich vorläufig dabei beruhigt hätte. Später wäre er dann endgültig zur ersten Form zurückgekehrt. Bei dieser Annahme würde sich 86, 2 (wo ein unverbessertes Blanca vom 2. August 1774 steht) einfach erklären. Wie ich die Sache jetzt übersehen kann, möchte ich die undatierten Scenen zwar nicht unbedingt 'vor', aber 'um' den 24. Juli einreihen. Denn aus der Bezeichnung von II, 1 'vor dem 24. Julius' und I, 1 (B) 'den 24. Julius' geht keineswegs hervor, dafs gerade an diesem Tage der Entschlufs zu datieren gefafst wurde; der Dichter kann auch von einem späteren Termin aus zurückdatiert haben. Es ist klar, dafs dieser Termin nicht allzu weit hinter dem 24. Juli lag, und ebenso, dafs der ängstliche Leisewitz nur dann ein Datum beischrieb, wenn er den Abfassungstag mit völliger Sicherheit berechnen konnte.

Entgegen den Principien der Sammlung bildet den Text der vorliegenden Ausgabe ein roher Handschriftenabdruck, was auf Seufferts Wunsch ausdrücklich konstatiert wird. Der Herausgeber ist nämlich der Ansicht, dafs dieses Heft die Grundlage für Seminarübungen u. dgl. in vorzüglicher Weise bilden könne, um daran 'zu zeigen, welchen Gefahren das Dichterwerk ausgesetzt ist, und wie vorsichtig man bei kritischen Bearbeitungen sein müsse'. Dieser Ansicht Werners können wir nur entschieden beitreten; der Fall ist geradezu typisch. Denn wie sorgfältig, ja peinlich gewissenhaft Leisewitz mit seinem Manuskript verfuhr, so sorglos überliefs er die Abschrift für Schröder fremden Händen. Zwar sah er diese Abschrift durch, aber offenbar nur flüchtig und ohne Kollation mit der Originalhandschrift. 'Ohne Leisewitz' Willen' wurde der fehlerhafte, aber doch hier und da auch von dem Dichter verbesserte Text gedruckt (Leipzig 1776). Wiederholt liefs dann die Weygandsche Buchhandlung Neudrucke mit der alten Jahreszahl herstellen, die aber teilweise erheblich voneinander abweichen.

An das Drama schliefsen sich die dramatischen Scenen und Fragmente, die Leisewitz hinterlassen: 'Die Pfandung', 'Der Besuch um Mitternacht', 'Konradin', 'Alexander und Hephästion', 'Selbstgespräch eines starken Geistes in der Nacht', Bruchstück des Lustspiels 'Der Sylvesterabend', auch 'Die Weiber von Weinsberg' genannt, V, 2. Die beiden erstgenannten Stücke hat Werner herangezogen, um die scheinbare Willkürlichkeit, mit der Leisewitz bald da, bald dort aus dem festgefügten Plane des Julius die einzelnen Scenen zur dichterischen Bearbeitung herausgriff,

psychologisch zu erklären. Ich glaube aber mit Leitzmann, dafs dieser schwierige Versuch nur teilweise gelungen ist.

Der vorliegende Band ist den Manen Gregor Kutscheras gewidmet, der selbst eine Ausgabe des 'Julius von Tarent' geplant und vorbereitet hatte, und dem Werner, wie er sagt, 'nur als Ährenleser folgen konnte'. Trotz dieser Bescheidenheit tritt das selbständige Verdienst Werners so klar hervor, dafs ihm die Kritik gewifs ebenso wie seinem leider allzu früh verstorbenen Freund einmütig Dank und Anerkennung zollen wird.

Berlin. Fr. Speyer.

Über die bildende Nachahmung des Schönen von Karl Philipp Moritz. [Herausgegeben von Sigmund Auerbach.] Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg., 1888 (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. in Neudrucken herausgegeben von Bernh. Seuffert, Heft 31). XLV, 45 S. M. 0,90.

Karl Philipp Moritz, der Verfasser der Schrift 'Über die bildende Nachahmung des Schönen', ist bis heute von den meisten Historikern der Ästhetik übersehen worden, und doch verdient er, namentlich um der vorliegenden Abhandlung willen, eingehende Beachtung.* Zu den wenigen, die ihm bisher gerecht geworden sind, gehört Ernst Laas, der sogar wünscht, dafs die Abhandlung in Prima besprochen werde ('Der deutsche Aufsatz' 1, 640 f.). Um Moritz endlich allgemein zu seinem Recht zu verhelfen, hat Sigmund Auerbach den Neudruck veranstaltet und mit einer teils historischen, teils sachlich erläuternden Einleitung versehen.

Da zeigt sich denn vor allen Dingen, dafs man die Abhängigkeit dieses Ästhetikers von Goethe stets für weit gröfser gehalten hat, als sie sein kann. Denn eine Schrift von ihm aus dem Jahre 1785 enthält bereits einen erheblichen Teil seiner Ansichten über die Natur des Schönen, die sich später nur organisch ausgewachsen haben. Diese wichtige Schrift 'Versuch einer Vereinigung aller schönen Künste und Wissenschaften unter dem Begriff des in sich selbst Vollendeten' hat Auerbach als Anhang ebenfalls abgedruckt. Wir wissen jedoch, dafs Moritz schon sehr früh und sehr oft den 'Werther' gelesen. Und die Wirkung dieses Romans auf Moritz findet einen besonders starken Ausdruck in dem Aufsatz 'Über ein Gemälde von Goethe', den die Deutsche Monatsschrift vom Jahre 1792 (2, 243—251) brachte, der aber bisher ganz unbeachtet geblieben ist. Auerbach führt einige Sätze daraus an, die schon im Wortlaut eine merkwürdige Ähnlichkeit mit den entsprechenden Ausführungen der Abhandlung zeigen. Das ist gewifs höchst interessant, aber, wie der Herausgeber gerade daraus den Schlufs ziehen kann, dafs Moritz also schon bei seiner 'Lektüre des Werther die Bedingungen und Kennzeichen des wahren Kunstgenies an Goethe studiert und erkannt hat', ist mir

* [Vgl. K. Ph. Moritz als Ästhetiker. Berliner Dissertation von Max Dessoir (2. Febr. 1889). J. Z.]

unerfindlich. Oder sollten die Worte Auerbachs hier durch den Druck verderbt sein? In der Sache freilich hat er recht: 'Goethe war bei der Entstehung der Schrift über die bildende Nachahmung als Künstler, aber nicht als Denker beteiligt.'

Im übrigen ist der Entwickelungsgang Moritz', namentlich die Einwirkung von Wielands Shakspere auf ihn, sowie sein Verhältnis zu Moses Mendelssohn richtig und klar dargestellt. Eine zusammenhängende Lebensbeschreibung ist aber mit Recht unterblieben, zumal auf den Neudruck des 'Anton Reiser' (D. L.-D. 23) bequem verwiesen werden konnte.

Es folgt eine Erläuterung, die zumeist in recht guter Weise den gedrängten Stil der Abhandlung durchleuchtet und ihre Gedanken und deren Gliederung deutlich hervorhebt. Zu bedauern ist es aber, daſs gerade hier der Druck so wenig korrekt ist. Schon auf S. VIII, letzte Zeile, heiſst es 'eine mangelhafte Grammatik von *ein* Sprache'. Und S. XXIV, 5 lesen wir *Z. 24* statt *23;* ebenda 7 *unedel* st. *edel;* ebenda 10 steht *Z. 24* st. *3;* ebenda 11 fehlt *das* vor *Unnütze* (es ist vor die folgende Zeile geschoben worden). Ferner S. XXXII, Fuſsnote, fehlt das *f* in *freilich.* S. XLIV, Z. 10 v. u. fehlt das *s* in *unwahrscheinlich* und das erste *e* ist zu weit herausgerückt. Manche andere Stellen sind wenigstens verdächtig.

Mit einigen Mitteilungen über die Wirkung der Schrift auf die Zeitgenossen und die Beurteilung, die sie erfuhr, schlieſst die Einleitung des Herausgebers.

Die Abhandlung selbst scheint im Drucke korrekt. S. 9, Z. 25 bietet das Original den Satz: 'Von den heraufsteigenden Begriffen steht das Edle und Schöne auf der *niedrigsten* Stufe.' Selbst wenn das Weimarer Exemplar die handschriftliche Verbesserung *höchsten* nicht trüge, würde mir doch die Änderung dem Sinne nach ganz unbedingt notwendig erscheinen; ebenso der Zusatz des Wortes *Vollkommenere* am Ende der Zeile 12, S. 33.

Berlin. Fr. Speyer.

Der schwarze Ritter in Schillers Jungfrau von Orleans. Von Franz Ullsperger. Im neunten Jahresbericht des K. K. Staats-Obergymnasiums zu Prag (1890). 29 S. gr. 8.

Ausgehend von der Überzeugung, daſs Schiller nicht beabsichtigt haben könne, unmittelbar vor dem Wendepunkt der Handlung eine Person auftreten zu lassen, die ganz unklar bleibe, sucht der Verfasser nachzuweisen, daſs der schwarze Ritter durchaus nicht so rätselhaft sei, wie viele Erklärer annehmen, da sie des Dichters eigene Andeutungen übersehen oder nicht richtig aufgefaſst haben. Er betritt dabei den Weg, sich an das Drama selbst zu halten, weil ihm die Versuche, die Scene durch Herbeiziehung von auſsen her, namentlich durch Vergleiche mit Faust, Oberon u. s. w., zu erklären, nicht gelungen erscheinen.

Beantwortet werden die beiden Fragen 'Wer ist der schwarze Ritter?'

und 'Welche Bedeutung hat die Scene mit dem schwarzen Ritter für die Handlung des Dramas?'

Bei Beantwortung der ersten Frage wird zunächst die Annahme, daſs der schwarze Ritter eine bloſse Ausgeburt der Phantasie der Jungfrau sei, überzeugend abgelehnt, da eine solche Erscheinung teils dem Geiste der Zeit und der sonstigen Gewohnheit des Dichters widerspricht, teils auch die Behauptung, daſs Johannas Sinn sich bis zu diesem Wendepunkte zunehmend verweltliche, sowohl durch ihr Reden und Handeln wie durch die Worte der Erscheinung haltlos wird. Johanna selbst wird ferner von dem Vorwurf der Überhebung und der leidenschaftlichen Kampfeslust befreit und ihre Schuldlosigkeit bis zu dem Augenblicke, wo sie Lionel ihre Liebe schenkt, festgestellt. Daſs der Ritter kein Freund sei, geht daraus hervor, daſs seine drei Aufforderungen derartig sind, daſs die Heldin, ihnen folgend, ihre Pflicht gegen das Gebot des Himmels verletzen würde. Er ist also ein Feind, und als solcher weiſs er die Zukunft nicht. Wenn seine Worte den Anschein erwecken, so ist dies Absicht; er will durch diesen Schein Johannas Vertrauen gewinnen und sie für seine Ratschläge empfänglicher machen. Andererseits haben wir es hier mit einem der gewöhnlichen Mittel der dramatischen Technik zu thun, des Zuschauers Spannung auf das Folgende vorzubereiten. Auch wiegen die Prophezeihungen des Ritters bei näherer Betrachtung leicht genug, und der Zukunftskundige könnte sie gespart haben, da er wüſste, daſs im nächsten Augenblicke seine Wünsche in der Begegnung mit Lionel sich erfüllen muſsten.

So ist denn der schwarze Ritter ein Bote der Hölle, ein Versucher, und, da alle übrigen Versuchungen bisher erfolglos geblieben sind, so wählt diese den neuen Weg, die Heldin an sich selbst irre zu machen, indem sie in ihrer Seele den Glauben zu erwecken sucht, als sei sie, von eitler Ruhmsucht erfaſst, ihrem göttlichen Berufe nicht in der rechten Weise nachgekommen — eine Auffassung, die sich ganz an den Eindruck hält, den Johannas Thaten bei anderen hervorrufen könnten —, und als drohe ihr auf dem bisherigen Wege mithin Unheil. Dies ist die Absicht des Versuchers, die nur deshalb miſslingt, weil Johanna von Schuld noch frei ist. Die Frage, ob Talbots Geist selbst der Heldin gegenübertrete, vielleicht, um noch nach dem Leben des tapferen Heerführers für die Engländer zu wirken, oder um Lionel, deren letzte Stütze, vor einer Begegnung mit ihr zu bewahren; oder ob die Hölle nur diese Gestalt als besonders wirksam gewählt habe, läſst der Verfasser nach Anführung und Beleuchtung aller Ansichten dafür und dawider unentschieden, da es an unwiderleglich vollgültigen Zeugnissen für das eine oder das andere fehle. Auch erscheint dies weniger wichtig, wenn nur die Hauptsache, die Abstammung vom Bösen, feststeht.

Welche Berechtigung und Bedeutung nun hat die Scene für das Drama? Johanna hat Talbot fallen sehen, aber sie weiſs nichts von seinem Tode; wiederholt fragt sie, der sonst das Verborgenste offenkundig war, wer der Ritter sei; in ihrer Brust sind keine klaren prophetischen

Empfindungen mehr, sondern nur noch dunkles Ahnen, wie bei gewöhnlichen Menschen; das Schwert Gottes verliert seine Macht durch die Berührung des Phantoms (durch welche, nach einer anderen höchst seltsamen Ansicht, der Keim der Sinnenlust in ihre Seele gelegt werden sollte!). Aber wie die kraft- und mutvollen Schlufsworte der Scene zeigen, sollen diese Momente weder ihre innere Verweltlichung bezeugen, noch dafs der Himmel ihr die in sie gelegte Macht entzogen habe; sondern der Dichter will uns lediglich zeigen, dafs der Himmel diese letzte Versuchung duldet, dafs sie von nun an auf sich selbst gestellt ist und den Seelenkampf, der ihr unmittelbar bevorsteht, allein durchzufechten hat. Gerade die 'von den Göttern deserierte', wie Schiller selbst sie nennt, beweist 'ihre Selbständigkeit und ihren Charakteranspruch auf die Prophetenrolle'. Und auch nur dann, wenn sie selbständig und demnach verantwortlich handelt, kann von einer tragischen Schuld und von einer vollbegründeten Teilnahme des Zuschauers die Rede sein. Dafs Johanna auch diese Versuchung noch zurückweist, erhöht die Kontrastwirkung der folgenden Scene und hebt ihre einzige Schwäche, die Fähigkeit, noch menschlich und weiblich zu empfinden, wirksam hervor.

So zeigt auch diese Scene, die zwar nicht unbedingt notwendig ist (wie sie denn bei der Aufführung in Berlin 1803 von Schiller selbst gestrichen wurde), aber auch durchaus nicht überflüssig, dafs der Dichter neben der überirdisch-dämonischen auch die irdisch-weibliche Seite des Wesens seiner Heldin festhalten will, was von vielen Erklärern übersehen worden ist.

Die Arbeit trägt ebensowohl dem vorhandenen reichlichen Material über die oft behandelte Frage gewissenhaft Rechnung, als sie des Verfassers eigene Ansicht in klarer und eindringlicher Weise zum Ausdruck bringt, und kann aus beiden Gründen als interessant und belehrend empfohlen werden.

Berlin. Fr. Bachmann.

Kleists Käthchen von Heilbronn. Auf Grund des ursprünglichen Plans für Bühne und Haus bearbeitet von Karl Siegen. Leipzig, Paul Beyers Verlag, 1890. V, 79 S. 8.

Im Jahre 1810 ist die Buchausgabe des 'Käthchens von Heilbronn' erschienen, aber schon 1808 hatte Kleist in dem unglücklichen 'Phöbus' die beiden ersten Akte als Fragment veröffentlicht. Auf ihnen, die von der späteren Fassung vielfach abweichen, fufst der pietätvolle Dichter, der uns das alte Werk in neuer Gestaltung übergiebt. Es ist ja freilich nicht das erste Mal, dafs eine fremde Hand umbauend in dieses Drama eingreift. Denn Kleist hat so wenig die Gesetze der theatralischen Kunst beachtet und dabei doch eine Dichtung geschaffen, deren Kern so köstlich dramatisches Leben birgt, dafs die deutsche Schaubühne ebenso wie die Wissenschaft von jeher auf die Notwendigkeit hingewiesen haben, dieses Leben zur vollen freien Entfaltung zu bringen. Und nicht nur in

seinem Bau, auch in seinem geistigen und sittlichen Gehalt trägt das Werk neben den gröfsten Vorzügen grofse Mängel. Kleist selbst erkannte allmählich die Mifsgriffe, zu denen er sich durch eine unvernünftige Kritik hatte hinreifsen lassen; er bereute, seinem ersten Plane nicht treu geblieben zu sein; er weinte darüber, aber er hatte die Kraft nicht mehr, sein Werk von Grund aus umzuschaffen. Somit ist es also nicht Kleists freier Dichtergeist, der aus dem Drama von 1810 spricht: er ist befangen in dem 'Urteil anderer'; wollen wir ihn in seiner ursprünglichen Freiheit finden, so müssen wir vielmehr zu seinem ersten Plane zurückkehren. Und diese von Kleist selbst brieflich festgestellte Thatsache mag die immerhin subjektive Kritik rechtfertigen, mit der nun schon eine Reihe von Dichtern Hand an unser Drama zu legen wagten. Ob ihre Hand immer besserte, ist freilich sehr fraglich, und selbst Laube und Ed. Devrient haben nur die Bühnenfähigkeit und Bühnenwirksamkeit gehoben. Über die rein äufserliche Lösung des Konfliktes durch den 'Kaiser' als *deus ex machina* sind auch sie nicht hinausgekommen.

Aber Karl Siegen ist tiefer gegangen; und er hat das vermocht, indem er sich eben auf jenes Phöbusfragment stützte, das wohl andeutet, wie Kleist ursprünglich den Konflikt zu lösen gedachte. So hat Siegen vor allen Dingen den Kaiser weggeschafft, und Käthchen siegt allein durch sich selbst, durch die Kraft ihrer hingebenden Liebe, durch ihre holde keusche Jungfräulichkeit. Daher ist der fünfte Akt der interessanteste Teil dieser Neubearbeitung. Von ihm fehlen zunächst die beiden ersten Auftritte, also der Zweikampf zwischen dem Grafen Strahl und Theobald vor der kaiserlichen Burg zu Worms und der Monolog des Kaisers, durch den wir sicher erfahren, dafs er Käthchens Vater ist. Der Akt beginnt vielmehr (V, 1) mit einem Zusammentreffen des Burggrafen und des Rheingrafen im Schlofshof von Wetterstrahl. Beide sind von ihrem früheren Feinde zu Gast geladen worden. Auch er hat jetzt (namentlich IV, 2) den schändlichen Charakter Kunigundens erkannt. Er rüstet zur Hochzeit für eine andere Braut: ob die beiden Männer das wissen, erfahren wir freilich nicht. Im zweiten Auftritt, der mit einigen Zusätzen und Kürzungen dem dritten der Buchausgabe entspricht, bringt ihnen Flammberg die Kunde von dem Giftmordversuch. Nach ihrem Abgang tritt der Graf von Strahl von der anderen Seite mit Rosalie aus dem Pavillon, und es folgt als dritter Auftritt bei Siegen der fünfte der Buchausgabe. Man sieht, durch Weglassung des ziemlich überflüssigen vierten Auftrittes hat sich Siegen einen Scenenwechsel erspart. In V, 4 bringt uns seine Neubearbeitung den sechsten Auftritt Kleists, den Monolog 'Nun, du allmächt'ger Himmel'. Aber dieser Monolog ist von 10 auf 60 Verse erweitert; er berichtet uns namentlich den Inhalt der bei Siegen fehlenden Scenen IV, 4—8 und zeigt aufserdem viel schärfer als das Original, wie sich das Herz des stolzen Mannes dem Bürgerkind zugewandt hat. Doch ist der Monolog entschieden zu lang und in seiner breiten epischen Entfaltung unwahrscheinlich; freilich, auch Kleist hat uns den Vorgang im Bade nur episch berichten können, und er hat es

noch breiter gethan — aber in dramatisch belebtem Dialog! Die nunmehr folgenden Scenen 5—9 entsprechen im grofsen Ganzen den Auftritten 7—11 der Buchausgabe. Deren elfter Auftritt, in dem Käthchen zur Prinzessin von Schwaben erhoben wird, mufste natürlich fallen, doch ist an seiner Stelle als V, 9 eine überaus liebliche und bedeutsame Scene eingeschoben, in der die Liebe des Grafen Strahl über seinen Ahnenstolz siegt und ihm der alte Vater mit einfach schönem Wort sein Kind übergiebt. Mit Theobald zusammen ist er in die Höhle gekommen. Zum erstenmal nach dem schändlichen Anschlag Kunigundens sieht er das unschuldige, treue Kind wieder, und das Glücksgefühl, sie gerettet zu sehen, reifst sein stolzes Herz übermächtig hin. Der zehnte Auftritt (der zwölfte des Originals) ist von Siegen leider nicht geändert worden: noch immer wird uns das wundersüfse Liebesspiel durch den grausamen Schlufs vergällt, der den Charakter des Grafen in ein keineswegs schönes Licht rückt. Es mag schwer gewesen sein, den Anfang ohne dieses Ende beizubehalten, wenn die nächsten Scenen in der angegebenen Weise sich entwickeln sollten: aber ist es wirklich unmöglich? Vielleicht dürfen wir hoffen, dafs der feinsinnige Dichter hier noch einen Ausweg findet. Trotz mehrfacher Änderungen in den Personen und im Wortlaut, die teilweise durch frühere Änderungen bedingt sind, stimmen die nun folgenden beiden Auftritte der Neubearbeitung mit denen des Dramas überein. Einen zweiten Schritt zurück zum ursprünglichen Plane Kleists hat Siegen in der Zeichnung Kunigundens gethan. Es ist klar, dafs hier von Anfang an das Melusinenmotiv vorlag. Ein dämonisches Wasserungetüm sollte sie sein; ein kokettes und habgieriges, an Seele und Leib widerwärtiges Weib ist sie unter Kleists Händen geworden. Ich glaube aber, hier ist wenig mehr zu bessern. Auch Siegen hat den Schritt zurück nicht entschieden genug machen können. Bei ihm ist Kunigunde nach wie vor das widerwärtige Weib — nur dafs uns durch den grofsen Monolog des Grafen Strahl V, 4 die Ahnung kommt, sie könne möglicherweise den Körper einer Nixe haben. Mit dieser Ahnung oder Vermutung gewinnen wir aber nicht viel. Andererseits hätte eine stärkere Betonung des Melusinenmotivs so tiefgreifende Umänderungen im Ganzen bedingt, dafs die Freiheit, die mittelbar Kleist selber dem nachschaffenden Dichter gegeben hat, über alle Schranken gegangen wäre und ihm sein Werk völlig entrissen hätte. Seien wir froh, dafs wenigstens das Karikaturenhafte dieses Charakters etwas gemildert wurde. — Mit derselben pietätvollen Mäfsigung hat Siegen auch den mystischen Untergrund beibehalten, auf dem Kleist trotz Tiecks Abmahnung das Drama aufgebaut hat. Das sind eben Dinge, die nicht mehr zu ändern sind.

Die Zahl der Personen, die im Stücke auftreten, ist auf die Hälfte vermindert. Wie viel dadurch gebessert wurde, ist bei der Skizzenhaftigkeit, mit der Kleist alle Personen aufser dem Grafen, Käthchen und Kunigunden behandelt hat, wohl jedem einleuchtend; und die gröfsere Einfachheit und Rundung, die zugleich in das Stück kam, ist doch auch ein hoher Gewinn. Eine eingehende Würdigung kann Siegens Werk an

dieser Stelle nicht erfahren. Nur eins möge noch hervorgehoben werden: das ist die zugleich feinsinnige und liebevolle Art, mit welcher Siegen an den Wortlaut des Dramas seine bessernde Hand legt oder ihn durch eigene dichterische Zusätze unterbricht und fortführt. Dafs ihm auch manche Wendung dabei mifslungen ist (namentlich, wo er reimende Verse bringen will), soll deshalb keineswegs geläugnet werden. — So dürfen wir, alles in allem genommen, mit dankbarer Anerkennung Siegens That begrüfsen, die einem schönen Edelsteine deutscher Poesie eine neue würdige Fassung giebt.

Berlin. Fr. Speyer.

Franz Grillparzer. Sein Leben und Schaffen. Mit Porträt und Faksimile. Im Hinblick auf den 100. Geburtstag des Dichters von Richard Mahrenholtz. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1890.

Über die erste Aufführung der 'Ahnfrau' in Berlin im März 1818 und über die fünfte der 'Sappho' im August desselben Jahres ebenda spricht Solger (Nachlafs I, 636 und 663) eine vernichtende Kritik aus, die, von Tieck und Menzel bestätigt, für Grillparzers Dichterlaufbahn verhängnisvoll wird. Gervinus urteilt womöglich noch härter, gerechter verfährt erst Julian Schmidt. Auch Heinrich Kurz gesteht einzelnen dramatischen Partien eine höhere Vollendung zu. Lobend urteilen Karl Barthel und namentlich Gottschall, dessen Kritik im ersten Bande der Deutschen Nationallitteratur den Vorzügen und den Schwächen des Dichters in wohlerwogener Erteilung von Beifall und Tadel gerecht wird. Anerkennung wird dem Dramatiker von Kuh und Laube; auch Scherer verhält sich anerkennend trotz seiner kritischen Ausstellungen an dem dramatischen Schaffen des Dichters. Die jüngsten Beurteiler, Bulthaupt im dritten Bande der Dramaturgie des Schauspiels und Volkelt, der Grillparzer als Dichter des Tragischen bespricht (vgl. Hölscher, Archiv LXXXII, S. 359—60), kargen nicht mit reichlicher Anerkennung des so lange verurteilten Dichters der 'Ahnfrau'. Der Enthusiasmus für denselben steigert sich, je mehr der unmittelbare Zusammenhang mit seinem persönlichen Leben und Wirken schwindet. Dabei ist Grillparzer nicht ein Liebling der breiteren Massen; für die augenblickliche Gegenwart ist er noch unmoderner geworden als für seine eigene Zeit. Um so mehr bleibt es die Aufgabe der kritischen Forschung, durch rechte wissenschaftliche Beurteilung und tüchtige scenische Darstellung die Wertschätzung zu erhalten und zu fördern. Es ist daher eine dankenswerte Arbeit, die von Solger und Müllner bis zu Volkelt und Sauer sehr voneinander abweichenden Kritiken wieder zu prüfen, das Zuviel und Zuwenig von Lob und Tadel auf das richtige Mafs zu beschränken. Für die bevorstehende Säkularfeier eine kurze kompendiöse Darstellung vom Leben und Wirken des Dichters zu geben, die im Gesamturteil dem Werte desselben gerecht wird und sich streng an die geschichtliche Forschung und an die Selbstkritik

Grillparzers anlehnt, unternahm Richard Mahrenholtz in dem uns vorliegenden Werkchen von 199 Seiten 8, denen ein kurzes Vorwort vorangeht.

Der geschätzte Beurteiler Voltaires und Jean Jacques' versteht es auch in dieser Schrift, durch verständnisvolle, selbständige Kritik der dichterischen Thätigkeit Grillparzers zum Studium seiner Werke anzuregen, indem er zwischen den gehässigen Äufserungen der früheren und den zum Teil panegyrischen der gegenwärtigen Kunstrichter die rechte Mitte zu finden weifs, ohne sich einer Konnivenz gegen die augenblicklich wohlwollende Richtung der Urteile noch einer unmotivierten Übergehung der früheren Verurteiler schuldig zu machen. Der Herr Verfasser erfüllt unter fortwährender Benutzung der Selbstkritik Grillparzers die Aufgabe, seine dichterische Wirksamkeit aus der Eigenart seiner Begabung, aus seinem Charakter und seinen Schicksalen im Rahmen seiner Zeit zu entwickeln, dabei seine Eigenheiten, z. B. seine unwandelbar österreichische Gesinnung richtig zu würdigen und dadurch in Deutschland zur tieferen Wertschätzung des Dichters beizutragen. Schon aus diesem gewifs löblichen Grunde hinterläfst die Lektüre des Werkchens den wohlthuenden Eindruck treu historischer Beurteilung, ohne die peinliche Empfindung, dafs der Verfasser nur ein übriges gethan habe, um dem zum 100. Geburtstag schon so wie so vorhandenen Enthusiasmus genug zu thun. Das Buch von Mahrenholtz ist nicht in diesem Sinne blofse Jubiläumsschrift, sondern es bietet eine Fülle von Belehrung im einzelnen, die mit fleifsiger Sorgfalt aus den Aufzeichnungen des Dichters und eigener Beurteilung zusammengetragen ist. Freilich ist der versiegelte Nachlafs Grillparzers und nahestehender Angehöriger noch unbenutzt, aber mit Recht hält der Verfasser das in der sechzehnbändigen Ausgabe von Cotta, Stuttgart 1887, gebotene Material für ausreichend 'zur Grundlage einer biographischen Darstellung'. Dieselbe umfafst zehn Abschnitte, die sich im allgemeinen an die Aufzeichnungen des Dichters anlehnen; ein elfter zählt die Freunde und Freundinnen auf, die Grillparzer persönlich gekannt und ihren Umgang mit ihm geschildert haben, und giebt eine Übersicht über die Beurteiler des Dichters bis in die Gegenwart. Alles Wesentliche erscheint sonach in den vorangehenden zehn Abschnitten, von denen wiederum die acht früheren den Entwickelungsgang und die Hauptdichtungen in zusammenhängender Reihenfolge besprechen. Die zehnjährige Zurückgezogenheit des Dichters, der 1838—48 nur seinen künstlerischen Studien lebt, rechtfertigt die besondere Anlage der Abschnitte 9 und 10, 'Ausführliche Besprechung von Grillparzers Ansichten über Kunst, Litteratur und Wissenschaft' und 'Das Jahr 1848 und die Ehrentage des Alters'. Es bleiben demnach die Abschnitte 1—8 zu besprechen.

In den zahlreichen dramatischen Entwürfen, die neben lyrischen Versuchen schon den Jüngling beschäftigen, zeigt sich bildender Einfluſs von Schiller, Shakspere, Molière. Selbständige Bahnen betritt der Dichter erst in der 'Ahnfrau' und in der 'Sappho', die eingehend untersucht werden.

Bei der 'Ahnfrau' werden von der Kritik meist die mildernden Um-

stände unberücksichtigt gelassen, die für die Bestimmung des Mafsstabes der Beurteilung von nicht zu unterschätzendem Werte sind. Schillers 'Räuber' und die vom Vater des Dichters früh geförderte Lektüre von Gespenster- und Ritterromanen lassen Grillparzer in dem Grafensohn Jaromir einen edlen Helden im Abällinomantel erfinden, der durch eine Kette von Zufälligkeiten zum unwissentlichen Vollstrecker einer vergeltenden Schicksalsrache wird. Der junge Dichter verfällt dem tragischen Pessimismus bei dem ersten Stück, das er für die Bühne schreibt. Wenn er an demselben seit 1813 arbeitet, so kam ihm die Anregung zur Behandlung eines solchen Stoffes wahrscheinlich auch aus der düsteren Stimmung über seine unglücklichen häuslichen Verhältnisse: es drängte ihn, seine Familiengeschichte, wie er sie mitdurchlebt, dramatisch zu gestalten. Das kalte Verhältnis zu seinem Vater, den er im Alter von 18 Jahren verlor, ohne ihn recht geliebt zu haben, der Besorgnis erregende Gemütszustand der Mutter, der Kampf um die Existenz, in dem er den kürzeren zieht, bilden ihm einen eigenen, erfahrungsmäfsig gewonnenen Begriff des Tragischen, den Sieg der Notwendigkeit über die Willensfreiheit, der für sein ganzes Dichten entscheidend wird. 'Denn der Sieg der Freiheit und die damit verbundene Erhebung des Geistes ist untragisch' ('Über die Bedeutung des Tragischen', 1825). Das Studium von Shaksperes 'Macbeth' und Calderons 'Andacht zum Kreuz' bestärken ihn in dieser Ansicht. Mit richtigem Blick erkennt der Dramaturg Schreyvogel, dafs ein Räuberstoff, mit dramatischem Geschick in pathetischer Sprache behandelt, die er beide an Grillparzer erkennt, sein Publikum fesseln mufs, dem seit langer Zeit Räuber- und Ritterromane geläufig waren; hatten doch Vulpius, Zschokke, Heinse, Chr. H. Schmid und deren Nachtreter die Bibliotheken damit in den letzten Jahrzehnten förmlich überschwemmt. Zudem war Müllners 'Schuld' zu Anfang 1813 mit ganz aufserordentlichem Erfolg gegeben worden, die Schicksalstragödie war in der Mode. Daher veranlafst der erfahrene Bühnenleiter den jungen Anfänger, dem Publikum entgegenzukommen, indem er dem Schicksalsgedanken eine breitere Ausführung einräumt und dadurch für den Augenblick einen grofsen Erfolg, für die Zukunft die härteste Verurteilung zu erlangen, die den Dichter verfolgt, 'wie die Nemesis das Geschlecht der Borotin'. Was ergiebt sich aus dieser Beobachtung? Dafs Grillparzers dramatische Absicht in der 'Ahnfrau' mit dem kruden Schicksal bei Müllner, Houwald, Werner nichts gemein hat, wie er es auch selbst ausspricht (Selbstbiographie S. 70 unten); ebenso bestimmt präcisiert er seinen Standpunkt gegen Schiller (a. a. O. S. 72) mit der ausdrücklichen Wahrung, 'dafs ein Trauerspiel, so traurig es sein mag, doch immer auch ein Spiel bleibt'. Freilich kann trotzdem der Vergleich der sittlichen Freiheit, wie sie der kantische Denker Schiller in der Braut von Messina darstellt, mit Grillparzers pessimistischem Siege der Notwendigkeit über die Willensfreiheit nur zur Verurteilung des letzteren führen, wobei es gleichgültig bleibt, wie viel Schreyvogel an der Rolle der Ahnfrau selbst geändert wünschte. Sobald diese nicht als Vermenschlichung

des Schicksalsglaubens, sondern als mithandelnder Faktor in der dramatischen Entwickelung gedacht wurde, qualifizierte sich das Stück im Gegensatz zu Schiller als Schicksalstragödie in der Art von Werner und Müllner, obgleich es durch seine dichterische Kraft, durch eine glänzende Rhetorik, durch den melodischen Fluſs der Verse und namentlich durch die kunstgerechte Steigerung der tragischen Momente von Akt zu Akt weit über jenen steht, einen talentvollen, wirklichen Dichter bekundet.

Zur 'Ahnfrau' möchte der Referent folgende Bemerkungen machen. S. 20. Bei der Besprechung des antiken Fatums bleibt dem Verfasser 'in der vollendetsten Dichtung des gröfsten hellenischen Dramatikers, in der Ödipustrilogie, ein Miſsverhältnis zwischen Schuld und Strafe, zwischen That und Schicksal übrig; nur mit einem unbefriedigten Miſsbehagen könne die geläuterte Humanität den Thebanerbeherrscher und seine unglückliche Tochter leiden sehen'. Dies Miſsbehagen wird bestimmt durch den Grad der Schuld, die wir bei Ödipus finden. Richtig sagt Solger, Erwin II: 'Die Unschuld des Ödipus gilt für nichts vor den Naturgesetzen, die ihn vernichten, und wiederum führt ihn die Übertretung dieser Gesetze zur wunderbaren Verklärung.' Darin ist der Unterschied zwischen antiker und moderner Auffassung der tragischen Schuld passend angedeutet: er liegt wesentlich im sittlichen Bewuſstsein; aus der gröfseren oder geringeren Feinfühligkeit desselben ergiebt sich der Schuldbegriff des Individuums, der nach der Entwickelung und Begabung der Geister sehr verschieden wird, ohne daſs darum die Vereinigung der Ansichten zu einem Familien-, Stammes- oder Volksbewuſstsein, dem der Dichter Ausdruck giebt, unmöglich wird. Da nun dieses wiederum in jedem Zeitalter unter sehr verschiedenen Einflüssen wird oder geworden ist, so ergiebt sich mit Notwendigkeit, daſs wir z. B. Sophokles nicht nach unseren modernen Vorstellungen von Schuld auslegen dürfen, die sich mit den seinigen nicht decken, sondern nach denen, die ihm und dem Volksbewuſstsein seiner Zeit zukommen. Daher das Residuum von Miſsbehagen, das dem modernen Beobachter bloſs des 'Königs Ödipus' wohl kommen kann, nicht kommen muſs, wie es dem antiken nicht gekommen ist. Auch A. W. Schlegel (Vorlesungen über dramatische Kunst I, S. 119) meint, 'der Zuschauer werde mit dem herben Schluſs insoweit ausgesöhnt, daſs das Gefühl nicht bis zur entschiedenen Empörung gegen ein so grausames Schicksal kommt'. Nehmen wir aber, wie es der Verfasser thut, einen trilogischen Zusammenhang der beiden Ödipus an, denn für Sophokles ist die Notwendigkeit eines solchen nicht erwiesen, so wird auch bei dem modernen Zuschauer das Miſsbehagen schlieſslich dem Gefühle der reinsten Genugthuung Platz machen, wenn wir erfahren, daſs noch die Gebeine des Verfluchten zahllosen Geschlechtern der Zukunft Heil und Segen bringen.

S. 21 kann ebensowenig von der 'Braut von Messina' behauptet werden: 'Ein Fehlgriff war es nur, daſs auch der Meister der deutschen Dramatik kleinliche Zufälligkeiten, mystische Deutungen zu Hebeln der dramatischen Verwickelung machte.' ... Richtig sagt Hoffmeister, Schiller

V, S. 78: 'Im Unbestimmten und Geheimen liegt das Verhängnis.' In der antiken Vorstellung sind die Erinyen die Töchter der Nacht, die im Verborgenen ihre dunklen Netze spinnen (am vollständigsten Äsch. Eum. 320—96, ed. Dindorf). Im modernen Stück konnte der Dichter dies Moment nur in die freie Willensentscheidung der Hauptpersonen verlegen, indem er sie ihrem Wesen und Charakter angemessen ihre Begegnisse geheim halten läfst; gerade da zeigt sich Schillers tragische Technik am vollkommensten. Die 'Zufälligkeiten' scheinen an sich für die einzelnen Personen nicht von tieferer, tragischer Bedeutung zu sein, darum können sie verschwiegen werden; aber sie werden von entscheidender Bedeutung im Gange der Handlung, einmal als zu Tage tretende Wahrzeichen der von Anfang an im stillen wirkenden Nemesis, und zweitens als tragische Momente in der Vorbereitung der Katastrophe. Darum kann man sie nicht als 'kleinlich' verurteilen. Zu vergleichen z. B. Richard Wegener in den 'Aufsätzen zur Litteratur I', Ludwig Bellermann in den 'Beiträgen zur Erklärung von Schillers Dramen'.

Wenn der Verfasser in Grillparzers Geiste so, wie die beiden vorstehenden Proben zeigen, über Sophokles und Schiller urteilt, um den Weg zur 'Ahnfrau' zu finden, so kann er in der Erfindung von 'Zufälligkeiten' wohl Schillers Einfluſs, auch die äufsere Nachbildung seiner Technik erweisen, weiter aber nichts. Neben der 'Ahnfrau' und Werner, Müllner, Houwald von einer 'Schicksalstragödie' Schillers zu sprechen, wie es S. 22 und 25 geschieht, empfiehlt sich darum nicht, weil es zu irrigen Ansichten verleiten kann. Im Verhältnis zu den Greuelstücken jener Dichter gilt von der 'Braut', was Schiller an Goethe am 2. Oktober 1797 über den 'Ödipus' schreibt: 'Ich fürchte, er ist seine eigene Gattung, und es giebt keine zweite Speciés davon.'

Es folgt im dritten Abschnitt die Besprechung der 'Sappho', die für eine Würdigung von Grillparzers dichterischer Begabung am besten geeignet ist, weil sie ganz aus seiner eigenen Erfindung hervorgegangen ist und seine Art am deutlichsten erkennen läfst. Der Dichter zeigt sich als Meister in der Schilderung des Frauenherzens, freilich nur des duldenden und der rauhen Notwendigkeit erliegenden. Deshalb legt der von K. Goedeke, Grundrifs III, S. 386, angestellte Vergleich mit Goethes 'Tasso' gerade die Einseitigkeit von Grillparzers dramatischer Auffassung an den Tag. Und, wenn Volkelt behauptet, 'Sappho führe recht scharf und besser als Tasso den Widerstreit zwischen ideal-strebender Kunst und naiv genieſsendem Leben vor, der principielle Gegensatz sei bei Grillparzer bedeutungsvoller gestaltet als bei Goethe', so wird diese Hochschätzung nur begreiflich in Ansehung der trefflichen Zeichnung der Heldin, die aber doch nur eine Art von Charakteren darstellt und trotz ihrer Schönheit im einzelnen an die universelle Bedeutung des 'Tasso' nicht heranreicht. Von einem Konflikt zwischen der harten Wirklichkeit und dem weichen Traumleben, wie er zwischen Antonio und Tasso ausgekämpft wird, ist hier noch nicht die Rede; eine Versöhnung der Gegensätze zwischen Phaon und Sappho ist unmöglich, die Trennung unab-

weislich. Darum wendet sich das dramatische Interesse allein der Heldin zu, deren ergreifende Geschichte uns der Dichter meisterhaft vorträgt. So entsteht ein vorzügliches Porträt einer nicht zahlreichen Species, von der Julian Schmidt II, S. 428 richtig sagt, 'sie eigne sich mehr für einen Roman als für ein Drama'. Um so mehr verdient Grillparzers dramatische Kunstfertigkeit Anerkennung.

S. 44—45. Zur Frage über die tragische Schuld in der 'Sappho' möchte der Referent folgendes bemerken. Selbstbiographie S. 76 erzählt Grillparzer: 'Höchstens meinten einige, das Stück sei nicht griechisch genug, was mir sehr recht war, da ich nicht für Griechen, sondern für Deutsche schrieb.' Danach weist Goedeke den Vorwurf, dafs es nicht im Charakter der antiken Welt gehalten sei, zurück, indem er behauptet, Grillparzer habe die antike Welt anders aufgefafst, als diese oder jene beliebige Einbildung darüber gutheifsen könne. Jul. Schmidt meint dagegen II, 427, dafs der Gegenstand nicht dem Kreise der griechischen Dramatik angehöre; ähnlich Scherer S. 697, Sappho erinnere an eine moderne Schauspielerin oder Sängerin. Dies ist richtig, ohne der Meinung von Goedeke entgegenzustehen. Wir verdanken den Hellenen in der Poesie die naive Offenbarung des inneren Menschen. Darum sind in der 'Sappho' der Schauplatz Lesbos, die Olympischen Spiele, die als Sklavin gekaufte Melitta nur Staffage; aber wirklich antik ist das freimütige Eingeständnis des Wollens und Wünschens, wie es der Dichter im Inneren der menschlichen Empfindung erlauscht. Damit schildert er aber, wie A. Klaar, 'Das moderne Drama' S. 181, mit Recht ausführt, eine Entwickelung, von der die griechische Welt, in der wir uns die Kunst mit dem bürgerlichen Leben auf das innigste verwoben denken müssen, kaum eine Ahnung hatte. In dieser Idealwelt, die eine moderne wird, weil der Dichter in ihr sein subjektives Ideal von antiker Vollendung darstellt, nicht ein auf der Weiterbildung der streng historischen Überlieferung begründetes, erscheinen auch eigenartige Anschauungen von Recht und Schuld. Daher wird Sappho schuldig, gleichgültig ob durch den Zwiespalt ihrer eigenen Natur oder durch ihr Verhalten gegen die Liebenden; nur pafst ihre Schuld nicht in die antike Definition des Stagiriten.

Es erweist sich sonach in den ersten Tragödien Grillparzers dramatische Eigenart als eine Verbindung des Antiken mit dem Romantischen, einer Geistesrichtung, die er in den späteren Dichtungen konsequent weiter verfolgt mit der Modifikation, dafs er bei der Behandlung patriotischer Stoffe sein specifisches Österreichertum in den Vordergrund stellt. Die mit grofsem Geschick inscenierte Darstellung vornehmlich von weiblichen Charakteren, die Abneigung gegen die grofsen sittlichen Konflikte der Menschennatur, der Hang, den Helden die eigenen subjektiven Empfindungen zu geben, die Konzentrierung des dramatischen Interesses auf eine Person, die von vornherein sich des Handelns begiebt, kehren mit geringen Ausnahmen in allen folgenden Dramen wieder, von denen Abschnitt 4 die 'romantisch antiken', Abschnitt 5 die 'patriotischen' behandelt. Eine eingehende Besprechung derselben ist daher an dieser Stelle

entbehrlich, weil sie das Gesamturteil über seine dichterische Eigenart nicht wesentlich modifiziert. Wie sehr Grillparzers dichterisches Bewufstsein auf eine romantische Grundstimmung hindeutet, beweist eine nach 1837 aufgezeichnete Aufzählung 'dankbarer Probleme für den dramatischen Dichter', die der Verfasser S. 152 mit Recht citiert: 'Strafe der Unthat bis ins späteste Geschlecht. Wirkung von Elternfluch und Segen. Vorbedeutende Träume. Das Schicksal mit Vorauswissen und Vorausbestimmen gedacht. Die Gottheit leidenschaftlich. Eine von den natürlichen Folgen der That verschiedene Nemesis. Wahrsagung. Gespensterglaube. Specielle Erhörung des Gebetes. Glück und Unglück objektiv gedacht.'

Von der Reise nach Deutschland (Abschnitt 6) ohne Erfolg zurückgekehrt infolge der einseitigen Überschätzung seines engeren Vaterlandes und des starren Festhaltens an seinen österreichischen Ansichten, fafst Grillparzer für die Zukunft in der Heimat 'neue Hoffnungen' und erlebt neue 'Enttäuschungen' (Abschnitt 7), die ihn allmählich zum dichterischen Einsiedler machen (Abschnitt 8), bis die politischen Ereignisse den Halbvergessenen seinem Volke wieder in Erinnerung bringen.

Den Verehrern des Dichters und den Freunden einer leidenschaftslosen Beurteilung desselben sei die Arbeit des Herrn Mahrenholtz hiermit bestens empfohlen.

Berlin. George Carel.

Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Herausgegeben von Karl L. Leimbach, Lic. theol., Dr. phil., Direktor des Realgymnasiums und Gymnasiums zu Goslar. Vierter Band, dritte und letzte Lieferung. Kassel, Th. Kay, 1890.

Das vorliegende Heft umfafst die Dichternamen von Alexander Kaufmann (Schlufs) bis Arnold Kluckhuhn. An die Biographien und allgemeinen Charakteristiken knüpfen sich zunächst Inhaltsangaben gröfserer Werke, so der Epen und Dramen von Heinrich Keck, Franz Keim, Hermann Kette und Hermann Kiehne. Über die lyrischen Gedichte Gottfried Kellers und die darin ausgesprochene realistisch-naturalistische Weltanschauung äufsert sich der Verfasser in einer ziemlich umfangreichen Kritik, der wir im ganzen durchaus beipflichten, obwohl sie an einigen Stellen etwas zu subjektiv gefärbt erscheint. Zum mindesten läfst sich darüber streiten, ob es in einem Sammelwerke wie das vorliegende nicht richtiger, wenn auch entsagungsvoller, gewesen wäre, sich mit der Kennzeichnung der Zeitströmung einerseits und des damit Übereinstimmenden und davon Abweichenden andererseits zu begnügen, statt, wie der Verfasser besonders in diesem Abschnitte thut, die eigenen Wünsche und Befürchtungen für die Zukunft, so berechtigt sie uns auch in vieler Hinsicht erscheinen, allzu deutlich durchblicken zu lassen.

Jedem Abschnitt fügt der Verfasser eine recht vollständige Bibliographie des Dichters an. Hierauf folgen die Proben aus den Dichtungen, die von sorgfältiger und geschickter Auswahl zeugen. Von dem grofsen

Fleifse, den der Verfasser seiner Arbeit widmet, sind auch die unter dem Texte befindlichen Anmerkungen, in denen teils Litterarisches (z. B. frühere Lesarten), teils Erläuterungen schwerer verständlicher Stellen geboten werden, ein deutlicher Beweis.

Es ist jedenfalls ein sehr dankenswertes Unternehmen, auch die neueren und neuesten Dichter ihrem Leben und ihren Werken nach dem gröfseren Publikum bekannt machen zu wollen. Ein Blick in das vorliegende Werk kann jeden, der an dem Fortgange der nationalen schönen Litteratur Interesse nimmt, sofort überzeugen, wie viel Gutes und Lesenswertes auf allen Gebieten der Dichtkunst noch fortwährend geschaffen wird. Die Vorstellung, als wenn die deutsche Poesie seit der grofsen Epoche und ihren Nachklängen sich verflacht und gleichsam im Sande verlaufen habe, wie man beim Anblick mancher moderner Machwerke, besonders lyrischer und dramatischer Gattung, allerdings glauben könnte, wird hier gründlich widerlegt. Die Art, wie der Verfasser den einzelnen Autoren gerecht zu werden sich bemüht und die Aufmerksamkeit des Lesers auf die bedeutendsten Erscheinungen zu lenken weifs, verdient jede Anerkennung.

Ohne uns zu dem Wahrspruche zu versteigen, dafs 'das Buch in keiner gebildeten Familie fehlen sollte' — womit wir uns von dem Verfasser nach seinen Auslassungen in der Einleitung des vierten Bandes keinen Dank verdienen würden —, stimmen wir doch in den Wunsch gern mit ein, dafs das Werk eine möglichst weite Verbreitung finden möchte.

Berlin. Fr. Bachmann.

Is English a German Language? By Prof. Dr. George Stephens. London, Wm. Allen & Storr, 1890. 23 S. 8.

Indem der namentlich durch seine Runenforschungen bekannte Verfasser die Frage *Is English a German Language?* verneint, tritt er nicht etwa der in England weitverbreiteten Einbildung entgegen, dafs das Englische vom Hochdeutschen stamme (vgl. Archiv LXXXV, 335 f.), sondern er bestreitet die jetzt allgemein zu den sichersten Lehrsätzen der Sprachwissenschaft gerechnete Annahme, dafs das Englische mit dem Friesischen, Niederdeutschen, Niederländischen und Hochdeutschen die Gruppe der westgermanischen Sprachen bilde, und behauptet im Gegensatz hierzu, dafs das Englische mit den skandinavischen Mundarten aufs engste verwandt sei. Die Ansicht, die Stephens bekämpft, hat nach seiner Darstellung S. 14 Anm. Rask im Jahre 1830 ausgesprochen. Stephens dachte wohl an Thorpes in diesem Jahre erschienene englische Übersetzung von Rasks *Angelsaksisk Sproglære,* die aber bereits in ihrer 1817 veröffentlichten Originalfassung auf S. 32 den Satz enthält: *Ligesom Angelsaksisken ... paa den ene Side skiller sig tydelig fra Dansk og de andre skandinaviske Sprog; saa slutter den sig derimod paa den anden Side tæt til de germaniske.* Unter den von Rask zur Stütze seiner Behauptung angeführten Gründen bezeichnet Stephens S. 14 drei als *the really important* und sucht

sie auf den folgenden Seiten zu widerlegen. Diese drei Gründe sind 1) der suffigierte Artikel, 2) der Abfall des *-n* im Infinitiv, 3) das Mediopassivum auf *-s* in den skandinavischen Sprachen. Ebensowenig wie diese Erscheinungen uns abhalten können, das Skandinavische und das Gotische zu der Gruppe der ostgermanischen Sprachen zusammenzufassen, sind sie im stande, die Unrichtigkeit von Stephens' Ansicht darzuthun. Die Ausführungen des Verfassers enthalten freilich manches Seltsame. Ich will nur eine seiner Expektorationen hersetzen und zwar unter Beibehaltung der zum Teil individuellen Orthographie. S. 15 heifst es: *Unhappily this theory, that the Prefixt Article stampt the land* [nämlich Jütland] *as German, was not only scientifically false but politically disastrous. It was taken up by the German philologer Jacob Grimm, who hounded on the German Professors and Schoolmasters; Jutland was claimed as German because it had this Article; Prussia made use of the cry for its own perfidious purposes against its weak neighbor, and by force and fraud deprived Denmark not only of German Holstein, but also of the old Danish folkland Slesvig, and there it now extirpates the Danish tung with fire and sword.* Das mag ja wohl manchen unter Stephens' Kopenhagener Zuhörern (sein Schriftchen giebt einen populären Vortrag wieder) ganz besonders gefallen haben. Wenn aber der Verfasser über Preufsen so denkt, begreift man auch, dafs er seine Muttersprache von der Sprache des von ihm so gebrandmarkten Landes möglichst weit wegrücken möchte. Aber er hätte sich dann doch nicht mit einer Widerlegung der veralteten Gründe Rasks begnügen sollen, sondern hätte, was ich freilich für unmöglich halte, zeigen müssen, dafs auch alles, was z. B. Heinrich Zimmer in der Zeitschrift für deutsches Altertum XIX, 393 ff. zum Erweise der ursprünglichen Einheit der westgermanischen Sprachen vorgebracht hat, nicht stichhaltig sei. Und auch so wäre seine Aufgabe noch nicht erfüllt gewesen; denn er hätte dann noch den positiven Beweis führen müssen, dafs das Englische Eigentümlichkeiten mit dem Skandinavischen teile, die sich nur aus der engsten Verwandtschaft dieser Sprachen erklären. Hierzu hat Stephens gar keinen Anlauf genommen: er hat nicht einmal die von Johannes Schmidt, Zur Geschichte des indogerm. Vokalismus II, 452 f., hervorgehobenen Übereinstimmungen in der ae. und altn. Lautlehre (vgl. darüber auch Zimmer a. a. O. 395 ff.) ins Treffen geführt. J. Z.

Gottfried Ebeners Englisches Lesebuch für Schulen und Erziehungsanstalten. In drei Stufen. Neu bearbeitet von Dr. phil. Karl Morgenstern, Lehrer an der höheren Töchterschule und dem Lehrerinnen-Seminar zu Hannover. Erste Stufe. Mit einem Wörterverzeichnis. Sechste neu bearbeitete Auflage. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1891. XXXII, 125 (ohne Wörterbuch 79) S. 8. M. 1,75.

In Bezug auf Auswahl und Anordnung der Lesestücke hat diese neue Auflage nur wenige Änderungen erfahren. Für unsere Tertianer

ist das Buch der kindlichen Form und des kindlichen Inhalts wegen weniger geeignet als für Töchterschulen. Tierleben, Wetter, häusliche und ländliche Beschäftigungen, Fabeln, Dialoge, Gedichte und Erzählungen mit moralischer Pointe bilden den Hauptinhalt. Natürlich sind in dieser Fülle von Stoff auch viele für Tertianer interessante Stücke vorhanden. Aber ungeeignet erscheinen mir wegen ihrer lehrhaften Langeweile solche Stücke, wie sie in grofser Mehrheit vorhanden sind, auch noch im zweiten Teil, z. B. S. 34, Nr. 13 *Animals: 'All things that have life, and can move about from place to place, are called animals. They can feel, see, hear, smell and taste'* u. s. w. *'There are many sorts of animals: some have two feet, as man; some have four feet, as the horse; and there are some, as snakes, which have neither legs nor feet. Those which have four feet are often called beasts. Those which are covered with feathers, and have wings, are called birds';* u. s. w. Ich habe im neusprachlichen Unterricht nie Gelegenheit gehabt, solche Stücke, wie sie hier überwiegen, durchzunehmen oder durchnehmen zu hören, und glaube nach sonstigen Erfahrungen, dafs es schwer ist, eine Klasse mit diesen abstrakten Klassifikationen zu fesseln — sie gehören in den deutschen oder naturwissenschaftlichen Unterricht. Der fremdsprachliche Unterricht mufs vor allem inhaltlich interessant sein. Aber gerne gestehe ich, dafs mir in Bezug auf den Unterricht mit einem Buche, wie dem vorliegenden, die Erfahrung fehlt, die allein ein mafsgebendes Urteil begründen kann. Aus Erfahrung aber weifs ich, dafs ein geschickter Lehrer auch den dürrsten Stoff belebt und mit dem langweiligsten Buch unterrichten kann. Und das langweiligste ist das vorliegende noch lange nicht. Es handelt sich hier nur darum, das Buch zu charakterisieren, und das citierte Stück schien mir dies zu thun. Von den 154 Nummern des Buches sind mehr als die Hälfte in derselben Art abgefafst, so gleich I, Nr. 1 *On God,* 3 *The Parts of the Body.* 4 *All the Things we can do.* 6 *The Dog.* 7 *The Cat.* 9 *The Hen.* 10 *The Cow* u. s. w. Aus einem anderen Teil des Buches II, Nr. 1 *My Family.* 3 *Houses.* 4 *Rooms of Houses.* 7 *Towns.* 9 *On Man.* 11 *The Human Body* u. s. w. Auch die Dialoge haben keinen anderen Inhalt, z. B. II, 15 *How many eyes have you? — I have two eyes. — Count them! — One eye and another eye are two eyes. — How many heads have you?* u. s. w.

Die Vorrede verheifst eine 'völlige Umarbeitung der Bemerkungen über die Aussprache', 'Einführung einer ganz neuen, umfangreicheren phonetischen Bezeichnung', und bemerkt dann später: 'Bei Umgestaltung und Bereicherung der Bemerkungen über die Aussprache habe ich mich mehrfach an die vortreffliche Abhandlung über das gleiche Thema von Dr. I. Schmidt in dessen Grammatik der englischen Sprache (Berlin 1889) angelehnt.'

Eine Vergleichung mit Schmidt lehrt, dafs Morgensterns Arbeit nicht als eine selbständige betrachtet werden kann, obwohl dies und jenes umgestellt und anders geordnet ist. Die Einführung 'ganz neuer Bezeichnungen' beschränkt sich auf Kleinigkeiten, wie ˇ für einige besondere

kurze Laute und ṣ für weiches *s*. Die 'Anlehnung' an Schmidt ist nicht 'mehrfach' vorhanden, sondern auch in den Beispielen fast durchgehend; sie ist oft so eng, dafs wörtliche Gleichlautung stattfindet. So z. B. Morgenstern S. XI, § 5: 'Die Veränderung (Trübung) des Vokallautes durch ein nachfolgendes, fast unhörbares *r* soll durch das Zeichen ˆ angedeutet werden. 1. *â* bedeutet, dafs durch die Endung *-re* das lange *ā* (eh) sich einem langen äh nähert: *cāre*. 2. *ē* bezeichnet die Annäherung des *ĕ* vor *r* an den *û*-Laut; *hêr, sêrvant, mêrcy;* denselben Laut hat *-îr*, so dafs *fîr* = *fēr*, also nicht ganz wie *fûr* zu sprechen ist, etwas trüber *Sir*.' Alles dies steht wörtlich so, bis auf die Zeichen, genau bei I. Schmidt schon in der dritten Auflage 1883, die mir zur Hand ist, und zwar S. 34, § 5.

So lange Plagiate aus Schmidt habe ich nun allerdings nicht wieder in dem Abrisse gefunden, wohl aber kürzere, wie S. XIV, § 16 drei Zeilen fast wörtlich nach Schmidt § 22, 1. § 34 desgleichen nach Schmidt § 47; § 35. 36. 37, 1 nach Schmidt § 48, 49 und 51; § 62 nach Schmidt § 70; § 69 nach Schmidt § 74, u. s. w. — Ganz gewifs ist es unmöglich, dafs einzelne Ausnahmen zu einer Regel in einer neuen Grammatik anders lauten als in einer alten, wenn beide Richtiges enthalten sollen, dafs aber Sätze, wie die oben citierten, in solcher Wörtlichkeit herübergenommen werden, ist ohne direkte Quellenangabe nicht erlaubt. Eine Vergleichung der Ausgabe von 1889 der Schmidtschen Grammatik würde vielleicht noch mehr ergeben; ich will aber meine Zeit damit nicht vergeuden. Nicht nur die angeführten Stellen, auch der ganze Tenor der Arbeit, die bis in die einzelnen Beispiele herab auf Schmidt beruht, machen diese Einleitung zu einer unselbständigen.

Berlin. W. Mangold.

J. Bube, Erstes englisches Lesebuch. Eine Auswahl von Prosastücken und Gedichten nebst Wörterverzeichnis für den Schul- und Privatgebrauch. Stuttgart, Paul Neff, 1890. VII, 255 S. 8.

Der Verfasser gehört der neueren Richtung an, welche die Lektüre in den Mittelpunkt des Unterrichts stellt, und bietet für die beiden ersten Unterrichtsjahre Lesestoffe dar, die in der That 'leicht und zugleich anziehend genug sind, um bei Anfängern Lust und Freudigkeit zu wecken', mehr noch bei Anfängerinnen; denn für Töchterschulen scheint mir das Buch gemeint zu sein, und für solche halte ich auch die Auswahl für sehr geeignet. Für Real-Untertertia sind die Stoffe vielfach zu kindlich, insbesondere viele von den *Stories and Sketches* des zweiten Abschnitts: 1. *The Little Girl and the Chickens* (Hans Andersen). 2. *The Cat on the Dovrefell* (Dasent, *Tales from the Horse*). 3. *By and by.* 4. *Changing Babies.* 5. *Well done and ill paid.* 9. *Ocean Pearl.* 14. *The two Doves (Amplified from Lafontaine).* Damit soll nicht gesagt sein, dafs nicht für Knaben hinreichend interessanter Stoff vorhanden ist; denn das Lesebuch

enthält (ohne Vokabular) 174 Seiten klein Oktav in breitem schönem Druck. In der ersten Abteilung *Easy Reading Lessons, Anecdotes and Fables* finden wir neben einigen bekannten auch einige weniger bekannte Geschichten, neben einigen faden auch eine grofse Reihe hübscher Anekdoten. In der zweiten Abteilung sind neben den erwähnten kindlichen auch männliche Erzählungen, wie die von John Maynard, der zur Rettung der Passagiere sich am Steuerruder verbrennen läfst, die vom *Bishop and his Birds,* dem lernbegierigen Krammetsvögelfänger, der schliefslich Bischof wird, die bekannte *Story of the Broken Flower-Pot* aus Bulwers *Caxtons.* Die dritte Abteilung enthält *Stories from English History,* meist aus Dickens; die vierte ist der Poesie geweiht; hier ist das kindliche und weibliche Element wieder bevorzugt: 1. *Spring.* 2. *Daisy Time.* 3. *Rhymes Easy and Small For the Youngest of All.* 5. *The Sad Robin.* 7. *Riddles.* 7. *The Cuckoo.* 9. *May Day.* 10. *Learning to fly.* 11. *The Sparrow.* 12. *The Ladybird.* 15. *Lady Moon* u. s. w., entschieden in der gröfseren Mehrzahl der (48) Nummern. Es soll nicht vergessen werden, dafs in der zweiten Abteilung auch einiges Naturwissenschaftliche berücksichtigt ist, wenn auch wenig, im ganzen drei bis vier Stücke: *Sugar (The Trade of Great Britain), Coal, Telegraphy.*

Für die Aussprachebezeichnung hat der Verfasser das Walkersche System zu Grunde gelegt mit einer Änderung (ə für dumpfen Laut in unbetonten Silben), so dafs also die grofse Zahl der verschiedenen Systeme wieder um eins bereichert ist: dieser Individualismus in den Lautsystemen — für jedes neue Buch ein neues — wird geradezu zur Kalamität. Doch ist die Lautbezeichnung in dem Wörterbuch hier ja nur Nebensache.

Seiner vielfach hübschen Auswahl und des schönen Druckes wegen kann ich das Buch für Töchterschulen empfehlen.

Berlin. W. Mangold.

Otto Wendt, Rektor, Englische Briefschule. Systematische Anleitung zur selbständigen Abfassung englischer Briefe. Für den Unterrichtsgebrauch herausgegeben. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1891. VI, 136 S. 8. M. 1,50.

Das Englische dieses Buches ist so mangelhaft, dafs ein näheres Eingehen auf die Briefschule sich nicht verlohnt. Zum Beweise einige Proben aus den ersten englischen Seiten 7—11. S. 7 wird 'Briefmuster zur Anschauung' übersetzt *Models of Letters for Intuition,* ein unmöglicher Gebrauch letzteren Wortes. — S. 8 unterschreibt sich einer *your worthy friend. — has allowed me make choice* statt *to make* kann Druckfehler sein, da solche sehr zahlreich sind. — *I hope you will be able to make one of the society* statt *party.* — S. 9 oben *as I want of you to give me advice, how ...* statt *I want you ... advice as to how. — I have some new plays* statt *games.* — S. 10 *You know, we cannot play so well, if you want us* statt *without you. — Many salutations of* statt *kind regards*

from. — *He is very glad and rejoiced,* völlig unenglisch. — *I may heartily congratulate you, also enjoy myself* statt *and.* — S. 11 *May you suppose* (!) *what I am doing whilst* (!!) *these tristful winter-months?* statt *Can you imagine ... during ...* — *None of us thinks much of running through the snowy plain.* Nach dem unausgeführten vorhergehenden Thema will der Verfasser das Gegenteil sagen, nämlich *He cannot run a mile or two through the deep snow;* er scheint die Bedeutung obiger Worte nicht zu kennen: 'keiner von uns bedenkt sich lange' u. s. w. — Diese Sammlung der gröbsten Fehler von den fünf ersten Seiten überhebt mich wohl weiteren Eingehens. Ich kann vor dem Buch nur warnen.

Berlin. W. Mangold.

Über die Erscheinung des 'Geistes' im Hamlet. Von Dr. Erwin Heuse. Elberfeld, A. Martini & Grüttefien, 1890. 20 S. 8.

Der Verfasser behandelt zwei Hamletstellen, 'welche bisher sehr rätselhaft erschienen und ... sowohl in der Deutung, wie im Spiel stets verfehlt wurden' (S. 4). Die erste ist I, 5, 137 ff., die nach des Verfassers Ansicht aufzufassen ist 'als eine Beschwörung des Geistes von seiten Hamlets, ausgeführt in der Absicht, festzustellen, ob die Erscheinung, welche er soeben gehabt, die eines guten oder bösen Geistes gewesen sei' (S. 8), indem er annimmt, dafs nach dem Glauben der Shakspereschen Zeit ein guter Geist seinen Platz verändern kann, der böse dagegen an einen bestimmten beschränkten Ort gebannt ist (S. 10). Aber eine solche Annahme ist gänzlich aus der Luft gegriffen, und, was gegen die von ihm versuchte Erklärung spricht, wird vom Verfasser zu schnell beiseite geschoben. Dagegen ist ihm beizustimmen, wenn er S. 18 geltend macht, dafs III, 4, 103 ff. die Königin ihre Augen nach derselben Richtung halten mufs, wie Hamlet, wenn sie auch nicht, wie dieser, den Geist hört und sieht. J. Z.

Shaksperes Macbeth nach der Folio von 1623 mit den Varianten der anderen Folios herausgegeben von Albrecht Wagner. Halle, Max Niemeyer, 1890. IV, 95 S. 8. M. 1,20.

In dem vorliegenden sauberen Heft ist ein weiteres Zeichen dafür freudig zu begrüfsen, dafs man sich für wissenschaftliche Zwecke bald nicht mehr mit dem modernisierten Texte Shaksperes begnügen wird. Da aber jetzt noch nicht einmal die Notwendigkeit von Ausgaben in der alten Schreibung unter den Gelehrten allgemein anerkannt ist, so darf man natürlich nicht erwarten, dafs über die beste Einrichtung derselben Einigkeit herrsche. Wagner hat zwischen den beiden möglichen Extremen etwa die Mitte gehalten. Er hat weder, wie z. B. Tycho Mommsen in seiner Ausgabe des Romeo, die Überlieferung mit allen ihren Fehlern abgedruckt, noch hat er sich derselben mit der Freiheit gegenübergestellt, die Stratmann und Elze in ihren Hamletausgaben gezeigt haben. Wagner

hat zunächst 'offenbare Fehler der Überlieferung' gebessert, dabei aber jede solche Abweichung verzeichnet. Er hat aber auch ferner die Interpunktion nach modernen Grundsätzen geregelt, ohne dies auf S. IV deutlich zu sagen; denn, wenn es hier heifst, dafs 'auf eine Wiedergabe der Interpunktionsvarianten verzichtet' sei, so könnte man danach meinen, dafs er nur die Abweichungen der späteren Folios von der ersten nicht angeführt habe. Nach meiner Ansicht sollte man auch die alte Zeichensetzung beibehalten, soweit sie nicht falsch ist; jedenfalls aber jede Abweichung von derselben, sofern sie in einer anderen Auffassung der fraglichen Stelle den Grund hat, anmerken. Und so kann ich es auch nicht richtig finden, dafs Wagner 'die gerade im Macbeth-Text sehr mangelhafte Verstrennung der alten Ausgaben ... stillschweigend gebessert' hat. Er hat sich dadurch die Erreichung des nach S. IV angestrebten Zieles, 'die Lesarten so genau wiederzugeben, dafs man sich jede der alten Ausgaben buchstabengetreu rekonstruieren kann', selbst für die erste Folio unmöglich gemacht. Nach meiner Meinung wäre die Angabe jeder Abweichung von Folio 1 in Bezug auf Verstrennung weit wichtiger gewesen, als die Aufzählung selbst der Sinnvarianten der späteren alten Drucke. Da jede spätere Folioausgabe von der zunächst vorhergehenden unter Hinzufügung immer neuer Fehler abgedruckt ist, kann bei Macbeth, von dem keine Quartausgabe vorhanden ist, nur die erste Folio die Grundlage der Textkritik sein. Die Abweichungen der späteren bieten nur dort ein Interesse, wo die erste Ausgabe einen Fehler zeigt, der beim Neudruck entdeckt worden ist und einen Besserungsversuch veranlafst hat. — Wagner hat die Zeilen seiner Ausgabe gezählt: ich wünschte aber, dafs er auch die Zählung der *Globe Edition* hinzugefügt hätte. — Einige Scenen des Wagnerschen Textes habe ich mit Stauntons Faksimile der ersten Folio verglichen und dabei, soweit Wagner genau sein wollte, nur sehr wenige Abweichungen gefunden: so S. 1 *Scœna* statt *Scœna,* V. 387 *but* statt *But,* V. 397 *then't wer* st. *then 'twer,* V. 406 *euen handed* st. *euen-handed* (vgl. die Fufsnote), V. 410 *then* st. *Then,* V. 417 *New-borne Babe* st. *New-borne-Babe.*

Nach S. III sollen diesem Bändchen später 'andere Stücke folgen, bei welchen neben den Folios auch die Quartos zur Benutzung heranzuziehen sind'. Wir wünschen dem dankenswerten Unternehmen einen guten Fortgang. J. Z.

Alas! A Novel. By Rhoda Broughton. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vols. 2688 and 2689). 287 und 287 S. kl. 8. M. 3,20.

Aus dem im Archiv LXXXV, 96 angedeuteten Grunde habe ich keines der früheren Werke der Miss Broughton gelesen: für *Alas!* aber kann ich mich jedenfalls nicht besonders erwärmen. Die Charaktere sind zwar nicht uninteressant, aber sie leiden zum Teil an Unwahrscheinlichkeit, und die ganze Geschichte ist mit geringem Geschick aufgebaut: dazu

kommt, dafs man stellenweise einen Baedeker für Italien und Algier vor sich zu haben glaubt. Es ist mir zweifelhaft, ob der Titel *Alas!* für eine Erzählung pafst, die damit schliefst, dafs James Burgoyne die längst geliebte Elizabeth Le Marchant weinend an sein Herz schliefst. Worauf bezieht sich das 'Ach!' der Verfasserin? Wohl nicht darauf, dafs Amelia Wilson mit Burgoyne acht Jahre lang verlobt ist und dann an den Folgen nicht rechtzeitig ausgezogener nasser Schuhe und Strümpfe sterben mufs, damit dieser seine Liebe zu Elizabeth nicht zu unterdrücken braucht; auch nicht darauf, dafs der von der Universität weggejagte William Byng von seiner Liebe zu Elizabeth durch ein Nervenfieber geheilt wird, in welches er gefallen ist, da Elizabeth ihm ihr Geheimnis verriet; sondern jedenfalls auf dies Geheimnis selbst, das glücklicherweise nicht so schrecklich ist, wie man nach den anfänglichen Andeutungen der Verfasserin fürchtet, sondern nur darin besteht, dafs Elizabeth, leicht bestimmbar, wie sie stets war, vor zehn Jahren mit einem ungarischen Maler durchgegangen ist, der vor Aufregung an einem Herzschlage starb, als die von ihnen in Aussicht genommene Trauung in London auf Schwierigkeiten stiefs. J. Z.

Looking Backward, 2000—1887. By Edward Bellamy. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2690). 286 S. kl. 8. M. 1,60.

Diese Utopie eines Amerikaners ist gleich nach dem Erscheinen der Originalausgabe durch Besprechungen in den Tagesblättern und durch deutsche Übersetzungen in so weiten Kreisen bekannt geworden, dafs wir uns hier mit dem blofsen Hinweis darauf begnügen können, dafs, wer das Werk in der Ursprache lesen will, es nun auch in der Tauchnitzschen Sammlung findet. J. Z.

Imperial Germany. A Critical Study of Fact and Character. By Sidney Whitman. Copyright Edition, revised and extended. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Coll. of British Authors, Vol. 2691). 304 S. kl. 8. M. 1,60.

Dieses Buch ist in der Originalausgabe vor etwa zwei Jahren in London erschienen, liegt, wie der Verfasser in der Vorrede zu dem Abdruck in der Tauchnitzschen Sammlung bemerkt, dem deutschen Lesepublikum bereits in zwei Auflagen einer Übersetzung vor und soll auch demnächst in französischem Gewande gedruckt werden. *In supervising this edition,* lesen wir ferner in dem vom 15. Dezember 1890 datierten Vorwort, *I have gladly done all in my power to correct previous errors as well as to carry the subject up to date.* Aber die hier behauptete Fortführung bis zur Gegenwart ist keineswegs überall zu merken. So wird wohl S. 143 f. in dem Bismarck gewidmeten Kapitel sein Rücktritt erwähnt, aber viele andere Stellen, die nur pafsten, solange der Fürst noch Reichs-

kanzler war, zeigen keine Umarbeitung. So sehen wir auch S. 292 Dr. Miguel (so ist der Name gedruckt) noch an der Spitze der Stadt Frankfurt a. M.; Berlin hat nach S. 290 eine Bevölkerung von 1 200 000 Seelen; nach S. 117 und 296 ist das Socialistengesetz noch in Kraft u. s. w. Wenn sich der Verfasser ferner vor den Kritikern rechtfertigt, die meinen könnten, dafs er zu sehr die Lichtseiten Deutschlands hervorgehoben hätte, so scheint mir diese Verteidigung angesichts seines Urteils über deutsche Industrie ganz überflüssig, von dem wenigstens eine Probe hier angeführt werden mag: *It is rarely you meet with an article in Germany that is practically fitted for the end in view* (S. 262). Des Lobes voll ist der Verfasser allerdings in den Kapiteln *The Prussian Monarchy, Paternal Government, Bismarck, The Army:* aber ich habe den Eindruck, als wenn er nicht sowohl auf Grund eingehender Kenntnis der in Betracht kommenden Thatsachen sich äufserte, als vielmehr blofs das Echo wäre der Ansichten der deutschen Kreise, in denen er sich bewegt hat; denn es ist mir bei einem Engländer unbegreiflich, wie er über Kaiser Friedrich so befangen urteilen kann, wie es in dem Buche S. 86 ff. geschieht. Übrigens bekommt man keine besonders günstige Vorstellung von diesen Kreisen, wenn man bei dem Verfasser S. 224 liest: *Divorces are very common, and it is not unusual to meet half-a-dozen divorced men and women at evening parties in large towns.* Was in dem Buche über Erziehung und Wissenschaft, Litteratur und Kunst gesagt wird, ist recht oberflächlich. Auf des Verfassers eigene Bildung wirft die offenbar lateinisch sein sollende Pluralform *delicti* ein seltsames Licht: *The law, to our idea, tackles the individual too readily in trivial prosecutions, and in serious* delicti *its punishments are not severe enough* (S. 238). J. Z.

Wormwood. A Drama of Paris. By Marie Corelli. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of Brit. Authors, Vols. 2692 and 2693). 287 und 280 S. kl. 8. M. 3,20.

Wormwood ist das erste Buch, das ich von der Verfasserin gelesen. Ich habe zwar vor etwa Jahresfrist einen Versuch mit *Ardath* gemacht, habe ihn aber, von der Phantastik dieser Erzählung abgestofsen, bald eingestellt. Der neue Roman verspricht in der Einleitung den entschiedensten Realismus: *Whosoever desires to write romances has only to closely and patiently observe men and women as they* are, *not as they* seem, — *and then take pen in hand and write — the TRUTH,* heifst es I, 14. Aber zunächst liegt doch schon recht viel Phantastik in dem Gedanken der Verfasserin, dafs sie den Parisern das Absinthtrinken abgewöhnen könne durch einen englisch geschriebenen Roman, den sie widmet *À messieurs les absintheurs de Paris, ces fanfarons du vice qui sont la honte et le désespoir de leur patrie.* Nicht wirkliche Menschen, sondern reine Phantasiegebilde sind aber auch ihre Hauptpersonen. Mag auch der Absinth noch so schädlich auf das menschliche Nervensystem wirken, so ist es doch unmöglich, dafs ein verständiger und ehrenhafter Mensch durch ein paar

Glas jenes Getränks alsbald in ein moralisches Scheusal verwandelt wird, und doch sollen wir dies Gaston Beauvais glauben, dem die Verfasserin ihre Geschichte in den Mund legt. Gaston ist mit Pauline de Charmilles verlobt. Kurz, ehe die Hochzeit stattfinden soll, gesteht sie ihm ihre Liebe zu Silvion Guidel ein und fleht um Schonung und Vermittelung bei ihren Eltern. In seiner Verzweiflung fällt Gaston einem Maler in die Hände, der ihm den Absinth als Trostmittel empfiehlt. Er ist nun seitdem ohne den geringsten Kampf dem Teufel verfallen. Pauline wird von ihm in derselben Weise öffentlich gebrandmarkt, wie in *Much Ado About Nothing* Hero von Claudio: sie verläfst heimlich das Haus ihres Vaters, und diesem stolzen Aristokraten bricht ihre Schande das Herz. Ehe Silvion, der inzwischen Priester geworden ist, Pauline auffinden kann, wird er an der Stelle, wo er mit ihr seine Zusammenkünfte gehabt, von Gaston ermordet. Als dies Pauline von Gaston erfährt, springt sie in die Seine. Zuletzt stirbt auch noch ihre Cousine Héloïse de St. Cyr. Gaston geht dem Wahnsinn entgegen, falls er nicht noch rechtzeitig Mut findet, das Fläschchen Gift auszutrinken, das er von einem demselben Dämon ergebenen Chemiker gegen Absinth eingetauscht hat. — Der Roman gehört zu den unerfreulichsten Erscheinungen, die mir vorgekommen. Ich habe ihn nur unter grofsem Unbehagen zu Ende lesen können.

J. Z.

Gu. Gnapheus, Acolastus herausgegeben von Johannes Bolte. Berlin, Speyer & Peters, 1890 (Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrh. herausgegeben von M. Herrmann und S. Szamatólski. Nr. 1). XXVII und 83 S. 8.

Das neue Unternehmen, dessen Plan nebst dem ersten Hefte uns vorliegt, dürfte nicht nur in den Kreisen der Fachgelehrten, sondern bei allen Litteraturfreunden Beachtung verdienen. Es ist ja bekannt, dafs die lateinische Litteratur des 15. und 16. Jahrhunderts, wenn auch alle Gebiete der wissenschaftlichen Thätigkeit umfassend, besonders auf dem Gebiete der schönen Litteratur, im Epos, in Dialogen und Schwänken, vorzüglich aber im Drama Bedeutendes hervorgebracht hat. Leider war das Studium dieser Werke bisher dadurch sehr erschwert, dafs dieselben mit wenigen Ausnahmen nur in Handschriften, alten Drucken und teueren, schon wieder selten gewordenen Neudrucken vorlagen. Dem wollen nun die Herausgeber abhelfen, indem sie dem Publikum in zwanglosen Heften bei guter Ausstattung und zu billigem Preise die hervorragendsten derselben darbieten, welche in Bezug auf Text und Orthographie berichtigt und mit litterargeschichtlichen Einleitungen versehen sein sollen.

Das erste Heft bietet den von Johannes Bolte herausgegebenen Acolastus des Guilelmus Gnapheus, die erste biblische Schulkomödie in lateinischer Sprache. Der Herausgeber hat sich in der Einleitung, dem Plane der Sammlung entsprechend, nicht mit einer blofsen Lebensbeschreibung des Schriftstellers, für die allerdings hier die Quellen sehr spärlich fliefsen, begnügt, sondern auch seine Stellung in der Litteratur, sowie die Wirkung

und Anregung, welche von seinem Stück ausgingen, zu kennzeichnen versucht. Der Text wird nach der vom Herausgeber als ältesten und besten erkannten Antwerpener Ausgabe von 1529 wiedergegeben, doch sind an einigen Stellen auch die Lesarten einer zweiten Ausgabe berücksichtigt. Überhaupt ist die Ausgabe kein roher Textabdruck, sondern abgesehen von der gebotenen Regelung der verwilderten Orthographie des 16. Jahrhunderts sind auch eine Reihe von alten Druckfehlern berichtigt worden. Dabei ist dem Herausgeber noch einiges entgangen. V. 282 f. erwidert Acolastus auf die Vorstellungen seines Vaters: *Credo, pater, Sed proficiscendum est, decretum stat: me feras!* Bolte bemerkt richtig, dafs *me feras* entstellt sein möchte, doch glaube ich nicht, dafs er mit dem Besserungsvorschlage *mi foras* das Richtige getroffen hat. Der Sinn ist offenbar 'Lafs mir meinen Willen'. *ferre* hat nun zwar auch die Bedeutung 'erlauben', doch würde es dem Stile Willem de Volders (lat. Gnapheus), der sich hauptsächlich an Terenz und Plautus gebildet hat (s. den Exkurs S. XVI ff.), entsprechen, wenn wir schrieben *me finas;* vgl. Plautus, Pseud. 4, 7, 14 *me in taberna usque adhuc sineret* und Ter. Heaut. 1, 1, 38 und Adelph. 3, 2, 23 (Dziatzko) *sine me.* Unzweifelhaft verderbt ist 365 f. *Scabri rubigine Dentes, labiaque in cena situ loquuntur me famelicum.* Zu schreiben ist *labiaque incensa siti* 'von Durst brennende Lippen'. Wohl ein neuer Druckfehler ist es, wenn 1142 *Eamma culam* statt *Eam maculam* zu lesen ist. Einen Widerspruch finde ich darin, wenn S. XXVI *tetuli* 539 als Änderung Dupréaus bezeichnet wird, während es unter dem Text als Lesart des Originals steht. Ich glaube nicht, dafs wir diese bei den lat. Komikern öfter erscheinende Form ändern dürfen. Der Druck scheint sehr sorgfältig überwacht; nur S. XV, Z. 10 ist *Antoine* versetzt.

Ich schliefse meine Anzeige mit dem Wunsche, dafs die begonnene Sammlung recht viele Käufer und Leser finden möge. Es ist das auch im nationalen Sinne zu wünschen, denn die lateinische Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts erfüllt doch vielfach neben Renaissance und Humanismus auch ein deutscher Geist.

Northeim. Robert Sprenger.

E. Stengel, Chronologisches Verzeichnis französischer Grammatiken vom Ende des 14. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts nebst Angabe der bisher ermittelten Fundorte derselben. Oppeln, Eugen Francks Buchhdlg. (Georg Maske), 1890. VII, 150 S. 8.

Voran geht der Abdruck eines Vortrags, den der Verfasser auf dem dritten Neuphilologentage 1888 gehalten hat. Er will darin zur Verzeichnung aller Druckschriften anregen, die irgendwann und irgendwo zur Einführung in den mündlichen und schriftlichen Gebrauch des Französischen gedient haben oder doch zu dienen bestimmt gewesen sind; es soll auf diesem Wege die Darstellung der Geschichte eines wichtigen

Unterrichtszweiges ermöglicht werden. (Hoffen wir, dafs, wenn erst die viel tausend Titel zusammengedruckt, die Orte verzeichnet sind, wo man Exemplare der verschiedenen Auflagen trifft, auch die Männer nicht unauffindbar sein werden, die, zu kräftiger Denkarbeit entschlossen, aus der fürchterlichen Masse herauszulesen vermögen, was etwa für jene Geschichte in Betracht kommen mag, einen Einblick in sie wirklich gewinnen.) Der Vortrag weist auf die vielfältigen Fehler hin, durch welche achtlose Bibliographen irre führen, vollzieht einige Richtigstellungen falscher Angaben bei Vorgängern und schliefst mit einigen beachtenswerten Ergebnissen der beschränkteren Sammlung von Titeln, die schon 1888 dem Verfasser zu Gebote stand (über die gesellschaftliche Stellung der Verfasser, über Länder und Orte, von wo die Lehrbücher vorzugsweise in die Welt gegangen sind, über beliebte Arten der Betitelung).

Die diesmal gebotene Bibliographie hat es nur mit der eigentlich grammatischen Litteratur zu thun, nicht mit Schriften, die ausschliefslich von Aussprache oder von Orthographie handeln, nicht mit Wörtersammlungen, mit Lesebüchern und ähnlichem; doch sind unter den verzeichneten Büchern natürlich viele, die zu der grammatischen Belehrung allerlei derartige Beigaben fügen. Die gebotenen Auskünfte sind etwas ungleichmäfsig, wie das bei der Notwendigkeit, zu den Ergebnissen eigener Beobachtung Mitteilungen sehr zahlreicher Beistände sowie Excerpte aus mancherlei älteren Druckwerken hinzuzunehmen, kaum anders sein konnte. Buchstäbliche Wiedergabe der Titel scheint mir nicht überall erreicht, auch Druckfehler dürften öfter stehen geblieben sein; oder wären *fragrentibus* Nr. 80, *regulas præcipuos* Nr. 253, *Jocobus* Nr. 15, *Escuarezata* Nr. 324, *Elseviriana* und *Græca* S. 40 Anm. unter 3, *enseigneur* Nr. 176 wirklich den Vorlagen entnommen? Dergleichen beeinträchtigt indessen die Brauchbarkeit eines Verzeichnisses nicht wesentlich, auf dessen Anfertigung ersichtlich viel eigene und fremde Arbeit durch den Verfasser verwendet ist, und das durch die reichlichen Nachweise vorhandener Exemplare an Nützlichkeit gewinnt. Bemerkt sei noch, dafs in den Anmerkungen öfter auf andere Schriften, die von den Urhebern der aufgezählten Lehrbücher gleichfalls herrühren, hingewiesen ist. Aufser einigen Nachträgen und Berichtigungen, zu denen am Schlusse der Vorrede abermals nachgetragen ist, findet man am Ende des Buches willkommene Indices der Verfasser, der Buchüberschriften und der Druckorte.

S. 15 hat Herr Stengel Gelegenheit gefunden, von Abweichungen meines 1868 (!) erschienenen Neudrucks der Schrift Bezas *De franc. ling. recta pronunt.* vom Urtexte zu reden, die offenbare Versehen seien, und zu denen Auslassungen ganzer Zeilen gehören. Es wäre mir, vielleicht auch dem oder jenem Besitzer des Neudrucks erwünscht gewesen zu erfahren, an welchen Stellen ich mir so arge Nachlässigkeit habe zu schulden kommen lassen. Einstweilen glaube ich nicht an diese neue Belastung der Wagschale meiner Sünden. Ich habe allerdings beim Abdrucke manches geändert, aber nicht ohne in der Vorrede die Stellen zu bezeichnen und den Wortlaut des Druckes von 1584 anzugeben, habe

auch eine Reihe von Worten, die, wo sie stand, ohne Sinn war, getilgt, jedoch in der Vorrede dem Leser nicht vorenthalten, eine andere Reihe dahin versetzt, wo sie mir hinzugehören schien, aber auch dazu mich ausdrücklich bekannt, wiederum in der Vorrede, die wahrscheinlich, weil sie *lectori benevolo* überschrieben ist, Herr Stengel als ihn nicht angehend überschlagen hat. Kennte er sie, so wäre wohl auch der Schreibfehler *qui* für *quod* S. IV Z. 10 v. u. nicht ungerügt geblieben.

Berlin. Adolf Tobler.

Kleine französische Schulgrammatik für die unteren und mittleren Klassen der höheren Schulen. Von Karl Kühn. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1890. VIII, 111 S. 8.

Während die 1885 erschienene 'Französische Schulgrammatik' des Verfassers für die oberen Klassen dienen soll, hat er in dem vorliegenden Buche den Stoff für die elementare und Mittelstufe zusammengestellt, und zwar tritt der Elementarstoff durch gröfseren Druck übersichtlich hervor.

Beschränkt hat sich der Verfasser auf dasjenige, 'was der Schüler zu den einfachsten Schreibübungen erzählender und beschreibender Art braucht'; alle selteneren und weniger wichtigen Erscheinungen werden gelegentlich bei der Lektüre berührt. Den Zusammenhang derselben mit der Grammatik erzielt der Verfasser dadurch, dafs er sämtliche Beispiele unter Angabe des Ortes seinem Lesebuche entnimmt.

Die syntaktischen Eigentümlichkeiten der Redeteile werden bei den Formen derselben behandelt. So schliefsen sich die wichtigsten Bemerkungen über Imperfekt und historisches Perfekt, über Futur und Konditional, über den Konjunktiv, das Participium und den Infinitiv an die betreffenden Abschnitte des Verbs an.

Das Verbum bildet den Kern und Hauptteil des Ganzen (Seite 9 bis 70). Auf die Konjugationstabellen folgen die einzelnen Zeiten der drei Konjugationen nebst den obenerwähnten syntaktischen Erläuterungen, dann eine Übersicht der abweichenden und unregelmäfsigen Verba mit Ausscheidung aller selteneren. Durch Andeutung der Lautgesetze hinter den Verben der einzelnen Gruppen und durch Anführung stammverwandter Wörter wird ein tieferer Einblick in die Entstehung der französischen Wortformen gewonnen. Zur Wiederholung dient eine Zusammenstellung der abweichenden Formen und der verwandten Wortformen nach ihrer Bildung (Stamm, Infinitiv, Part. Präs. u. s. w.). Dem Verb voran geht Allgemeines über Laut und Schrift (S. 1—8). Die übrigen Wortklassen folgen dem Verb. Ein erster Anhang teilt die Merkformen der sogen. unregelmäfsigen Verba mit, ein zweiter giebt ein alphabetisches Verzeichnis dieser Verba.

Das Buch ist überall knapp und klar und entspricht dem Zwecke, dem es dienen soll, durchaus.

Berlin. Fr. Bachmann.

Kleinere französische Schulgrammatik für die Oberstufen. Von Dr. Curt Schäfer, Oberlehrer an den Unterrichtsanstalten des Klosters St. Johannis in Hamburg. Berlin, Winckelmann & Söhne, 1890. VIII, 181 S. 8.

Um seine in zwei Bänden erschienene 'Französische Schulgrammatik für die Oberstufen' auch den höheren Bürgerschulen und den höheren Mädchenschulen zugänglich zu machen, hat der Verfasser den vorliegenden Auszug aus derselben veröffentlicht. Ganz weggeblieben sind hauptsächlich die Lautgesetze der Formenlehre und die den einzelnen Kapiteln der Syntax vorangestellten Sprachgesetze. Da die Trennung von Formenlehre und Syntax im Unterrichte nur beim Verbum eintreten kann, so findet sie sich in diesem Buche auch nur dort, während bei allen übrigen Wortarten beides verschmolzen wird.

Wenn uns der Umfang des Buches für den angegebenen Zweck noch immer recht bedeutend erscheinen will, so weist der Verfasser darauf hin, dafs in seinem Elementarbuch und in der Schulgrammatik für die Unterstufen (2. Auflage 1889), welche der neueren Unterrichtsmethode Rechnung tragen, das Wichtigste aus Formenlehre und Syntax bereits gegeben sei, also nicht mehr allzu viel Neues bleibe. Andererseits warnt er vor der Verflachung des Sprachunterrichts durch übertriebene Beschränkung des grammatischen Stoffes; denn, wenn auch die Methode dahin zu streben habe, dafs das Mechanische beschränkt und die verstandesmäfsige Auffassung von innen heraus gefördert werde, so dürfe doch gerade an den Anstalten, wo nur moderne Sprachen getrieben werden, das Niveau dieses Unterrichts nicht herabgedrückt werden.

Referent kann nicht die Absicht haben, den immer neu entfachten Streit, bis zu welcher Grenze die Beschränkung des Grammatischen zu gehen habe, entscheiden zu wollen. Sicher ist, dafs man in mancher Hinsicht über die verpönte 'Grammatik' im Unterricht heut schon wesentlich milder urteilt als vor wenigen Jahren. Eine Vermittelung zwischen der noch kürzlich als allein zweckgemäfs bezeichneten analytischen Methode und dem älteren Verfahren ist zweifellos angebahnt, und nicht zum wenigsten durch Schäfer selbst.

Demungeachtet erscheint uns das vorliegende Buch noch mancher Kürzung und Vereinfachung fähig, so ganz besonders in der Lehre von den Modalformen. Es treten viel zu viel einzelne Fälle heraus, das ungeübte Auge des Schülers verwirrend. Hier wäre eine Zusammenziehung und Vereinigung des Gleichartigen am Platze, während wir andererseits die Sprachgesetze ungern ganz vermissen und gern einfache Andeutungen für das Buch gerettet sähen.

Jedenfalls ist dieses Buch des geschätzten Verfassers inhaltlich ebenso korrekt und klar, wie alle seine Bücher; es mufs daher als sehr brauchbar bezeichnet werden und kann unter Anleitung eines geschickten, weise auswählenden Lehrers seinen Zweck nicht verfehlen.

Berlin. Fr. Bachmann.

Elementarbuch der französischen Sprache von Dr. Wilhelm Ricken. Erstes Jahr. Zweite, durchgängig verbesserte Aufl. Oppeln und Leipzig, Eugen Franck, 1890. IX, 69 S. 8. Nebst einem Anhang: Unterhaltungsfragen im Anschluſs an die französischen Sprachstoffe des ersten Teiles des Elementarbuches von Dr. W. Ricken. 15 S. 8.

Der Verfasser stellt in üblicher Weise den Sprachstoff in den Mittelpunkt des Unterrichtes. In der Wahl desselben unterscheidet sich aber sein Buch wesentlich und vorteilhaft von den meisten übrigen ähnlichen. Er nimmt es wahrhaft ernst mit den Principien 'elementar-lebendiger Anschaulichkeit und organischer Entwickelung'. Um daher 'den ganzen Geist und Sinn des Zöglings recht anzuregen, zu beleben und harmonisch zu entwickeln, den jugendlichen Strebungen entgegenzukommen, der kindlichen Geistesthätigkeit sich anzuschmiegen, die Vorstellungen des Schülers vielseitig zu verknüpfen', vermeidet er alles Anekdotenhafte und Witzige, sowie alle solche Stoffe, 'deren Situationen nicht mit voller Anschaulichkeit vor die Seele des Schülers treten', und führt denselben vielmehr in die Natur und an die Stätten reger menschlicher Thätigkeit, also zu Gegenständen, die 'lebensvoll und herzerfrischend zum Hineinleben' sind. Dabei erfährt der Anfänger auch schon manches über Frankreich und seine Bewohner alter und neuer Zeit. In geschickter Weise schreiten die Naturbilder mit den Jahreszeiten in der Weise fort, daſs sie der Unterrichtszeit entsprechen. Frühlingsbilder beginnen gemäſs dem Anfang des Schuljahres zu Ostern; ungefähr in der Mitte des Buches, also nach etwa sechs Monaten, befinden wir uns im September, u. s. w. Haustiere, ländliche Arbeiten, kleine Erzählungen im Anschluſs an die Naturscenen und von Kapitel XVII an gelegentlich eingestreute Belehrungen über Land und Leute von Frankreich, bilden den Stoff, an den sich das Grammatische in der Weise anschlieſst, daſs in dem Lehrgang selbst eine fortwährende Veranlassung zur Wiederholung geboten und zuletzt so viel gewonnen ist, als zum Verständnis eines einfachen Textes unbedingt nötig ist. — Anweisungen zu weiteren Übungen finden sich teils am Ende, um die Übersichtlichkeit des Buches nicht zu stören, teils bieten sie die in einem besonderen Heftchen beigefügten 'Unterhaltungsfragen'. Die deutschen Übungen, welche mit Kapitel XI einsetzen, erklärt der Verfasser für nicht unbedingt notwendig. Bei ihrer Benutzung rät er, um mühsames Zusammenstoppeln zu verhüten, den Text durch die Beantwortung französischer Fragen herauszubringen. Zehn kleine Gedichte, worunter zwei von Hey in der Übersetzung von Gubitz, bilden den Schluſs des Lehrstoffes. Ein Wörterverzeichnis zu den dreiſsig Kapiteln, ein gleiches zu den Gedichten, ein deutsch-französisch alphabetisches Wörterverzeichnis und eine alphabetische Zusammenstellung der vorgekommenen Wörter gleichen Stammes sind erwünschte Beigaben. — Das Buch macht einen sehr erfreulichen, frischen Eindruck und kann aufrichtig empfohlen werden.

Berlin. Fr. Bachmann.

Hilfsbuch für den französischen Unterricht an höheren Lehranstalten von Dr. F. J. Wershoven. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Köthen, O. Schulze, 1890. IV, 239 S. 8.

Das Buch soll nicht sowohl den Stoff für die Schullektüre bieten, als vielmehr den gesamten französischen Unterricht durch vielseitige Orientierung und Belehrung anregender gestalten.

Zu diesem Zwecke zerfällt es in zwei Hauptteile. Der erste enthält Materialien zu Sprechübungen und verbreitet sich teils über gemeinnützige Kenntnisse aus allen Gebieten des Lebens, teils giebt er einen kurzen Abrifs der französischen Geschichte von den Galliern an bis zur Gegenwart. In den Abschnitten *Le coton et la rouennerie* und *Les impôts* ist die Gesprächform gewählt, sonst wird der Stoff in möglichst einfacher Form vorgetragen.

Der zweite, längere Teil zerfällt in mehrere Abschnitte. In dem ersten finden wir drei Fabeln von Lafontaine nebst Anleitung zu ihrer Verwandlung in Prosa und eine Anzahl Erzählungen, besonders moralischen Inhalts (z. B. *L'anneau de Polycrate* von Rollin, *La nuit du jour de l'an* von Mme Guizot) und Betrachtungen *(Le temps, Le riche et le pauvre, La gloire et la réputation)*, in dem zweiten eine Anzahl von Schilderungen sehr verschiedener Art. Es macht einen etwas bunten Eindruck, wenn wir von Balzacs *Tableau de famille*, Rousseaus *Lever du soleil* und Chateaubriands *Une nuit dans le nouveau monde* zu Lavaters Schilderungen des Elsafs geführt werden, um sodann über *Le chien* von Buffon zu *Le Laocoon* von E. David zu gelangen und mit der Entstehung der Alluvialbildungen von Cuvier zu enden. Vielleicht hätte sich dieser Abschnitt etwas anders gestalten oder in seinen Teilen anders ordnen lassen.

Der dritte Abschnitt giebt litterarische Kritiken von Corneille, Racine und Molière nebst den Analysen des *Cid* und der *Athalie*. Im vierten wird der geschichtliche Abrifs des ersten Teiles durch Einzeldarstellungen erweitert, die aus den besten der bekannten Quellen entnommen sind. Der fünfte Abschnitt läfst die französische 'Rede' jedes Zeitalters und jeder Tendenz von Bossuet bis Léon Gambetta zur Geltung kommen, der sechste enthält eine gröfsere Anzahl von Schilderungen des Landes und des Charakters seiner Bewohner. Auch hier finden wir die anerkanntesten Namen vertreten. Es folgen A. Brachet über die Verbreitung und Geschichte der französischen Sprache und A. Delvau über die *langue verte*. Ein aus guten Werken zusammengestellter Überblick der wichtigsten Punkte der französischen Litteratur bildet den Schlufs, und eine kurze Synonymik (80 Artikel) wird als Anhang beigegeben.

Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten durch Kürzungen in dem ersten Abschnitte und durch Erweiterungen und einige zeitgemäfse Veränderungen im vierten und sechsten Abschnitte des zweiten Hauptteiles.

Der Verfasser hat sich bemüht, nur anerkannt Mustergültiges zu geben, und es ist ihm gelungen, ein Buch von so grofser Reichhaltigkeit zu schaffen, dafs es wohl geeignet erscheint, von dem Charakter der

Sprache, des Volkes und auch des Landes klare Vorstellungen zu erzeugen. Somit kann es in der That dem Wunsche und Zwecke des Verfassers entsprechen, 'dem Schüler ein Begleiter zu werden durch seine ganze Schulzeit, ähnlich wie die Grammatik, aber nicht sowohl hofmeisternd als freundschaftlich hilfreich'.

Berlin. Fr. Bachmann.

Gottfried Ebeners Französisches Lesebuch für Schulen und Erziehungsanstalten. Neu bearbeitet von Dr. Adolf Meyer. III. Stufe. Neunte, der neuen Bearbeitung zweite Auflage. Hannover, Carl Meyer, 1890. XI, 338 S. 8. M. 3.

Nach des Verfassers eigener Angabe hat die neue Auflage des Lesebuchs eine erhebliche Umgestaltung erfahren. Erzählungen von Daudet, Dumas und Souvestre sind statt minder beliebter eingeschoben und in der Abteilung 'Geschichte' nur Auszüge aus der französischen Geschichte gegeben. Daran schliefst sich als ganz neuer Abschnitt ein *Précis historique de la littérature française*, ein Auszug aus französischen Werken über diesen Gegenstand, der zur Berücksichtigung der litterarischen Entwickelung unseres Nachbarvolkes anregen soll. Auch in dem Teil 'Naturkunde, Länder- und Völkerkunde' sind Stücke, die sich auf nicht französische Länder bezogen, durch andere, Frankreich betreffende, ersetzt. Das Lesebuch, das eine Fülle interessanten Stoffes enthält, wird daher mit Vorteil verwertet werden können. Den Schlufs bildet eine Sammlung von 37 Gedichten. Hier hätte der Verfasser gut gethan, sich nicht auf Lafontaine (9 Gedichte), Béranger (12), Lamartine (2), Victor Hugo (2) u. a. zu beschränken, sondern auch der neuesten lyrischen Poesie (Coppée u. a.) einen Platz einzuräumen.

Berlin. Ad. Müller.

Französische Konversationsübungen für den Schul- und Privatgebrauch von Joh. Bauer und Dr. Th. Link. II. Teil. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 148 S.

Referent kennt den ersten Teil* dieser Konversationsübungen nicht. Gegen den vorliegenden zweiten mufs er den entschiedensten Einspruch erheben. Die Übungen im mündlichen Gebrauch des Französischen oder Englischen auf Schulen können sich, wenn sie nicht zur oberflächlichsten und verächtlichsten Phrasendrescherei verführen sollen, nur an den Lesestoff anschliefsen. Sie müssen aus diesem hervorgehen und stets zu ihm in Beziehung bleiben. Es ist einfach unmöglich, mit einer Klasse von 40—50 Schülern französisch zu sprechen, wenn man nicht an den Inhalt französisch vorliegender Texte anschliefst. Giebt es wirklich im deutschen Vaterlande noch Schulen, in welchen nach Isis und

* [Vgl. Archiv LXXXIII, 465 f.]

Osiris, nach Homer und Sophokles, nach dem Sturz der Titanen und nach Ulfilas, nach Buddha und nach Dr. Martin Luther auf 'franzoysch' gefragt wird? Giebt es noch Lehrer und Lehrerinnen, welche die tiefsinnige Frage stellen *Quel est le peuple qui a porté la mythologie à son plus haut degré de perfection?*, und welche darauf die vorgedruckte Antwort verlangen *C'est le peuple grec, Monsieur!* (S. 2)? Die von den Herren Verfassern aufgestellten Frage- und Antwortspiele beziehen sich auf orientalische, griechische und römische, gallische und deutsche Mythologie, auf alte, mittlere und neuere Geschichte, auf griechische, römische, deutsche, französische, italienische, spanische, portugiesische und englische Litteratur, auf den Stil, auf epische, lyrische, didaktische und dramatische Poesie, das Ganze auf 148 Seiten.

Neben dem Lesestoff empfehlen einige den Gebrauch von Bildertafeln für die Sprechübungen. Ich habe gefunden, dafs sie wohl die Gewinnung eines kleinen um Angeschautes gruppierten Vokabelschatzes gestatten, der den Vorzug hat, dafs Wort und Bild innerlichst verbunden sind, dafs aber eine gesprächsweise Behandlung des Bildes, wenn sie nicht kümmerlich sich beschränkt, für Lehrer und Schüler Schwierigkeiten bietet, denen nur wenige gewachsen sind. Zu dieser Einsicht bin ich nach der praktischen Durcharbeitung von Bildstoffen mit Lehrern und Lehrerinnen gelangt.

In einem dritten Schlufsbändchen versprechen die Verfasser, 'den das praktische Leben umfassenden Sprechstoff zu veröffentlichen'. Auch für dies Gebiet sind in der Schule eigene Konversationsbücher weder nötig noch erwünscht. Die moderne französische Jugendlitteratur und noch mehr die Lektüre geeigneter Lustspiele bietet für den, der seine Sache einigermafsen versteht, einen ausgiebigen und reichen Stoff, an dem er auch die *Phrases de tous les jours* lehren und in Land und Volk, Sitte und Leben Frankreichs einführen kann.

Referent betrachtet es als einen schönen Fortschritt in der lehrmäfsigen Behandlung lebender Sprachen auf unseren Schulen, dafs auf ausgedehnten mündlichen Gebrauch des fremden Idioms allenthalben verstärktes Gewicht gelegt wird. Aber er ist auch überzeugt, dafs die Einführung von Konversationsbüchern mit fix und fertigen Fragen und Antworten für die Freiheit des Lehrers und die Würde seiner Arbeit von schlimmster Wirkung ist, und dafs die so erzielten Resultate an Papageien und gelehrigen Staren auch gewonnen werden können. Es giebt auch mancherlei wohlweise Leute, welche hospitierend ab und zu einmal in eine französische Unterrichtsstunde hineinplatzen oder in ihrer Elterneigenschaft der Prüfung beiwohnen und, selbst ohne Kenntnis von der sehr erheblichen Schwierigkeit des Sprechunterrichts, nun ohne weiteres fordern und erwarten, dafs die 50 anwesenden Schüler oder Schülerinnen sich 'über die Gegenstände des alltäglichen Lebens und die in ihrem Interessengebiete liegenden Fragen' schlankweg mit dem Lehrer französisch unterhalten. Das geht ganz trefflich, wenn vorher aus dem Konversationsbüchlein z. B. ein mythologischer Abschnitt tüchtig gepaukt

worden ist. *'Parlons de la mythologie, mes enfants. Qu'est-ce que c'est que la mythologie?' — 'La mythologie, monsieur, est la science qui nous enseigne les noms des dieux, leurs fonctions et leurs attributs'* u. s. w. u. s. w. Der Herr Stadtrat oder die Frau Mama sind dann ganz erfreut. 'Ja, der versteht's; die Kinder sprechen ganz geläufig mit ihm französisch!' Ich empfehle deshalb das Buch der Herren Bauer und Link aufs wärmste allen den Kollegen, die von solchen sachverständigen Zuhörern bedroht sind und sich nicht viel Arbeit mit der mühseligen Anlernung zum mündlichen Gebrauch der Sprache machen wollen. Sie können gut und gern von einer Stunde zur anderen 1—2 Seiten 'Konversation aufgeben'. Wir aber, denen der Unterricht im Französischen eine Lebensaufgabe geworden ist, wollen uns dergleichen Hilfsmittel vom Leibe halten.

Berlin. S. Waetzoldt.

Auteurs Français. Sammlung der besten Werke der französischen Unterhaltungslitteratur mit deutschen Anmerkungen herausgegeben von Dr. Richard Mollweide. I. Bändchen. Strafsburg i. E., Strafsburger Druckerei (vormals R. Schultz u. Co.), 1890. 136 S. 8. Geb. M. 1.

Auf dem Umschlage sucht der Herausgeber die Berechtigung seiner Sammlung neben der grofsen Zahl der in Deutschland bereits erschienenen Ausgaben französischer Schriftsteller nachzuweisen. Seine Auswahl soll unterhalten, belehren und die Kenntnis der fremden Sprache fördern, und somit will er zunächst eine Reihe Erzählungen von Musset, Balzac, Töpffer, Xavier de Maistre, Souvestre u. a. bringen. Sein Buch soll eine müfsige Stunde im Hause, im Wartesaal, im Eisenbahnwagen, auf dem Spaziergange oder bei sonstigen Gelegenheiten ausfüllen, doch soll nicht ausgeschlossen werden, dafs es auch eigentlichen Schulzwecken diene. Das erste Bändchen enthält *Margot* von Alfred de Musset, *Les Prisonniers du Caucase* von Xavier de Maistre, *Baptiste Montaubau* von Charles Nodier und *El Verdugo* von Balzac, wovon die erste Erzählung wohl kaum für eine Schule geeignet sein dürfte. Die unter dem Text stehenden Anmerkungen geben fast nur Vokabeln und mögen daher für manche der Leser geeignet sein, an die sich der Herausgeber wendet; für die Schule blieben sie wohl in den meisten Fällen lieber fort. Das auf S. 7 vorkommende *rillettes* ist in der Anmerkung nur mit 'kleingehacktes Schweinefleisch' wiedergegeben. Hier hätte es wohl einer längeren Erklärung bedurft, um das Verständnis zu fördern. Das *rillettes* genannte Schweinefleisch wird nicht nur gehackt, sondern gekocht und mit dem ausgekochten Fett in Töpfe gegossen, in denen es erkaltet, um dann auf Brot gestrichen zu werden. Auch ist *trumeau* (S. 18) kein Spiegelpfeiler, sondern aus dem Folgenden ersieht man, dafs die Verzierungen über dem Spiegel 'der Aufsatz' damit gemeint sind. Die Ausstattung des Buches ist eine sehr gute und der Preis dafür ein geringer.

Berlin. Ad. Müller.

La Clef d'amors, texte critique avec introduction, appendice et glossaire par Auguste Doutrepont. Halle, Niemeyer, 1890. XLVIII, 199 S. 8. M. 6.

Der vorliegende fünfte Band von Suchiers *Bibliotheca normannica* (der vierte ist noch nicht erschienen) giebt eine neue Ausgabe der 1866 durch Trofs und Michelant zum erstenmal bekannt gemachten, seither eingehend auch durch G. Paris in der *Histoire littéraire* XXIX, 461 ff. besprochenen Bearbeitung von Ovids *Ars amandi* durch einen Mann, der um 1300 gelebt zu haben scheint und über seinen wie seiner Geliebten Namen, auch die Zahl des Jahres, da er seine Arbeit vollendete, sich in einem so schwer zu lösenden Rätsel geäufsert hat, dafs wenig Hoffnung bleibt, man werde jemals Genaues darüber wissen. Die neue Ausgabe beruht auf der Vergleichung von vier Texten, davon einer sich in einer Pariser, ein zweiter sich in einer laurentianischen Handschrift findet, während der dritte der von Trofs abgedruckte seiner eigenen Handschrift ist, und der vierte in einem Drucke des 16. Jahrhunderts vorliegt; weitere Überlieferung ist bisher nicht bekannt. Die Einleitung des Herausgebers kennzeichnet mit Sorgfalt und in ansprechender Darstellung das Verhältnis des französischen Werkes zu seiner lateinischen Vorlage, die nichts weniger als ängstlich wiedergegeben, vielmehr so frei behandelt ist, dafs der Unterschied der Zeiten oft recht deutlich hervortritt, die Persönlichkeit des Bearbeiters einigermafsen doch spürbar, und an Aufschlüssen über Sitten und Anschauungen seiner Zeit manches Beachtenswerte geboten wird. Über die Handschriften giebt das zweite, über die Verhältnisse, die unter ihnen bestehen, das dritte Kapitel befriedigende Auskunft. Unzureichend erscheint dagegen im vierten die Sprache behandelt, deren weitgehende lautliche und flexivische Verwilderung nicht gebührend gekennzeichnet ist; die durchgängige Kontraktion von *r(e)ont, häinge, b(a)asse* ist nicht erwähnt; die Darstellung der Nominalflexion läfst Genauigkeit vermissen; dafs tonlose Pronomina dem Infinitiv vorangehen, ist nicht hervorgehoben; mehrere kleine Versehen im einzelnen kommen hinzu. Das letzte Kapitel erörtert die oben erwähnten Rätsel, ohne über die Ratlosigkeit derer hinauszukommen, die bisher ihren Scharfsinn daran versucht haben. Mir ist übrigens nicht wahrscheinlich, dafs eine Zahl unter 1300 die Abfassungszeit für ein Werk angeben könne, dessen sprachliche Beschaffenheit die des vorliegenden ist. Der Text selbst ist mit Sorgfalt hergestellt, mit guter Interpunktion versehen, und in Anmerkungen und einem fleifsig gearbeiteten Glossar ist für sein allseitiges Verständnis recht Schätzenswertes geleistet. In der Mitteilung der Varianten, bei der übrigens nicht immer die erforderliche Klarheit erreicht ist (z. B. zu 350. 552. 619 D. 654. 2129. 2967 A), hätte der Herausgeber so weit nicht zu gehen gebraucht, wie er geht; die bloſse Verunstaltung der Vorlage ohne allen Sinn und Verstand verdient so viel Beachtung nicht. Die Anmerkungen hätten mehrfach darauf hinzuweisen gehabt, dafs der Verfasser Sprichwörter zu verwenden liebt, die uns aus anderen Texten wohl bekannt

sind, so 304. 404. 608. 643. 660. 732. 747. 792. 952. 1063 und noch oft; dergleichen gehört mit zur Charakteristik seines Stils.

An einigen Stellen scheint mir anders gelesen werden zu sollen, und ich erlaube mir, meine Vorschläge vorzulegen. 108 *cors* für *cuer*, wozu *savorous* ein wenig geeignetes Attribut ist. 124 *dont* für *donc*, welches Inversion des Subjektes herbeigeführt hätte. 319 mufs durch einen Punkt vom Folgenden getrennt werden. 359 l. *et t'enchapperonne*. 483 ist die Lesart von A B mit Unrecht aufgegeben. 573 l. *en pren* 'schöpfe daraus'. 609 hat C sicher nicht das Richtige; die Überlieferung läfst erkennen, dafs *printens* vom Dichter herrührt. 665 steht in A vermutlich nicht *Sen*, sondern *Seu* 'gewufst', was ohne Zweifel das Echte ist. 766 l. *l'i*. 798 ist das Komma nach *douces* zu beseitigen; es soll von 'süfs eingehenden, mit Lust aufgenommenen' Dingen gesprochen werden. 832 l. *ert*. 841 ist *sor* von *coste* zu trennen; ein Compositum der im Glossar angegebenen Bedeutung ist nicht annehmbar.

1076 ist das *y* von A B durchaus beizubehalten; *prendras* heifst 'du wirst bekommen'. 1265 ist *more* zu schreiben, 'Brombeere'. 1306 fehlt ein *a* vor *aquerre;* im Anfang der Zeile wird es heifsen müssen *Bien a garder*. 1315 ist *cornart*, was in B steht, sicher das Richtige; es heifst 'Dummkopf'. 1353 ist die Lesart von A B festzuhalten. 1534 l. *profetable crere* statt *trere;* Ovid hat *utile credis*. 1692 ist sicher *qu'ueil* statt *qu'il* zu schreiben; so wird ein bekanntes Sprichwort hergestellt; die Vorlage wird *quil* gehabt haben, d. h. *q'uil*. Nach 1855 ist keine Interpunktion zu setzen, dagegen ein Semikolon nach 1856 und ein Komma nach 1857.

2094 ist *cochonnerie*, sonst *coçonerie*, zu schreiben; ein *s* im Anlaute ist bei diesem Worte (vgl. ital. *cozzone)* nicht denkbar. 2341 l. *Asuré*. 2856 möchte ich freilich nicht das *pesible* von A B C im Texte stehen lassen, aber ebensowenig *servible* aus D aufnehmen, sondern das jenem so nahe stehende *plesible* 'wohlgefällig'. 2967 *deforche* halte ich für eine unmögliche Bildung; *t'esforche* scheint das Richtige. 3107 *peut* ist wohl nur ein Druckfehler für *peus*.

Es seien noch einige weitere Bemerkungen hinzugefügt, die sich auf die Deutung des Textes beziehen, soweit dieselbe mir im Glossar oder den Anmerkungen irrtümlich erscheint. *le fex* 94 ist im Glossar unter *fet, fait* gestellt, ist aber *fais*, nfrz. *faix*. Zu *force* 303 sollte *effort* als Bedeutung angegeben sein, zu *avaler* 342 *faire baisser*. Dafs man 343 in *beter* das 'hetzen' bedeutende Verbum in übertragenem Sinne vor sich habe, lehrt die Vergleichung folgender Stelle: *Le cors i cuit tant traveillier Par gëuner et par veillier, Par bien batre et par bien beter Que ...*, GCoincy in Ztschr. f. rom. Phil. VI, III, 339. In Z. 704 darf man *sort* nicht als Präsens von *sortir* ansehen; es ist zu *sordre* zu stellen. *de bone hore* 719 verstehe ich nicht als gleichbedeutend mit nfrz. *de bonne heure*, sondern 'unter guten Auspicien', d. h. zu seinem Glück, Segen. *cordele* 726 ist im Glossar übergangen. *amordre* ist mit *donner l'habitude* Z. 740 wohl nicht zutreffend übersetzt; Godefroy hätte die Stelle mit der von ihm auf

der folgenden Seite aus Troie 1004 beigebrachten zusammenfassen sollen. 747 ist ein Verbum *parprendre* nicht anzuerkennen; *par* ist von *prendre* zu trennen; so erhält man das Sprichwort, das bei Leroux II ¹, 284 lautet: *Pour donner et pour prendre Sont mere et fille bien ensemble.* Eine Form *contretier* ist nicht anzuerkennen, da es sich nur um *contrester* handelt; der Fehler begegnet auch bei Godefroy. *henorable* 845 sollte mit *respectueux* statt mit *honorable* übersetzt sein. *chapel* 877 und *chapelet* 1506 heifsen nicht 'Hut', sondern 'Kranz'. *office* 900 ist weiblichen Geschlechts. *boule* 951 fehlt im Glossar. *causer* 970 ist mit nfrz. *causer* nicht richtig übersetzt; es heifst 'zur Rede stellen', vgl. SThom. 3060.

Die Deutung von *escorre sa barbe* 1276 sollte mit mehr Vorbehalt vorgetragen werden; dafs *barbe* 'Garbe' heifse, scheint mir nicht erwiesen. *escolorge* 1352 kann allerdings der Konjunktiv von *escolorer* sein; doch könnte man es auch mit dem von *escolorgier 'labi'* zu thun haben. In *vouilz* 1451 möchte ich nicht *veules* sehen, sondern *vuix. en bonne estraine* 1543 ist nicht 'freigebig', sondern 'in Gottes Namen', 'immerhin'. *carree* 1913 ist schwerlich *ardoise d'Anjou,* vielmehr nfrz. *charrée;* man darf nicht vergessen, dafs *noir* nicht allein 'schwarz' heifst, sondern 'fahl' von Gesichtsfarbe. *esbrannee* 1929 möchte ich nicht mit *embrenée* übersetzen, sondern für eins mit *esbraonee* halten, also = *décharnée;* der Fehler rührt von Godefroy her. *estaberges* 2323 mit *saletés* zu übersetzen, halte ich für gewagt; sollte nicht *escaberges* zu lesen sein, oder *escamberges* eine Nebenform zu vielen anderen, die Godefroy unter *escamperche* vorführt, was 'Zaunpfahl' bedeutet? Die verdorbenen Zähne wären dann als ein Pfahlzaun (*ἕρκος ὀδόντων*) bezeichnet, der die Liebe ausschliefse. Von dem Barbier ist auch eher ein Ausreifsen fauler Zähne als ein Entfernen von Unsauberkeit an Zähnen zu erwarten. *coupes* 2427 ist *culpas. sesir* ist im Glossar übergangen, und der Ausdruck *prise sesie* 2436 unter *prendre* mit *prise sur le fait* nicht genau gedeutet; er heifst, glaube ich, 'im Besitze einer Sache ertappt'. *lingement* (= *ligement*) 2510 kann nicht wohl *convenablement* heifsen; es wird eher *complètement* bedeuten. Auch die Übersetzung von *desguisëure* 2728 durch *modèle* kann ich nicht gutheifsen; es ist immer 'ungewohnte, absonderliche Gestalt'. *route* 2994 ist nicht 'Weg', sondern, wie der Zusammenhang lehrt, 'Schar, Trupp'.

Die verschiedenen kleinen Ausstellungen, die ich zu machen gefunden habe, hindern mich nicht, anzuerkennen, dafs Herr Doutrepont sich mit dieser seiner ersten romanistischen Arbeit bei den Fachgenossen in einer Weise eingeführt hat, die ihn einer freundlichen Aufnahme wert macht und Hoffnung auf fernere tüchtige Leistungen erweckt.

Die anhangsweise aus dem alten Drucke wiederholten Stücke, die späterer Zeit angehören als die Clef d'amors, sind der Beachtung nicht unwert, namentlich die Anleitung zu einer Geheimschrift für Liebende. Für die Herstellung eines fehlerfreien Textes hätte hier etwas mehr gethan werden sollen.

Berlin. Adolf Tobler.

Karl Stichel, Beiträge zur Lexikographie des altprovenzalischen Verbums. Marburg, Elwert, 1890 (Ausg. u. Abh. aus dem Geb. d. rom. Phil., veröffentl. von E. Stengel. Heft LXXXVI). 2 Bl. u. 86 S. 8. M. 2,40.

Die ersten 57 Seiten dieser alphabetisch geordneten Beiträge (die Buchstaben *a* bis *e* umfassend) erschienen im Jahre 1888 als Marburger Doktordissertation. Der nun vollständig vorliegenden Arbeit sind Berichtigungen und Nachträge hinzugefügt, die zum grofsen Teil auf Levys wertvoller Recension der Dissertation (Litteraturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1889, Sp. 413 ff.) beruhen. Nachdem der Verfasser in seiner Einleitung auf die Versehen und Lücken des Raynouardschen *Lexique roman* hingewiesen, fährt er fort: 'Die nachstehende Arbeit will nun eine Anzahl Verbesserungen und Ergänzungen geben, die sich aber auf das Gebiet des altprovenzalischen Verbums beschränken. Besonderes Augenmerk richtete ich dabei auf die im *Lexique roman* nicht verzeichneten Verba, suchte aber die mit Unrecht aufgestellten gleichzeitig zu tilgen.' Dem Verfasser läfst sich das Verdienst fleifsiger Arbeit nicht absprechen. Die Zahl der von ihm benutzten Texte und Glossare ist erheblich. Leider scheint ihm ein Werk nicht zugänglich gewesen zu sein, das ihm grofse Dienste hätte leisten können: Mistrals *Tresor dou felibrige*. Fabre d'Olivets *Troubadour* hätte andererseits ohne Schaden ignoriert werden können. Der Natur der Sache gemäfs ist die Arbeit zum Teil Kompilation von Erklärungen und Bemerkungen einzelner Herausgeber und Recensenten zu den von ihnen veröffentlichten oder besprochenen Texten, doch hat der Verfasser daneben auch selbständig gesammelt. In verschiedenen der der ersteren Kategorie angehörenden Artikel wäre es erwünscht gewesen, dafs der Verfasser die einander gegenüberstehenden Ansichten nicht einfach zusammengestellt, sondern auch selbst diskutiert hätte (vgl. z. B. die Artikel *mazantar*, dessen richtige Erklärung mir die kürzlich von Levy Litteraturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1890, Sp. 233, gegebene zu sein scheint, *reserar, resonhar, rodillar*, zu welchem Mistrals *roudiha 'tourner les yeux autour de soi, regarder de côté et d'autre, inspecter, examiner'* heranzuziehen war, *tantolhar*, zu welchem auf Mistrals *tantoulha (se) 'se mouiller le bas des vêtements, se crotter'* Bezug zu nehmen war). Wo der Verfasser Kritik ausübt oder eigene Erklärungen bietet, wird man ihm vielfach zustimmen (vgl. z. B. die Artikel *nelenquir*, das übrigens mit dem Zeichen [zu versehen war, *privadar, secodar*, wozu zu erwähnen war, dafs die neuprovenzalischen Mundarten nur Fortsetzungen von *secodre* zu kennen scheinen, *fremeyar*, wozu wieder Mistrals *fremeja 'frémir, commencer à bouillir'* heranzuziehen war, *sereiar*, das ich auch mit dem Verfasser durch *fereiar* unter Hinweis auf Mistrals *fereja 'être farouche, avoir l'air farouche'*, also eine Ableitung von dem Adjektiv *fer*, ersetzen möchte). In anderen Fällen hätte der Verfasser seine Zweifel an der Existenz eines Wortes wohl in entschiedenerer Weise äufsern dürfen, als er es thut. An ein *niquetar* in dem angegebenen Sinne glaube ich nicht und ebensowenig

daran, dafs *niquetaisses* oder *niquetasses* eine Form dieses Verbs *niquetar* sein könnte. Mistrals *niqueta* scheint nach seiner eigenen Angabe dem *Gloss. occitanien* entnommen zu sein und daher nichts zu beweisen. Irre ich nicht, so ist an der citierten Stelle des Johannesevangeliums zu lesen *vi que taisses*, wozu Diez, Gramm. II, 218 *tangere* und der Wortlaut der Vulgata *Non quia de egenis pertinebat ad eum* zu vergleichen ist. Auch das angebliche Verbum *pinar 'placer, monter'* ist zu streichen und an den betreffenden Stellen der *Leys d'amors* zu lesen *puiatz, puiec;* vgl. die von Raynouard *Lex. IV*, 664 u. 665 aus den *Leys d'a.* citierten Formen *puiamens, puians, puiansa.* Ferner ist *quaguevir* entschieden zu verwerfen und an der citierten Stelle zu lesen *quagu'e vis* (das letztere ist 3. Pers. Sing. Präs. Ind. von *vessir*, vgl. Diez, Gramm. II, 208, 2) und als Parallelstelle *quagava e pedia* bei Stichel s. v. *vessir).* Das auf Konjektur beruhende *ruinar* scheint mir ebenfalls anfechtbar; bei Arnaut Daniel (citiert *Lex. rom.* V, 97) findet sich *Aissi m'art lo cor em rima,* und die neueren Mundarten kennen *rima* und *ruma* im Sinne von *'havir, rissoler, brouir'* (Mistral). Ein Verb *ventolar* 'wälzen' anzuerkennen wird man sich schwer entschliefsen; ist nicht zu lesen *voutolar* (vgl. ital. *voltolare 'rivoltarsi in giro per terra')?* Das von Bartsch (Jahrb. VII, 200) vorgeschlagene, aber nicht gedeutete *mortener* (Stichel S. 85) ist mir unverständlich; ist es nicht möglich, den Wortlaut der Handschrift beizubehalten, aber abzutrennen *amor tener?* Die eigenen Aufstellungen, Deutungen und etymologischen Bemerkungen des Verfassers scheinen mir nicht immer glücklich. *Monorar* 'ankündigen' ist wohl durch Konjektur zu beseitigen; *saonar* im Sinne von 'einseifen' (auch bei Körting, Lat.-rom. Wörterbuch Nr. 7152) scheint mir kaum dem Zusammenhang der citierten Stelle gemäfs; *sobrebaissar* hat an der citierten Stelle den Sinn 'sehr, tief beugen' anstatt 'über Gebühr beugen'; ein der Rechtssprache angehörendes, zum Subst. *terragarda* zu stellendes *terragardar* ist wohl zuzulassen; wie die unter *testar* gegebene Stelle übersetzbar wird, wenn man *testar* als Simplex zu *entestar* auffafst, ist nicht ersichtlich; die aufgestellte Infinitivform *tuoillar* ist keinenfalls richtig, vgl. Sternbeck, Unrichtige Wortaufstellungen S. 51; 'sterben, hinscheiden' als Übersetzung von *transir* ist zu stark; ein *viar* 'sich auf den Weg machen' ist nicht anzuerkennen, *via* ist Adverb wie im Italienischen, wäre es Imperativ, so würde an der zweiten von Stichel citierten Stelle der Plural *viatz* zu erwarten sein. Was speciell die etymologischen Bemerkungen und Hinweise auf andere romanische Sprachen betrifft, so ist nicht einzusehen, warum unter *marcar* besonders auf span. und port. *marchar* 'sich vorwärts bewegen' hingewiesen wird, während bei *refricar 'répéter'* ein Hinweis auf das gleichbedeutende span. und port. *refricar*, der von Nutzen gewesen wäre, fehlt; das dunkle *papieiar* zu cat. *embabiecar* zu stellen, scheint unzulässig, der dem letzteren entsprechende provenzalische Wortstamm ist *bav-; pedre* (lat. *pedere)* ist ebenso von *petar* (lat. **peditare)* zu trennen wie afrz. *poirre* von nfrz. *péter; refregurar* gehört zu *frejura*, hat aber nichts mit *refrigerar* zu thun; *reprimar 'recommencer'* läfst sich durchaus nicht mit *reprimar 'réprimer*

empêcher' vergleichen; *minjar* (S. 85) hat nichts zu thun mit *mica, minga, minja 'mie'; quesar* (S. 85) endlich, wie das neuprovenzalische *quesa 'faire taire'* (Mistral) entspricht dem afrz. *coisier* (Körting, Lat.-rom. Wörterb. Nr. 6572) und nicht dem span. *quedar* (Körting a. a. O. Nr. 6573). Zuweilen wären weitere Litteraturnachweise angebracht gewesen, z. B. bei *ruzer*, wozu auf Arch. f. lat. Lex. V, 240—241 zu verweisen war; bei *trasanar* auf Sternbeck 67, bei *truchar* auf Diez, Et. Wb. I *trucco* (Körtings Vermutung a. a. O. Nr. 8393 scheint mir nicht das Richtige zu treffen), bei *foggar* (S. 84) auf *Lex. rom.* III, 348 *fotiador 'bêcheur, terrassier, piocheur'* (Mistral hat auch das in Dauphiné und Languedoc erhaltene *fouja 'fouger, fouir, piocher, bêcher, cultiver'*), bei *vaireiar* (S. 81) auf Mistrals *vareja 'vaciller, chanceler'* (dafs dieses Verb reflexiv gebraucht 'schwankend machen' bedeuten soll, ist übrigens undenkbar und geht auch nicht aus der Belegstelle hervor). Leider ist endlich die Zahl der Druckfehler nicht unbeträchtlich; ganz besonders störend sind diejenigen, die in den Belegstellen und der Angabe der Fundorte vorkommen. Unter *papieiar* lies *uis* (Thür) statt *vis*, unter *senhorir 'L. R.* I, 389' st. *'L. R.* 388', unter *sobrepoder* als Lesart von C *sobrier poder* st. *sobriepoder* (verbessere übrigens auch die Interpunktion der angeführten Stelle, so dafs das Komma nach *mi* und *fai* fortbleibt, dagegen ein Komma zwischen *aucir* und *Mi* zu stehen kommt; vergl. *tot quant es ponha en ioi auer*, MG. 486); der unter *solar* citierte Text stimmt keineswegs mit dem MG. 1233 abgedruckten überein; unter *trepat* ist das Citat aus MG. 955 ungenau; anstatt *variagar* giebt Suchier die bessere Schreibung *variajar* u. dgl. mehr. Schliefslich mag noch erwähnt werden, dafs Stichels 'Beiträge' auch einige nicht zu den Verben gehörende Worte behandeln, insbesondere eine Anzahl von Adjektiven der bei Diez, Gr. II, 357—358 beschriebenen Bildungsweise (z. B. *florat, foillut*, wozu mit Unrecht ein Infinitiv *foillir* vermutet wird, *golut, guinhonut, morat*). Trotz verschiedener oben erwähnter Schwächen behält Stichels Arbeit ihren Wert als bequeme und manches Nachschlagen und Aufsuchen ersparende Materialsammlung, und die dem Studium des Provenzalischen Obliegenden werden ihm für die aufgewandte Mühe Dank wissen.

Cambridge. E. Braunholtz.

Bibliothek spanischer Schriftsteller, herausgegeben von Dr. Adolf Krefsner. IX. Bändchen: Vida del gran capitan por Don Manuel José Quintana (aus den Vidas de Españoles célebres), VII, 77 S. 8. X. Bändchen: La Vida de Lazarillo de Tormes y de sus fortunas y adversidades, XII, 65 S. 8. XI. Bändchen: Sammlung spanischer Gedichte, VIII, 200 S. 8. Leipzig, Renger, 1890—91.

Der Gedanke, eine solche spanische Bibliothek herauszugeben, wie die vorliegende (treffliche Auswahl, guter und reiner Druck, knappe Einleitungen und Nachrichten über die Verfasser, kurze und gute Anmer-

kungen sachlicher und sprachlicher Art), ist schön und dankenswert. Wie angenehm für den Freund der romanischen Sprachen, den Liebhaber der europäischen Litteraturen, den, welcher das Spanische fürs Leben braucht, so leicht zu etwas zu kommen! Das Bändchen kostet in der Regel wenig über eine Mark. Und wie teuer sind sonst spanische Bücher und wie schwer zu haben. Schon mancher hat einen in spanischer Sprache mühsam und wohl gesetzten Brief an einen Buchhändler in Spanien geschickt und gar keine Antwort erhalten. *Cosas de España,* sagen die Spanier selbst, wenn man ihnen so etwas und daneben das Verhalten anderer Länder vorhält. Und die schon vorhandenen gröfseren Handbücher spanischer Litteratur sind etwas veraltet und erreichen die neuere Zeit nicht. In den ersten Bändchen findet man zwei von Cervantes *Novelas ejemplares* in einem vertreten, den *Don Quijote* in zweien, in zwei anderen Calderon *(La vida es sueño* und *El Alcalde de Zalamea),* in einem Hartzenbuschs *Amantes de Teruel,* in einem Lope de Vega, *La Esclava de su Galan,* auch Caballero ist vertreten mit *Con mal ó con bien á los tuyos te ten.*

Quintanas *Gran Capitan* ist ein Muster für klare historische Darstellung, weshalb die nicht zahlreichen Anmerkungen meist sachlicher Art sind. Der Verfasser zeigt sich hier in bewundernswerter Weise unterrichtet, z. B. wenn es heifst: *'tierra que llaman de Labor,* italienisch *Terra di Lavoro* (Land des Ackerbaues), bis 1863 Name der italienischen Provinz Caserta.' Auch Mariana, *Historia de España,* ist zur Erklärung herangezogen, so dafs man recht zum Genusse der Sache kommt.

Etwas anders lag die Aufgabe für den Herausgeber bei dem *Lazarillo de Tormes,* diesem Vorfahren des deutschen Simplicius Simplicissimus, welcher, zuerst 1554 erschienen, die nach oben und aufsen hin glänzende Zeit Karls V. in ihrer Armseligkeit in den unteren Schichten des Volkes getreulich in altertümlicher, schöner, oft schwieriger Sprache vorführt. Der Text ist hier nach einem guten alten Drucke von Antwerpen 1602 mit Benutzung der Rivadeneyraschen Ausgabe hergestellt, ein Anhang bringt noch das Variantenverzeichnis. Schade, dafs die alte Rechtschreibung nicht beibehalten ist; wenigstens sind *dal, desto, reille, matalle, quisiérades* u. ä. geblieben. Als diese seine Ausgabe schon in der Druckerei war, hielt sie der Verfasser noch zurück, um die 1889 erschienene deutsche Übersetzung W. Lausers nebst Einleitung noch zu benutzen: er verdankt ihr, wie er sagt, manches, u. a. die Überzeugung, dafs Mendoza nicht der Verfasser dieses Volksbuches sein kann. Die Erklärung ist gewifs noch hier und da zu vervollständigen, doch hat der Herausgeber so trefflich gearbeitet, dafs an dem Gegebenen kaum etwas zu verbessern ist. S. 16 heifst es von dem gierigen Geistlichen, dafs er bei frommen Festen und Leichenfeiern *á costa ajena comia como lobo y bebia mas que un saludador,* und das letzte Wort soll 'Hochzeitsbitter' sein. Warum aber soll man von der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes abgehen? Ein durch Sprüche und Anhauchen Krankheiten Heilender, der sich zungenfertig anpreist, hat gewifs guten Durst. Die späteren Vervollständigungen des Buches hat der Verfasser in Anhängen, im Auszuge, zum Teil auch nur in deutschen Inhaltsangaben, bedacht.

Ein treffliches, vielen gewifs hochwillkommenes Buch ist die Sammlung der Gedichte. Die Auswahl ist meines Erachtens geschickt getroffen. Wesentlich bedacht ist die Lyrik, nur schade, dafs die Volkslieder ganz übergangen sind. Doch vielleicht will der Herausgeber diesen noch ein besonderes Bändchen widmen, mit dem er sich auch mit den Mundarten abfindet. Trueba fehlt, versteht sich, hier auch nicht (S. 171—177), doch konnte er, offenbar der beste aller spanischen Lyriker, der es auch mit den besten anderer Völker aufnimmt, wohl den doppelten Raum einnehmen. Seinen *Libro de las montañas*, die späteren Gedichte enthaltend, scheint der Herausgeber nicht zu kennen, und die Nachricht über sein Leben ist zu mangelhaft: u. a. ist Bilbao, nicht Madrid, der Ort seiner letzten Jahre und seines Todes. Dafs auch die epische Dichtung hier etwas bedacht ist (Ercilla, Valbuena, Hojeda, N. F. de Moratin), wird man gewifs loben. Den Anfang machen die Romanzen, vom Cid, von Ramiro de Aragon, von Doña Blanca, dann die *romances moriscos*. Zu den ersten hätte sich wohl zur Vergleichung nach Inhalt und Form die eine oder die andere Stelle aus dem *Poema del Cid* recht gut gepafst. Von Erklärungen enthält dieser Band wenig und meist Willkommenes, manches Wertvolle. Zu dem alten Plusquamperfektum fehlt, dafs es auch Perfekt sein kann, und dafs es sich auch in erhabener Sprache neuester Dichter und selbst Prosaiker findet.

Friedenau. H. Buchholtz.

Dr. W. Körner, Professor: Ausführliches Lehrbuch der russischen Sprache (Texte, Grammatik, Übungsstücke, Wörterverzeichnisse). Heft I. Sondershausen, Fr. A. Eupel (O. Kirchhoff), 1891. 64 S. 8.

Von den vielen Lehrbüchern des Russischen in deutscher Sprache verdient das ausführliche Buch von A. Boltz, Lehrgang der russischen Sprache, unstreitig den Vorrang und hat seine Vorzüge in mehreren Auflagen bewährt, nur hätte man in diesen wiederholten Auflagen Beseitigung von Mängeln und Fehlern (darunter auch Accentfehlern), vornehmlich des sonst wohl auch geschätzten sprachvergleichenden Ballastes gewünscht, weil durch diese, oft sehr anfechtbaren etymologischen Bemerkungen, welche nur dem lexikalischen Teil der Sprache zu gute kamen, andere, grammatische Gesichtspunkte in den Hintergrund gedrängt wurden. Jetzt erscheint das im Titel genannte Lehrbuch der russischen Sprache von dem Nachfolger Boltz', Herrn Dr. Körner, Professor des Russischen an der Kriegsakademie in Berlin.

Das erste Heft, welches vier Bogen enthält, und dem noch neun Hefte folgen sollen, macht einen wohlthuenden Eindruck wegen der Vertrautheit des Verfassers mit dem Gegenstande. Der Verfasser ist mit den Feinheiten der Aussprache des Russischen (dies ist der erste Abschnitt des ersten Heftes) gut bekannt, aber mehr Gleichmäfsigkeit in der Behandlung und mehr Übersichtlichkeit wäre doch erwünscht gewesen, etwa in der Weise, dafs zunächst die Aussprache der Vokale und

dann die der Konsonanten besprochen wäre: so hätte über *e* und *ë* alles zusammengefafst werden können, was echt russisch, und was ein Niederschlag des Altkirchenslavischen ist; dabei wäre die Hauptregel über das umgelautete *ë (ê)*, dafs die Betonung und die Stellung vor einem harten Konsonanten mafsgebend sind, hervorgehoben werden sollen; was über *o* gesagt ist, reicht wegen der Adverbia auf *-o* und der Pronominal- und Adjektivendung *-ogo, -ago* nicht aus; ebenso vermifst man eine übersichtliche Zusammenstellung der Regeln über die Aussprache der Konsonanten, so z. B. des *g*, statt der Zersplitterung an mehreren Stellen. In dem Abschnitt über die Lautgesetze (mit dem Ausdruck 'Buchstaben' in § 6 sind offenbar 'Laute' gemeint) ist nicht alles zu billigen, wie z. B. die Zusammenstellung von *dêla-ju* und *Azi-ja* (S. 22) und die sich daran knüpfenden weiteren Bemerkungen.

Der S. 29 beginnende, in Lektionen verteilte grammatische Lehrstoff knüpft sich an geeignete und (das mufs hervorgehoben werden) sehr ansprechende russische Lesestücke, aber mit der Verteilung des Stoffes ohne Rücksicht auf Zusammenhang (Verbum, I Deklination, Verbum, eingeschobenes *o* oder *e*, II Deklination, Verb. refl. u. s. w.) kann ich mich nicht befreunden; im einzelnen sind die grammatischen Bemerkungen anregend, wenn sie auch stellenweise nicht genügen, z. B. die Erklärung des *j* in G. Sg. *najmá* u. ä. Die Betonung hat der Verfasser gebührend berücksichtigt, doch vermifst man sie gerade in dem schönen Gedichte von Lermontow (S. 19), und in den Accentregeln thut die Zurückhaltung dem Bedürfnis einigen Abbruch: das beste Wörterbuch reicht in dieser Beziehung nicht aus, und ein Berater, wie etwa Kayfslers Lehre vom russischen Accent, steht nicht jedem zu Gebote; es hätte nicht viel Raum weggenommen, wenn der Verfasser aus dem Schatz seines Wissens mehr geboten hätte: recht brauchbare Winke über die Betonung hat Dr. Körner in einer besonderen Abhandlung gegeben, die als Einleitung zum Lenströmschen russischen Wörterbuch dient.

Doch genug der Ausstellungen an einem Buche, an dem viel zu loben ist. Hoffentlich lassen die weiteren Hefte nicht lange auf sich warten, und schon jetzt sei das neue Lehrbuch angelegentlich empfohlen. Der schon durch das recht brauchbare russisch-deutsche und deutsch-russische Wörterbuch von Lenström um den russischen Selbstunterricht verdiente Verleger hat für eine gefällige Ausstattung und sorgfältige Korrektur gesorgt.

Breslau. W. Nehring.

C. N. E. Eliot, A Finnish Grammar. Oxford, Clarendon Press, 1890. XLVII, 279 S. 8.

Die finnische Grammatik ist so vielseitig und gründlich durchgearbeitet, dafs der Verfasser eines kürzeren Lehrbuches schwerlich etwas Neues bringen, höchstens das Bekannte in wissenschaftlicher Verdichtung nach einem methodisch wohlerwogenen Plane vortragen kann. Das ist, soweit

Referent es zu beurteilen vermag, in dem vorliegenden Buche im vollen Maſse geschehen. Es mag übertrieben sein, wenn man Finnisch nächst Baskisch als die schwierigste unter den heutigen Sprachen Europas bezeichnet: Deutsch und die slavischen Sprachen dürften einem Nicht-Indogermanen doch noch viel dornenvoller vorkommen. Recht mühsam ist aber die Erlernung dieser reichsten unter den ural-altaischen Sprachen doch, und lohnend ist sie zugleich, nicht nur um ihrer selbst, um ihrer Feinheiten und ihrer frühen Beziehungen zu den germanischen Sprachen, sondern auch um ihrer Litteratur willen.

In einer gehaltvollen Einleitung bespricht der Verfasser die Stellung des Finnischen innerhalb seiner Familie. Die Grammatik, S. 1—229, behandelt zunächst eingehend das Lautwesen. Ob die Nebenaccente bei der dritten oder vierten Silbe einsetzen (S. 4), ist, soviel dem Referenten bekannt, von der Quantität der dritten Silbe abhängig, ob diese kurz und offen ist oder nicht. Wird diese Regel nicht mehr gebilligt? S. 19—120 enthält die Wortbildungs- und Formenlehre nach den Redeteilen geordnet. Dann folgt bis S. 223 die Syntax, endlich ein sechs Seiten langer Abschnitt über den Dialekt des Kalewala. Den Rest des Buches nehmen Litteraturproben, übersetzt und Wort für Wort grammatisch analysiert, ein, eine vortreffliche Praxis, in die man vom ersten Augenblick an eintreten kann. Die Stücke sind gut ausgewählt: der Anfang des Evangeliums Johannis, drei längere Episoden des Kalewala und ein prächtiges Volkslied.

Berlin. G. v. d. Gabelentz.

Programmschau.

Die deutsche Lindenpoesie. Von Oberlehrer Emil Plaumann. Programm des kgl. Gymnasiums zu Danzig 1890. 47 S. 4.

Nach allen möglichen Beziehungen hin, nach den Empfindungen, die sie für sich weckt, nach ihrer Umgebung, ist von je die Linde von deutschen Dichtern gefeiert. Die fast unübersehbare Zahl von Dichtungen, in denen sie erwähnt wird, von den ältesten Zeiten bis zu den Dichtern der Gegenwart hat der Verfasser mit höchst anerkennungswertem Fleifs durchstudiert, aber er ist selbst auch von dem poetischen Reize, den der Baum erregt, durchdrungen, so dafs die ganze Abhandlung sich wie ein begeistertes Preislied liest.

Eucharius Eyering und seine Sprichwörtersammlung. I. Von Dr. Schambach. Programm des Gymnasiums zu Hildburghausen 1890. 30 S. 4.

Über Eyering hat das Wesentliche schon Gödeke mitgeteilt, zu seinem Leben hat der Verfasser einige Aktenstücke benutzen können, die jedoch geringe Auskunft geben. Eyering aus Königshofen im Grabfeld, erst katholischer Geistlicher, wandte sich dann der evangelischen Lehre zu und ist als Pfarrer zu Streubdorf bei Hildburghausen am 15. Okt. 1597

gestorben. Seine Sprichwörtersammlung ist 1601—3 in Eisleben in drei Bänden gedruckt; sie enthält 2594 Sprichwörter, von denen 305 erklärt sind. Von gleichzeitigen Werken benutzt er nur Agricola in einer nach 1534 fallenden Ausgabe, Paulis Schimpf und Ernst, Seb. Franck. In seiner Sprache berühren die barbarischen Verstümmelungen und die vielen Fremdwörter unangenehm; Agricola hat er viel benutzt, aber die Meinung Gödekes, dafs dieser gröfstenteils seine Quelle sei, wird hier widerlegt. Dies das Wesentliche der Arbeit.

Philipp von Zesen und die deutschgesinnte Genossenschaft. Von Dr. Karl Dissel. Programm des Wilhelms-Gymnasiums zu Hamburg 1890. 66 S. 4.

Der Verfasser giebt die ausführlichste Arbeit über diesen Gegenstand, unterstützt durch die seltenen Schätze der Hamburger Stadtbibliothek an Leichen-, Hochzeits- und Glückwunschgedichten, die über Persönlichkeiten das meiste Licht zu verbreiten pflegen. Es erscheint nach diesen ausführlichen und sorgfältigen Nachweisungen Zesen vielfach in einem anderen Lichte, als die meisten Darsteller ihn zu schildern pflegen, verführt durch die Schmähungen seiner neidischen Feinde; auch als lyrischer Dichter ist er besser, als er gewöhnlich aufgefafst wird, sogar besser als die meisten seiner Zeitgenossen; namentlich aber verdient sein Charakter alles Lob, und ein trauriges Gegenbild gegen ihn ist Rist.

Philipp Zesen, vielleicht ursprünglich Blau geheifsen, am 8. Oktober 1619 in Prirau bei Dessau geboren, studierte in Wittenberg und Leipzig, kam dann nach Hamburg; von 1641 an ist er genau mit Rist bekannt, der in Lobsprüchen sich nicht erschöpfen kann, während er später auf lügenhafte Weise ihm überall zu schaden suchte. Zesens Leben ist ein rechtes Wanderleben, er ist selten längere Zeit an einem Ort; von früh an ist er ein sehr fleifsiger Dichter gewesen, der Verfasser bringt auch aus kleineren Gedichten bisher unbekannte Proben. 1642 ist er in Holland, welches von da an sein Lieblingsaufenthalt wurde; hier wurde zuerst sein Eifer für Sprachreinigung rege. 1643 ist er wieder in Hamburg und gründet mit zwei Freunden die deutschgesinnte Genossenschaft oder die Rosengesellschaft, in der Weise der fruchtbringenden Gesellschaft. 1643 ist er wieder in Holland und trat mit vielen bedeutenden Männern, wie Hugo Grotius, Vossius, Salmasius, und angesehenen Frauen in nahen Verkehr, u. a. mit der berühmten Anna Maria von Schürmann. Auch auf seine Romane geht der Verfasser näher ein. Die Zahl der Mitglieder der deutschgesinnten Genossenschaft mehrte sich, auch Harsdörfer wurde aufgenommen. So kam er selbst in Verbindung mit dem Fürsten Ludwig von Anhalt, der ihn als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft aufnahm, doch mit Widerstreben wegen der ihm verhafsten Neuerungen Zesens in der Orthographie, und es kam nachher zu einem Bruch. Damit fingen die Neider Zesens an, sich auf ihn zu werfen, niemand mit grimmigerem Hafs als Rist, der, wie der Verfasser hier aus

bisher unbekannten Schriftstücken beweist, einen hämischen und lügnerischen Charakter an den Tag legte; auch Harsdörfer zeigte sich unzuverlässig. 1649 kehrte Zesen zu längerem Aufenthalt nach Holland zurück. Er war auch jetzt noch sehr thätig, seine lyrischen Gedichte, seine Romane hebt der Verfasser vor vielen seiner Zeit hervor; auch seine sprachwissenschaftlichen Werke sind übertrieben angegriffen. Von 1652 ist er wieder in Deutschland, fand hohe Gönner, Kaiser Ferdinand III. erhob ihn in den Adelstand 1653; von 1656 aber immer auf der Wanderschaft, bis 1667 hielt er sich in Amsterdam auf; von der Stadt mit dem Bürgerrecht beschenkt, kam er 1667 nach Hamburg zurück. Er wurde jetzt zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt und konnte als solcher selbst den Dichterlorbeer verleihen. 1669 wieder nach Amsterdam übergesiedelt, verheiratete er sich endlich dort 1672. Aber sein Wanderleben wurde fortgesetzt, seine Hoffnung, endlich ein Amt zu erhalten, schlug fehl, aber immer war er thätig. Lebensmüde starb er am 13. November 1689. Die deutschgesinnte Genossenschaft hielt sich noch bis 1708. An Fleifs und ernstem Streben steht Zesen keinem seiner Zeitgenossen nach, an mild religiöser Gesinnung den meisten voran. Der Verfasser verspricht baldige Fortsetzung der wertvollen Arbeit. Der Anhang bringt unbekannte Briefe Rists, Harsdörfers und Dietrichs von dem Werder an Zesen, und ein die Angaben Gödekes vervollständigendes Verzeichnis der Mitglieder der deutschgesinnten Genossenschaft.

Philipp von Zesen, ein Beitrag zur Geschichte der Sprachreinigung im Deutschen. Von Dr. Karl Prahl. Programm des städt. Gymnasiums zu Danzig 1890.

Weniger umfangreich ist diese zweite Schrift über Zesen. Der Verfasser hat sämtliche Schriften Zesens, soweit er ihrer habhaft werden konnte, durchforscht und daraus ein viel richtigeres Bild bezüglich seiner Bemühungen um die deutsche Sprache erhalten, als man gewöhnlich aus einigen übertriebenen Neubildungen sich spöttisch zu machen gewufst hat. Er hat aber aufserdem die gleichzeitigen grammatischen und lexikalischen Schriften über deutsche Sprache genauer angesehen und daraus erkannt, wie glücklich auch sie in manchen Neubildungen gewesen sind; es ist nicht blofs ihr Verhältnis zu Zesen bestimmt, sondern auch von vielen Bildungen, die in den Sprachgebrauch aufgenommen sind, nachgewiesen, dafs sie viel älter sind, als im Grimmschen Wörterbuch angenommen ist. Somit verfolgt die Abhandlung auch denselben Zweck, den sich die vortrefflichen Arbeiten Gomberts gesteckt haben. Der Verfasser hat keineswegs die Blöfsen, welche sich nach dem mangelhaften Wissen seiner Zeit Zesen gegeben hat, verschwiegen, aber sie mit der ehrenvollen Gesinnung, die ihn beseelte, entschuldigt; er hat ihn aber wegen der zahlreichen Neubildungen, die jetzt Gemeingut sind, auf einen würdigen Platz für unser Urteil über ihn gestellt.

Herford. L. Hölscher.

Verzeichnis

der vom 10. Januar bis zum 13. März 1891 bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften.

Blind Fate. A Novel. By Mrs. Alexander. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vols. 2696 and 2697). 272 u. 256 S. kl. 8. M. 3,20.

Dott. Aristide Baragiola: Il canto popolare a Bosco o Gurin, colonia tedesca nel Cantone Ticino. Cividale, Fulvio Giovanni, 1891. 175 S. 8.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie herausgegeben von Otto Behaghel und Fritz Neumann. XII, 1. 2.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur herausgegeben von D. Behrens und H. Körting. Band XII, Heft 8, der Referate und Recensionen viertes Heft. Oppeln u. Leipzig, Georg Maske, 1890.

Armorel of Lyonesse. A Novel. By Walter Besant. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of British Authors, Vols. 2702 and 2703). 294 und 287 S. kl. 8. M. 3,20.

Die Frauencolleges an der Universität Cambridge. Von Dr. Karl Breul, M. A. Sonderabdruck aus den Preufs. Jahrbüchern herausgeg. von Hans Delbrück. Bd. 67, Heft 1.

German Classics edited with English Notes, etc. by C. A. Buchheim. Vol. IV. Schillers historische Skizzen: Egmonts Leben und Tod, Belagerung von Antwerpen. Fifth, Revised Edition, with a Map. Oxford, Clarendon Press, 1889. XX, 162 S. 8. Geb. Sh. 2/6.

Dasselbe. Vol. IX. Beckers Friedrich der Grofse. With an Historical Introduction, Genealogical and Chronological Tables, a Map, and a Copious Index. Second, Revised Edition. Oxford, Clarendon Press, 1889. XXXII, 176 S. 8. Geb. Sh. 3/6.

Dasselbe. Vol. X. Schillers Jungfrau von Orleans. With an Historical and Critical Introduction, a Complete Commentary, etc. Oxford, Clarendon Press, 1890. LVI, 272 S. 8.

The Open Court [Ed. Paul Carus]. No. 174—180. 182. 183.

The Monist. A Quarterly Magazine. Editor: Dr. Paul Carus. Chicago, The Open Court Publishing Co. Vol. I. No. 2, January 1891.

Die Behandlung der ursprünglich auslautenden ai im Gotischen, Althochdeutschen und Altsächsischen. Von Hermann Collitz. Besonderer Abdruck aus dem XVII. Bande der 'Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen'. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1890. 1 Bl., 53 S. 8.

Metrik und Sprache der mittelenglischen Romanze The Sege off Melayne. Göttinger Dissertation von Bernhard Dannenberg aus Adelebsen. Göttingen, Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei, 1890. 52 S. 8.

The Sign of Four. By A. Conan Doyle. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vol. 2698). 278 S. kl. 8. M. 1,60.

Die Lehre vom französischen Verb. Von Wilhelm Duschinsky, k. k. Professor. Prag, H. Dominicus, 1890. 16 S. und eine Tabelle. 8.

The Educational Times, and Journal of the College of Preceptors, 1891, No. 357 and 358.

Modern Language Notes: A. M. Elliot, Managing Editor. VI, 1 [J. Pearce, The Regimen of *wyrde* in the 'Historia Ecclesiastica'. Geo. Curme, Pronunciation of R and G in Germany. H. Todd, Apropos of 'La Naissance du Chevalier au Cygne'. J. W. Bright, An Emendation in the Anglo-Saxon Gospels. Luke I, 5: *of Abian tune.* B. L. Bowen, Corrections to the sixth Edition of Super's French Reader]. VI, 2 [F. M. Warren, 'Don Sanche d'Aragon' and 'Garcie de Navarre'. J. E. Matzke, The Historical Hernani. Ch. H. Grandgent, Notes on American Pronunciation. Th. Logie, Some Peculiarities of Gender in the Modern Picard Dialect. F. M. Blackmar, Spanish American Words].

Anglia. Herausgegeben von Ewald Flügel und Gustav Schirmer. Band XIII. N. F. I. 4. Heft. Halle a. S., Max Niemeyer, 1891 [W. S. Logeman, De consuetudine monachorum (Einleitung und Anmerkungen folgen). E. Flügel, Kleine Mitteilungen zur Litteraturgeschichte des 16. Jahrhunderts: 1. Eine Grabschrift in englischen (gereimten) Hexametern. 2. Klassische Versmafse aus einem Cambridger Studentenkreise. 3. An ABC for chyldren. E. Koeppel, Zu Astrophel and Stella]. Mitteilungen aus dem gesamten Gebiete der englischen Sprache und Litteratur. Beiblatt zur 'Anglia'. 1891. Nr. IX bis XII.

Allgemeines englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch von Dr. Felix Flügel. Braunschweig, G. Westermann, 1891. Drittes Heft. I. Teil, Bogen 15—26. M. 3.

Zeitschrift für deutsche Philologie herausgegeben von Hugo Gering und Oskar Erdmann. 23. Band, Heft 4 [E. Matthias, Die zehn Altersstufen des Menschen (aus dem Nachlasse von J. Zacher). R. Röhricht, Sagenhaftes und Mythisches aus der Geschichte der Kreuzzüge. F. Vogt, Zu Herzog Friedrichs Jerusalemfahrt. H. Becker, Zur Alexandersage. H. Jellinghaus, Das Spiel vom jüngsten Gerichte. H. Holstein, Zur Litteratur des lateinischen Schauspiels des 16. Jahrhunderts. R. Sprenger, Zu Goethes Faust. August Theodor Möbius (Nekrolog von K. Maurer und H. Gering). Litteratur und Miscellen].

The American Journal of Philology edited by Basil L. Gildersleeve. Vol. XI, 3.

La lingua tedesca. Periodico mensuale ad uso degli insegnanti e degli studenti. Pubblicazione incoraggiata dal R^o. Ministero di Pubblica Istruzione ... diretta da Vittorio Grünwald, Prof. nel R. Istituto tecnico di Livorno, e Ermanno Krusekopf, Direttore dell' Ist. ital. e straniero di Ancona. Livorno 1890. 1891. Anno IV. N. 12. Anno V. N. 2.

The World's Desire. By H. Rider Haggard and Andrew Lang. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of British Authors, Vols. 2694 and 2695). 280 und 255 S. kl. 8. M. 3,20.

Gedichte des Grafen Adolf Friedrich von Schack. Für Schule und Haus ausgewählt und erläutert von Karl Halling, Direktor der städt. höheren Mädchenschule und des Lehrerinnenseminars zu Memel. Dresden, L. Ehlermann, 1890.

Hans Hesellohers Lieder. Von Dr. August Hartmann, Custos an der K. Hof- und Staatsbibliothek in München. Erlangen, Fr. Junge, 1890. Separatabdruck aus der Festschrift für Konrad Hofmann (Romanische Forschungen, herausgegeben von K. Vollmöller. Bd. V, Heft 2). 1 Bl., 70 S. 8.

Racine. Athalie, 1691. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von K. A. Martin Hartmann. Leipzig, E. A. Seemann, 1891 (Martin Hartmanns Schulausgaben Nr. 9). XX, 86, 61 S. kl. 8.

Dictionnaire général de la langue française du commencement du XVIIe siècle jusqu'à nos jours par MM. Adolphe Hatzfeld et Arsène Darmesteter avec le concours de M. Antoine Thomas. Paris,

Ch. Delagrave [o. J.]. Fascicule 1—3, XXVIII, 224 S. gr. 8 [erscheint in 30 Lieferungen zu 1 Fr.].

Studien zu Lope de Vega Carpio. Eine Klassifikation seiner Comedias von Dr. Wilhelm Hennigs. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1891. 2 Bl., VI, 105 S. gr. 8. M. 2,80.

A Born Coquette. By Mrs. Hungerford. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vols. 2699 and 2700). 279 und 272 S. kl. 8. M. 3,20.

Wie spricht man in Athen? Echo der neugriechischen Umgangssprache von Prof. Dr. A. N. Jannaris in Athen. Mit einem vollständigen Special-Wörterbuche von Dr. K. H. Gelbert in Athen. Leipzig, Rud. Giegler, 1891. 1 Bl., 166 S. 8.

Arminius und Siegfried. Von H. Jellinghaus. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer, 1891. 38 S. 8.

Praktische Grammatik der chinesischen Sprache für den Selbstunterricht. Mit Lesestücken, einem chinesisch-deutschen und deutsch-chinesischen Wörterbuch und 10 kommentierten Schrifttafeln. Von C. Kainz. Wien-Pest-Leipzig, A. Hartleben (Die Kunst der Polyglotte. 29. Teil). VIII, 191 S. 8, abgesehen von den Tafeln. M. 2.

Methodical Hints for Speaking English following closely the lines of instruction indicated by each separate lesson of Degenhardt's Lehrgang der englischen Sprache. First Series. Part I. Lesson 1—34. By Otto Kares, Dr. ph. Dresden, L. Ehlermann, 1891. 88 S. 8.

Über die Metrik Robert Greenes. Hallesche Dissertation von Carl Knaut aus Aschersleben (Prov. Sachsen). Halle a. S., Druck von Max Hofmann, 1890. 65 S.

Arthour and Merlin nach der Auchinleck-Hs. nebst zwei Beilagen herausgeg. von Eugen Kölbing. Leipzig, O. R. Reisland, 1890 (Altengl. Bibliothek IV). CLXXXIX u. 504 S. kl. 8. M. 14.

Englische Studien. Herausgegeben von Eugen Kölbing. XV. Bd., 2. Heft. Leipzig, O. R. Reisland, 1891 [F. Jentsch, Die me. Romanze Richard Cœur de Lion und ihre Quellen. E. Kölbing, Kollationen (I. Emare. II. Chronicle of England). G. Sarrazin, Der Verfasser von 'Soliman and Perseda'. R. Thum, Anmerkungen zu Macaulays History. VIII. H. Schuchardt, Beiträge zur Kenntnis des englischen Kreolisch: III. Das Indo-Englische. F. Holthausen, Beiträge zur Erklärung und Textkritik alt- und me. Denkmäler. II. V. F. Janssen, Shakspere-Miscellen. W. Vietor, Die Conference on the Teaching of Modern Languages in Cheltenham am 11. und 12. April 1890. H. Klinghardt, Die genetische Erklärung sprachlicher Ausdrucksformen im Unterricht. Derselbe, Die 'neue Methode' im Lateinunterricht sowie im Deutschunterricht der Volksschule. K. Feyerabend, Zu K. H. Schaibles Geschichte der Deutschen in England].

Franco-Gallia. Herausgegeben von A. Kreſsner. VIII, 2.

Petri Abælardi Planctus I. II. III. IV. V. VI. Herausgegeben von Wilhelm Meyer aus Speyer, Prof. in Göttingen. Erlangen, Fr. Junge, 1890. Separatabdruck aus der Festschrift für Konr. Hofmann (Romanische Forschungen, herausgegeben von K. Vollmöller. Bd. V, Heft 2). 19 S. 8 [die III auf dem Titel beruht auf einem Versehen].

Studj di filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci. Fasc. 14. L. Gauchat, H. Kehrli, Il Canzioniere provenzale H. Roma, Lœscher & Co., 1891. S. 341—568.

Gramática del castellano antiguo por Pedro de Mugica. Primera parte: Fonética. Leipzig, O. R. Reisland, 1891. VIII, 86 S. 8.

Encyklopädisches englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Erster Teil: Englisch-Deutsch. Bearbeitet von Prof. Dr. Ed. Muret. Groſse Ausgabe. Berlin, G. Langen-

scheidt, 1891. Lieferung 1. 4 Bl., XXXII, 80 S. 8 [erscheint in ca. 33 Lieferungen zu 1 M. 50 Pf.].

Semitic and other Glosses to Kluge's Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. By Wm. Muss-Arnolt. Baltimore 1890 (Deprinted from the 'Modern Language Notes', Vol. V, No. 8, 1890). 71 S.

Altlothringische geistliche Lieder. Abdruck nach einer Münchener Handschrift. Von Richard Otto. Erlangen, Fr. Junge, 1890. Separatabdruck aus der Festschrift für Konrad Hofmann (Romanische Forschungen, herausgeg. von K. Vollmöller. Bd. V, Heft 2). 38 S. 8.

Priscillianus, ein Reformator des vierten Jahrhunderts. Eine kirchengeschichtliche Studie, zugleich ein Kommentar zu den erhaltenen Schriften Priscillians von Friedrich Paret, Dr. phil., Repetent am evang.-theol. Seminar in Tübingen. Würzburg, A. Stuber, 1891. VIII, 302 S. 8.

Grundrifs der germanischen Philologie herausgegeben von Hermann Paul. I. Band, 5. Lieferung (Bogen 49—64). Mit einer Karte. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1891 [V. Abschnitt: Sprachgeschichte. 7. Geschichte der friesischen Sprache. Von Th. Siebs (Schlufs). 8. Geschichte der englischen Sprache. Von F. Kluge (mit einer Karte). Anhang: Behandlung der lebenden Mundarten: 1. Allgemeines. Von Ph. Wegener. 2. Skandinavische Mundarten. Von A. Lundell. 3. Deutsche und niederländische Mundarten. Von F. Kauffmann. 4. Englische Mundarten. Von J. Wright. VI. Abschnitt: Mythologie. Von E. Mogk (unvollendet)].

Social Vicissitudes. By F. C. Philips. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vol. 2701). 286 S. kl. 8. M. 1,60.

Plœtz-Kares. Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Verfafst von Dr. Gustav Plœtz. Berlin, F. A. Herbig, 1891. XII, 195 S. 8. M. 1,40.

Lehr- und Lernbuch der französischen Sprache von J. Pünjer, Schulvorsteher in Altona. 2., umgearbeitete Auflage. 1. Teil. Hannover, Carl Meyer, 1891. XI, 112 S. 8. M. 1,20.

Revue des Langues romanes. Avril — Mai — Juin 1890 [C. Chabaneau et G. Reynaud, Légendes pieuses en provençal (A suivre)].

Praktische Dispositionslehre in neuer Gestaltung und Begründung oder kurzgefafste Anweisung zum Disponieren deutscher Aufsätze nebst zahlreichen Beispielen und Materialien zum Gebrauch für Lehrer und Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten von Dr. J. Karl Friedrich Rinne. 5., unveränderte Auflage. Stuttgart, Albert Koch, 1891. XXIV, 226 S. 8. M. 3,20.

Praktische Stillehre. Eine methodisch geordnete Sammlung von Aufgaben zu deutschen Aufsätzen nebst Beispielen und stilistischen Bemerkungen. Von Dr. J. Karl Friedrich Rinne. 3., unveränderte Auflage. Stuttgart, Albert Koch, 1891. VIII, 286 S. 8. M. 3,20.

Anleitung zur Abfassung von englischen Briefen mit zahlreichen englischen Mustern und deutschen Übungen. Für den Schul- und Privatgebrauch von Prof. Dr. Otto Ritter, Direktor der Luisenschule zu Berlin. 3. verbesserte Auflage. Berlin, Leonhard Simion, 1891. X, 185 S. 8.

Jackanapes. By Juliana Horatia Ewing. Mit deutschen Erklärungen von E. Roos, Lehrerin an der städt. höheren Mädchenschule zu Merseburg. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Students' Series, No. 31). X, 50 S. 8. M. 0,50; kart. M. 0,60. Wörterbuch dazu 14 S. M. 0,20.

Julius Cæsar. By William Shakspere. Mit deutschen Anmerkungen von Dr. Immanuel Schmidt, Prof. an der K. Hauptkadettenanstalt zu Lichterfelde. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Students' Series, Nr. 32). XVI, 168 S. 8. M. 1; kart. M. 1,10.

Praktische Grammatik der Suaheli-Sprache auch für den Selbstunterricht. Mit Übungsstücken, einem Lesebuche und einem Deutsch-Kisuaheli-Wörterbuche von A. Seidel. Wien-Pest-Leipzig, A. Hartleben (Die Kunst der Polyglotte. 32. Teil). VIII, 182 S. 8. M. 2.

Principles of English Etymology. By the Rev. Walter W. Skeat. Second Series. The Foreign Element. Oxford, Clarendon Press, 1891. XXX, 505 S. 8. Sh. 10/6.

Robert Sprenger, Bemerkungen zu Dramen Shaksperes. Northeim, Februar 1891. 20 S. 4.

Der Stil der me. Reimchronik Roberts von Gloucester, eine Untersuchung zur Ermittelung der Verfasser dieses Werkes. Berliner Dissertation (17. Febr. 1891) von Hans Strohmeyer aus Ober-Glogau. 108 S. 8.

Eckius Dedolatus herausgeg. von Siegfried Szamatólski. Berlin, Speyer & Peters, 1891 (Lateinische Litteraturdenkmale des 16. Jahrhunderts herausgeg. von Herrmann u. Szamatólski II). XV, 52 S. 8.

Beiträge zur Geschichte der französischen und englischen Phonetik und Phonographie von F. Techmer. I. Teil. Mit 4 Tafeln u. 3 Figuren. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1889. Sonderabdrücke aus dem IV. und V. Bande der Internationalen Zeitschr. für allgemeine Sprachwissenschaft.

Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische behufs Einübung der Regeln des Konjunktivs und der Participien. Eine Beigabe zu französischen Schulgrammatiken von Dr. Wilhelm Ulrich, Rektor des Realprogymnasiums zu Langensalza. Leipzig, August Neumann, 1891. 2 Bl., 90 S. 8. M. 0,90.

Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot. Ein Supplement zu allen französisch-deutschen Wörterbüchern von Prof. Dr. Césaire Villatte. 3., durch einen Anhang vermehrte Auflage. Berlin, Langenscheidt, 1890. XVI, 326 S. 8. M. 5, geb. M. 5,60.

Romanische Forschungen. Herausgegeben von Karl Vollmöller. Erlangen, Fr. Junge, 1890. IV. Band, 2. Heft [B. Herlet, Studien über die sog. Ysopets. E. Dannheiſser, Zum Schluſskapitel von Adolf Eberts 'Entwickelungsgeschichte der franz. Tragödie'. G. Sarrazin, Zur Geographie und Geschichte der Tristan-Sage]. V. Band, 2. Heft: Festschrift, Konrad Hofmann zum 70. Geburtstag 14. Nov. 1889 gewidmet von seinen Schülern. 2. Teil [K. Vollmöller, Spanische Funde. A. Meyer, Der waldensische Physiologus. W. Meyer, Petri Abælardi Planctus I. II. IV. V. VI. G. Baist, Der gerichtliche Zweikampf nach seinem Ursprung und im Rolandslied. A. Hartmann, Hans Hesellohers Lieder. J. Schmitt, Zur Überlieferung der Chronik von Morea. L. Scherman, Eine Art visionärer Höllenschilderung aus dem indischen Mittelalter. R. Otto, Altlothringische geistliche Lieder].

Spanische Funde. Von Karl Vollmöller. I—III. Erlangen, Fr. Junge, 1890. Separatabdruck aus den Romanischen Forschungen, herausgeg. von K. Vollmöller. Bd. V, Heft 2. 52 S. 8.

Webster's International Dictionary of the English Language, being the Authentic Edition of Webster's Unabridged Dictionary, comprising the Issues of 1864, 1879 and 1884, now thoroughly revised and enlarged under the supervision of Noah Porter, D. D., LL. D., of Yale University. With a Voluminous Appendix. London, George Bell & Sons, 1890. XCVIII, 2011 S. gr. 4.

Praktische Grammatik der finnischen Sprache für den Selbstunterricht. Mit Lesestücken, Gesprächen und Wörterbuch. Von M. Wellewill. Wien-Pest-Leipzig, A. Hartleben (Die Kunst der Polyglotte. 30. Teil). VIII, 199 S. M. 2.

Revue de l'Enseignement des Langues vivantes. Directeur: A. Wolfromm. 7e Année, Janvier 1891, No. 11; Février 1891, Nr. 12. 8e Année, Mars 1891, No. 1.

Franz Grillparzer und das spanische Drama.

In den letzten zwei Jahrzehnten ist der Name Franz Grillparzers oft und mit fast einstimmiger Begeisterung genannt worden, aber man hat, wie naturgemäfs, nur den dramatischen Dichter, nicht auch den gediegenen Kenner fremder Litteraturen gepriesen. Denn, was Grillparzer an Bühnenwerken geschaffen hat, das liegt abgeschlossen vor uns, ist auch zum Teil durch die scenische Darstellung den weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden, seine Bemerkungen über Litteratur, Geschichte, Philosophie sind als Handhabe für die abnehmende Gedächtniskraft zu verschiedenen Zeiten zerstreut und skizzenartig aufgezeichnet und vollständig erst in der letzten Ausgabe der Werke des Dichters (Stuttgart, Cotta Nachf., 1887, 16 Bände) veröffentlicht worden.

Von diesen Notizen haben die über das spanische Drama den meisten Wert, einmal, weil sie relativ abgeschlossen sind und auf eingehenden Studien beruhen, dann, weil sie grofsenteils der reiferen Lebenszeit des Dichters angehören und in der behaglichen Mufse, welche ihm seine Zurückgezogenheit nach dem Jahre 1838 bot, entstanden sind.

Von früh an hatte Grillparzer sich mit dem spanischen Drama und der Sprache Hispaniens vertraut gemacht. Schon im Jahre 1813, wo er eine Zeit lang Hilfsarbeiter an der K. K. Hofbibliothek war, erlernte er die Elemente der spanischen Sprache und übersetzte zu seiner Übung einen Teil des ersten Aktes von Calderons *La vida es sueño* ins Deutsche. Es war sehr natürlich, dafs der für den Anfänger ungeeignetste Dramatiker Spaniens ihm zuerst in die Hände kam, denn die damals herrschende

Romantik hob den phantasievollen Dolmetscher der neukatholischen Gedankenwelt auf Kosten seiner Vorgänger und Zeitgenossen so ausschliefslich und ungebührlich in die Höhe, dafs Lope, Tellez, Alarcon u. a. nicht nur als Geister zweiten und dritten Ranges erscheinen mufsten, sondern auch in den litterarischen Kreisen Deutschlands ziemlich unbekannt blieben. Ebenso lag es nahe, dafs der junge Dichter für sein erstes gröfseres Drama, 'Die Ahnfrau' (bisher hatte er nur Entwürfe und Skizzen niedergeschrieben, und der umfangreichere Versuch 'Blanca von Castilien' war nicht für die Bühne bestimmt), sich an Calderon zu schulen suchte, diesem einen weitgehenden Einfluſs gestattete, der für das Stück bisweilen verhängnisvoll wurde. Gleichwohl ist in der vielgeschmähten 'Ahnfrau' noch weit mehr die Einwirkung Schillers und der sogenannten Schicksalstragödie, als die Calderons zu spüren. Von dem letzteren stammt zwar das Versmafs, der eintönige, spröde Trochäus, den übrigens Grillparzer sehr zu modeln und zu vervollkommnen wufste, ebenso das Übermafs der Rhetorik und der verschwenderische Reichtum der Wortfülle und Bilderpracht, aber die Hauptperson, der Räuber Jaromir, ist nur ein schwaches Abbild Karl Moors, die Handlung ist sichtlich ein Konterfei der 'Braut von Messina'. Auch später ist Grillparzer als Dichter nie zum eigentlichen Nachahmer Calderons geworden.

Das erst am 4. Oktober 1834 aufgeführte, aber schon seit 1817 geplante Drama 'Der Traum ein Leben' ist zwar ein Seiten- und Gegenstück zu Calderons *La vida es sueño*, aber bestimmte Entlehnungen sind kaum nachweisbar. Das Urteil Grillparzers über den gröfsten (oder doch am meisten bewunderten) Dichter Spaniens wurde immer ungünstiger, je mehr er sich von Lope de Vega angezogen und hingerissen fühlte, und die Calderon gewidmeten Bemerkungen in den 'Studien zum spanischen Theater' sind an wegwerfenden Ausdrücken ziemlich reich. Wir werden sie näher berücksichtigen, wo wir von Grillparzers Verhältnis zu Lope de Vega reden.

Die grofse Selbständigkeit, welche Grillparzer der Romantik gegenüber bewahrte, auch wo er ihren Neigungen sich anschlofs, zeigt sich in seiner Stellung zu Calderon. Was einem Fr. Schlegel und Tieck an diesem Dichter besonders zusagte, der kirchliche

Fanatismus, die religiöse Schwärmerei, die regellose Ungebundenheit und planlose Willkür, daneben auch die grofsartige Bilderpracht und verschwenderisch reiche Sentenzenfülle, das stiefs Grillparzer, den Bewunderer Voltaires und Josephs II., den Verehrer der antiken und selbst der französischen Tragödie, sehr schnell zurück. Da er nun doch von der Begeisterung für das spanische Drama sein Leben lang sich nicht freimachte, so wandte er seine hingebende Liebe und sein eifriges Studium dem Vorgänger Calderons, Lope de Vega, zu. In der richtigen Erkenntnis der Vorzüge dieses genialen Dramatikers trifft er vielfach mit Adolf Friedrich v. Schack zusammen, dessen 1845 erschienenes Werk 'Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien' er übrigens nur obenhin gelesen und benutzt hat. Grillparzer ist weit früher und selbständig zur Erkenntnis der Bedeutung Lopes und seiner mannigfachen Überlegenheit allen anderen spanischen Dramatikern gegenüber gelangt, ein Verdienst, das ihm die Litteraturgeschichte nicht vergessen sollte.

Seine Kenntnis dieses Dichters beginnt mit dem Jahre 1820, erstreckt sich zunächst nur auf die lyrischen und epischen Schöpfungen des vielseitigen Mannes und wendet sich mit dem Jahre 1824 auch den *Comedias* zu. Anfangs nahm Grillparzer, dem manche dramatische Pläne wenig Zeit zu ununterbrochenen, vertieften Quellenstudien liefsen, seine Zuflucht zu Übersetzungen und Bearbeitungen, erst das 1839 erschienene Werk des unglücklichen Dichters Michael Enk über Lope scheint ihm den Gedanken eines planmäfsigen Studiums der Originalwerke eingeflöfst zu haben. Damals begegneten Lope-Studien noch grofsen bibliographischen Schwierigkeiten. Denn die erste 25bändige Gesamtausgabe der Dramen (1604—1647) ist bekanntlich in den Bibliotheken so selten, dafs Ticknor nur sechs vollständige Exemplare auffand, und die ausgewählten Werke der Hartzembuschschen oder Ochoaschen Sammlung (Madrid 1853 und Paris 1840) waren Grillparzer nicht zugänglich. Er sah sich daher auf die erste Originalausgabe, soweit dieselbe in der Wiener Bibliothek vorhanden war, angewiesen und hat nach derselben etwa 130 Stücke, also mehr als ein Drittel der uns erhaltenen 310 Komödien Lopes, gelesen und kurz besprochen. Seine Notizaufzeichnungen aus dieser bis an sein Lebensende fortgesetzten Lieblingslektüre fallen

in die erste Hälfte der fünfziger Jahre und umfassen in der ersten Ausgabe seiner Gesamtwerke (Cotta 1872) 222 Seiten.

Ehe er aber dem spanischen Dichter kritisch-historisch nahe trat, hatte er für seine eigenen Bühnenwerke denselben mehrfach benutzt. In den meisten der nach 1824 begonnenen oder fortgeführten Dramen Grillparzers können wir Lopes Einfluſs in gröſserem oder geringerem Maſse wahrnehmen. Zunächst sind es einzelne dramatisch wirksame Züge, die er seinem Vorbilde entlehnte; je gröſser aber seine Begeisterung, je eingehender sein Studium Lopes wurde, je mehr daneben auch seine eigene Dichterkraft abnahm, desto enger schloſs er sich an Werke des spanischen Dramatikers an. Solche vereinzelte Entlehnungen finden sich in der Liebestragödie von Hero und Leander ('Des Meeres und der Liebe Wellen'), die von 1819—1831 seinen Geist beschäftigte, und in dem dramatisierten Märchen 'Libussa', an der er seit dem Beginn der zwanziger Jahre bis in das Jahr 1848 hinein gearbeitet hat. In Lopes Drama *Los tres diamantes* findet sich eine sehr wirkungsvolle Scene, in welcher der Held des Stückes auf der Flucht seiner erschöpften Geliebten von seiner Abstammung und seltsamen Geschicken erzählt, diese aber den Schlummer trotz aller Anstrengung nicht zu bannen vermag. Wer die Hero-Leander-Tragödie kennt, wird sich eines ähnlichen Vorganges in dieser erinnern. In der 'Libussa' ist der Einfluſs von Lopes *La Quinta de Florencia* nicht unbedingt anzunehmen, zumal die Bekanntschaft Grillparzers mit diesem spanischen Stücke durch nichts erwiesen ist, aber das Schicksal der Zauberjungfrau Libussa und ihres aus dem Volke erwählten Gatten erinnert mannigfach an Lopes Drama.

Sehr unzweideutig ist die Einwirkung des Spaniers in drei Stücken Grillparzers, der 'Jüdin von Toledo', 'Ottokars Glück und Ende' und in dem Fragmente 'Esther'. Der Anfang der zwei ersteren, vollständig abgeschlossenen Tragödien geht in das Jahr 1824, wo Grillparzer mit der Lektüre der dramatischen Werke Lopes begann, zurück, und daher zeigen beide die nachhaltigste Wirkung des Eindruckes, den der spanische Dichter auf den jüngeren Genossen gemacht hatte. In der später niedergeschriebenen Analyse der beiden Lopeschen Stücke hebt zwar Grillparzer mehr die Verschiedenheiten, als die Übereinstimmungen

mit seinen eigenen Dichtungen hervor, aber die letzteren sind auffallend genug.

Der Held von Lopes *Las pazes de los Reyes y la Judia de Toledo* und ebenso von Grillparzers 'Jüdin von Toledo' ist König Alfonso von Kastilien, der von Kindheit an schwer durch des Geschickes Mifsgunst verfolgt wird, sein Reich gegen die Macht eines ehrsüchtigen Oheims erkämpfen mufs und in beständiger Sorge um seine nächsten Angelegenheiten nicht zum Genusse des Lebens und der Liebesfreuden kommt. Als ernster, tugendstrenger Jüngling vermählt er sich mit einer langweiligen, engherzigen Prinzessin Englands und bewahrt ihr die eheliche Treue, bis die Zauberbande eines üppigen Judenmädchens, Rahel, ihn von Ehre und Pflicht fortreifsen. Die kastilischen Grofsen und die mitleidlose Königin lassen in Abwesenheit des Königs die verhafste Ketzerin ermorden, und Alfonso, dessen Pflichtbewufstsein und Reuegefühl erwachen, sobald die verlockende Jüdin beseitigt ist, verzeiht diese eigenmächtige, grauenvolle Handlungsweise. So weit stimmt die dramatische Handlung, der tragische Konflikt und die Charakterzeichnung der Hauptpersonen in beiden Stücken überein, aber andererseits ist auch die Selbständigkeit Grillparzers hervorzuheben. Vor allem hat er das beseitigt, was an Lopes engumgrenzten katholischen Standpunkt erinnert. In dem spanischen Stücke mufs ein Engel vom Himmel herabsteigen, um den edlen König an der Untreue gegen seine Gemahlin zu hindern, ein zweiter Himmelsbote ihn von der Rache gegen die Mörder der Jüdin zurückhalten, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau versöhnt sich dann Alfonso mit der Königin. Rahel tritt im Anblicke ihres gewaltsamen Endes — zum christlichen Glauben über. Irrig ist wohl Grillparzers Ansicht (in seinen 'Studien zum spanischen Theater' a. a. O. VIII, 269), 'dafs Lope sich so ziemlich auf die Seite der Jüdin stelle'. Vielmehr deutet der Titel des Stückes auf die Grundanschauung, dafs der Friede der Könige mit dem Tode eines schuldlosen Judenmädchens erkauft werden dürfe, hin und ist keinesfalls, wie Grillparzer meint, 'eine versteckte Ironie'. Was Lope von religiöser Toleranz hielt, das deutet nicht nur seine Zugehörigkeit zur heiligen Inquisition, sondern auch mancherlei fanatische Äufserungen über die Anhänger der protestantischen Lehre

an, und bei einem spanischen Priester des 17. Jahrhunderts ist die Gehässigkeit in kirchlichen Dingen eigentlich selbstverständlich. Ebenso wähnte er mit den meisten seiner katholischen Zeitgenossen, dafs den Herrschern Hispaniens um ihrer persönlichen Interessen willen auch das Ruchloseste erlaubt sei; man braucht nur an die Handlungsweise Sanchos in der *Estrella de Sevilla* zu denken. Für ihn bedeutete der Mord einer Jüdin so wenig, wie für die an Ketzerverbrennungen gewöhnten Spanier jener Zeit; nichts lag ihm ferner, als das Humanitätsgefühl der modernen Anschauungsweise. Läfst er doch auch in dem *Niño innocente de la Guardia* die spanischen Juden ein Christenkind rauben und zu Tode martern, zeigt sich also ganz befangen in dem blinden Wahne seiner Zeit.

Anders mufste natürlich Grillparzer, der Zögling Voltaires und der französischen Aufklärung, über solche Greuelthaten des Fanatismus denken, anders die Zuschauer oder Leser seines Stückes empfinden. Zwar ist auch Grillparzer keineswegs ein Freund des Judentums — weder des alttestamentlichen, noch des gegenwärtigen — gewesen, wie sein stacheliges Epigramm auf 'das erwählte Geschlecht' bezeugt, aber der Grundsatz religiöser Duldsamkeit und allumfassender Humanität stand ihm unerschütterlich fest. Wenn daher sein Alfonso ähnlich handelt, wie der im spanischen Drama, und sogar das schuldlose Opfer seiner Leidenschaft noch nach dem Tode schmäht und herabwürdigt, so hat er doch nicht, wie der spanische Herrscher, die Reize der entseelten Geliebten genossen, sondern auch in Rahels Zauberfesseln die sittliche Reinheit bewahrt. Ein Fürst, der so handelte, wie Lopes Alfonso, würde allzusehr unseren Unwillen erregen, um uns mit seiner Schwäche versöhnen zu können.

Aber, indem Grillparzer einmal an das spanische Drama sich anlehnt, dann wieder die modernen Gedanken von Duldsamkeit und Menschenliebe mit der dramatischen Überlieferung verwebt, kommt etwas Zwiespältiges in die Hauptcharaktere des Stückes, in Alfonso sowohl, wie in Rahel. Denn der erstere ist ein verfrühter Joseph II., die andere hat im Laufe der mannigfachen Umarbeitungen der Tragödie etwas von dem Wesen der Aufsehen erregenden Lola Montez, der Geliebten Ludwigs von Bayern, angenommen. König Alfonso teilt zwar die Abneigung seines

Volkes gegen die Juden — auch der edle Kaiser Joseph war nicht blind gegen ihre Schwächen —, aber als Herrscher glaubt er allen Unterthanen ohne Glaubensunterschied gleiches Recht und gleiche Teilnahme schenken zu müssen. Entschieden tritt er der Verfolgung und Verachtung des von Jehova erwählten Volkes, dessen grofse Vergangenheit er preist, und dessen Schwächen er als Werk der christlichen Unduldsamkeit ansieht, entgegen, aber seine edle Toleranz ist mehr Verstandessache und Staatsklugheit, als Herzenswärme und echt menschliches Mitgefühl. Seine Bezauberung durch Rahels Reize ändert an seiner Stellung zum Judentum nichts; in der üppigen Jüdin sieht er nur das Weib, welches ihn die Verlockungen des schönen Geschlechts zuerst empfinden läfst und ihm als entzückendes Gegenbild der kalten, ceremoniellen, von engherzigen Vorurteilen befangenen Gemahlin erscheint. Am Schlusse des Stückes wird er aber wieder zum spanischen Katholiken, der in einem Kreuzzuge gegen die mohammedanischen Landesfeinde seine schmachvolle Hingabe an die Jüdin sühnen will.

Ähnlich krankt Rahel in Grillparzers Stücke an widerspruchsvoller Zweiseitigkeit. Mit ihrer schalkhaften, kindisch-tändelnden Anmut, von der sich bei Lope nur die Grundzüge vorfinden, mufs sie eine freche Rücksichtslosigkeit und zuchtlose Gefallsucht vereinen, die unsere Sympathie mit ihr und ihrem grausamen Geschicke etwas abschwächt und das Vorgehen der schwer gekränkten Königin und des stolzen Adels etwas milder beurteilen läfst. Alfonso selbst hebt diese Doppelseitigkeit hervor, indem er seine Geliebte einmal als die Vereinigung 'aller Fehler dieser weiten Erde' schildert, dann wieder mit den Worten

> Sie aber war die Wahrheit, ob verzerrt:
> All, was sie that, ging aus aus ihrem Selbst,
> Urplötzlich, unverhofft und ohne Beispiel

preist.

Die Vertreterin des edleren Judentums ist nicht Rahel, sondern ihre Schwester Esther, die am Schlusse sich von dem gehässigen Fanatismus des altjüdischen Nationalcharakters zu der milden Versöhnlichkeit der christlichen Moral erhebt und mit den schönen Worten

> Verzeihen wir denn, damit uns Gott verzeihe,

von dem Könige, der den Mord Rahels mit kalter Gleichgültigkeit ungestraft läfst, scheidet. Dagegen ist ihr Vater Isaak ein grelles Abbild der Untugenden seines Volkes, welche Jahrhunderte grausamen Druckes zu unerträglicher Überfülle entwickelt haben. Er macht den Eindruck eines karikierten Shylock.

Unseres Erachtens hat der Anschluſs an Lopes Drama der Einheitlichkeit und Wirksamkeit des Grillparzerschen Stückes nur geschadet, am gröfsten steht der österreichische Dichter dann da, wenn er sich ganz von seinem Vorbilde loslöst und völlig frei schafft, wie in der Charakterzeichnung Esthers.

Dieselbe Bemerkung können wir auch machen, wenn wir 'König Ottokars Glück und Ende' mit der *Imperial de Oton* Lopes vergleichen. In beiden Stücken erscheint als Ottokars böser Geist seine ehrgeizige Gemahlin, die ihn zum Kampfe gegen seinen glücklichen Nebenbuhler um die deutsche Kaiserkrone, gegen Rudolf von Habsburg, treibt und durch ihren Hohn den Gedemütigten zum nochmaligen Abfall reizt. Entscheidend für die Katastrophe ist bei Lope sowohl, wie bei Grillparzer, jene Zeltscene, in welcher Ottokar, nachdem er Kaiser Rudolf unter vier Augen gehuldigt hat, durch das plötzliche Hinwegziehen des Zeltvorhanges den Blicken der draufsen harrenden Kriegsleute in kniefälliger Stellung preisgegeben wird. Auch der Charakter des Böhmenkönigs ist hier, wie dort, ein wenig günstiger. Im Glücke übermütig, ehrsüchtig und zur Gewaltthat geneigt, im Mifsgeschicke verzagt und nur durch seine Gattin zur Thatkraft angestachelt, ist er weder im spanischen noch im deutschen Drama zum Helden einer Tragödie besonders geeignet. Bei Lope entstellt noch abergläubische Scheu seinen Mannessinn, und erst in der letzten Entscheidungsstunde zeigt er sich wirklich als mutiger Kriegsheld. Grillparzer hat die unvorteilhaften Züge in Ottokars Charakter noch verstärkt, um alles Licht auf den ideal gezeichneten Rudolf von Habsburg fallen zu lassen, und hat auch die Königin, welche von Lope als beherztes, selbst den Tod im Schlachtgewühl nicht scheuendes Weib geschildert wird, zu einer herzlos kalten, böswilligen Intrigantin gemacht. Wie er selbst sagt, schwebte ihm als Vorbild Ottokars Napoleon I. vor, bei der Zeichnung Kunigundes, der Gemahlin des Böhmenkönigs, hat er vielleicht an Marie Luise gedacht. Immerhin

lehnen beide Charakterbilder sich doch an das spanische Stück an, das am besten und trefflichsten gelungene, das Rudolfs von Habsburg, ist dagegen von Grillparzer völlig frei und selbständig entworfen. Denn bei Lope handelt Rudolf gegen den gedemütigten Feind treulos und rachsüchtig, indem er den Vorhang im Zelte öffnen läfst, trotzdem er die Geheimhaltung der fufsfälligen Huldigung Ottokar versichert hatte, und zeigt sich erst gegen den gefallenen Gegner grofsmütig. Bei Grillparzer ist Rudolf das Musterbild aller christlichen und ritterlichen Tugenden und der eigentliche Held des Stückes, neben dem Ottokar verblassen mufs. Warum der Habsburger so idealisiert wurde, ist bei Grillparzers warmer Hingabe an das 'kindisch-geliebte Österreich' und dessen Kaiserhaus sehr begreiflich; dieser patriotischen Rücksicht wurde die dramatische, welche eine vorteilhaftere Zeichnung des Titelhelden geboten hätte, aufgeopfert. Immerhin hat so Grillparzers Drama wenigstens e i n e Hauptperson aufzuweisen, die vollauf zum dramatischen Helden geschaffen ist, und nach dem nur aus Rücksichtnahme auf höfische Bedenken das Stück nicht benannt werden durfte; dem Lopeschen Stücke fehlt eine solche Figur. Auch sonst hat Grillparzer abergläubische Züge ausgemerzt, wie Ottokars Furcht vor der Weissagung einer Geistererscheinung und Rudolfs Glauben an die Wahrsagerkunst, und alles getilgt, was zur dramatischen Handlung in keiner Beziehung stand. Dagegen weifs er zahlreiche frei erfundene Personen und Scenen in enge Verbindung mit den Hauptmomenten des Dramas zu setzen, wennschon die zu grofse Überwucherung des Episodischen doch Lopes Vorbild verrät.

Am selbständigsten zeigt sich Grillparzer dem Spanier gegenüber in seinem zweiaktigen Esther-Fragment, das 1829 begonnen wurde. Auch Lope hat die biblische Erzählung von Esther in seinem Drama *La hermosa Esther* behandelt, wobei er sich nicht nur äufserlich, sondern auch der religiösen Anschauung nach an das Alte Testament hält. Esther ergiebt sich dem Heidenkönige, um ihr gedrücktes Volk zu befreien und an dem verhafsten Haman Rache zu üben, sie steht also ganz in dem Glauben und Trachten des Judentums. Bei Grillparzer ist sie dagegen nichts weniger, als eine gläubige Bekennerin der Jehovareligion, sie spottet vielmehr der hochfliegenden Hoffnungen ihres auf Gott

und den Messias bauenden Oheims und zweifelt selbst an den heiligen Schriften. Vom Standpunkte der reinen Menschenliebe, ohne jeden Gedanken an ihren oder der leidenden Stammesgenossen Vorteil rät sie dem schwermütigen Könige, sich wieder zu seiner verstoßenen Gemahlin zu wenden, und schließlich wird sie dieses Mannes Geliebte aus freiwillig sich hingebender Zärtlichkeit, nicht aus rachsüchtiger Berechnung oder aus Zwang. Um die Dauer ihres Liebesglückes zu sichern, verschweigt sie auch ihr Judentum.

So wenig auch 'Esther', nach dem vorliegenden Bruchstücke zu urteilen, ein Toleranzdrama im Geiste von Lessings Nathan ist, so sehr ist das Stück doch von der religiösen Aufklärung und der echten Humanität durchweht. Schon aus diesem Grunde steht es auch künstlerisch höher, als die *Hermosa Esther*, und hat wenigstens eine Scene, den hochdramatischen Dialog zwischen dem Könige und der Jüdin, aufzuweisen, der keine im Lopeschen Stücke sich vergleichen kann. Wie Grillparzer das 1863 gedruckte, 1868 zuerst aufgeführte Fragment abzuschließen gedachte, darüber giebt es bekanntlich verschiedene, sich untereinander widersprechende Mitteilungen; für das Verhältnis zu Lopes Stück ist diese Frage ohne Belang.

Wenn in dem Vorhergehenden der österreichische Dichter sich mehrfach als Schüler des großen spanischen Dramatikers zeigte, so war er doch ein sehr selbständiger, eigenartiger, bisweilen dem Meister überlegener Schüler. Nie gab sich sein scharfer, sichtender Verstand der blinden Liebe zu dem hochverehrten Vorgänger hin, stets wußte er dessen Fehler und Einseitigkeiten zu meiden, das Nachahmenswerte von dem zur Nachahmung Ungeeigneten zu scheiden. Eine gleiche Selbständigkeit und kritische Schärfe bekunden aber auch die Urteile, welche er über Lopes dramatisches Schaffen und einzelne Werke des spanischen Dichters fällt. Für die unbefangene Prüfung, welche er den Vorzügen und Fehlern Lopes angedeihen läßt, ist sein Urteil über das damals Aufsehen erregende Werk Schacks sehr charakteristisch. 'Schacks lobenswerte Geschichte des spanischen Theaters,' bemerkt er, 'habe ich gelesen, aber bei einem schlechten Gedächtnisse die Einzelheiten wieder vergessen, nur erinnere ich mich, daß bei allen Vorzügen des Werkes der Verfasser

sich von der Schofssünde des neueren Deutschlands, der Übertreibung, nicht frei hält und geneigt ist, manches zu loben, was einen bestimmten Tadel verdient.' Mit demselben Recht wird aber auch A. W. Schlegel abgefertigt, weil er Lope 'Pedanterie' vorgeworfen hat, und auch Lord Hollands Bemerkung, es fehle diesem Dichter an gesundem Menschenverstand, in gebührender Weise eingeschränkt.

Ein abgeschlossenes Lebens- und Charakterbild Lopes geben Grillparzers zerstreut hingeworfene Bemerkungen nicht, dagegen enthalten sie im einzelnen manches Treffende. Die kurze biographische Übersicht beschränkt sich auf einige Hauptpunkte und scheidet vorsichtig das Beglaubigte von dem *On dit*. Die litterarische Thatsache, dafs der bei Lebzeiten so viel gefeierte Dichter bald nach seinem Tode in Vergessenheit geraten ist, erklärt Grillparzer nicht, wie Herr v. Schack, aus der mifsleiteten Geschmacksrichtung der späteren Generationen, sondern aus sachlichen, sehr beachtenswerten Gründen. 'Dafs bei dieser grofsartigen Vielschreiberei (Lopes) an Vorbereitungen, ja selbst an die gewöhnliche Überlegung kaum zu denken war, versteht sich von selbst. Das Publikum begehrte immerfort, und er schrieb in einem fort. Später, als der Heifshunger der Nation gestillt und sie, namentlich durch französische Heiraten, mit dem übrigen Europa in Verbindung getreten war, fing sie an, sich des Kindischen ihrer Vorzeit zu schämen. Überhaupt wird jede Nation, die sich europäisch zu bilden beginnt, anfänglich immer nach der französischen Litteratur greifen. Das Korrekte und Verständig-Klare, wenn auch Abgeschwächte derselben, sagt dem Geiste zu, der, ehe er neue Erwerbungen machen kann, vorerst alte Fesseln abwerfen will. Auf diese Art ist Lope de Vega der neueren Welt ziemlich unbekannt geworden.' Wie sticht hier die gerechtere Würdigung der französischen Dichtung vorteilhaft von dem einseitigen Verdikte Herrn v. Schacks ab, der kein Bedenken trägt, Molière mit Wycherley und selbst mit Kotzebue zu vergleichen! Die ungemeinen Erfolge Lopes erklärt Grillparzer ebenso treffend, wie die schnelle Vergessenheit des Dichters, aus den Eigenheiten der Zeitverhältnisse. 'Sein Publikum bestand nicht aus den Gebildeten der Nation, sondern (es) gab sich hoch und niedrig, mit einem starken Übergewichte des letzteren, dem leidenschaft-

lich begehrten Theatergenufs hin. Allen gemein war das Streben nach Neuem und bei der Starkgläubigkeit der Zeit nach Unerhörtem. Mit der wahren Innerlichkeit nahm man es nicht so genau, um so mehr, als die Spanier das Bewufstsein, dafs sie doch nur ein Spiel vor sich hätten, nie aufser Augen setzten.' So werden die Fehler, Übertreibungen und abergläubischen Züge von Lopes Dichten auf Rechnung der Zeit gesetzt, wie das auch Herr v. Schack so trefflich ausgeführt hat, doch geht Grillparzer in die Irre, wenn er seinen Lieblingsdichter für 'einen prosaisch hellen Kopf' erklärt, der nur um des Publikums willen sich der Neigung zum Abenteuerlichen, Possenhaften und Verzerrten hingegeben habe. Die realistische Seite der Lopeschen Komödien, besonders die unübertroffenen Schilderungen der landschaftlichen Besonderheiten, der Standeseigentümlichkeiten, des Volkslebens u. s. w. hebt auch Grillparzer als besonderen Vorzug und als Merkmal, wie hoch der Dichter über den im Wunderbaren und Abergläubischen lebenden Zuschauern stand, hervor. Eins schliefst freilich das andere nicht aus, wie denn derselbe Dichter, welcher sich am weitesten von dem Aristotelischen Dramenschema entfernte, doch den Stagiriten als höchste Autorität in dramaturgischen Dingen anerkannte. Lope hatte sich in alle Eigentümlichkeiten seines Volkes, sowohl in dessen phantastische Gemütswelt, wie in seine praktischen Interessen tief eingelebt, das machte ihn zum Lieblingsdichter der älteren Zeit, bis der scharfe Hauch des von Frankreich her eindringenden Rationalismus ihn von seinem unbestrittenen Ehrensitze vertrieb. Zu den Geistesgröfsen, die nach Abstreifung des Zeitlich-Beschränkten doch eine ewige Bedeutung für alle Geschlechter der Menschheit haben, wie die hellenischen Dichter und wie Shakspere, gehört er eben nicht, nur innerhalb der Voraussetzungen des spanischen Katholicismus und Nationalcharakters ist er verständlich und genieſsbar. Im Bereiche dieser Schranken ist sein Gedankenreichtum, seine Beobachtungsgabe und seine Gestaltungskraft zwar erstaunlich, und mit gleicher Begeisterung, wie Herr v. Schack, kann Grillparzer die herrlichen Perlen der Dichtung bewundern, welche Lope mühelos und verschwenderisch am Wege hinstreue, aber der Versuch, eine Brücke von ihm zu der Aufklärung des 18. Jahrhunderts zu schlagen, ist vergeblich.

Das Aussichtslose eines solchen Versuches hat Grillparzer bei Calderon besser erkannt, als bei Lope, und er geht daher mit dem ersteren weit schärfer ins Gericht. Wie Lope 'natürlich', so sei Calderon 'künstlich', der erstere sei ein philosophischer Kopf, der letztere scheine es nur, der eine sei bildlich, der andere bilderreich und überladen. Ja, es fehlt bei der Besprechung einzelner Stücke Calderons an Vorwürfen, wie abgeschmackt, sinnlos, monströs, mehr türkisch als christlich u. s. w., nicht. Gelegentliche Anerkennung der hohen poetischen Gaben des einst bewunderten und nachgeahmten Dichters vermissen wir auch in den Bemerkungen des alternden Grillparzer nicht, aber offenbar hat seine Vorliebe für Lope ihn an einer stets treuen und geschichtlichen Auffassung des jüngeren Zeitgenossen gehindert. Überdies war seine Hinneigung zur französischen Aufklärung und zum Voltaireanismus zu entschieden, als dafs er Calderon mit derselben Unbefangenheit würdigen konnte, wie Lope. Als Reaktion gegen die romantische Überschwenglichkeit der Calderon-Verherrlichung, der schon Herr v. Schack ein mäfsigendes Halt geboten hatte, wären die abschätzigen Urteile Grillparzers am Platze gewesen, wenn sie nicht im Pulte des Verfassers verborgen geblieben wären, so dafs sie erst vor wenigen Jahren in der oben erwähnten letzten Ausgabe der Werke Grillparzers vollständig mitgeteilt sind. Weit mehr, als in der Beurteilung Calderons, den Grillparzer doch einmal mit Schiller vergleicht, ist der aufklärerische Standpunkt von Nachteil gewesen für die Auffassung der Zeitgenossen Calderons und Lopes. Auch über diese und über einzelne der von ihnen verfafsten Werke hat Grillparzer eine Reihe Bemerkungen hinterlassen, die eine vertiefte Sachkenntnis und die volle Unparteilichkeit oft vermissen lassen und daher nach den gediegenen Schilderungen v. Schacks keinen Anspruch auf besondere Beachtung erheben dürfen. Insbesondere ist Alarcon nicht hinreichend verstanden und gewürdigt worden.

Was aber Grillparzer als Dichter und Denker auch im einzelnen an der spanischen Dramatik des 17. Jahrhunderts auszusetzen hat, sie steht ihm im ganzen nicht nur höher als die antike und französische, sondern auch der Dichtung Goethes und Schillers voran. Darin bekundet er sich als echten Zögling der Romantik, deren Zauberfesseln auch den Schüler Voltaires, den

Bewunderer Molières und Racines nicht freiliefsen. Namentlich blieb seine Begeisterung für Lope de Vega, den Tröster seines einsamen Greisenalters, stets lebendig, und noch in dem nach 1848 abgeschlossenen 'Bruderzwist in Habsburg' macht er Kaiser Rudolf II., den Dolmetscher seiner eigenen Gedanken, auch zum Lope-Schwärmer. Aber fünfzig Jahre unausgesetzten Studiums geben der Begeisterung die sichere Grundlage wohlüberlegter Begründung und reifer Prüfung, daher auch Grillparzers Aufzeichnungen über Lope mit bewundernswerter Selbstbeherrschung des unmittelbaren Gefühles die Schwächen des gefeierten Lieblings stets scharf und treffend andeuten.

Dresden. Richard Mahrenholtz.

Über die

Handschrift Nr. 491 der Lambeth-Bibliothek.

Die Handschrift Nr. 491 in der Lambeth Library in London scheint bisher noch von niemand benutzt worden zu sein. Sie bildet einen dicken Quartband von 329 Blättern, die von vier Händen beschrieben sind. Die ersten 290 Blätter sind von Pergament, die übrigen von Papier. Diese beiden Teile gehören nicht ursprünglich zusammen; denn nach Blatt 290 beginnt auch eine neue Hand. Der erste Teil der Handschrift (Blatt 1 bis 290 einschließlich) ist nach meinem Urteil in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschrieben. Die Blätter 291 bis 294 einschl. sind leer und augenscheinlich zwischengeheftet, um womöglich den Anfang des auf Blatt 295 verstümmelt anfangenden Gedichtes nachzutragen. Die auf Blatt 295 beginnende Hand ist einige 50 Jahre jünger als die erste; sie reicht nur bis zum Ende dieses sehr dicht vollgeschriebenen Blattes. Der nächste Teil der Hs. (Blatt 296 bis 323) ist von einem dritten Schreiber, der auch der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört hat, und die letzten paar Blätter (324 bis 329) stammen von einem vierten, etwa gleichalterigen Schreiber.

Im gedruckten Handschriftenverzeichnis ist der Inhalt der Hs. nur unvollständig und ungenau angegeben.

1. (Blatt 1—205b) *A Chronicle of England to the death of King Edward III.* Der Katalog sagt: *It agrees verbatim with Caxton's Chronicle, except that it terminates at the afore-named time,* was ich nicht nachprüfen kann. Der Anfang fehlt. Die erste Seite hat die rote Überschrift *leyfe* (Name des Königs). Der Anfang dieser Seite lautet: *The qwene anone*

toke gold and syluir grete plente and toke hit to þe sqwier in counsel, þat he shold go and bere hit to her fadir. Das Ende lautet auf Blatt 205b: *And þe more harme is contynuyd longe tyme aftir. Explicit quidam tractatus anglicus de gestis Anglorum Brute vulgariter nuncupatus.*

2. (Bl. 206—227b) *Here begynnith þe sege of Jerusalem* (rot). Anfang: *In tyberies tyme | the trewe Emperour, | Sir Cesar hym self | sesid in Rome.*

Ende auf Bl. 227: *Explicit þe sege of Jerusalem.*[1]

3. (Bl. 228—274b) Die rote Überschrift lautet: *A tretys of þe thre kynges of Coloyne.* In Prosa. Anfang: *Whan al the world was descrived of Cesar August as is seyd in þe gospell.* Auf Bl. 273b und 274a stehen sechs dreizeilige lateinische Strophen in roter Farbe, von denen die erste heifst:

Ab helena crux inuenta,
Post hijs regnis est intenta
Congregandis[2] *regibus.*

Schliefst unvollständig auf Bl. 274b mit *Of which sterre was an ymage of a litil child bering wiþ hym* (Ende der Seite).

C. Horstmann, der Herausgeber der *Three Kings of Cologne (E. E. T. S., 1886),* hat diese Hs. nicht gekannt; er drückt jedoch (S. VII) die Erwartung aus, dafs noch mehr Hss. gefunden werden dürften. Horstmanns Ausgabe giebt auch das lateinische Original, welches gegen das Ende (S. 310) die erwähnten sechs Strophen enthält; sie stehen aber weder in den zwei vollständig von ihm abgedruckten englischen Texten, noch in den übrigen ihm bekannten Handschriften, noch in W. de Wordes Druck. Auch der Anfang, von dem ich mir leider nur die paar Worte ausgeschrieben habe, weicht von allen in der Horstmannschen Ausgabe veröffentlichten Überlieferungen gänzlich ab; vgl. seinen Text auf S. 20 oben. Der Text des Lambeth-Ms. scheint die ersten fünf Kapitel auszulassen und gleich mit dem sechsten zu beginnen, das die Geburt Jesu nach dem Evangelisten Lukas erzählt. Auch die oben aus dem L.-Ms. angeführten Schlufs-

[1] [Ferdinand Kopka erwähnt diese Aufzeichnung nicht in seiner Dissertation *'The Destruction of Jerusalem,* ein me. allitterierendes Gedicht. Einleitung', Breslau 1887. J. Z.]

[2] Ms. *Congregandos.*

worte finde ich nicht in Horstmanns Texten. Ich schliefse aus allem diesem, dafs wir es mit einer zweiten, unabhängigen Übersetzung der Geschichte zu thun haben; und zwar, wie auch bei Horstmanns Texten der Fall ist, mit der Übersetzung einer lateinischen Fassung, wie sie in den beiden Hss. Cott. Cleop. D VII (= C bei Horstmann) und Corp. Chr. Coll. Cambridge 275 (= CC) steht. Denn die letzten Zeilen des Textes im Lamb.-Ms. sind die Wiedergabe der lateinischen Stelle *In ipsa hora noctis media apparuit super eos in aere stella prefulgida et pulcherrima, in cuius summitate erat ymago parui pueri* (CC *pueri paruuli) secum ferens ymaginem crucis;* s. Horstmann, Varia lectio S. 311. Nur die Hss. C und CC von den bei Horstmann genannten haben diese Stelle. Es ergiebt sich auch, dafs nur sehr wenig am Schlusse fehlt; denn die Stelle steht nahe am Ende der lateinischen Vorlage.

4. (Bl. 275—286 b) [*The Auntur s of King Arthur at the Tarnewathelan*] In der Hs. steht keine Überschrift, und der gedruckte Katalog sagt blofs *The Gests of King Arthur,* da der Name *Tarnewathelan* in dieser Hs. gar nicht vorkommt; und darum ist diese Aufzeichnung wohl bisher immer übersehen worden, trotzdem das Gedicht nunmehr fünfmal nach den drei anderen Hss. gedruckt ist (von Pinkerton, Laing, Madden, Robson und Small[1]). Auch Hermann Lübke, der uns schon seit dem Jahre 1883 eine kritische Ausgabe versprochen hat (in seiner Berliner Dissertation), erwähnt das Lambeth-Ms. nicht.

Diese Hs. enthält 55 Strophen, von denen die ersten beiden folgendermafsen lauten:

I.

In the tyme of Arthur an auntur bytid;
In talkyng of his turmentis þe tale of hym tellis:
As he to carlill was comyn, conquerour y-kyd,
Dukes & duspers, þat wiþ þe kyng duellith,
To hunt at þe herdis, þat long had be hid;
On a day þei hem dight to the depe dellis,
To felle of þe femals, þat in þe forest were fryd,
So fayre in felawship, by fritthis and fellis.
Thus wyde are þei went, þe worthiest in wedis,

[1] John Smalls Buch ist nur eine verbesserte und vermehrte Ausgabe von David Laings *Select Remains* (1885).

[1] Bothe the kyng and the qwene,
And alle þe dospers by-dene;
Gawayn, gaynest on grene,
Dame Cunnore he ledis.

II.

[2] In a gliteryng gyte, þat glemith so gay,
W*ith* rich rubyes reu*er*cid, who so right redis,
Rayed with rybans of ryall[3] aray;
Her hood of an hye hewe, þ*at* þe hede hidis,
[4] Wiþ perrey and perlis was pelurid to pay,
Shrowdid in a short cloke, þ*er*-on þe reyne slidis,
Set ou*er*e with saphires, sothely to say,
Wiþ selcouþe stonys cerclyd on the sydis;
[5] Her sadil set of þat ilk
With riche seyntis of silk,
On a mule whit as mylk:
Ful gayly she glidis.

Von dem Blatt 276 ist unten ein Streifen weggerissen, so daſs die Zeilen VII, 12 bis VIII, 2 und X, 2 bis 6 (Robsons Zählung) unvollständig erhalten sind. Die letzte Strophe des Gedichtes lautet:

Gaynor gart wightly write in-to þe weste,
To alle the religious to rede and to synge;
Prestis wiþ p*rocessiou*n to p*ray* þei were prest,
With massis a mylio*u*n to make menyng.
Boþe lerid men and bysshopis right of þe best
Thurgh brood Englond belle dede rynge.
This ferly byfell þus fair in foreste,
Vndur holtys so hare, at an huntyng:
Such huntyng in holtis oght not be hid.
Thurgh a forest as y fore[6]
Wiþ stif knyghtis and store,
In þe tyme of Arthur
This auntour bytyd.

Explicit.

Einer Vergleichung dieser Überlieferung des Gedichtes mit den drei anderen Handschriften habe ich mich enthalten, da Herr Dr. Lübke, dem ich von meinem Funde Mitteilung machte, seine

[1] Vor der Zeile steht ein blaues Paragraphzeichen. [2] Vor der Zeile steht ein rotes Paragraphzeichen. [3] *a* aus *l* verbessert. [4] Die Zeile beginnt mit einem blauen Paragraphzeichen. [5] Die Zeile beginnt mit einem roten Paragraphzeichen. [6] Steht für *hy fore, they fore.*

Ausgabe sobald als möglich fertig stellen will und natürlich auch diese vierte Hs. genau untersuchen und ausnutzen wird.

4. (Blatt 287—290 b) *The Four Manere Bestis of Venery* und ähnliche Gedichte,[1] welche der Dame Juliane Berners zugeschrieben werden.[2] Hier sind rund 240 Zeilen erhalten. Die erste Strophe lautet:

My dere sone, wher so ȝe fare by frith or by fell,
Takith good heed, how Trystram wold tell,
How many manere bestis of venery ther were:
Lystenith ȝe to ȝour dame, and y shal ȝow lere.
Four manere bestis of venery ther are:
Þe first of hem is þe hert, þe second is the hare,
The bore is on of tho,
The wolf, and eke[3] no mo.

Die letzte erhaltene Zeile ist: *And ȝef it ȝowr houndis & þat is callid ywi*[.].

Hier ist das Ende des ersten Teils der Hs. (s. oben S. 383).

5. (Blatt 295) Ein unvollständiges religiöses Gedicht mit dem Kehrreim *How judicare come in crede.* Der Anfang fehlt. In der Hs. sind die Strophen nicht abgeteilt. Dieselben sind in nur vier, statt acht, Zeilen geschrieben, die in der Mitte jedesmal einen Punkt haben, wofür ich eine frische Zeile anfange.

— — — — — — — —
For þi self, man,[4] þou may see,
How judicare come in crede.

And þou prowd man in þi pres,
Ful mody & of ful mykyl myght,
With dereward dayntes dere on dese,
Þou sett not by no symple wyght.
Ȝytt shal þou com to reknyng ryght,
Þot þou be neuer so stern on stede.
Þer-for be-thynk þe both day & nygth,
How judicare com in crede.

And þou combred man in Couetys,
Thys worldys welth þou wold fayn hafe wynne:
Thynk on Jhesu, þat hy justice;
He syttys & sees al owre synne.
Yf we haf oght þat wrong is,
In byttur bayles it wyl vs[5] brede;
We shal a-counte for more & mynn,
Syn judicare come in crede.

And þou lecherus, þat is so leve
In luste for to lede þi lyfe,

[1] Im Kataloge ist keines dieser Gedichte angeführt. [2] Über die Berechtigung dieser Annahme s. Will. Blades, Einleitung zu seiner Faksimile-Ausgabe (1881) von Dame Juliane Berners' *Boke of St. Albans.* [3] Eine etwas jüngere Hand hat *eke* ausgestrichen und zwischen *wolf* und *and* über der Zeile wieder zugefügt. [4] Schnörkel an den Buchstaben sind auch im folgenden nicht beachtet. [5] Hier folgt ausgestrichenes *brynge.*

Hyt shal þe turn to grete greve;
Þe dome shal com, *þou* shal dovn dryfe.
Þou shal a-counte for[1] maydy*n* & wyf,
Yf *þou* hafe spylt *þam* of *þare* spede:
And *þere-fore* thynk, man, if *þou* wyl thryfe,
How judicar*e* comes *in* crede.

And *þou* gloton, *þat* neu*er* is glad,
To *þou* be ou*er*-ful fedde,
Hyt shal þe rekken of *þi* rede,
And turn hyt shal þen *þi* mode.
þi sawle *þou* dose ful lytyl gode;
In byt*tur* bayles *þou* can hyt bryng:
Þat shal *þou* sor*e* rew by þe rode,
When judicar*e* comes in crede.

For-thy my menyng*ys* to yow I make
Of al *þat* eu*er* bare blode or bone.
Ylk man for hys synns sake
Shal com to *þat* dome by on & by one.
Cryste vs bryng to hys wone,
Os he on rode for vs wolde blede.
Thus herd I a clerke þe soth expone,
How judicar*e* com in crede.

Die Reimstellung ist a b a b b R b R, genau durchgeführt in der letzten, dritt- und fünftletzten Strophe. Die zweite Zeile der vorletzten Strophe lautete wahrscheinlich ursprünglich *To þou be ouer-ful of fode,* und statt *bryng* in der sechsten Zeile wird wieder *brede* einzusetzen sein, wie in der viertletzten Strophe: danach wären auch hier die Reime in Ordnung. In der drittletzten Strophe ist folgende Reimstellung: a b a b a R b R, worin das letzte a unregelmäfsig für b steht; vielleicht ist es ein ursprüngliches Versehen.

6. (Blatt 295—295 b) Überschrift: *Her begynnes þi* (!) *fyve Inwyttys.*[2]

[Syght.][3]
Kepe *þi* syght fro vanite,
Þat *þou* not couet, *þat* il may be.

Heryng.[4]
Heryng gyf þin eers til,
[Lof þe god]e[5] & lefe þe ill.

Smellyng.
Smellyng, *þat* drawes þe vn-to luste,
Eschewe hyt eu*er* nede þe muste.

Tastyng.
Thy tastyng kepe fro likerouste;
In all *þi* diets *þou* mesure þe.

[6]Touchyng.
Thy towchyng kepe in honeste,
And touche no thyng, þat temp wyl þe.

Þise ben þo wytt*ys* fyve,
Þat rulen al crysten men on lyve.

7. (Blatt 295 b) *Her begynnes þe vij werkys of mercy.*[7]

[1] Hier folgt ausgestrichenes *my.* [2] Im Katalog nicht erwähnt. [3] Diese Überschrift ist ausgelassen. [4] Vor den Überschriften ein Paragraphzeichen. [5] Das Eingeklammerte ist weggerissen. [6] Anfang von Seite 295 b. [7] Im Katalog nicht angegeben.

Sayn*t* paule þe apostyl, þus sais he:[1]
Dos al your werk*ys* in charite.
For werke of m*er*cy avayls noght,[2]
Bot it w*ith* charite be wroght.

Þe fyrste.[3]
Wyth besy discrecion & gode wyll
Þ*ou* breke þ*i* brede[4] þe hungry till.[5]

Þo secund.
Þe nedeful por, þ*at* may not swynke,
Þ*at* thyrsten, gyf þam of þ*i* drynke.[6]

Þe þyrd.[7]
On straunge & nedy men þ*ou* mynne,
And herber*e* þ*am* þ*i* house w*ith*-jnne.[8]

Þe fourte.
On nedful naked þ*ou* kest þ*i* syght,
& cloth þ*ou* þam man aftyr þ*i* myght.

Þe fyvet.
Þo þ*at* seke or in deses,
Veset w*ith* comforth þam to ples.

Þo syxt.
And also men, þ*at* in pr*e*son ar,
Þ*ou* comforth þ*am* in all þair*e* car*e*.[9]

Þo sevent.
Bery þo ded men, þ*at* nede[10] han:
So dyd seynt tobye, þ*at* holy man.[11]

Þise ben þe werk*ys* of mercy seven:
Fullfylles þ*am* al, þ*at* wyl hafe hevyn.

8. (Blatt 295b) *Her begynnes þo vij werkys of gostly mercy.*[12]

Teche ich man w*ith* charyte
To kepe god*ys* bydyng*ys* buxum*ly*;
And coun*s*el ich man w*ith* myld stevyn
To take þ*at* way, þ*at* led*ys* to hevyn.
Þ*ou* chastys men by word & dede,
Þ*at* sune & seten þ*er*-by no drede.

[1] Am Rande rechts neben dieser Zeile steht *primum* (= p^m). [2] Am Rande rechts steht: ij. [3] Am Rande: iij. Vor *Þe fyrste* u. s. w. immer ein Paragraphzeichen. [4] Erstes *e* aus *y* verbessert. [5] Am Rande: iiij. [6] Am Rande: v. [7] Am Rande: vj. [8] Am Rande: vij; alle diese Zahlen stehen an unrechter Stelle. [9] Ende der linken Kolumne. [10] Es folgt ausgestrichenes *hafe*. [11] In der Hs. ist keine Zeile freigelassen hiernach. [12] Nicht im Kataloge erwähnt.

Comforth al men in crystes lawe,
Þat þei his ȝoke lof jnne to draw.
Forgyf & vengeance take þou noght;
Helpe þam to god, þat þe myswroght.
Be suffryng man in al desese,
An charge not, þof men þe displese.
And pray for ilke man, frend & foo:
Þe gospell bydys, þou shal do soo.
Of al þis werkys cryste wyl appele,
When he hys dome shal deme[1] & dele.[2]

9. (Blatt 295b) *Pies*[3] *condiciones agh a preste to haue, if he be mad a preste of god.*

Sacerdos debet . . . [Es folgen einige Zeilen Lateinisch; einiges weggerissen. Ende des Blattes.]

10. (Blatt 296—323) Richard Rolle's *Pricke of Conscience.* Um diese Fassung des weit verbreiteten Gedichts zu untersuchen, nahm ich den Band in die Hand und kam so zur Prüfung des übrigen Inhalts der Handschrift.

Das Gedicht ist hier unvollständig überliefert, denn der Schreiber hat auf Blatt 323a in der Mitte mit der Zeile 2482 der Morrisschen Ausgabe aufgehört; sie lautet *A thowsande synnes to one gode dede.* Die erste regelrechte Untersuchung von Hss. des *Pricke of Conscience* hat Percy Andreæ mit seiner musterhaften Dissertation 'Die (18) Hss. des *Pr. of C.* im Britischen Museum', Berlin 1888, geliefert. Über sieben andere habe ich in einem Vortrage vor der Londoner 'Philological Society' gehandelt, dessen knapper Inhalt in den letzten *Transactions* veröffentlicht worden ist. Während meines letzten Aufenthalts in England habe ich gelegentlich noch einzelne andere Hss. untersucht; das Ergebnis werde ich demnächst mitteilen. Die der Vergleichung zu Grunde zu legenden Verse 1836—1927 haben in Lambeth 491 folgende Abweichungen von Harley 4196, der besten bis jetzt bekannten Hs. des Gedichts.

1836 [Blatt 317] *men* + *to* || — *þe.*[4] — 1837 — *of þe d.* — 1838 —[2.] *þe.* — 1839 *shalle* nach *body.* — 1841 *l.*] *wolde* || —[2.] *to.* — 1842 *And nawther* — *of þam.* — 1845 — *a.* —

[1] Ursprünglich *dom shal dem.* [2] Diese letzte Zeile ist durch einen Strich von dem Folgenden getrennt. [3] Es folgt ausgestrichenes *ben.* [4] Die Zeichen + und — bezeichnen die Zusätze und Auslassungen.

1847 *partynge.* — 1849 *samen þ.*] *þen any.* — 1851 — *And.* — 1852 *One* || — *now.* — 1854 — *þi þat* || *says*] *wyttenes.* — 1855 *The body and þe s.* — 1856 *þat on.* — 1857 *Bot þat other.* — 1858 — *both.* — 1859 *at*] *on.* — [Blatt 317 b] 1860 *for*] *is.* — 1861 *ay a. dw.*] *duelle þen alle.* — 1862 *and* + *þair.* — 1863 *when þat one fro þat other shalle fare.* — 1865 *flyttes* || *to.* — 1866 *In.* — 1867 *Of alle men hase powere.* — 1868 *Where he comes he letes none lyfe.* — 1869 *For prayer ne gyfte þat he may gyfe.* — 1870 *aw er*] *for aghe is.* — 1871 — *þe* || *to.* — 1872 —[1] *ne* || — *he sp.* — 1873 *ne he*(!) || *will f. þ.*] *fro þaim wylle.* — 1874 *haues* + *no.* — 1875 *þ. sch.*] *shewes fulle.* — 1880 — *þe* || *has no mercy.* — 1881 *ryche* || *takes* + *he.* — 1882 *to* || *þat . . .*] *no mercy he shewes.* — 1883 *Ne to elde ne to g.th.* — 1884 *He dose no frendsshepe ne no fauoures.* — 1885 *Nauther to kynges ne to emperoures.* — 1886 *To pope bysshope* || — *no.* — 1887 *to* || *othe*[*r*] — *man* || *grete astaste.* — 1888 *to* — *na* || *to seculeres.* — 1889 — *ded* || *men . . .*] *are hys poweres.* — 1890 *þe d. h.*] *hys handes* || *alle* + *men* || *s.*] *mon.* — 1894 — *þe.* — 1895 *to* || — *more.* — 1897 *no . . .*] *discryue it I ne can.* — 1898 *is.* — 1899 *what* + *thynge* || *þe*] *þat.* — [Blatt 318] 1901 *þ. d.*] *dyscreues it.* — 1902 *He lyknes a m. l. vn to.* — 1903 *myght.* — 1904 *And oute of a mannes herte shulde sprynge.* — 1905 *That were lapped aboute with þe h. str.* — 1906 *myght.* — 1907 *festened.* — 1908 — *a* || *mannes.* — 1909 — *fast.* — 1910 — *in.* — 1911 *w.*] *hade* || *fra þ. t.*] *þere in.* — 1912 *on*] *and.* — 1913 *Wyth sere rotes were occupyede.* — 1914 *And þen if þat tre wer pullyd oute.* — 1915 *At ones wyth þe rotes alle a-boute.* — 1916 *þ. r.*] *alle to rase.* — 1917 — *an ilka.* — 1918 — *in hert.* — 1919 *Then it were whyles it wolde l.* — 1920 — *hald I* || *ded* + *is.* — 1921 *. . . hard*] *And feller to fele.* — 1922 *whyles.* — 1923 *paynes* || — *þe* || h.] *þus.* — 1924 + *And* || *ilke* + *a* || — *bef.* — 1925 — *bytter.* — 1926 *bothe* hinter *ille.* — 1927 *aghte* + *to.*

Ein Vergleich mit Dr. Andreæs Listen ergiebt bald, dafs L(ambeth) 491 nahe zusammengehört mit Addit. 32 578 und Harl. 2394, welche im Anfange des Gedichtes die Gruppe A[1] ausmachen. Denn die drei Handschriften ändern in Zeile 1881

tase] *takes he;* — 1882 *þat wise men schewes*] *no mercy he shewes;* — 1888 *seculere*] *seculers;* — 1889 *men has powere*] *are his powers* (in Addit. *ergh his power is*); — 1890 *sall*] *mon.* — Es haben ferner L. 491 und Add. 32578 folgende Abweichungen von A^I (der Quelle) gemeinsam: 1849 *þan*] *þen any.* — 1851 *And*] fehlt. — 1860 *for*] *is for* (wovon L. 491 *for* wegläfst). — 1869 *þai*] *he.* — 1872 *ne ryche*] *rych.* — 1874 *haues* + *no.* — 1884 *fauoures.* — 1885 *kynges ne to emperoures.* — 1890 *alle* + *men.* — 1907 *and synowe*] *synowe.*

Nun fragt sich, kann etwa L. 491 die Vorlage von Add. 32578 gewesen sein, oder umgekehrt Add. von L.? — Beides ist unmöglich, da einerseits L. z. B. in 1861, 1887, 1912 und 1916 geändert hat, wo in Add. die ursprünglichen Lesarten stehen, und andererseits Add. vom ursprünglichen Text z. B. abgewichen ist in Zeile 1842 (*go fro*), 1847 (+ *to*), 1856 (+ *is; þe body*), 1858 (+ *is*), 1862 (*sorowe and payne*) und 1870 (*awez*), während L. seiner Vorlage getreu bleibt.

Das Verwandtschaftsverhältnis der besprochenen Hss. ist also dieses:

L. 491, Add. 32578, Harl. 2394 . . . . . — a^{III} — A^I — A — X^I — Q — U.

a^{III} bezeichnet hierin die nächste gemeinschaftliche Quelle von L. 491 und Add. 32578, während A, X^I und Q die bis jetzt erschlossenen Durchgangsstufen vom Original U bis zum Texte von A^I sind.

11. (Blatt 323b bis 329b) Nach Angabe des Kataloges: *Observationes in dies Dominicas et Festa Apostolorum, Lat. et Angl.* Bis Blatt 325b ist alles lateinisch. Blatt 326 beginnt mit der Überschrift: *'Dominica prima xle.'* Dann folgt in sehr undeutlicher Schrift die Predigt selber: *Ut castigati & non mortificati* secun*do ad .... presentes ..... officio* [Beginn des Englischen] *es schylder chastyd in pennans be ȝe or elles þus be ȝe schast with-in & not deyt thoru þe fendes pen er thruȝte syn* [Endet in der Mitte von Blatt 329b].

Heidelberg. Karl D. Bülbring.

Kleine Mitteilungen.

Chauvin. Durch freundliche Vermittelung des Herrn Dr. Hugo Waitz in Paris (2 rue Jacob), der seine sorgfältige Arbeit gern in den Dienst deutscher Forschung stellt, bin ich in Besitz einer Abschrift des in meinem zweiten Vortrag über 'Chauvinismus' (s. Archiv LXXXVI, S. 296) erwähnten, im Pariser 'Figaro' 1882, Nr. 41 erschienenen Artikels. Er trägt die Überschrift *Le père de Chauvin* und ist gezeichnet *Un vieux Parisien.* Da, wie ich aus eigener Erfahrung weifs, es in Berlin ziemlich schwer hält, alte Nummern des 'Figaro' zu Gesichte zu bekommen, ist es vielleicht dem einen oder dem anderen erwünscht, wenn ich hier den Aufsatz zum Abdruck bringe. Auch, was in ihm sich nicht unmittelbar auf die Brüder Cogniard und auf 'Chauvin' bezieht, mag mitlaufen, da es die Gattung dramatischer Kunst, die von jenen Brüdern gepflegt worden ist, und die Kreise, an die sie sich wandte, nicht übel kennzeichnet. Ich bemerke übrigens, dafs trotz der Aussage des alten Parisers mir in hohem Grade zweifelhaft bleibt einmal die Geschichtlichkeit des Nicolas Chauvin aus Rochefort mit seinen siebzehn Wunden, sodann der Zusammenhang, der zwischen ihm und dem Chauvin der *Cocarde tricolore* bestehen soll. Nicolas Chauvin sieht mir gar sehr nach einem Verwandten des Schneidermeisters Gille aus, dem vor Zeiten die Erfindung der *gilets* zugeschrieben wurde, der aber selbst sich als eine Erfindung bedrängter Etymologen herausstellte. Und zwischen dem jugendlichen Chauvin der Cogniard, sowie dem gleichfalls durchaus jugendlichen Chauvin Charlets, der dem 'alten Pariser' unbekannt geblieben ist, und dem wackeren Nicolas, der es erst als alter Invalide zu einer gewissen Berühmtheit gebracht hätte, vermisse ich die erforderliche Ähnlichkeit, so leicht es leider möglich ist, dafs das Leben aus dem Chauvin Charlets den des 'alten Parisers' werden läfst.

Sait-on bien que ce fut *quelqu'un,* l'homme de théâtre qu'on enterre hier? Hippolyte Cogniard! Une sorte de Paul de Kock vaudevilliste, avec la même gaîté, et parfois la même valeur documentaire, comme

diraient les nouveaux venus d'à présent. Je ne veux point laisser partir, sans lui payer une dette de souvenir, ce galanthomme propret et coquet qu'on avait décoré comme garde national et non pas comme auteur dramatique. Je l'ai connu et je l'ai aimé. C'est le privilège des gens d'un autre âge de revivre par les souvenirs.

* * *

Les frères Cogniard? Hippolyte et Théodore! Ils eurent leur vogue et leur gloire et leur mérite. Leur œuvre, très curieuse, un peu oubliée, qui vaut bien celle de Duvert et Lauzanne, cette œuvre multiple où l'on trouve des inventions tout à fait supérieures, les *Deux divorces*, la *Tirelire*, le *Pauvre Jacques*, mérite de durer.

Ils ont, en effet, inventé un type, créé un personnage, fait passer un mot nouveau dans la langue, accroché un acteur inédit dans la collection des pantins de la grande comédie humaine.

Frédérick a créé *Robert Macaire*, Henri Monnier *Joseph Prudhomme*, le dessinateur Traviès *M. Mayeux*, qui n'a pas duré, les frères Cogniard ont trouvé *Chauvin*, qui dure toujours. Quand je dis qu'il dure! ...

Il est presque mort, le pauvre Chauvin, et on avait en lui si profondément et si longtemps 'blagué' le patriotisme qu'on s'est aperçu, un peu trop tard, que le chauvinisme — ce patriotisme qui fait sourire — est aussi vénérable parfois que le patriotisme, — ce chauvinisme qui fait pleurer ... Bref, les Cogniard avaient popularisé Chauvin.

* * *

Il paraît que ce Chauvin, le vrai Chauvin a existé. Je sais des gens qui l'ont connu. C'était, au temps dont je parle, un antique débris des guerres de l'Empire, né à Rochefort, Dieu sait quand, et qui passait par les rues dans l'état le plus héroïquement pitoyable, aussi mutilé que Rantzau* à qui Mars n'avait laissé rien d'entier que le cœur.

Nicolas Chauvin avait reçu dix-sept blessures, toutes par devant; il avait l'épaule démise (un coup de crosse), trois doigts emportés (un coup de mitraille), le front fendu (un coup de sabre). Avec cela, pour toute fortune, 200 francs de pension et la croix d'honneur. Ce qui ne l'empêchait pas d'aller répétant qu'il n'y avait de bon au monde et de beau que la guerre, et de grand que le grand Napoléon. Les histoires de Nicolas Chauvin étaient, dans l'armée, passées en proverbe, et peut-être les frères Cogniard entendirent-ils parler de ce débris ambulant ou de cette ambulance humaine. Toujours est-il que huit mois après les journées de Juillet, lorsqu'ils donnèrent la *Cocarde tricolore*, ils baptisèrent du nom désormais immortel de *Chauvin* un petit troupier d'Afrique, auquel ils donnèrent, pour compagnon inséparable, un jeune conscrit demeuré aussi fameux, le camarade *Dumanet*.

---

* Der holsteinische Haudegen Josias v. Rantzau (1609—1650), der während des Dreißigjährigen Krieges unter der schwedischen und unter der kaiserlichen Fahne, seit 1635 im französischen Heere gedient, im ganzen 60 Wunden davongetragen, ein Auge, ein Ohr, einen Arm und ein Bein eingebüßt hat, so daß eine Grabschrift von ihm sagt: *Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le cœur.*

Et, en route, Chauvin et Dumanet, en route pour la campagne d'Alger, le sérail où les odalisques Zelmire et Zuléma attendent les pioupious français. En route pour le pays que la vivandière Catin, luronne échappée d'une chanson de Béranger, appelle un *affreux pays*,

Mes yeux sont las de ne voir que du sable.
Point de gazons, point de fleurs, point de fruits,
Quels tristes lieux et quel affreux pays!

A quoi le vieux soldat La Cocarde répond sur l'air du *Baiser au porteur*:

Pour moi, ma vieill', c'est assez magnifique.
Des fleurs ou non, qu'importe à des troupiers?
Napoléon a traversé l'Afrique,
Nous somm's certains qu'il y croît des lauriers!

* * *

Au fond, ils étaient de la religion de Nicolas Chauvin, ces frères Cogniard, qui faisaient dire à leur vivandière, dans cette même pièce, tout à fait typique, dans cette populaire *Cocarde tricolore*:

Daigne écouter ma faible voix,
O Dieu puissant de la victoire!
Si tu nous refusais d' la gloire,
Ça s'rait donc la première fois!

Ils raillaient le troupier novice et ses étonnements, Dumanet prisonnier, Chauvin écrivant à sa payse sa lettre jadis aussi célèbre que celle de la Grisette à l'étudiant; mais tout à coup ils devenaient aussi chauvins que Chauvin, ces vaudevillistes qui montraient ce petit laboureur de France, n'ayant jusqu'alors manié que la bêche, maniant hardiment le fusil et pâle comme un mort au premier coup de feu, au second sautant lestement sur la brèche avec des éclats de rire pour riposter aux éclats de bombes.

Ils devenaient chauvins, ces chansonniers qui faisaient répondre au sergent la Cocarde, à qui le dey d'Alger ordonnait de courber la tête:

Ici dans la poussière
Que j'abaisse mon front?
Qui, moi, vieux militaire ...
Oh non! mille fois non!
La tête d'un vieux brave
Roule dans les combats;
Mais, apprends, vil esclave,
Qu'ell' ne se courbe pas!

Et il fallait entendre alors les bravos, les acclamations, les hourrahs, les bis! Enthousiasme ridicule, peut-être, et qui paraîtra tel aux narquois d'aujourd'hui. Mais, en ce moment-là, il ne fallait sourire ni des colonels du Gymnase, ni des troupiers des Folies-Dramatiques, et les rhumatismes du général Bourgachard étaient aussi sacrés pour le parterre que les blessures du sergent La Cocarde!

* * *

Ce vieux théâtre, inconnu de la génération nouvelle, me fait penser à ces gravures en couleur qu'on laissait traîner jadis sur les quais, dont on ne voulait pas pour deux sous et qu'on paye aujourd'hui fort cher en vente publique.

Il n'y a point de *petits maîtres*, en littérature pas plus qu'en peinture, ou, s'il en est, ils valent souvent mieux que de plus ambitieux et de plus académiques. Les peintres de la rue au siècle dernier, les Jeanrat, les Tannai, les Debucourt, nous en disent plus long sur les mœurs et nous charment cent fois plus que les beaux messieurs du grand art, à la même époque.

Au moment où la Comédie-Française, vouée aux petites comédies d'Étienne, de d'Épagny ou de Mazères, les Folies-Dramatiques donnaient des pièces populaires de Cogniard, le Palais-Royal jouait du Bayard, et ces gaies enluminures se rapprochaient bien plus du vrai théâtre comique, du bon théâtre qui fustige en riant, s'amuse et nous amuse, que les tragédies de plâtre ou les petites comédies de douairières rencontrées alors rue de Richelieu.

* * *

Oui, ma foi, oui, à présent même, après 50 ans, ces héros populaires des petites pièces des Cogniard, ces ouvriers bambocheurs et braves gens qu'animait la verve d'Achard le père, ces titis, ces couvreurs, ces ciseleurs, ces relieurs, tout ce petit monde honnête et vrai, vit d'une existence spéciale, et nous représente agréablement un coin particulier du vieux Paris, un moment fugitif dans l'histoire de ce siècle: le moment de la belle humeur. Où sont-ils (vous ne les avez pas connus, vous autres) nos bons dimanches du boulevard du Temple? Tant de théâtres à la fois, là, tous à la file! On y vendait de tout. Ici du drame et du mélodrame, et là des chansons et du rire. Dehors, de la galette, des chaussons aux pommes et du coco! J'allais plus volontiers aux Folies-Dramatiques. On y donnait les pièces des frères Cogniard: la *Courte-Paille*, la *Cocarde tricolore!*

Comme on écoutait, du parterre au paradis! Les places ne coûtaient pas cher; aussi ne trouvait-on pas toujours de places. On n'en louait pas pourtant; on faisait queue. On attrapait chaud, on attrapait froid, on se bousculait devant les guichets . . . C'était le bon temps! Les rhumes, lorsqu'on se mouillait les pieds, n'étaient alors que des rhumes de cerveau. C'est le temps qui en a fait des bronchites.

Et l'on assistait à des pièces sentimentales, où l'on riait beaucoup, où l'on pleurait un peu, où l'on tirait son mouchoir au plaintif *trémolo* de l'orchestre, et on le remettait dans sa poche au refrain du comique ... Je me suis parfois consolé d'avoir mon âge, lorsque je me rappelle ces bonnes soirées-là, presque aussi honnêtes, ma parole, que des soirs passés en famille et que ces repas du temps jadis — du même temps — où l'on se mettait à chanter au dessert!

* * *

Il ne faut pas que les jeunes d'à présent soient trop ambitieux. Ils n'ont pas découvert l'Amérique — ni l'Amérique — ni ses carrières; ils

n'ont pas inventé les mœurs des petites gens. Paul de Kock et les frères Cogniard, et Clairville, et Théaulon, et Brazier, et Bayard, et d'autres avaient, et dès longtemps — avant eux et après Nadé — fait chanter les débardeurs, les revendeurs, les chiffonniers, les blanchisseuses, les gars de la Courtille et les noceurs de la Rapée.

C'était là, encore un coup, comme de ces naïves scènes populaires, modestes images d'Épinal qui ont plus de vie et de durée que les *grandes machines* à prétentions hautes.

Les Cogniard, dans une suite de tableaux populaires, les *Compagnons de la truelle* — un chef-d'œuvre où Clairville a passé — avaient, par exemple, donné à l'ouvrier la leçon qui ressort de tout drame du cabaret, car, c'était leur marotte, aux Cogniard! ils voulaient qu'il y eût, dans leur théâtre, une leçon! Ils étaient naïfs.

Ce qui s'est appelé depuis l'alcoolisme, ce que Cruikshank nommait la folie *de la bouteille*, les Cogniard l'appelaient l'ivresse et ils montraient l'ouvrier *pochard*, un maçon, Pierre Lambert, amené titubant, par un vieux compagnon, au coin d'un étroit carrefour.

— Pierre Lambert, disait le vieux, regarde bien cette maison! Et l'ouvrier, la langue épaisse, perdu dans les fumées du vin:

— Eh bien, qu'est-ce qu'elle a c'te maison?

— Vois-tu, là-haut, cette grande cheminée, sur le toit?

— Et c'est pour me faire voir une cheminée, que vous m'avez amené ici, père Guillaume? ... Elle est bien bonne, celle-là.

— Écoute-moi un instant ... c'est en travaillant là-haut, qu'en 1842 ...

— Hein? ... 1842 ...

— Ah! la mémoire te revient et tu te souviens, quoique t'étais bien petit alors. ... Oui, garçon, c'est en tombant de là haut que ton père s'est tué!

— Mon père! balbutiait alors l'ivrogne brusquement dégrisé.

Et pendant que le vieux père Guillaume racontait comment du haut de l'échafaudage, l'homme étant ivre était, bien des années avant, venu s'écraser sur le pavé, lentement, doucement, ôtant sa casquette, Pierre Lambert, le maçon, se découvrait, s'agenouillait à l'endroit même où l'on avait ramassé le cadavre, et tandis qu'il murmurait quelque prière, le compagnon chantait un couplet où il parlait du crêpe noir mis au bras de l'enfant et du convoi solitaire de celui dont on disait tout simplement à l'atelier: 'Ce n'est qu'un ivrogne de moins!'

Je n'ai pas vu Christian débitant, dans les *Mille et une Nuits*, ses calembours au tas. Je ne vais plus guère au théâtre, mais je doute que le bon comédien fasse aujourd'hui autant rire qu'il faisait pleurer le public — et quel public! celui des Variétés — lorsqu'en 1869, en artiste et en homme, il jouait cette simple scène, si poignante, avec le pauvre vieux père Leclère, excellent lui aussi!

Et, étonnez-vous donc qu'Hippolyte Cogniard, lorsqu'on lui parlait des inventions de ces derniers temps, répondit avec un fin sourire:

— C'est très bien, oh! c'est fort bien! ... mais il me semble vaguement que j'ai déjà vu ça quelque part!

* * *

Un jour, du temps qu'Hippolyte Cogniard était directeur de théâtre, un jeune homme, fort épris de Shakespeare, vint proposer à l'auteur de tant de féeries amusantes, une féerie intitulée: *Falstaff.*

— *Falstaff?* dit Cogniard. Une féerie shakespearienne alors?

— Oui, shakespearienne, dit le jeune homme.

— Il y a une idée, en effet, répondit Cogniard. Falstaff est un personnage amusant et, joué par Dumaine, qui y serait superbe, il produirait beaucoup d'effet. Seulement, a quoi bon appeler votre féerie *Falstaff?* Voulez-vous le secret de l'art dramatique et même de tous les arts? C'est de refaire Falstaff sous un autre nom et sans en rien dire. ... Oh! surtout sans en rien dire! Personne ne s'en apercevra.

Et combien de fois on a refait les pièces mêmes des frères Cogniard — comme il le voulait — sans en rien dire!

Berlin. Adolf Tobler.

Zu den Rubensschen Glossen. Archiv LXXXV, 410 habe ich darauf aufmerksam gemacht, dafs das sogenannte Ælfricsche Glossar (R) im wesentlichen nur ein gelegentlich erweitertes Isidorglossar sei.* Ich war damals aber noch nicht im stande, genauer anzugeben, wie viel von dem Glossar aus den *Origines* entnommen ist. Inzwischen habe ich die Glossen einer gründlicheren Untersuchung unterzogen und dabei meine Vermutung bestätigt gefunden: die Glossen der beiden bei Wr.-W. 1, 104 ff. abgedruckten zusammengehörenden Stücke Nr. IV und V stammen zum allergröfsten Teil aus Isidor. Auf manchen Seiten findet sich nicht e i n e Glosse, die nicht aus Isidor zu belegen wäre (S. 113. 144. 145. 147. 151 bis 153); auf den meisten habe ich ein paar Glossen nicht in den *Origines* wiedergefunden, woraus aber noch nicht unbedingt folgt, dafs sie sich nicht an irgend einer Stelle fänden, wo man sie zunächst gar nicht sucht. Die Reihenfolge der Glossen ist meist nur innerhalb bestimmter Abschnitte noch ungefähr dieselbe wie in den *Origines,* aber durchaus nicht immer; die Abschnitte selbst sind häufig umgestellt. Am Ende gröfserer Gruppen folgt gelegentlich eine Reihe Glossen aus verschiedenen Büchern der *Origines,* die zum Teil aus sachlichen Gründen, zum Teil nur durch Zufall von ihrem eigentlichen Standort entfernt sind. Nicht selten sind auch bestimmt aus Isidor stammende Glossen in Abschnitte gesetzt, wo sie bei Isidor nicht stehen, weil der Zusammensteller von R sich ihres Vorkommens an anderer Stelle erinnerte. Das Wörterverzeichnis in Ottos Isidor-Ausgabe reicht

* Auf S. 388, 1 des betr. Artikels lies statt *suwe* vielmehr *siwe* oder *siuwe (siowe).*

eben hin, um eine leidliche Übersicht über das Vorkommen der Glossen bei Isidor zu geben; ich verzichte daher auf weitere Nachweise, als ich Bd. LXXXV, 410 gegeben habe. Die Zusätze oder, was ich bei nicht allzu gründlichem Durchlesen dafür gehalten, sind in den allermeisten Fällen Einfügungen sinnverwandter Wörter; von dem alphabetischen Glossar, das in R aufgenommen ist, sehe ich dabei natürlich ab. Verhältnismäfsig viele Zusätze (wie es scheint, auch aus einem mit Wr.-W. Nr. VIII, Ep. und Corp. verwandten Glossar) finden sich bei den Pflanzen, vierfüfsigen Tieren, Vögeln und Fischen; von den Glossen auf Spalte 161. 162. 179. 190. 191 scheint weit über die Hälfte nicht aus Isidor zu stammen, fast ebensoviele auf Spalte 172. 178. 184. 185. Das Latein der Glossen stimmt, soviel ich sehe, meist zu Cod. Gu. (1 und) 2. Genauer habe ich diesen Punkt nicht untersucht. Die vielen Wiederholungen, die sich in Nr. IV und namentlich in Nr. V finden, erklären sich wohl durch Nachträge übersehener Glossen, bei denen schon aufgezeichnete Glossen noch einmal niedergeschrieben wurden. Doch finden sich so oft verschiedene Übersetzungen derselben Worte, dafs mir eine Benutzung zweier Interlinearglossare nicht unmöglich erscheint. Die Übersetzung ist sehr oft sklavisch genau den Isidorschen Erklärungen nachgebildet; für die Kulturgeschichte Altenglands, für die sie Wright in seinen Anmerkungen vielfach auszubeuten sucht, sind die Glossen daher eine sehr trübe Quelle.

Textänderungen sind aufser den schon von Kluge und Sievers vorgeschlagenen noch manche nötig. S. 106, 2 *bouile, stabulum scepensteal uel fald,* lies *bouile scepen; stabulum steal uel fald;* vgl. S. 195, 25 und 361, 26 *bouile scypen,* das auf eine mit R verwandte Quelle zurückgeht. — 106, 7 *repagulum salpanra,* lies *sal punda.* — 106, 9 *scops bisme,* lies *scopis bisme;* vgl. 127, 13 *uerriculum uel scopæ bysm* und Lucas 11, 25 (Rushw.) *bisenum.* — 106, 14 *turminosus fortogen* (l. *torminosus,* wie schon Bosw.-Toller angiebt) geht auf *Ileos dolor intestinorum* u. s. w. Is. 4. 6, 14. — 107, 11 *limes fotsidgerif,* lies *limus*[1] *fotsid gerif* (*gerỳf*); Is. 19. 22, 26 *limus est vestis, quæ ... ad pedes producitur;* vgl. 151, 37 *lendensid reaf* (statt *lenden sidreaf*), 153, 9 *fotsid sciccel,* altn. *knésiðr* u. a. Zu *gerỳf* vgl. mhd. *geröube.* — Hinter 107, 25 lies *secta id est religio*[2] *æfterfelgung* (= *æfterfylgung,* Sievers *æfterfolgung*) st. *æfterfelgund;* vgl. Is. 8. 3, 4 *secta a sequendo nominata.* — 108, 11 *aruspex dægmelsceawere,* das Wright für eine falsche Übersetzung des Glossators hält, giebt genau Is. 8. 9, 17 wieder: *aruspices nuncupati quasi horarum inspectatores.* —

[1] [*limus* steht richtig in der Hs. nach einer mir freundlichst von dem *Principal Librarian* des Br. Museum geschenkten Kollation der Wrightschen Ausgabe mit der Hs. Add. 32246. J. Z.]

[2] [Diese bei Wr.-W. fehlenden Wörter stehen nach Thompsons Kollation in der Hs. J. Z.]

Zu 108, 15 *scinodens* vgl. Is. 11. 3, 7; zu 109, 12 *andreporesis* Is. 11. 3, 11 *ἀνδρογυνοι* et *ἑρμαφροδιται vocantur ... quod eis uterque sexus appareat.* — 110, 16 *cohors*[1] *fifhund cempena ealdor* ist wohl nur Schreibfehler wegen *ealdor* in den vorhergehenden Glossen, oder ist Is. 9. 3, 51 *cohors quingentos milites habet* falsch verstanden? — 111, 15 *colonus oðræs*[2] *eardes landseta,* das Wright für falsch hält, übersetzt Is. 9. 4, 36. — Zu 111, 24 *titirus scyphyred* (Sievers *sciphyrde*) vgl. Is. 12. 1, 61 *tityrus* (*nascitur*) *ex ove et hirco, musmo ex capra et ariete. Est autem dux gregis.* — 112, 23 *yleos* vgl. Is. 4. 6, 14. — 113, 31 lies *parotide.*[3] — 114, 7 *satiriasis weartene heap,* lies *weartena heap;* Is. 4. 8, 9. — Zu 114, 8 *elephanticus ... sydmycleadl* (lies *sio micle adl* ? nach Sievers) vgl. Is. 4. 8, 12 ... *sive quia ingens passio est.* — 114, 25 *pilurus uel pistor se þe pilaþ uel tribulaþ,* lies *pilumnus*[4] ... *uel cnuwaþ.* Sievers' Vermutung, dafs *tribulat* zu lesen sei, ist schwerlich haltbar. Die Glosse stammt aus Is. 4. 11, 5, hier steht nichts von *tribulat,* wohl aber *qui pinsendis praefuit arvis* und noch einmal *pinsitur.* Dies ist durch *cnuwað* wiedergegeben.[5] — 114, 28 *stacten stor þe bið ofgewringe,* lies *of gewringe;* Is. 4. 12, 5 *stacten est incensum, quod ex pressura manat.* — 114, 42 *legatarius yrfeweardwritere,* lies *yrfeweard; writere* gehört zur nächsten[6] Glosse. — Zu 115, 3 *cretio yrfefyrst* vgl. Is. 5. 24, 15; zu 115, 5 *jus liberorum samhiwna yrfebec* ebd. 24, 13; zu 115, 7 *mandatum handfæstnung* ebd. 24, 20. — 115, 8 *satura lex mænibredædom,* lies *mænigre dæde dom,* vgl. Is. 5. 16 *satyra vero lex, quæ de pluribus simul rebus eloquitur.* — 115, 19 *peculium heanra mann uel ceorlic æhta,* lies *heanra manna uel ceorlic æht;* Is. 5. 25, 5. — 115, 30 *jurisconsultus uel jurisperitus rihtscrifendom,* lies *rihtscrifend, domsettend;* vgl. Wr.-W. 429, 5. — 115, 34 *usura wæmstsceat,* lies *wæstm sceattes;* Is. 5. 25, 15 *usura est incrementum foenoris.* Sievers liest *wæstmsceat.* — 115, 38 *depositum to healdenne uel ædfæst tæht uel becwyddod,* lies *wed to healdenne, fæstt æht uel becwyddod*? doch vgl. Sievers a. a. O. und Corp. 1946. *wed* scheint mir fast sicher wegen Is. 5. 25, 19 *depositum est pignus commendatum ad tempus.* — 115, 44 *butan borge* übersetzt Is. 5. 25, 24. — 116, 18 *relegatus to wite asend mid unsehte,* lies *mid his æhte;* Is. 5. 27, 29 *quem bona sequuntur*

[1] [Die Hs. hat nach Thompson *chohors.* J. Z.]
[2] [So die Hs. nach Thompson. J. Z.]
[3] [So die Abschrift des Junius (*d* aus etwas anderem): *parodite* bei Wr.-W. ist wohl Druckfehler; die Hs. nach Thompson *parotride.* J. Z.]
[4] [Die Hs. hat nach Thompson *pilumus,* Junius' Abschrift *pilurnus* mit undeutlichem *n.* J. Z.]
[5] [Wie sollte man sich die Änderung von *cnuwad* in *tribulaþ* erklären? Ich sehe in *tribulaþ* ein Lehnwort; vgl. Wr.-W. 423, 25 *in tritura in trifelunge.* J. Z.]
[6] [In der Hs. ist aber nach Thompson 114, 43 von 114, 42 durch 115, 9. 115, 10. 114, 35. 114, 36 getrennt. J. Z.]

sua. — 116, 20 *culleum ælces cynnes witnung,* lies *animadversio ælces cynnes w.;* die Glosse zu *culleum* und das bei Is. 5. 27, 36 unmittelbar auf *culleum* folgende *animadversio* sind ausgefallen. *Culleum* ist *uter ex corio factus, in quo parricidae cum simia et gallo et serpente inclusi in mare præcipitantur.* — 116, 37 *usus nittung uel notu uel eorðwæstm, cess to æte alyfed.* Sievers a. a. O. schlägt *eorðwæstmas to æte alyfed* vor; lies vielmehr *cessio æhte alyfedness* = Is. 5. 25, 32 *rei concessio. Cessio* folgt bei Isidor fast unmittelbar auf *usus.* — 118, 5 *quitinas g. caducas milscre treowa blostman;* vgl. Is. 17. 7, 6 *flores malorum* (zu ergänzen *punicorum*) *a Graecis appelati sunt κυτινοι* (die meisten Hss. *quintinas* und *quitinas*); *Latini caducos vocant.* — Zu 119, 35 *jumentum huyorif* (Sievers *hryðr, orf*?) vgl. Wr.-W. 637, 29 *jumenta a quee* und ebd. 669, 10 *hec juuenca A^e quee,* 698, 13 *Hec juvenca a gwye,* 698, 15 *Hec vitula qwye calffe,* ne. mundartlich *why* und *whee* (Grose). Vielleicht verstand schon der Verfasser des Glossars das Wort nicht. Kann das *h* schon alt sein oder ist in *cwige* (altn. *kvíga*), *orf* oder besser *cwige, hriþ* zu ändern? vgl. *hriðhiorde* im Corp. — 120, 34 *mutinus gadinca uel hnoc,* lies *geldincg uel hnot?* 448, 15 *mutinus gadinca* stammt aus der mit R verwandten Glossensammlung (s. o.). — 121, 27 *loppe fleonde nædre uel attorcoppe,* l. *jaculus fleonde nædre* (Is. 12. 4, 29) und *aranea loppe uel attorcoppe?* Die Änderung ist wohl hinreichend gerechtfertigt dadurch, daſs die beiden zu glossierenden Worte auch im Isidor zwischen *formica* und *limax* stehen. — 122, 6 *tamus* lies *tarmus;* Is. 12. 5, 18. — 122, 13 *emigranus,* lies *hemicranius.* — 122, 18 *surio uel*[1] *briensis uel*[1] *sirineus handwyrm,* lies *scorpio* u. s. w.; Is. 12. 5, 4 *proprium autem scorpionis, quod manus palmam non feriat.* — 123, 37 *emistis andrece fæt* u. s. w., lies *andrence fæt;* Is. 20. 5, 4 *emistis species poculi qua ductim, id est uno spiritu, bibitur.* — 125, 7 *amphibalum,* lies *amphitapa.* — 125, 8 *anabola winpel,* lies *anaboladium* Is. 19. 25, 7. — 125, 18 *callicula rocc,* lies *caligula socc;*[2] Is. 19. 34, 12. — 125, 23 *cernui fotleaste læshosum,* lies *fotlæstlease hosan;* Is. 19. 34, 13 *cernui socci sine solo* und Wr.-W. 160, 27 *solum læst.* — 125, 36 *polymita uel oculata,*[3] lies *orbiculata.* — 127, 22 *offella uel particula spices snæd,* lies *sticce, snæd* oder *sticces snæd?* an *spices* ist nach Is. 20. 2, 26 nicht zu denken: *offa est frustum dentium, cujus diminutivum offellam facit. ofella spiceshis* 463, 32 geht auf dieselbe Quelle wie 127, 22 zurück. — 128, 17 *sicera ælces kinnes gewring butan wine and wætere,* lies *gedrinc* (nach Kluge, Anglia VIII, 451 hat die Hs. *drenc*[4]).

[1] [Hs. nach Thompson beidemal *et,* nicht *vel.* J. Z.] [2] [*socc* steht nach Thompson in der Hs. J. Z.] [3] [*occulata* die Hs. nach Thompson. J. Z.]
[4] [Thompson hat Wrights *gewring* nicht geändert, wohl aber *and wætere* gestrichen, doch dabei bemerkt, daſs Fol. 13b dieselbe Glosse mit dem Zusatz *and wætere* wiederkehrt. J. Z.]

Is. 20. 3, 16 *sicera est omnis potio, quæ extra vinum inebriare potest.* — Zu 128, 25 *crudum vinum weala win* vgl. Is. 20. 3, 9 *crudum vinum est insuave quod servi potant.* — 129, 3 *pusta hacine,* lies *pusca*[1] *æcedwin*?[2] vgl. aber auch Wr.-W. 281, 8. — 129, 26 *monodia, g., latersicinium* u. s. w., lies *latine sicinium;* Is. 6. 19, 6. — 129, 31 *chorea hluddra sang,* lies *chorea uel ludicra, sang;* Is. 6. 19, 6 *Nam choreæ ludicrum cantilenæ ... sunt.* — 129, 42 *psalmus ær hærpansang,* lies *psalmus psalm ær hærpansang;* Is. 6. 19, 12. — 130, 2 *offertorium lanesang; lacsang* vermutet schon Bosw.-T.; besser wohl *lac uel sang,* da *offertorium* beide Bedeutungen hat. Vgl. auch Is. 6. 19, 24.[3] Wülkers Erklärung ist ganz verfehlt. — 130, 4 *dano sawlsceat* u. s. w., lies *dona;* Is. 6. 19, 26 *dona proprie dei dicuntur, munera hominum.* — 130, 15 *ceremonia g. orgia geldhœalhgung,* lies *geld, eall halgung;*[4] Is. 6. 19, 36 *cerimoniæ ... dicuntur sacra omnia* u. s. w. — 132, 8 f. lies *turdus se mara stær, turdella stær* (oder *se læssa stær*?), die beiden Glossen sind miteinander vertauscht; Is. 12. 7, 71. — 133, 13 *brabasca uel amplos male,*[5] lies *labrusca uel ἀμπελος μελαινα.* — 134, 13 *cinaglossa uel plantago,* lies *arnoglossa.* — 135, 3 *strumus,* lies *strychnos.* — 135, 32 *cariota waldmora,* lies *carota walhmora.* — 136, 31 *altea uel euiscus seomint,* lies *althea uel malvæ viscus sæmint.* — 137, 7 *sarrabum,* lies *sarralium.* — 137, 8 *framos,* lies *flomos* = *phlomos* Is. 17. 9, 73. — 138, 29 f. *pirorium, pirus;* lies *papyrorium, papyrus.* — 141, 32 *uitrum uel hialum glæs,* lies *uitrum uel phialam;* Is. 16. 16, 6.[6] — 143, 13 *amentum wegures gewriðspere* (Kluge, Anglia VIII, 451), lies *wigares gewriðt. spere* gehört zu der vorhergehenden Glosse *lancea wigar* oder ist aus der folgenden *falarica ... wigspere* durch Versehen hinaufgenommen in 143, 13; Is. 18. 7, 6 *amentum vinculum est jaculorum hastilium.* — 143, 24 *ancile sintryndel, lytel scyld,* lies *sintryndel lytel scyld*? Is. 18. 12, 3 *ancile scutum breve et rotundum ... quod sit ab omni parte ... rotundum.* — Zu 145, 24 *tabernæ uel gurgustia lytle hus of bredan* vgl. Is. 15. 2, 43. Bei Bosw.-T. s. v. *bred* ist die Glosse mifsverstanden. — 145, 28 *teloneum scipmanne myrt se ceping,* ist wohl zu *scipmanna myrtseceping* zu ändern; Is. 15. 2, 45. Sievers, Anglia XIII, 312 liest *myrtse, ceping.* — Zu 146, 21 *alumen efne,* vgl. 183, 19 *fyne*? — 148, 20 *momentana uel statam*

[1] [So die Hs. nach Thompson. J. Z.]
[2] [Die Hs. *hætine* nach Thompson, *hæcine* oder *hætine* nach Kluge, Anglia VIII, 451. J. Z.]
[3] [Die Hs. (diese Partie befindet sich in Antwerpen) hat *laac sang;* vgl. Archiv LXXIX, 89. J. Z.]
[4] [Die Hs. hat *cerimonie .g. geld lice ealhalgung:* vgl. Archiv a. a. O. J. Z.]
[5] [Die Londoner Hs. hat nach Thompson Fol. 11b *ampelos male blac wingeard uel brabasca.* J. Z.]
[6] [Vgl. aber *ὕαλος.* J. Z.]

sytlewæga. Die Hs. hat nach Kluge VIII, 451 *lytle wæga,* und für *statam* ist *statera* zu schreiben; vgl. Is. 16. 25, 4 *momentana pro parva modicaque pecunia. Eadem et statera* ... — 148, 36 *caudex uel codex hrind* ist nicht *an error for cortex,* sondern steht so schon bei Is. 17. 5, 4. Der Fehler liegt wohl in *hrind.* Zu *caudex* fehlt die Glosse, zu *hrind* das Lemma. Dagewesen ist *cortex* anscheinend; es steht auch bei Isidor vor *liber* wie im Glossar. Beide sollten aber erst nach 149, 24 kommen; vgl. aber auch Corpus (Hessels) C 113 *caudix cortix.* — 149, 10 *ablaqueatio,* lies *oblaqueatio.*[1] — 149, 34 *crustumie uel uolemis uel insana uel melimendrum healfreade peran;*[2] *insana uel melimendrum* gehören nicht hierher, sondern zu Is. 17. 9, 41 *hyoscyamus.* Der Rest ist aus Is. 17. 7, 15 *crustumina sunt pira ex parte rubentia* und Is. 17. 7, 67 *crustumia* (nämlich *oliva*) *idem et volemis dicta* zusammengezogen. — 150, 16 *temelici* lies *thymelici.* — 150, 34 zu *constructio uel instructio hyrdung* vgl. Is. 19. 10, 1. — 151, 14 statt *papagen* lies *papatem;* Is. 19. 27, 4. — 151, 18 *linostema linen wearp uel wyllen ab,* lies *linen wearp and wyllen ab;* Is. 19. 22, 17. — 151, 37 *lumbare uel renale lenden sidreaf,* lies *lendensid reaf.* — 152, 17 *platum seolce hnygele;* Is. 19. 27, 5 *placium.* — 152, 32 *antrax uel clauus uel strophium angseta uel gyrdel uel agimmed gerdel,* lies *cinctus* (statt *clavus*) *uel strophium gyrdel* u. s. w. Is. 19. 33, 3; *antrax angseta* ist eine Glosse für sich. — 152, 40 *tinius smeðe ringce,* lies *thynnius smeðe hrincg;* Is. 19. 32, 6. — Zu 152, 45 *samothracius geheafdod hringce*[3] vgl. Is. 19. 32, 5 *samothracius aureus quidem sed capitulo ferreo.* — 153, 28 *dapes kininga wist uel estas,* lies *dapes kininga wist* und *deliciae estas* (Is. 20. 2, 6). — 153, 36 lies *focatius* statt *focarius* (Is. 20. 2, 15); 153, 38 lies *clibanitius* (Is. 20. 2, 15) statt *clibanius;* s. *clibanius* u. s. w. bei Du Cange. — 154, 2 *psiata,* lies *strata* oder *storiata* (Is. 20. 11, 1). — Zu 154, 12 *fisclum eleseocche* vgl. Is. 20. 14, 13. So schon bei Du Cange, der die Glosse aber falsch versteht. — 154, 18 *rogus bustum forbærned [aad],* lies *rogus aad* und *bustum forbærned* (Is. 20. 10, 9). — Zu 154, 38 *sinus sæbbung* vgl. Is. 13. 17, 1 *sinus dicuntur maiores recessus maris, ut in mari magno Ionius* u. s. w. — Zu 157, 45 *rumen wasend uel edroc* vgl. Is. 11. 1, 59. — 158, 3 *ola ufeweard exle ðæs æftran dæles;* Is. 11. 1, 64 *ola summi humeri pars posterior.* — 158, 11 *palmus,* lies *palma manus.* — 158, 36 f. *medicus uel annularis goldfinger; auricularis læcefinger,*[4] lies *medicus ... læcefinger uel goldfinger; auricularis*

[1] [So die Hs. nach Thompson. J. Z.]
[2] [Die Hs. nach Thompson *grustumie healf reade peran uel uolemis* u. s. w. J. Z.]
[3] [Hs. nach Thompson *samothratius* und *ringce.* J. Z.]
[4] [Die Hs. hat nach Thompson *medicus uel anularis læce uel gold finger; auricularis læce finger.* J. Z.]

earfinger, vgl. Is. 11. 1, 71; Wr.-W. 448, 7 und 356, 21. — Hinter 160, 5 steht nach Thompsons Kollation *uirus sæc* (oder *sac* oder *sad*), lies *uirus sæd;* vgl. Is. 11. 1, 103. — 161, 25 *talaricus cleonede,* lies *ancleowede.* — 166, 10 *nauta roþer,* lies *rowere,* ähnlich 455, 14 *nauta sciprowend.* — 170, 34 *procinctus fyrdinge* ist wohl nicht *an army* (Bosw.-T. s. v.), sondern ein *homo expeditus,* vgl. Is. 10. 218. — 171, 3 *ephebus uel buteo beardleas,* lies *ephebus uel pythius* (Is. 8. 11, 54). — 177, 16 *inuium,* lies *trivia* (Is. 15. 16, 12). — 180, 32 *platesia facg,* lies *floc* (Wr.-W. 261, 21)? — Zu 181, 10 *nauta gereðru* vgl. Wr.-W. 166, 20 f., zu *nauta* ist die Glosse, zu *gereðru* das Lateinische ausgefallen. — 181, 25 *archiromacus,* lies *anciromacus.* — 181, 36 *scalpus scip uel seigl,* lies *scapha scip uel sceigð.* — 182, 11 *ponsis,* lies *pons; ponsis* steht aber auch Gu. 1. — Zu 182, 25 *sipara anes fotes segl* vgl. Is. 19. 3, 4. — 182, 27 *safon stæþ,* lies *scaphon stæg;* vgl. Wr.-W. 288, 26; altisl. *stag.* — 182, 29 *opisfera sedingline,*[1] lies wie Wr.-W. 288, 27 *stedingline* (oder *steding, line*?), vgl. altisl. *stæðingr. opiffera helpendrap* (463, 35), aus dem Wülker *helpendbær* machen möchte, ist entweder *helpend uel rap,* wovon das eine das lat. Adj. *opifera* übersetzen würde, das andere *'opisphora'* Is. 19. 4, 6, oder es ist *helpend rap* 'das helfende Tau'. Eine Entscheidung zwischen beiden ist natürlich unmöglich; Isidor hat nichts einem *helpend rap* Entsprechendes. — 182, 33 *strupiar,* lies *struppi.*[2] — 182, 36 *aestuaria fleotes tonette,* lies *torene* = *toryne*? — 187, 20 *tramarium medema*[3] *persa,* lies *medoma wefta*? oder ist vielleicht zu lesen *liciatorium medema; trama wefta*? — 187, 21 *ragana,* lies *sagum* oder *stragulum.* Auch in der nächsten Glosse steht *stramentum.* — Aus 187, 22 ist *mataxa uel corductum* (statt *conductum*) zu streichen (Is. 19. 29, 6). — 188, 7 *pecten bannoccamb,* lies *pecten lanae wulcamb*? — 189, 6 ff. zu *moides feldelfen; hamadryades*[4] *wylde elfen; naiades*[5] *sælfen* vgl. Is. 8. 11, 97, Anm. 20. Die Verstöfse gegen die Mythologie sind danach nicht dem Übersetzer zuzuschreiben, wie Wright will, sondern der Isidorhandschrift, die er benutzte. Zu lesen ist *naiades feldelfen; hamadryades wylleelfen* (*fontium Hamadryades*); *nereides sælfen.* Auch 189, 14 ist in Ordnung; vgl. Is. 8. 11, 103—4 *inui* und 11. 3, 22. — 190, 32 *struma halsgang,* lies *halsgund.* — Zu 191, 33 *cementum grundstanas* vgl. Is. 15, 8. 1. — 356, 10 *amarcas lytle leas,* lies *amurca lytel eles* (Is. 17. 7, 69 *amurca pars olei* ...)? — 356, 22 *aluus mannes scaru* will Sievers in *scearn* umändern. Vgl. dagegen 159, 36 *ilium scare,*

---

[1] [Die Hs. hat nach Thompson *seding line* oder *linc*? J. Z.]

[2] [Vgl. Bosworth-Toller s. v. *midl.* Übrigens war Thompson zweifelhaft, ob die Hs. hier nicht vielmehr *midlu* hat; vgl. Wr.-W. 288, 31. J. Z.]

[3] [Die Hs. hat nach Thompson *medema:* das nächste Wort liest er (allerdings mit einem Fragezeichen) *rersa.* J. Z.]

[4] [*amadriades* Hs. nach Thompson. J. Z.]

[5] [*naides* Hs. nach Thompson. J. Z.]

ne. *sharebone* u. s. w. — Zu 357, 5 *artocobus smæl hlaf* bemerkt Wülker *'ἀρτοκοπος means: a baker'*. Vgl. vielmehr Wr.-W. 739, 39 *hic artocapus a symnylle* und Du Cange. — 380, 11 *cronculus*, lies *carbunculus*. — 410, 1 *apoplegi*, lies *ἀπο φλεγειν* (Is. 4. 6, 7). — 411, 11 *faba pressa*, lies *faba fresa;* Is. 17. 4, 4. — 416, 17 *gagantes*, lies *tragantes*. — Zu 418, 20 *hrodia lex cipemonna riht* vgl. 115, 9 *rodia lex scipmanna riht*. Is. 5, 17 paſst zu beiden. — 418, 22 *hostia proprie fyrdtimber*. Sievers *ostia proprie hyrd, timber;* lies vielmehr *fyrdtiber*. Vgl. auch Is. 6. 19, 33. — 418, 28 *hinnuli capini* ist nicht *hinnuli caprini* (Sievers a. a. O.), sondern *inula campana*. — 429, 17 *integri restitutione of stondene beoð*, lies *integri restitutio ofstonden æbod*. — 429, 21 *incerta iudicium*, lies *incesti*. — 429, 23 statt *ignominium scondehlewung* lies *scond, æhlewung*? Vgl. Wr.-W. 235, 18 *fauor* i. *fama ... hliwing*. — 439, 7 lies *limus*, nicht mit Wülker *læna* oder *lena*. — Zu 447, 10 *maculabat þæt is sang on þæt wæter* vgl. Aldhelm ed. Giles S. 269 unten. — 450, 18 *miles ordinarius anlang cempa*, lies *unlang*? — 451, 9 *mula*, lies *inula*. — 456, 27 *numine leso* ist bloſs lateinisch. — 457, 11 lies *gafoles andfongend*.[1] — 463, 5 *ob quam rem fore folcum*, lies *for hwylcum*.

Braunschweig. H. Lübke.

Rettungen. 1. In der *Lamentatio St. Bernardi de compassione Mariæ* lautet der Anfang der 22. Strophe nach der Oxforder Hs. (Engl. Studien VIII, 93) *On cene þursday wiþinne þe niht Cayphas him nom*. Die Cambridger Hs. hat *On scherthursday* für *On cene þursday*. Der Herausgeber, G. Kribel, fragt, ob nicht *grene* für *cene* zu lesen sei. Mir war wegen *cœna domini* nie zweifelhaft, daſs *cene þursday* ganz richtig ist: jetzt kann ich auf Murray II, 217 verweisen, wo *Cenethursdaye* aus Caxton belegt ist. — 2. In demselben Gedichte (a. a. O. 104) V. 463 lesen wir *Me þouȝte, myn herte al tochon*. Kribel vermutet *togon* für *tochon*, aber dieses ist ganz in Ordnung; s. Stratmann[3] 565 b s. v. *tochinen* und vgl. Guy of Warwick (Auchinleck-Hs.) 5904 *For sorwe almost hir hert tochon*. — 3. In den Engl. Studien XIV, 295 sucht R. Sprenger zu beweisen, daſs im 28. Kapitel des *Vicar of Wakefield* (S. 129 der Tauchnitz-Ausgabe) für *But support that woman, nor let her fall* zu schreiben sei *But supports that woman, nor lets her fall?* 'Aber hält das ein Weib aufrecht und läſst es nicht fallen?' Das Pronomen *that* soll sich nach Sprenger auf das Vorhergehende beziehen, wo der Vater von seiner Tochter Sophia sagt *She had the beauty of an angel, and almost the wisdom of an angel*. 'Der Landprediger,' behauptet Sprenger, 'denkt also an die religiöse Überlieferung vom Falle Lucifers, des schönsten und

[1] [In dem überlieferten *andfendgend* ist wohl nur das zweite *d* zu streichen: vgl. das einmal belegte *andfengend* bei Bosworth-Toller. Ich kenne kein ae. **fongan* oder **fangan* neben *fôn*. J. Z.]

weisesten der Engel, und meint, ebenso wie jenen seine Schönheit und Weisheit nicht vor dem Falle bewahrt habe, ebenso könnten diese auch einem Weibe nichts nützen.' Wenn aber Dr. Primrose etwas Derartiges ausdrücken wollte, so würde er seiner Tochter sehr unrecht thun, da er doch eben gehört hat, dafs diese in den Wagen, der sie entführt hat, mit Gewalt geschleppt worden ist (*forcing her in*). Er würde aber auch an sich nichts besonders Gescheites sagen; denn, dafs die Schönheit eines Weibes kein Schutz für seine Tugend sei, war auch damals schon eine etwas abgegriffene Wahrheit: andererseits aber läfst sich nicht läugnen, dafs Weisheit das wirklich thut, was hier nach der Konjektur bestritten werden soll. Aber auch der sprachliche Ausdruck wäre bedenklich. Die fehlende Umschreibung mit *to do* im Fragesatze wäre allerdings bei Goldsmith möglich (vgl. Wolff zum *Vicar* XXXI, 54). Jedenfalls aber müfste statt *that* in Beziehung auf *beauty* und *wisdom* der Plural stehen. Auch wäre, falls Sprenger nun etwa diesen setzen wollte, indem er *support* und *let* unverändert beibehielte, immer noch geltend zu machen, dafs *support* das, worauf es hier ankäme, nicht deutlich genug bezeichnen würde: es müfste doch wenigstens ein Zusatz, z. B. *in* oder *against temptation*, dabei stehen. Aber selbst, wenn gegen Sprengers Änderung an sich nichts einzuwenden wäre, müfste sie doch abgewiesen werden, da sie vollständig überflüssig ist. Sprenger meint ja freilich, es sei 'ganz undenkbar, dafs der Pfarrer, statt seiner ohnmächtigen Frau selbst zuzuspringen,[1] die Umstehenden auffordert, dies zu thun, um dagegen in seinen Klagen fortzufahren.' Aber Sprenger hat sich die Situation nicht klar gemacht. Des Pfarrers *arm to the shoulder was scorched in a terrible manner* (S. 104). Im Gefängnis verschlimmerte sich sein Zustand (vgl. *to save my own life, which was every day declining for want of necessaries and wholesome air* S. 128). Er ist *sick almost to fainting* (ebenda) und erwartet seinen Tod (vgl. *let him use me as he will, I shall soon be free, in spite of his bolts to restrain me. I am now drawing towards an abode that looks brighter as I approach it*). S. 133 heifst es *I made an effort to rise from my straw, but wanted strength, and was able only to recline against the wall.* Es ist danach klar, dafs Dr. Primrose seiner Frau, der, wie er glaubte, eine Ohnmacht drohte, nicht selbst rasch beispringen konnte, sondern nur andere auffordern, dies zu thun. Sprenger behauptet aber ferner: 'Auch ist es höchst unwahrscheinlich, dafs die Frau, die eben noch einer Ohnmacht nahe war, gleich darauf mit

[1] Diesen Ausdruck läfst Sprenger auch K. Eitner in seiner Übersetzung brauchen, in der es nach seiner Angabe heifsen soll 'Doch springen Sie meiner Frau zu'; aber Eitner hat S. 179 'bei' statt 'zu'. Mir ist nur absolutes 'zuspringen' oder mit dem Dativ der Person 'beispringen' geläufig; indessen wird mir von verschiedenen Bekannten versichert, dafs sie 'jemandem zuspringen' selbst gebrauchen oder wenigstens nicht auffällig finden.

so herzlichen und entschlossenen Worten ihren Ehemann trösten sollte.' Aber dies beweist nicht, was es nach Sprenger beweisen soll, da es unmittelbar nach diesen 'herzlichen und entschlossenen Worten' heifst (S. 130) *My son ... endeavoured to moderate her grief.* Auch bekommen die Worte der Mrs. Primrose *Alas! my husband, you seem to want comfort even more than I* ihren rechten Sinn erst, wenn der Pfarrer in seiner Klage des Schmerzes seiner Frau erwähnt. Endlich ist auch noch eine Parallele von S. 108 f. in Betracht zu ziehen: *My compassion for my daughter, overpowered by this new disaster, interrupted what I had farther to observe. I bade her mother support her, and after a short time she recovered.* — 4. Auch im 31. Kapitel des *Vicar* (Tauchnitz-Ausgabe S. 156) hält Sprenger a. a. O. 296 eine Besserung des überlieferten Textes für notwendig. Er meint, dafs in dem Satze *After having tried in vain, even amongst the pert and the ugly, how great at last must be my rapture to have made a* [bei Sprenger ist aus Versehen *an* gedruckt] *conquest over such sense and heavenly beauty* das durch gesperrten Druck hervorgehobene *pert* zu beanstanden sei. 'Denn', sagt er, 'wie *ugly* im Gegensatz zu *beauty,* so müfste *pert* im Gegensatz zu *sense* stehen, was es aber seiner Etymologie und Bedeutung nach nicht thut.' Er vermutet daher in *pert* einen alten Setzerfehler statt *inert.* Aber *inert* ist doch nur 'träge' und giebt deshalb ebenfalls nicht den scharfen Gegensatz zu *sense,* den Sprenger verlangt. Aufserdem ist *inert* ein seltenes Wort, und es ist die Frage, ob es Goldsmith überhaupt je gebraucht hat: im *Vicar* scheint es wenigstens nicht vorzukommen. Nach meiner Ansicht ist aber gegen *pert* an dieser Stelle nichts Triftiges einzuwenden. Sir William mufs Klassen von weiblichen Wesen bezeichnen, unter denen es einem Manne am leichtesten fällt, eine Frau zu bekommen. Er nennt natürlich die häfslichen, die nicht allzu wählerisch sein können, die nicht auf einen reichen Freier warten dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, sitzen zu bleiben. Aber es ist auch passend, dafs er auf solche hinweist, die es nicht erwarten können, unter die Haube zu kommen, die daher bereit sind, sich dem ersten besten Manne an den Hals zu werfen. Und das scheint mir deutlich genug durch das Wort *pert* zu geschehen, das Webster u. a. durch *indecorously free, forward, impudent* erklärt. *Pertness* ist nun aber jedenfalls kein Zeichen von Verständigkeit, und so bildet *pert* doch einen Gegensatz zu Sophias *sense.* Konjekturen in einem neueren Text, auf welchen das Auge des Verfassers wiederholt gefallen ist, sind nur ganz ausnahmsweise berechtigt: wo wir in einem solchen auf Schwierigkeiten stofsen, werden sich diese fast immer durch Eindringen in die Gedanken des Schriftstellers überwinden lassen. J. Z.

Konjekturen. 1. Die ersten vier Verse der vierten Strophe in dem geistlichen Liede *When y se blosmes springe* (Wright, *Specimens of Lyric Poetry* S. 61 ff., Böddeker, Dichtungen des Ms. Harl. 2253

S. 196 ff.) lauten *Alas, þat y ne couþe Turne to him my þoht Ant cheosen him to lemmon: So duere he vs haþ yboht.* In allen übrigen Strophen des Gedichtes reimt der erste Vers mit dem dritten, während hier *couþe* und *lemmon* keinen Reim bilden. Das ist gewifs nicht dem Dichter zuzuschreiben, sondern wir haben es mit dem Versehen oder vielleicht der willkürlichen Änderung eines Schreibers zu thun, der *lemmon* an die Stelle eines Synonyms setzte. Ich vermute, dafs der Dichter auf *couþe* reimen liefs *drouþe,* Dativ von *drouþ, druȝ.* Vgl. die von Stratmann citierte Stelle aus den *Old English Homilies* ed. Morris I, 269 *Ihesu, swete Ihesu, mi druȝ, mi derling* und den Anfang von Godrics Lied auf den heil. Nicolaus (Engl. Studien XI, 430) *Sainte Nicholaes, godes druȝ.* Ich habe zwar (a. a. O. 431), durch *druerie* veranlafst, gemeint, dafs in *druȝ,* obwohl es auf *hus* reimt, die Aussprache des Vokals die französische gewesen sein dürfte, allein jetzt kommt mir, allzumal wir schon im Ae. *drûȝ* haben, die Annahme eines auch, was den Vokal anlangt, ungenauen Reimes in Godrics Versen unbegründet und daher auch ein *drouþe* in unserem Gedichte unbedenklich vor. Das Wort war jedenfalls sehr selten (Stratmann hat nur den einen Beleg, bei Mätzner fehlt das Wort ganz) und zur Zeit des Schreibers vielleicht schon veraltet. — 2. In dem Gedicht 'Über die sieben Todsünden', das Kölbing Engl. Stud. IX, 42 ff. veröffentlicht hat, haben V. 73 f. die folgende Gestalt: *We habben in hoker and scorning Oure emcristene driuen to heying.* Soviel ich sehe, könnte *heying* nur 'Eile' bedeuten (vgl. Mätzners Wb. II, 496 a). Aber 'Wir haben aus Spott und Hohn unsere Mitchristen zur Eile getrieben' pafst doch nicht in den Zusammenhang. Für *heying* ist ohne allen Zweifel *heþing* zu lesen. Vgl. besonders die von Mätzner Wb. II, 396 angeführten Stellen *Now are we dryve til hethyng and to scorn* (Chaucer) und *Seruantz ... hym dryuen ofte to heþingge* (Alexius [Laudhs.]). Also 'Wir haben aus Spott und Hohn unsere Mitchristen in Schmach gebracht'. — 3. In dem von Kölbing Engl. Stud. IX, 49 f. abgedruckten 'Psalm L' lautet die Strophe (V. 49 ff.), welche die lateinischen Worte *Ne proicias me a facie tua et spiritum tuum ne auferas a me* wiedergiebt, folgendermafsen: *Lord, ne alome nouȝt þi face Fram ous nowhare in non place No þi swete holy gost, King Jesu, as þou al wost.* Wir haben in *alome* offenbar eine Übersetzung von *auferas* zu sehen, indem der englische Dichter beiden Sätzen ein gemeinschaftliches Prädikat gegeben hat. Aus *alome* läfst sich aber nichts in den Zusammenhang Passendes herausinterpretieren. Holthausen in der Anglia XIII, 359 schlägt dafür vor *aleine* 'verbirg'; aber wir bleiben der handschriftlichen Überlieferung näher oder setzen vielleicht sogar nur etwas, was aus der Handschrift herausgelesen werden kann, wenn wir *aloine* 'entferne', 'nimm weg' schreiben. Wegen dieses bei Stratmann und Mätzner fehlenden Wortes vgl. Zeitschr. für österr. Gymnasien 1875, S. 128 und jetzt auch Murray s. v. *aloyn(e).* — 4. In

dem 'Gebet für den König' in Wülkers Ae. Lesebuch II, 8 lauten die ersten zwei Verse der vierten Strophe *Mekely forthy the synnes olde and newe Off thy peple and their grete affence.* Wülker macht hierzu S. 229 die folgende Bemerkung: '*Mekely forthy* bilden einen Begriff. *Forþien* = bewirken erhält mit *mekely* verbunden den Begriff: "mache es gnädig mit ..."' Eine solche Erklärung scheint mir ganz unmöglich. Die Stelle ist offenbar verderbt, und der Fehler kann wohl nur in *forthy* stecken, wofür ich *forgif* vorschlage. — 5. In demselben Gedichte ist der Anfang der letzten Strophe (S. 10) so überliefert: *In short tyme that thou may atteyne Withoute lettinge or any perturbaunce To be corowned with worthy crounes tweyne, Firste in this lande and afterwarde in Fraunce.* Wülker hat keine Anmerkung, obwohl die Stelle nicht ohne Schwierigkeit ist. Da im Vorhergehenden Gott angeredet ist und in dem Folgenden ebenfalls, so kann man auch *thou* in V. 78 auf nichts anderes beziehen. Dann enthalten aber die herausgehobenen Verse, so wie sie überliefert sind, den Wunsch, daſs Gott bald zum König von England und Frankreich gekrönt werden möge. Dazu kommt, daſs V. 78 eine Hebung zu wenig hat. Eine vollkommen sichere Besserung wird nicht leicht zu finden sein, doch dürfte man den Sinn wenigstens herstellen, wenn man schreibt *In short tyme that thou graunte, he may atteyne.* Über den elliptischen Gebrauch von *that,* der auch V. 44 vorkommt, vgl. zu Athelston 374 (Engl. Stud. XIII, 384). J. Z.

Zum Gebrauch von ne. 'all'. 1. Unter den idiomatischen Wendungen von *all* finde ich weder bei I. Schmidt (§ 298) noch bei J. Koch (§ 118) erwähnt, daſs wir gelegentlich *all* durch 'einzig' übersetzen müssen. Ausgegangen ist diese Verwendung ohne Zweifel von Sätzen, wie *That is* all *his worst enemy can lay to his charge* Oliphant, Curate in Charge (Tauchnitz) 212: hier können wir *all* ebensogut durch 'alles' wie durch 'das einzige' übersetzen. Wenn aber *all* in gleichem Sinne adjektivisch steht, so ist die Wiedergabe durch 'einzig' das Nächstliegende. *That piety towards his memory was* all *the atonement she could make now for a thought that seemed akin to joy at his loss* G. Eliot, Romola K. 27 (Stereotyped Edition 213) 'die einzige Sühne', allenfalls 'die ganze Sühne'. *She wept upon his breast, but that, and the answer of the caressing arms about his neck, was* all *the response she gave* Murray, Rainbow Gold (Tauchnitz) I, 205. *I owe to you the idea. All the working out shall be my own.* All *the assistance you can give me will be your own big and important presence and your manner of authority* Besant, Armorel of Lyonesse (Tauchn.) II, 186. *An occasional bird was* all *the variety to be hoped for* Yonge, Two Penniless Princesses (Tauchn.) 222. *When he* (ein Maler) *was under the divine afflatus he went into retreat and barred his door, and a sweet, interrupted whistle was* all *the sound of him that his neighbours heard until his task was accomplished or his inspiration spent* H. Lee, Mrs. Denys of Cote (Tauchn.)

II, 155. Aber es giebt Fälle, wo wir 'einzig' übersetzen müssen. *Mr. Denys rose too — it was not his habit to sit long at his wine — and giving his hand to his wife, they passed into that miscellaneous den which was* all *the withdrawing-room they had* ebenda I, 142. Vor allem aber ist merkwürdig *She was* all *the sister we had* ebenda I, 87. — 2. In den ebenberührten Paragraphen der Grammatiken von Schmidt und Koch wäre wohl auch an das beliebte *and all* zu erinnern, das wir durch 'mitsamt' wiederzugeben pflegen. *Bozzy had already, as we have seen, forced his way, Corsican dress* and all, *into the presence of the great Mr. Pitt* Forster, O. Goldsmith (Tauchn.) II, 122b. *Returning from London one afternoon, and having actually remembered to telegraph orders that his dogcart should be sent to meet him, he did not even go home to wash off the dust of the journey, as most lovers would have done, but drove straight to Bletchingham, portmanteau* and all Norris, The Rogue (Tauchn.) II, 9. *At nine o'clock I walked into the hotel coffee-room, where Mr. Truelove was tackling a fried sole as if he would devour it, bones* and all, *along with the sprigs of parsley and bits of lemon on the dish* Grenville: Murray, Six Months in the Ranks (Tauchn.) 255. *Mrs. Bell and both her daughters were in the parlour when Aaron Dunn was shown in, snow* and all Anth. Troll., The Mistletoe Bough (Tauchn.) 114. Da Mätzner, Gramm. II², 231 nicht angiebt, wie sich in solchem Falle das Altenglische ausdrückte, so sei hier auf S. 446 f. desselben Bandes verwiesen und den dort angeführten Belegen noch einige Beispiele aus Älfric beigefügt. *Þâ geseah hêo licgan ðone hring on ðâm wege ætforan mid snôde,* mid ealle Homilies II, 28. *Se hâlga wer ðâ wearð âstyred on môde and hêt ôderne munuc âwurpan ût þæt glæsene fæt mid ele,* mid ealle ebenda II, 178. *Þâ scipu* (die eine Schiffsbrücke bildeten) *tôscutun, and hê* (Maxentius) *ðone grund gesôhte mid horse,* mid ealle ebenda II, 304. *Þâ cwæð eall sêo meniu . . ., þæt se cwellere ne sceolde swencan hî nâ leng, and drifan hine aweg mid wæpne,* mid ealle Lives of Saints I, 278, 230. *Þâ sende se cyning sôna þâm þearfum þone sylfrenan disc mid sande,* mid ealle ebenda II, 130, 95. *Engla werod êac þær wynsumlîce sungon, ôð þæt þæt lîc becôm, þær ðær hê licgan wolde mid hêafde,* mid ealle ebenda II, 188, 299. Also die alte Sprache braucht eine Präposition, während die spätere eine absolute Konstruktion anwendet, andererseits fügt jene *eall* asyndetisch, diese mit *and* an. Dafs wir *mid ealle* in solchen Fällen nicht adverbiell fassen dürfen, wie es sonst in Übereinstimmung mit anderen germanischen Sprachen (vgl. Grimms Gramm. III, 106) ja häufig genug vorkommt (vgl. Mätzner II², 447), zeigt die spätere Fügung. J. Z.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

E. A. Sonnenschein, Ideals of Culture. Two Adresses to Students. London 1891. 74 S.

In dem ersten dieser beiden anregend geschriebenen Vorträge *Culture and Science* stellt der bekannte Plautusforscher als Ideal auf die Vereinigung von (vertiefender) Specialforschung und (erweiterndem) poetischem Geiste zur Entwickelung eines vollkommenen Menschen, in welchem das Ideal aller Kultur besteht. Trotz der Gefahren der Specialisierung ist diese doch ein wesentliches Element des Geisteslebens: *It braces the mind and gives it intellectual grip. Specialism means depth of insight, the probing a subject to the core; it means discovery, it means originality. I believe it means development of character and growth of the capacity for knowledge.* Sie schützt vor der Denkungsart des *typical Oxford man, that 'There is nothing new, nothing true, and it does not much matter'.* Deshalb rät der Verfasser seinen Studenten von Mason College, Birmingham: *Make it your effort, if possible, to be a discoverer, on however small a scale, or, at any rate, to exercise independent truth.* Andererseits dürfen wir aber das 'geistige Band' nicht aus den Augen verlieren, das der Verfasser mit Mephistos Worten citiert *The spirit that binds things together.* Dies wird durch den poetischen Sinn erreicht, *the method of poetry,* wie Sonnenschein sagt: *in the interest of science itself* (Sonnenschein faſst *science* ausdrücklich im Sinne der Deutschen, *the most active body of explorers in the world,* als Wissenschaft) *we ought to cultivate the capacity for a non-scientific attitude ... Some of her [Nature's] secrets reveal themselves less to the microscope than to the poetic eye ... The mind grows poor without the poetical spirit.* So schwer es auch ist, beide Seiten zu vereinigen, so muſs dies doch erstrebt werden; denn *Culture as well as science has its altruistic side. Society is the gainer by every complete unit that is added to it, and enriched by every ideal human creature.*

Im Zusammenhang mit diesen Ideen wird auch die Erziehungsfrage mehrfach gestreift. So berechtigt nach Sonnenschein die Forderungen einer gröſseren Pflege der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen sind, und so notwendig es ist, daſs die poetische Seite der klassischen

Studien, die hinter dem wissenschaftlichen Betrieb fast gänzlich verschwunden ist, wieder zu ihrem Rechte kommt, so ist doch die klassische Bildung notwendig. Offenbar gegen H. Spencer ist die Stelle gerichtet, die sich zusammenfassen läfst in die Worte des Verfassers: *I believe that so far from fostering a blind adherence to authority, there is no discipline more helpful in liberating the mind from the thraldom of words. ... The highest ideal of teaching is that which follows the path of discovery, leading the pupil along lines which an original discoverer pursued or might have pursued. And I do not know that there is any better field for educating the logical powers than the scientific treatment of language and the products of literature.* Die Denkschrift der Universität Berlin von 1880 ist dem Verfasser *the most important modern testimony to the value of a classical education.* An sein Vaterland richtet der Verfasser wichtige Mahnworte: *In the science of education, England is far behind the foremost nations of Europe — perhaps behind America. This deficiency is nothing less than a 'national calamity'.* Aber England erwacht jetzt *to the paramount importance of education;* es ist zu hoffen, dafs die Universitäten das Erziehungsproblem in ernstem, wissenschaftlichem Geiste aufnehmen. *The future of England hangs not only on the recognition of physical science, but far more upon the creation of a high ideal of teaching, and the total abolition of that senseless ingurgitation of compendious statements, which has usurped its place in the national consciousness.* — Die angeführten Gedanken mögen genügen, um ein Bild von der Fülle anregender Ideen zu geben, die Sonnenschein in seinem Vortrage vereinigt hat.

Der zweite Vortrag, der mit dem besprochenen in einem Buche vereinigt ist, *Ancient Greek Games,* ist fachwissenschaftlicher Natur, doch populär in der Form und anziehend geschrieben. Das Kulturideal, das hier zur Erscheinung kommt, ist das, in welchem England mit Griechenland verwandt ist, *of physical and intellectual education going hand in hand.*

Berlin. W. Mangold.

Faligan, Ernest, Histoire de la légende de Faust. Paris, Librairie Hachette et Cie., 1888. XXXII, 474 S. 8.

Wie die Mehrzahl der Werke, die in Frankreich aus der in letzter Zeit stark zunehmenden Beschäftigung mit der neueren deutschen Litteraturgeschichte hervorgegangen sind, will auch Faligans Buch im wesentlichen nur eine runde und nette Zusammenfassung der Einzeluntersuchungen geben, in denen gerade die jüngere deutsche litterarhistorische Forschung ihr Genügen findet. Das Buch wendet sich natürlich zunächst an Frankreich, dem es zu einem Einblick und Überblick auf allen Gebieten der weitschichtigen Forschungen über die Faustsage verhilft, wie ihn Ristelhuber *(Faust dans l'histoire et dans la légende,* Paris 1869) nicht zu gewähren vermochte. Aber auch für Deutschland ist ein solches Werk nicht überflüssig, da es uns an einer gründlichen und übersichtlichen Darstellung, wie sie für eine frühere Periode der Faust-

forschung Emil Sommer in seinem Artikel bei Ersch und Gruber bot, gänzlich mangelt: Scheibles Kloster, in dessen Zellen gewaltige Massen von Forschungsmaterial mit wahrhaft mönchischer Emsigkeit und — Methode aufgehäuft worden sind, und Engels *Bibliotheca Faustiana*, deren Katalog nichts Faustisches fremd ist, wird doch nur der Forscher zu betreten wagen, der sich zu einem neuen Zug in das noch immer nicht erschöpfte Gebiet rüsten will. Diese beiden Sammelwerke bilden denn auch die hauptsächliche Grundlage für Faligans Buch, das nirgends neue Materialien beibringt, dagegen mit einem beneidenswerten *bon sens* eine Menge von Fragen, die man längst erledigt glaubte, von neuem zur Diskussion stellt. Besonders charakteristisch für Faligans Methode sind die beiden ersten Kapitel, in denen er eine Biographie des historischen Faust entwirft, und zwar so, dafs er zunächst die einzelnen Zeugnisse kritisch beleuchtet und sie dann zu einem ausgeführten Bilde zu vereinigen sucht. Die Fragen über Fausts Beziehungen zu Heidelberg, Erfurt und endlich zu Wittenberg und Luther werden von neuem angeregt und dürften bei besserer Ausnützung des erlangbaren Materials zu gesicherteren Ergebnissen führen (vgl. vorläufig Szamatólski, die Erfurter Kapitel des Faustbuches, D. L.-Z. 1890, Nr. 7). Inzwischen hat sich auch das Bild durch eine Reihe neuer Zeugnisse vervollständigen lassen (vgl. Szamatólski, V. J. f. L. II, 156 ff.; Ellinger, ebd. II, 314 ff.; Mayerhofer, ebd. III, 177 f.). Trotz aller methodischen Behutsamkeit hat sich jedoch Faligan zu einer groben Verzeichnung verleiten lassen, die nur aus konfessionell beeinflufster Anschauungsweise erklärlich ist. Dafs letztere überhaupt vorhanden ist, beweist die eingestandenermafsen aus konfessionellen Gründen vorgenommene Verstümmelung der sonst recht genauen Übertragung des ältesten Faustbuches. Könnte man diese Eigentümlichkeit noch hingehen lassen, weil durch sie die eigentliche Untersuchung nicht geschädigt wird, so darf die Kritik nicht wie bisher dazu schweigen, wenn bei Faligan Faust wegen seiner berüchtigten Beziehungen zu Sickingen als ein *protégé* der *chefs du protestantisme* erscheint und als solcher in den verschiedensten Betrachtungen des Buches figuriert: was kann denn der Sickingen von 1506 mit der Reformation zu schaffen haben? Die Beziehungen zum Protestantismus, in die Faligan den historischen Faust rücken möchte, sind nicht minder fabulos als diejenigen zum Katholicismus, in denen unser alter Widman seinen Helden erscheinen läfst. Aus persönlicher Voreingenommenheit, die wohl nicht unabhängig von der konfessionellen Befangenheit ist, darf man es auch erklären, dafs bei Faligan sowohl die historischen wie die legendären Bestrebungen Fausts in eine viel zu niedrige Sphäre verlegt werden. Hierdurch wird die Analyse des ältesten Faustbuches, die im allgemeinen recht gut zwischen dem Eigentum des Verfassers und der Tradition scheidet, bedenklich geschädigt: die wissenschaftlichen Bestrebungen des Forschers Faust werden dort schlechthin dem didaktischen Triebe des Verfassers auf Rechnung gesetzt. Für die Beurteilung dieser Frage ist jetzt unter Beibringung quellenmäfsigen Materials eine feste Grundlage gegeben worden von

Szamatólski, V. J. f. L. I, 160 ff. Faligans Abschnitt über die Bibliographie des ältesten Faustbuches ist inzwischen von Zarncke, auf dessen frühere Untersuchungen er sich gründet, überholt worden: aber auch bei dessen letzten Aufstellungen wird sich die Forschung nicht beruhigen dürfen, sondern auf Grund erneuter Kollationen zu einer theoretisch vollständigen Aufstellung der Filiation vorschreiten müssen und so einigen bislang noch verborgenen Fassungen ihre Stelle anweisen, ehe wir sie selbst in Händen haben. In dem Abschnitt über Widman, Pfitzer und den Christlich Meynenden hat sich Faligans konfessionelle Feinfühligkeit fruchtbar erwiesen, insofern sie zu einer scharf unterscheidenden Charakteristik der beiden erstgenannten Werke geführt hat. Die Ausführungen über das dritte Volksbuch zeigen nur von neuem, wie notwendig hier eine gründliche Untersuchung ist. In dem Kapitel von den Übersetzungen fällt es auf, dafs es mit einer ausführlichen Besprechung Marlowes schliefst, den man bisher im Zusammenhang mit den deutschen Volksschauspielen behandelte. Der Abschnitt über die Fortsetzungen des Faustbuches läfst die Verwertung des wichtigen Zerbster Programms von Kühne vermissen. Faligans eingehende Betrachtung der dramatischen Gestaltungen der Faustsage wird charakterisiert durch seine Ablehnung der jetzt allgemein angenommenen Meinung, dafs Marlowe der Stammvater auch des deutschen Faustdramas sei. Faligans Ausführungen hätten an Überzeugungskraft gewonnen, wenn er nicht, hierin der gewöhnlichen Meinung nachgebend, die noch immer verschollene Dichtung des Placidius für mythisch erklärt hätte, statt ihr einen Platz in seiner neuen Gruppierung anzuweisen. Der Abschnitt über die Faustlieder ist nun veraltet durch die Untersuchungen Tilles (Die Volkslieder vom Dr. Faust, Halle 1890), in denen sich die deutsche Forschung wieder einmal einen jener *excès de zèle* leistet, die das Staunen des französischen Forschers erregen. In dem Abschnitt über die Faustbildnisse berührt die Unkenntnis und Verwirrung, die in Sachen des angeblichen Faustporträts von Rembrandt noch immer herrscht, um so seltsamer, als Faligan an einer der jämmerlichen Nachbildungen des fraglichen Originals physiognomische Betrachtungen in echt französischer Weise anstellt. Eine Vergleichung des Originals und seiner Ableitungen führt zu überraschenden Ergebnissen. Das Buch schliefst mit einer thesenartigen Zusammenfassung der Ergebnisse und einem bibliographischen Index, der jedoch kaum mehr als ein Verzeichnis der hauptsächlich benutzten Bücher darstellen kann. Dem Buche voran geht eine Einleitung, in der Faligan der Faustsage ihren Platz im Kreise der nächstverwandten Sagen anzuweisen sucht. Wenn dem Buche durch A. Chuquet der Vorwurf der Schwerfälligkeit gemacht wird, so mufs uns diese Kritik von französischer Seite besonders wunder nehmen, da gerade aus der Rücksicht auf diesen Teil seines Publikums Faligans allerdings sehr ausführliche Analysen zu erklären sind. In den Untersuchungen selbst hat sich Faligan im Gegensatz zu Düntzer, mit dem ihn Chuquet zusammenstellen will, von unmethodischer Abschweifung und Belastung ferngehalten und eine im ganzen recht gute und präcise Zusammenfassung

der neueren Faustforschung gegeben, von der man hoffen darf, dafs sie in vielfacher Hinsicht zu neuen fruchtbaren Untersuchungen anregen wird.

Berlin. Siegfried Szamatólski.

Cäsar Flaischlen, Graphische Litteratur-Tafel. Die deutsche Litteratur und der Einfluſs fremder Litteraturen auf ihren Verlauf vom Beginn einer schriftlichen Überlieferung an bis heute in graphischer Darstellung. Stuttgart, Göschen, 1890. In Karton M. 2.

Der Titel sagt deutlich genug, was man von der Tafel zu erwarten hat. Sie ist etwa 80 cm lang und gegen 60 breit. Will man sie benutzen, so räume man einen Tisch ab oder nagele die Tafel an die Wand. Dann erblickt man in drei parallelen Kolumnen drei Ströme mit Inseln und Nebenflüssen, die buntgefärbte oder sonstwie ausgezeichnete Wässer in den Hauptstrom entsenden und ihm von ihrem Charakter etwas mitteilen, so dafs er bisweilen kunterbunt aussieht. Diese Nebenflüsse bedeuten die litterarischen Einwirkungen der Fremde. Links am Rande stehen von zehn zu zehn aufsteigende Jahreszahlen, rechts die Namen der deutschen Könige und Kaiser. Man wird auch alsbald eine Reihe grofs gedruckter Namen bemerken, auch kleiner gedruckte lesen und ganz klein gedruckte wenigstens noch bei genauestem und nächstem Hinschauen entziffern können. Bald wird das Auge auch an fünf ineinander greifenden Kreisen haften bleiben, welche als die fünf Kreise der deutschen Heldensage bezeichnet sind, und in denen steht: 'der fränkische, Sigfrid; der gotische, Dietrich von Bern; der burgundische, die Nibelungen'. Die Nibelungen eine burgundische Sage? Sollte ein Volk seine Helden als Mörder schildern und seine eigene Niederlage, hier ein Strafgericht, besingen? Die burgundischen Könige haben in der burgundischen Sage gelebt, aber nicht als Mörder Siegfrieds und als Nibelungen. Von burgundischer Sage besitzen wir nichts, nur die fränkische Auffassung burgundischer Könige. Weiter 'der nordische, Gudrun'. Nordisch? Der Herr Verfasser irrt. Er nimmt an anderer Stelle auch für das Nibelungenlied nordischen Einfluſs an, überhaupt nordischen Einfluſs um 1160—70 und um 1210. Auch um 930 ergieſst sich ein rätselhafter Strom 'nordischer Sagenelemente' in die deutsche Litteratur. Nordischen Einfluſs giebts vor dem 18. Jahrhundert nicht, und da vermisse ich ihn auf unserer Tafel. Die Heldensage ist nach dem Norden gewandert, nicht umgekehrt vom Norden zu uns gekommen. Endlich 'der lombardische Sagenkreis, Rother, Ortnit, Hug- und Wolfdieterich'. Wenn Rother der langobardische König Rothari ist und also nach der wahren Heimat der Helden eingeteilt werden soll, dann gehören Hug- und Wolfdietrich nicht hierher, weil sie austrasische Franken sind; hält man sich aber an die Geographie der mhd. Dichtungen, dann ist Rother kein Lombarde, da er zu Bari in Unteritalien sitzt. Dafs die Kreise ineinander greifen, ist irreführend: man muſs danach denken, dafs die Gudrun mit den Nibelungen und den

'lombardischen' Sagen zusammenhängt. Ähnlich ist Bodmers Name so in drei verschiedene Kreise hineingestellt, dafs er zu den Schweizern, zu Lessings Freunden und zu den Gottschedianern zugleich gehört. Klopstock desgleichen. Sollten die vom Verfasser überall angewendeten Kreise Verwandtes zusammenfassen, so mufsten sie so geschlagen werden, dafs Fremdes ausgeschlossen bleibt. Bürger, Herder, Goethe stehen im Kreise 'Sturm und Drang', Wieland auf der Grenze zwischen ihm und den Lessingianern. Rückert und Bodenstedt sind als politische Dichter charakterisiert, und Grillparzer steht auch hier, wie bei Gervinus, worüber er sich schon selbst ärgerte, verkehrterweise unter den Dichtern der Schicksalstragödie. Von den Anhängern Gottscheds ist kein einziger mit Namen genannt, obgleich Platz dazu vorhanden. Dagegen lernen wir einen Hadamar von Labar und einen Jacob von Cessoles kennen. Die graphische Darstellung der Zeit vom 18. Jahrhundert an ist gänzlich mifslungen. Grofs und an richtiger Stelle eingetragen sind, abgesehen von Vofs, nur die fremden Namen, während die deutschen reihenweise und zum Teil mit kleinster Schrift neben die Kreise gesetzt sind. Gerade die auf unsere gröfsten Klassiker bezüglichen Nummern verschwinden in dem bunten Strome völlig. Der Verfasser hätte die früheren Jahrhunderte zusammendrängen und die Zeitabschnitte verschieden grofs machen sollen, oder er mufste, da dies Verfahren leeren Zeiten einen falschen Schein der Fülle verleihen kann, ein gröfseres Format für seine Tafel wählen. Nur wenn alle Namen deutlich lesbar sind und der Betrachtende neben der Erkenntnis des Einzelnen nicht den Überblick über gröfsere Abschnitte verliert, hat solche graphische Schilderung Zweck und Berechtigung.

Berlin. Max Roediger.

Firmery, Goethe (Nouvelle Collection des Classiques populaires). Paris, Lecène, Oudin et Cie., 1890. 236 S. 8. Fr. 1,50.

Der Verfasser ist in Deutschland durch ein gutes Buch über Jean Paul aufs vorteilhafteste bekannt, und auch diese seine neue unserer Litteratur gewidmete Schrift darf, wenngleich sie auf das grofse französische Publikum berechnet ist, auch bei uns freundlichster Aufnahme und dankbarer Leser gewifs sein. Sie reiht sich den besten Goethe-Arbeiten unserer Nachbarn (Chuquet, Lichtenberger u. a.) gleichwertig an und ist wie diese durch selbständige und umfassende Kenntnis des Gegenstandes, Geschmack im Vortrag und Feinheit des litterarischen Sinns und Urteils ausgezeichnet. Auf knappen Raum beschränkt — jeder Band der vortrefflichen, schon etwa 20 Bände zählenden Collection des Classiques populaires ist fast genau 236 Seiten stark —, hat Firmery wohl daran gethan, auf Vollständigkeit und Gleichmäfsigkeit zu verzichten und dafür auf diejenigen Abschnitte ein volleres Licht der Darstellung zu werfen, die dem Interesse und Bedürfnis seiner Landsleute, der jüngeren zumal, näher liegen. Sein Buch besteht aus sieben Kapiteln und handelt im wesentlichen nur von Goethes Dichtungen, am ausführlichsten von Werther, Hermann und

Dorothea, Wilhelm Meister und Faust; ein sehr ansprechender und besonders gelungener Abschnitt ist Goethes Lyrik gewidmet. Übersetzungen sind dem Plan der Sammlung gemäfs reichlich eingestreut; die von dem Verfasser selbst herrührenden beweisen eine nicht gewöhnliche Vertrautheit mit unserer Sprache, wie denn das ganze Buch intime Fühlung mit deutschen Dingen und die wohlthuendste Freiheit von jeder nationalen Befangenheit wahrnehmen läfst. Ein paar Stellen mögen hier als Proben von des Verfassers Art und Urteil herausgehoben werden. S. 15 (von Goethe): *Mettre la vie dans l'art et l'art dans la vie, c'est ce qui devait faire son originalité et son mérite.* — S. 128 (von Iphigenie): *Rien n'est plus moderne que ce caractère d'Iphigénie, rien n'est plus allemand.* — *Les Français qui, après une lecture superficielle, rejettent dédaigneusement l'Iphigénie, ressemblent aux Allemands que Phèdre et Athalie font bâiller, et les uns et les autres sont de l'espèce du Chinois dont Goethe parle dans une de ses épigrammes.* — S. 132 (von Tasso): *Au point de vue du style et de la versification le Tasse est le chef-d'œuvre de la littérature allemande.* — S. 154 (von Wilhelm Meister): *Le roman le plus varié et le plus profond, le plus réaliste et le plus poétique, le plus riche de caractères et d'enseignements, et, dans ses premières parties au moins, le plus touchant, le plus amusant, le plus intéressant que nous offre toute la littérature allemande.* — S. 185 (von der deutschen Sprache): *Elle est plus expressive que notre langue polie et un peu terne; tout y ressort et s'y entend plus vivement. C'est un défaut souvent, c'est une qualité inappréciable sous la plume d'un écrivain comme Goethe.* — S. 220 (von Faust): *Ce n'est pas sans peine que le poète a fait entrer la tragédie de Marguerite dans ce cadre nouveau. On peut dire même qu'il n'y a point réussi. La passion de Faust en effet est si sincère et si ardente qu'en réalité il a perdu son pari. Méphistophélès, probablement parce que lui-même n'a point de cœur et qu'il est incapable d'aimer, ne s'en aperçoit pas.* — S. 185 mufs es statt *Harzgebirge* heifsen *Thüringerwald.*

Berlin. J. Imelmann.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Erster Jahrgang 1890. Wien, C. Konegen, 1891. XXXIX, 416 S. 8.

Amerlings Porträt des Dichters, E. Reichs Bericht über die Gründung der Grillparzer-Gesellschaft, Briefe von und an Grillparzer herausgegeben von C. Glossy, endlich Briefe an Grillparzer aus Jos. Weilens Nachlafs herausgegeben von Al. v. Weilen: dies ist der Inhalt des Bandes. Während das Jahrbuch in Zukunft 'Grillparzer und seine Zeit', also fast ein volles Jahrhundert behandeln soll, beschränkt sich der erste Band auf den Dichter selbst.

Von den 245 Briefen sind 55 an die Schwestern Fröhlich, 57 an andere gerichtet; der gröfsere Teil der Briefe aber rührt, wie es aus des Dichters Wesen begreiflich ist, von anderen her. Nicht minder erklärt es sich durch seine Verschlossenheit, dafs wir aus all diesen Briefen nicht viel Neues erfahren. Seine Scheu, Empfindungen nackt zu zeigen, seine

Unlust, auf briefliche oder litterarische Debatten einzugehen, die häufigen Verdüsterungen seiner Jugendzeit, die zahlreichen Anerkennungen seines Alters, seine Liebe zur Mutter wie seine Anhänglichkeit an Jugendfreunde, sein Verhältnis zu den Schwestern Fröhlich, alles das ist aus seiner Selbstbiographie wie aus anderen Publikationen bereits bekannt. Man freut sich, die Belege vor sich liegen zu haben; aber man sucht lange nach völlig Neuem oder besonders Interessantem. Zu diesem letzteren mag man folgende Nummern rechnen. 1) Nr. 49 von Karoline v. Piquot. Je schlichter und rührender diese Worte der unglücklichen Mutter sind, um so kälter erscheint uns der Dichter, um so kahler seine Bemerkungen über Marie v. Piquot und ihre Familie. — 2) Nr. 77 an Katharina Fröhlich. Hier spricht der Dichter über seinen Aufenthalt in Weimar nur zwei Tage nach seiner Abreise von dort und schliefst mit der Bitte, nur ganz vertrauten Freunden den Brief zu zeigen, damit man den Schreiber nicht der Eitelkeit zeihe. — 3) Nr. 92 an K. Fröhlich, ein Brief voll Humor, wie man ihn dem sechsundfünfzigjährigen 'Tabakschnupfer' kaum zugetraut hätte. — 4) Nr. 135 und 136 von K. A. Böttiger, der in seinen Briefen einige Anachronismen der Sappho und Argonauten rügt und damit eine interessante Frage anregt, aber nur oberflächlich berührt. Die Zahl solcher anachronistischen Vorstellungen ist bei Grillparzer grofs, und oft sind sie recht hart, z. B. 'Türme von Olympia' in der Sappho (Bd. III, S. 155), die 'Wiesen englischen Geschmacks' in der Jüdin (VIII, 151), der Spott 'Baue Kohl' (IV, 8) und die 'Lettern' (IV, 42) und der Blitzableiter (IV, 87) und die 'Türme von Korinth' (IV, 145) im Vliefs. Man wird an Tiecks Türme von Nürnberg und 'deren Kuppeln' im Sternbald (1843. XVI, 5) und im Gegensatz dazu an den Anstofs erinnert, den Goethe an der alten 'Perücke' aus Wien in Wallensteins Lager (II, 23) nahm (Brief Schillers an Goethe vom 6. Okt. 1798). Gelächelt mag Grillparzer über die antiquarischen Briefe aus Dresden haben. In der That ist die Schwärmerei Phaons im 'Mondschein' (III, 155) und manches andere viel ungriechischer als der Dolch in Sapphos Händen. — 5) Nr. 162 und 163 von O. Prechtler. Sie zeigen, dafs der Dichter auch manche echte Liebe und Dankbarkeit erntete. Wer solche Briefe erhielt, hat nicht viel Grund zur Klage.

Bei weitem bedeutender sind die Anmerkungen von Glossy. Sie enthalten eine Fülle von Material, welches zusammenzuholen eine ansehnliche Arbeit gemacht haben mufs. Vor allem ist endlich die Genealogie der Sonnleithnerschen Familie festgestellt, die mit einer seltsamen Hartnäckigkeit in den Konversationslexika wie in mancher Musiklitteratur verschwiegen und auch bei Sauer nur teilweise erwähnt wird. Vermifst haben wir wenig; so eine Notiz über Kuranda (S. 128. 389), die Canzi (S. 213. 387), das Grab der Mutter des Dichters (S. 303); oder Angaben darüber, wer der warme Freund und Mann von Geist in Berlin sei (S. 173), welches Thema etwa Böttiger meint (S. 192), ob nicht Spuren davon sich finden, dafs schon Böttigers Notiz über Medea (S. 190) vom 16. März 1818 den Dichter auf die 'Argonauten' brachte. Doch liefsen sich diese

Fragen vielleicht nicht beantworten. — Wichtig sind auch die 'Beilagen', teils Aktenstücke, teils Tagebuchnotizen der Marianne Grillparzer oder Schreyvogels, u. dgl. — Störend ist, dafs die Zahlen des Registers die Seiten des Bandes, dagegen die Zahlen in den Anmerkungen die Nummern der Briefe bedeuten. — Ein chronologisches Verzeichnis der Briefe schliefst diesen Teil des Bandes ab.

Im ganzen gewinnt man auch aus dieser Publikation wieder die Vorstellung, dafs der Dichter eine pathologische Erscheinung war. Vielleicht ist keiner mehr als er dazu angethan, die nahe Verwandtschaft von Wahnsinn und Genie zu zeigen. Und nur der wird dem Dichter erst gerecht, der diese Seite seines Wesens betont. Denn nur der lernt die Kraft bewundern, mit der er sich gewehrt hat gegen Hypochondrie und Menschenscheu, gegen Empfindlichkeit und Laune, gegen Nervosität und all die anderen bösen Boten, die der Verfolgungswahn zu seinen Opfern vorausschickt. Der allein aber weifs auch, dafs Grillparzer nie wie Goethe das Ideal eines vollkommenen Mannes, nie das leuchtende Vorbild seines ganzen Volkes sein kann.

Berlin. Max C. P. Schmidt.

Webster's International Dictionary of the English Language, being the Authentic Edition of Webster's Unabridged Dictionary, comprising the Issues of 1864, 1879, and 1884, now thoroughly revised and enlarged under the supervision of Noah Porter, D. D., LL. D., of Yale University. With a Voluminous Appendix. London, George Bell & Sons, 1890. XCVIII, 2011 S. gr. 4. Sh. 36.

Webster's Dictionary habe ich schon immer jedem empfohlen, der ein englisches Wörterbuch mittleren Umfanges mit Erklärungen in derselben Sprache wünschte: die vorliegende neue Bearbeitung hat den Wert des Buches noch bedeutend erhöht, und, wer diese benützt, wird noch seltener im Stiche gelassen werden, als dies bei den früheren Auflagen der Fall war. Freilich Vollständigkeit ist auch jetzt nicht erreicht. Ich vermisse z. B. die Archiv LXXXIV, 352 belegten Substantiva *silver-side* 'gepökeltes Rumpfstück vom Rinde' und *sobersides* 'Philister'; ferner *Beaune* 'Wein aus Beaune' (Depart. Côte-d'Or), vgl. *Whether it was the Beaune which I had taken with my lunch* A. Conan Doyle, The Sign of Four (Tauchn.) 8; *dickey* (s. Hoppe), vgl. *Old Bareacres is a good life, and I'm a little dickey* F. C. Philips, Social Vicissitudes (Tauch.) 93. Die etymologischen Angaben sind von Edwin S. Sheldon, Professor an der Harvard-Universität, einer gründlichen Umarbeitung unterworfen worden. Skeats Bücher dienten dabei als das hauptsächlichste Hilfsmittel, indessen sind seine Aufstellungen öfter berichtigt worden. Es sind dabei aber noch manche Fehler und Ungenauigkeiten übernommen worden, die zum Teil schon anderwärts aufgedeckt sind. Z. B. wegen *clothe, crowd, faith, giddy, ruddy, scold, sprout, wile* verweise ich auf die Transactions of the Cambridge

Philological Society II, 246 ff.; wegen *against, brine, bucket, byre, chaffinch, chandler* und *chandelier, grunt, guy* 'rope', *kindred, livelong, lo, own* 'grant', *rhyme, rowlock, sale, scourge, spend* (vgl. Lives of Saints ed. Skeat I, 500, 200 *and þâ [sceattas] èawunga and dearnunga ealle ... spendon), sprawl, starling, stern* Adj., *stow, team, thane, thorny, threaten, top* 'a child's toy', *wort* 'infusion of malt' etc., *yet* u. s. w. auf Archiv LXXVI, 205 ff.

Das eigentliche Wörterbuch hat bekanntlich viele nützliche Beigaben. Schon in der Bearbeitung von 1864, die ich allein vergleichen kann, gingen ihm aufser den verschiedenen Einleitungen und dem Leben Websters voraus eine kurze Geschichte der englischen Sprache von Prof. Hadley und Bemerkungen über Aussprache und Schreibung. Die neue Auflage bietet hier aufserdem ein Verzeichnis der citierten Schriftsteller mit Angabe ihres Faches und ihrer Zeit auf zehn Seiten und *Indo-Germanic Roots in English* von Prof. A. Fick in Breslau auf neun Seiten. In dem letzteren Artikel findet sich vieles, was höchst unsicher oder geradezu falsch ist: anderes kann wenigstens leicht mifsverstanden werden. Nur ein paar Punkte seien hier hervorgehoben. Unter Nr. 3 steht u. a. *'awe* = AS. *oge, ege'*. Statt *oge* mufs es *ôga* heifsen, und *ôga* ist natürlich verschieden von *ege*, und von keinem von beiden kann ne. *awe* kommen, das vielmehr auf altn. *agi* zurückgeht: in dem Wörterbuche selbst steht unter *awe* das Richtige. Unter derselben Wurzel lesen wir auch *'ugly* = AS. *egle'*, aber ae. *egle* hätte ne. **ail* gegeben (vgl. das hier auch erwähnte Verb *to ail* = ae. *eglan): ugly* ist skandinavischen Ursprungs. Unter 6 mufs *'etch* = Goth. *atja'* von jedem Dilettanten mifsverstanden werden. Wo findet sich das unter 27 ohne ein Sternchen angeführte 'Goth. *pliuhan*'? Unter 83 wird der Name *Alfred* in *Al* und *fred* zerlegt und *fred* = 'Friede' genommen. Unter 115 liest man: 'E. *reach, raught, rought* = AS. *recian*, G. *recken, reckte.*' Statt *recian* mufs es natürlich *reccan* heifsen, ne. *reach* aber ist ae. *rèccan*, nhd. *reichen.* Zu 122 'E. *leme, limn* = AS. *leóma* light = L. *lumen*' ist zu bemerken, dafs *limn* nicht = ae. *lêoma* ist, sondern eine aus dem Französischen bezogene Ableitung von lat. *lumen.* 'E. *love*' ist nicht '= AS. *lofian* to praise', wie unter 124 behauptet wird, sondern = 'AS. *lufian* to love'. Unter 136 wird die längst abgethane Gleichsetzung von ne. *wave* mit got. *wêgs* wiederholt u. s. w. Ich befürchte, dafs diese Beigabe eher Schaden als Nutzen stiften wird.

Hadleys kurze Geschichte der englischen Sprache hat ein auch in Deutschland wohlbekannter Gelehrter, G. L. Kittredge, durchgesehen und auf den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft gebracht. Aber er hat z. B. S. XXXI die falsche Bezeichnung der Allitteration in dem Verse *êce dryhten ord onstealde* und S. XLIII die unrichtige Übersetzung *a canonic's hood* für Orms *kanunnkess had* stehen gelassen, dagegen mit Unrecht S. XLIV Hadleys *distant saints* für Chaucers *ferne halwes* in *ancient saints* verwandelt. — Die Vorbemerkungen über Aussprache sind ganz umgearbeitet.

Auch die Beigaben hinter dem Wörterbuch zeigen viele Verbesse-

rungen. Das *Dictionary of Noted Fictitious Persons, Places, etc.* ist bis zur Gegenwart fortgesetzt; man vgl. *Dr. Jekyll and Mr. Hyde* S. 1699 c. Hierauf folgt statt des *Pronouncing Vocabulary of Modern Geographical Names* der Ausgabe von 1864 jetzt ein knappes geographisches Lexikon unter dem Titel *A Pronouncing Gazetteer or Geographical Dictionary of the World. By Titus Munson Coan* (das *Etymological Dictionary of Mod. Geogr. Names* ist weggelassen). Ähnlich ist der folgende Abschnitt *A Pronouncing Biographical Dictionary, containing ten thousand Names of Noteworthy Persons. With their Nationality, their Station, their Profession or Occupation, and the Dates of their Birth and Death. Compiled and arranged by Loomis J. Campbell* an die Stelle des alten *Pronouncing Vocabulary of Modern Biographical Names* getreten, das nur die Aussprache bot. Die übrigen Beigaben haben nur eine weniger durchgreifende Bearbeitung erfahren.

Das Buch wird sich gewifs zu den alten Freunden recht viel neue erwerben. J. Z.

Dr. R. Sonnenburg, An Abstract of English Grammar with Examination Questions. Partly compiled from Adams, Angus, Allen and Cornwell, Latham, Morris, Murray, Smart, Webster, John Earle, and others. Fourth Edition revised. Berlin, Springer, 1890. IV, 112 S. 8. M. 1,20.

Der Verfasser giebt zunächst einige Notizen über die Stellung des Englischen in der indo-europäischen Sprachfamilie, sowie einen kurzen Überblick über die Entwickelungsgeschichte und die Bestandteile des Englischen. Er behandelt alsdann (S. 7—37) die Formenlehre nach den Redeteilen. In der Syntax (S. 37—93) werden zuerst die Arten der Sätze und der Gebrauch der Artikel und der Kasus besprochen. Letzterem Abschnitt schliefst sich, mehr als sechs Seiten füllend, ein Kapitel über die englische Wiedergabe der deutschen Präpositionen an, wie überhaupt in der Syntax die Berücksichtigung des Deutschen besonders deutlich hervortritt. Einige Bemerkungen über die Wortstellung *(construction)* bilden den Schluſs der Syntax. Es folgen (S. 93) ein paar kleine Notizen über groſse Anfangsbuchstaben, Silbenteilung und Interpunktion, S. 95—97 eine sehr knappe Darstellung der englischen Prosodie, und schliefslich nach dem in England so beliebten Muster fast elf Seiten mit *Examination Questions.* Den Beschluſs macht ein reichhaltiger Index.

Da die von dem Verfasser benutzten Quellen, wenn auch einzelne darunter schon etwas veraltet sein mögen, im ganzen zuverlässig und gut genannt werden können, so ist auch vieles in dem Werke 'für einen Auszug' wohlgelungen. Die Ausstellungen, die ich zu machen habe, beziehen sich meistens auf Ungleichmäfsigkeiten und kleinere oder gröfsere Nachlässigkeiten in den einzelnen Angaben. Aus der Formenlehre sei folgendes hervorgehoben. § 19 *Some substantives form the plural by modifying the root-vowels: child, children* . . . Unter *modification of the*

root-vowel versteht der Engländer unseren 'Umlaut', und von Umlaut darf man bei *child-children* doch nicht sprechen. Da der Verfasser sonst gelegentlich (vgl. § 39, Obs. 2 u. a. O.) gelehrte sprachhistorische Erklärungen giebt, so wäre hier ein Hinweis auf die in *children* vorliegende doppelte Pluralbildung eher am Platze gewesen. § 20 *Those (substantives) which are no compounds* (von *man) take s: Normans* etc. Es hiefse besser *No English compounds.* § 24 führt aus, dafs sich im Englischen das grammatische mit dem natürlichen Geschlecht decke. Wie stimmt dazu aber die gleich darauf gemachte Bemerkung: *The names of small animals are also generally neuter?* Wozu erst eine durch ihre Einfachheit bestechende Regel aufstellen und sie hinterher in wer weifs wie vielmal längeren 'Ausnahmen' wieder umstofsen? § 26 *Cousin, friend* etc. *do not take the prefix he or she* (um die männlichen von den weiblichen Personen zu unterscheiden); *add the christian name to cousin, and there is no ambiguity, as my cousin Mary, my friend James.* Wie aber, wenn man *your* oder *his* oder *their cousin* sagt und den Namen nicht kennt? Wohl mag der Verfasser diese und ähnliche bequeme Ratschläge in englischen Quellen so vorgefunden haben, aber sie sind trotzdem unzureichend. Auch sonst macht sich der Verfasser seine Aufgabe zu bequem; so z. B., wenn er § 33 sagt *Some nouns are often used as plurals without plural ending: brace ... pair ... couple ...* etc. Die dazu gegebenen Beispiele sind richtig, aber über die Rolle der Zahlwörter dabei, oder über die Tragweite des *often* findet sich kein erklärendes Wort. *Pound* bleibt übrigens nicht blofs in Zusammensetzungen wie *fifty ten-pound notes* ohne *s*, wie man aus des Verfassers Worten schliefsen mufs. § 39, Obs. 2 wurde schon oben berührt; es wird darin eine sprachgeschichtliche Analyse des *most* in *midmost* etc. gegeben; auch sonst finden sich mehrfach Rückblicke auf die früheren Entwickelungsstufen des Englischen; ein Princip, nach welchem solche Bemerkungen hinzugefügt oder für überflüssig erachtet worden sind, ist durchaus nicht zu erkennen. § 44 *Adjectives ending in ble drop le before the suffix (-ly) as noble, nobly;* die Adjektive auf *ple, dle, tle* existieren also für den 'Abstract' gar nicht? § 56 spricht über *must* als Präsens und Präteritum; die wichtige Einschränkung, dafs *must* nur im Zusammenhange mit anderen Präteritis als *past* zu gebrauchen ist, fehlt hier, wie auch in § 136. § 91 *In compound cardinals we say twenty-four or four and twenty.* Jede Begrenzung fehlt. Danach könnte man auch noch *eight and seventy, nine and ninety* etc. sagen?

Es sei mit dieser noch nicht einmal erschöpfenden Liste von Ausstellungen an der Formenlehre genug. Auch in der Syntax bedarf manches der Besserung.

Bemerkenswert ist das Fehlen einer Vorrede, die man gerade hier vermifst. Man weifs nämlich nicht recht, für wen das Buch eigentlich bestimmt ist. Für Deutsche? Warum ist es dann englisch geschrieben? Und für Deutsche mufs es doch wohl bestimmt sein, da es fast durchgehends auf das Deutsche Bezug nimmt. Freilich wundert man sich,

wenn man liest *our grammar, our vocabulary, our countrymen* (§ 8), als wendete sich der Verfasser an Engländer. Jedenfalls thäte der Verfasser gut daran, solche Spuren seiner kompilatorischen Thätigkeit zu verwischen. Ist nun das Buch für Deutsche bestimmt, so fragt man wieder, ist es für Lehrer und Studierende oder für Schüler? Für erstere ist ein 'Abstract' wie der vorliegende schlechthin unzureichend; für letztere geht er hier und da zu weit, oft aber auch nicht weit genug. Dazu kommt, dafs der Verfasser bei seiner Arbeit Zufall und Willkür über Gebühr hat walten lassen. Aber das Buch ist bereits bei der vierten Auflage angelangt, und es ist anzunehmen, dafs es auch ferner Abnehmer finden werde. Reifere Schüler werden es gewifs mit Nutzen zum Gegenstande ihres etwaigen Privatstudiums machen.

Berlin. G. Tanger.

Dr. Ew. Görlich (Dortmund), Methodisches Lehr- und Übungsbuch der englischen Sprache. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1891. X, 143 S. 8.

Wie so viele andere Lehrbücher ist auch Görlichs Buch unter dem Einflusse der neusprachlichen Reformbewegung entstanden. Es ist für das erste Unterrichtsjahr im Englischen bestimmt. Auf den ersten 28 Seiten bietet es für ein Jahr ausreichenden und geschickt ausgewählten Lesestoff, selbstverständlich nur zusammenhängende Stücke. Auch zehn Gedichte befinden sich darunter. Die metrischen Nachahmungen, bezw. Übersetzungen deutscher Gedichte freilich hätten fehlen oder durch englische Originale ersetzt werden können. Anzuerkennen ist im Princip, dafs der Verfasser aus den ersten drei kleinen Anekdoten das *th* fern gehalten hat; es bleibt dem Schüler von den zahllosen Schwierigkeiten der englischen Aussprache beim Anfang mit zusammenhängenden Stücken in den ersten Wochen wenigstens eine erspart.

In der Vorrede sagt der Verfasser: 'Richtiges Lesen und Schreiben erfordern im Anfangsunterricht so viel Zeit' u. s. w. Er gehört also nicht zu den radikalen Eiferern, die sich anfänglich nur an das Ohr des Schülers wenden wollen; er läfst auch das Auge mithelfen. Das Übersetzen aus dem Deutschen soll erst nach Einübung der ersten vier Lesestücke beginnen, und ganz wie bei den Nichtreformern soll der Übersetzung die zusammenhängende Durchnahme des einzuübenden grammatischen Kapitels vorangehen. Niemand kann dagegen etwas einwenden, nur beweist das wieder, dafs, sobald die solide Arbeit des Einübens beginnt, ein wesentlicher Unterschied zwischen Reformern und Nichtreformern nicht besteht. Die deutschen Übersetzungsstoffe bestehen übrigens zum gröfseren Teile aus Einzelsätzen, die nicht einmal für jeden Abschnitt aus nur einem gelesenen englischen Stücke gewonnen, sondern aus verschiedenen 'bunt zusammengewürfelt' sind: was gewifs den Zorn gewisser Ultras erregen wird. Auf die Sätze folgt von der vierten Übung an jedesmal auch eine zusammenhängende freie Wiedergabe eines der ge-

lesenen Stücke. Nach dem 20 Seiten füllenden Übersetzungsmaterial folgt auf S. 49 der kurze Abrifs der Grammatik, der im einzelnen freilich der Verbesserung noch fähig und bedürftig ist. Der Verfasser hat die bekannte von Vietor und Dörr für ihr englisches Lesebuch gewählte phonetische Umschrift in seinem Buche angewandt. Auch er hofft, diese Umschrift werde dem Schüler die häusliche Wiederholung erleichtern und ihn in stand setzen, seine Aussprache selbst zu berichtigen. Wenn er in der Vorrede behauptet, dafs die angewandten Lautzeichen 'im ganzen' den deutschen entsprechen, so stimmt das; aber damit ist nicht gesagt, dafs auch durchweg die damit bezeichneten deutschen Lautwerte, die der sich selbst überlassene Schüler natürlich aufs Englische überträgt, eine richtige englische Aussprache ergeben werden, oder auch nur eine bessere als eine andere hinreichend genaue Bezeichnung. Selbst die Vokaldreiecke, die dem Schüler auch von Görlich nicht erspart werden, ändern daran nichts. Kann man den Segen der Lautschrift für die Schule also auch hier nicht erkennen und anerkennen, so sind andererseits ihre grofsen Nachteile für die Schule schon so oft und von so kompetenten Fachleuten hervorgehoben worden, dafs Referent nicht weiter darauf einzugehen braucht.

Der Verfasser befleifsigt sich in dem grammatischen Teile grofser Kürze; letztere hat aber manchmal viele Ähnlichkeit mit Oberflächlichkeit. Das *ə* in unbetonter Silbe *(fathər)* soll von 'unbestimmbarer Artikulation' sein! Zur Hervorbringung des *s* soll, wie für *d*, *t*, *ż* und *ṡ*, Zungenspitze und Vordergaumen nötig sein (S. 51). Selbst wenn man die *r*-crux ganz beiseite läfst, so ist es unrichtig, wenn (S. 52) vom *l* behauptet wird, die 'Enge' bestehe zwischen stark gehobener Zungenspitze und dem Vordergaumen. Vom stets stimmhaften *g* wird richtig gesagt, der Verschlufs werde mit dem Zungenrücken am hinteren Gaumen bewirkt; von dem ebenso stimmhaften ŋ *(thing)* wird aber (S. 52) genau dasselbe gelehrt: Verschlufs mit Zungenrücken am Hintergaumen! Ähnlich werden *m* und *b*, *n* und *d* durcheinander geworfen. Allerdings stehen *m*, *n*, ŋ unter der Überschrift 'Nasenlaute', darüber aber, wie sie im Gegensatze zu *b*, *d*, *g* nasal werden, fehlt jede Andeutung: Phonetik für die Schule! Dem unfähigen trägen Schüler schadet so etwas nicht; er denkt sich bei alledem doch nichts; der bessere Schüler aber stöfst sich daran. Entweder mache man Ernst mit der Lautphysiologie und gebe Richtiges und Ausreichendes, oder man lasse lieber solche fadenscheinigen phonetischen Modemäntelchen ganz beiseite. — Auch die orthographischen Regeln, welche sich S. 53 der Lautlehre anschliefsen, haben unter dem Streben nach Kürze hier und da zu leiden gehabt. So gehört z. B. in *Henry the Third* das Zahlwort doch nicht zu einem Titel, wie man nach des Verfassers Regelfassung annehmen mufs. S. 53 heifst es: 'Vor den Endungen *es*, *ed* u. s. w. fällt stummes *e* ab *(he rises ...)*.' Hier macht der Verfasser offenbar auch einen Versuch, die Formenlehre auf den 'Laut' zu gründen. Wie stimmt dazu aber S. 63: 'Endigt der Infinitiv auf *e*, so wird nur *d* (statt *ed)* angehängt'?

In den Paradigmen zur Konjugation ist die 2. Pers. Sing. *(thou)* ganz unterdrückt; bei dem vorangestellten *to have* fehlt auch jede Bemerkung darüber. Hinter *to be* liest man: 'Ältere Nebenform: *thou art';* selbst das 'etc.' ist wohl der Kürze wegen fortgeblieben. In dem besseren Schüler werden also wieder unnötige Zweifel erweckt. Dazu kommt, dafs die 2. Pers. Sing. durchaus nicht die Bezeichnung 'ältere Nebenform' verdient. — S. 71 lautet eine Überschrift 'Deklination'. Darunter wird *father* im Singular und Plural wie gewöhnlich durch-'dekliniert', und der Schüler wird gewifs nicht wenig überrascht sein, gleich danach zu erfahren: 'Das Englische hat keine Deklination mehr.' Solche Nachlässigkeiten in äufseren Dingen schaden einem Buche. Besser zu fassen wären auch die Regeln S. 72 über das grammatische Geschlecht der Tiere und über die Stellung der attributiven Adjektive; falsch ist nach der Ansicht des Referenten die Angabe (S. 73), dafs *former* und *latter* auch als Umstandswörter gebraucht werden können.

S. 76 fehlt bei der 'Angabe der Stunden- und Tageszeit' jeder Fingerzeig für den Schüler, um sich aus den zufällig gesammelten Beispielen das englische Verfahren klar zu machen. § 69 werden die Dative der persönlichen Fürwörter ohne *to* vorgeführt. Warum das, nachdem bei der Deklination die Hauptwörter *to* zeigten? Erst nachträglich erfährt der Schüler, wann der Dativ mit *to* gesetzt wird; ganz seltsam aber mufs ihm dann der interrogative und relative Dativ *to whom* (S. 79 u. 80) vorkommen. S. 80 wird wieder *what* als Relativum aufgeführt; man sollte doch auch äufserlich schon dem Schüler zeigen, dafs dies *what* determinativ und relativ zugleich ist. Was soll ferner der Schüler mit der Bemerkung anfangen (ib.): 'Das bezügliche Fürwort im Accusativ wird oft ausgelassen'? Von fraglichem Werte ist auch (S. 81) die Angabe: '*Each* bezieht sich auf eine bestimmte Anzahl.' Noch manches andere wird der Verfasser sorgfältiger in der Grammatik um- und ausgestalten müssen, ehe sein Buch wirklich brauchbar genannt werden kann.

Berlin. G. Tanger.

Miniature Facsimile of Mycel Englisc Boc "concerning miscellaneous subjects, composed in verse". Miniature Facsimile of Mycel Englisc Boc. Book IV. Legend of Saint Guthlac.

Unter diesen etwas ungelenken Titeln hat der Bibliothekar der Kathedral-Bibliothek zu Exeter, Rev. Herbert Reynolds, auf zwei Blättern die Faksimile-Nachbildungen von vier Seiten des berühmten *Codex exoniensis* im Selbstverlage erscheinen lassen. Jedes Blatt kostet einzeln 2 s., beide zusammen 3 s. 6 d. Leider sind aber die Nachbildungen sehr verkleinert, nämlich, wie der Herausgeber selbst bemerkt, auf 5×4 Zoll gegenüber 17×12 Zoll des Originals. Allerdings besagt der Prospekt *A few copies of the full sized original plate are to be had at* 10 s. 6 d. *each.* Auf dem ersten Blatte stehen Fol. 32b und 33a = Crist 1666 bis Ende und

Guthlac 1—34 (der Herausgeber braucht die veralteten Thorpe entlehnten Überschriften *Of Souls after Death* und *Poem Moral and Religious*). Das zweite Blatt enthält Fol. 38b und 39a = Guthlac 370—437. Wer sich durch die angreifend kleinen Buchstaben nicht hindern läfst, die Nachbildungen genau anzusehen, wird durch die Berichtigung mehrerer Versehen Thorpes belohnt, die auch Schipper in der Germania XIX, 330 unverbessert gelassen hat. Crist 1688 (bei Thorpe 103, 15) bietet die Hs. nach dem Faksimile auf Blatt 1 *þa þe her cristes æ lærað ond læstað:* die Ausgaben haben *ær* statt *her*, das allein zu den Verben im Präsens pafst, wie denn Grein auch thatsächlich übersetzt 'die Christi Gesetz lehren hier und leisten'. Guthlac 2 (bei Thorpe 104, 4) galt bisher als überliefert *þa þe unhaligra rim arisað*. Thorpe vermutete, dafs *rime* statt *rim* zu schreiben sei. Grein war aber auf dem richtigen Wege, da er unter Beibehaltung von *rim* Thorpes *unhaligra* in *on haligra* verwandelte. Das Faksimile lehrt, dafs die Handschrift *in haligra* hat, also dem Sinne nach ganz dasselbe, was Greins Konjektur besagt. Geringere Versehen Thorpes sind Guthlac 16 (104, 31) *biþ* statt *bid*, ebenda 22 (105, 12) *de* statt *da* u. s. w.

Den Nachbildungen hat der Herausgeber eine neuenglische Übersetzung beigefügt, welche, wie er selbst erklärt, *follows Thorpe's edition of 1842, as nearly as possible*, und zwar geschieht dies auch an Stellen, wo Thorpe die handschriftliche Lesart verlassen hat: auf dem zweiten Blatte sind sogar, wie bei Thorpe, die bei der Übertragung hinzugesetzten Wörter kursiv gedruckt. Einige Abweichungen von Thorpe sind unzweifelhaft Druck- und sonstige Versehen: so *how* statt *now* (Guthlac 6 *nû*), *unholy* statt *under holy* (Guthlac 386 *under hâligra hyrda gewealdum*). Während Thorpe 103, 10 (= Crist 1685) bei seiner Übersetzung der überlieferten Worte *ac him bid lenge . husel geoguþe brucad* eine Lücke läfst (*but shall to them be length, ... youth they shall enjoy*), giebt Reynolds an Stelle der Lücke *perpetual*, offenbar im Anschlufs an Thorpes in den *Notes and Corrections* S. 503 aufgeworfene Frage, ob statt *lenge . husel geoguþe* nicht vielleicht zu schreiben sei *lengþu . sin-geoguþe*. Dietrich in Haupts Zeitschrift IX, 207 nahm *hûselgeoguþ* = 'Abendmahlsjugend', aber diese Auffassung wird schon dadurch unmöglich gemacht, dafs *husel*, trotzdem in der Hs. der Punkt vor ihm steht, aus metrischen Gründen, wie Grein gesehen hat, zu dem vorhergehenden Verse gezogen werden mufs. Grein selbst übersetzt *him bid lenge hûsel* 'ihnen ist das Abendmahl bereit'. Allein mir ist die Vorstellung, dafs im Himmel noch das 'Abendmahl' gespendet wird, nirgendswo sonst begegnet. Ich bin der Ansicht, dafs *husel* zu zerlegen sei in *hu sel*, d. h. *hû sêl*. Wir erhalten so eine willkommene Parallele zu Guthlac 109 *lufade hine ond lærde lenge hû geornor*. Wie hier *lenge hû geornor* 'je länger desto eifriger' bedeutet, so an unserer Stelle *lenge hû sêl* 'je länger desto besser'. Freilich ist an beiden Stellen und ebenso Juliana 375 *lenge*, das Rieger in Zachers Zeitschrift III, 383 mit Recht 'eine anstöfsige, wenig bezeugte Nebenform von *leng*' genannt hat, wohl aus *lengc* verderbt. J. Z.

Georg Herzfeld, Die Rätsel des Exeterbuchs und ihr Verfasser. Berlin, Mayer & Müller, 1890. 72 S. 8.

Herzfeld unterzieht die von Leo und Dietrich herrührende, in neuerer Zeit mehrfach angefochtene Annahme, daſs die Rätsel des Exeterbuches auf Cynewulf zurückgehen, einer erneuten Prüfung und gelangt nach 'Untersuchung des Wortschatzes und der Phraseologie, der stilistischen Kunst und der Behandlung der Quelle, der Sprache und Metrik' zu dem Ergebnis, daſs 'es zwar nicht unbedingt sicher, aber doch in hohem Grade wahrscheinlich ist, daſs die Rätsel in ihrem vollen Umfange den Dichter Cynewulf zum Verfasser haben'. Ausgenommen ist nur das erste, das Herzfeld nach Bradley für ein Seitenstück zur Klage der Frau hält und einem anderen Verfasser zuspricht; alles übrige ist ein Jugendwerk Cynewulfs. Einige wenige Abweichungen im Versbau, den der Verfasser sehr eingehend behandelt, und in der Sprache scheinen ihm mit Recht nicht wichtig genug, um daraus einen Grund gegen seine Annahme herzuleiten. Neue überzeugende Gründe für die Entscheidung der Frage in seinem Sinne bringt er aber auch nicht. Was am schwersten für seine Ansicht ins Gewicht fällt, Versanklänge, Wiederholung derselben Gedanken, der Gebrauch des Reimes und einiges andere, war im wesentlichen schon von Dietrich angeführt. Im einzelnen läſst sich gegen manches Widerspruch erheben. Zum Beweise, daſs auf alle Fälle ein jugendlicher Dichter die Rätsel gedichtet habe, führt er nichts weiter an, als daſs wir nur bei einem solchen 'einen so offenen Blick und ein so lebendiges Interesse für alles, das Gröſste wie das Kleinste in der ihn umgebenden Welt, diese Lebenslust, die auch vor naiv sinnlichen Äuſserungen nicht zurückscheut, zu finden erwarten dürfen', und daſs der Rätseldichter sich durch den Gebrauch nicht alltäglicher Worte als Anfänger verrate. Ich kann das für keinen ausreichenden Beweis halten; der erste Gedanke ist auch schon bei Dietrich zu finden. Die Anführung der nur in den Rätseln belegten Worte (darunter ist kaum eins, das mehrfach vorkäme) hätte wohl ohne Schaden unterbleiben können. Auch wenn es noch mehr wären, wäre es ganz ungerechtfertigt, daraus zu schlieſsen, daſs Cynewulf nicht der Verfasser der Rätsel sei. Ebenso überflüssig sind die langen Listen, die Herzfeld giebt bei der Vergleichung des Wortschatzes der Rätsel mit dem Cynewulfs, wobei auch *êagena gesihd, blisse bringan, êr odde sîd, wundrum* vor Adjektiven als besonders beweiskräftig angeführt werden. Daſs viele Worte sich nur bei Cynewulf und in den Rätseln finden, ist ja doch gar nicht auffällig; Herzfeld selbst giebt auch zu, daſs sich daraus wenig schlieſsen lasse. Aber mit den 'ganzen Phrasen', die er anführt, ist es nicht anders. Unter den Versanklängen, die nur bei Cynewulf und in den Rätseln vorkommen sollen, ist mindestens einer (ich habe nach den anderen nicht weiter gesucht), der mit einem nicht von Cynewulf herrührenden Verse mehr Ähnlichkeit hat als mit dem angeführten Verse aus den Rätseln; vgl. R. 81, 20 *wynsum wuldorgim wolcnum getenge;* El. 1114 *odde goldgimmas*

(Hs. *godgimmas), grunde getenge;* Beow. 2759 *gold glitnian grunde getenge.* Mit Recht erhebt Herzfeld bei der Besprechung des ersten Rätsels Einspruch gegen mehrere der bisherigen Deutungsversuche (auf Cynewulfs Namen); was er aber selbst im Anschluſs an Bradley vorbringt, um die zweifellos noch immer vorhandenen Schwierigkeiten aus dem Wege zu schaffen, ist schwerlich stichhaltiger. Solange nicht stärkere Gründe dafür vorgebracht werden, ist eine Loslösung des ersten Rätsels von den übrigen meines Erachtens nicht zu rechtfertigen.

Braunschweig. H. Lübke.

Chaucer. The Prologue to the Canterbury Tales. Edited by the Rev. Walter W. Skeat. Oxford, Clarendon Press, 1891. XVI, 83 S. 8. Sh. 1.

Chaucers Prolog zu den *Canterbury Tales* wird erfreulicherweise vielfach in englischen Schulen gelesen. Infolgedessen sind denn auch schon verschiedene Schulausgaben desselben erschienen, die aber, soweit sie mir bekannt geworden sind, alle sehr viel zu wünschen lassen. Es ist daher mit Dank zu begrüſsen, daſs Skeat sich entschlossen hat, auf Grund der Morrisschen Ausgabe des Prologs und der Erzählungen des Ritters und des Nonnenpriesters, deren letzte Auflage Skeat besorgt hat, den Prolog besonders zu veröffentlichen und mit solchen Beigaben zu versehen, wie sie für Schulen passen. Eine *Introduction* belehrt über die Handschriften der *Canterbury Tales,* giebt die wichtigsten uns bekannten Thatsachen aus des Dichters Leben und eine knappe Chronologie seiner Schriften und bringt schlieſslich *Grammatical Hints,* sowie Bemerkungen über Metrik und Aussprache. Unter dem Texte, der im wesentlichen der Ellesmere-Hs. folgt, findet sich eine Auswahl von Varianten; dann kommen Anmerkungen, die zum gröſsten Teil auf denen bei Morris beruhen oder Erläuterungen geben, wie sie der Anfänger braucht, gelegentlich aber auch dem Forscher etwas Neues bieten. Den Beschluſs bildet ein Wörterverzeichnis mit Angabe der Aussprache. Hoffentlich wird das hübsch ausgestattete Büchlein recht eifrig studiert werden. J. Z.

Die Quellen der fünf ersten Chester Plays. Von Dr. Heinrich Ungemach. Erlangen u. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme), 1890 (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Breymann I.). XI, 198 S. 8. M. 4,50.

Im ersten Heft der 'Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie' hat Dr. Ungemach die fünf ersten Chester Plays auf ihre Quellen hin untersucht. Seine sorgfältige Arbeit beschränkt sich auf diese fünf Mirakelstücke, da nur sie alttestamentliche Stoffe behandeln und so immerhin eine gewisse Einheit bilden. Der einheitliche Charakter aller 24 bezw. 25 Stücke in der Form wenigstens, in welcher uns das

Chester-Kollektivmysterium vorliegt, kann bei allen Arbeiten über dasselbe oder Teile desselben nicht genug hervorgehoben werden. Die Ungemachsche Untersuchung ist eben darum so wertvoll, weil sie, wenn schon in den genannten engen Grenzen, eine Gesamtuntersuchung nach den Quellen der alttestamentlichen Spiele unternimmt, welche die Zünfte in Chester zu Pfingsten aufführten. Bisher war im allgemeinen nur der eine oder der andere Zug aufs Geratewohl herausgegriffen worden, um dann irgend einem ähnlichen in einem altfranzösischen Mysterium an die Seite gesetzt zu werden. Damit glaubten manche, wie Collier, Genée, dann die Abhängigkeit aller 24 bezw. 25 Stücke von einer französischen Vorlage bewiesen zu haben.

Über die Quellen der *Chester Plays* ist viel geschrieben worden. Die Arbeit von Ungemach bedeutet zweifelsohne allen ihren Vorgängern gegenüber einen Fortschritt, wenn auch andere mit seinem Material zu anderen Resultaten kommen sollten. Herr Ungemach faſst das Ergebnis seiner Untersuchung nämlich dahin zusammen, daſs ein französisches Vorbild, vielleicht eine uns unbekannte Redaktion des *Vieil Testament*, durchgehends bei der Wahl der zu dramatisierenden Episoden aus der heiligen Geschichte, bei der Umsetzung der einzelnen erzählenden Bibelabschnitte in Dialog für die *Chester Plays* maſsgebend gewesen sei. Dabei freilich erkennt er oft und ausdrücklich an, daſs neben dieser Anlehnung an eine französische Vorlage im allgemeinen die Einzelheiten in unseren Mysterien augenscheinlich der Vulgata entlehnt sind, ja, daſs von allen englischen Kollektivmysterien gerade die *Chester Plays* den engsten Anschluſs an die Bibel aufweisen (vgl. S. 37. 46. 53. 196. 197). Da er sich auf die alttestamentlichen Stücke beschränkt, braucht er nicht ausdrücklich die Vulgata samt den Apokryphen (namentlich dem Evangelium des Nikodemus) zu nennen. Auſserdem hat Herr Ungemach noch den Petrus Comestor, den Fl. Josephus als Quellen nachzuweisen versucht; als Autoren von groſsem Einfluſs auf die Gestaltung der mittelalterlichen Tradition haben sie gewiſs auch, aber wohl nur indirekt, als Quelle gedient. Einmal zwar kann Herr Ungemach eine direkte Nachahmung von Josephus' *Antiq. iud.* B. IV, Kap. 6, 6—12 nachweisen, aber diese entlehnte Scene von 104 Versen, in denen Numeri 25, 1—13 und 31, 1—8 erweitert und die verderblichen Folgen geschildert werden, welche die Schönheit der Midianiterinnen für die jungen Israeliten hatte, fehlt der Hs. Harl. 2124, die meiner im Druck befindlichen Ausgabe der *Chester Plays* für die E. E. T. Soc. zu Grunde gelegt ist. Leider ist die Übereinstimmung zwischen den echten Teilen der *Chester Plays* mit den entsprechenden, die Herr Ungemach aus dem *Vieil Testament* oder der *Passion* citiert, nie so zwingend wie die, welche zwischen dem Kirchenvater und der genannten Scene (bei Wright I, 89, 26—92, 19; in der neuen Ausgabe 102 und 103 Varianten) besteht. Wie vag im allgemeinen die hervorgehobene Ähnlichkeit mit dem altfranzösischen Spiel ist, zeigt sich namentlich da, wo statt des französischen Mysteriums die Vulgata dem Text der *Chester Plays* gegenübergestellt ist, man vergleiche beispiels-

halber S. 117/118 mit 119, 162 mit 176. Wenn man bedenkt, dafs aller Wahrscheinlichkeit nach (auch nach Ungemach S. 197) der Redaktor der *Chester Plays* ein Geistlicher war und als solcher doch im grofsen und ganzen dieselben theologischen Quellen gekannt haben wird, die seine gemutmafsten Vorbilder in anderen Ländern benutzt haben, so müssen die zum Beweis der Abhängigkeit angeführten Stellen doch recht ähnlich sein, ehe sie voneinander beeinflufst sein müssen und nicht doch nur aus einer, vielleicht mehreren, gemeinsamen Quellen stammen können. Und nirgends ist die Beurteilung der Abhängigkeit zweier litterarischer Werke voneinander schwieriger als, wo religiöse Motive geboten, von einer letzten Grundquelle, in unserem Falle, der Tradition der mittelalterlichen Kirche, trotz allem sich nie zu weit zu entfernen. Zumal dann nicht, wenn diese Tradition, nicht in letzter Linie, durch derartige geistliche Dramen im Volke sollte erhalten und befestigt werden. Dafs Herr Ungemach hin und wieder mittelenglische und altfranzösische Stellen nebeneinander gedruckt hat, die auffallende Ähnlichkeiten zeigen, sei nicht bestritten, so S. 89. 103. 186. Aber sie müfsten zahlreicher sein, um für ein Kollektivmysterium beweisend zu sein. Oft auch werden Parallelstellen gegeben, wo es zwei Bearbeitern desselben Stoffes schwer sein dürfte, demselben Inhalt nicht ähnliche Form zu geben, so namentlich bei Klagescenen, Verwünschung der Schlangen und Frauen u. s. w. Denn selbst die mittelenglischen Schriftsteller brauchen doch nicht gerade Idioten gewesen zu sein, wie alle die, welche sich mit litterarischer Quellenuntersuchung abgeben, nur allzu gern annehmen.

Ganz anders als mit den französischen Vorlagen steht es mit den englischen. Schon Wright hat oft und gerne in den Noten seiner Ausgabe entsprechende Abschnitte aus dem *Cursor Mundi* angeführt; und auch in Ungemachs Abhandlung ist weitaus die gelungenste Partie die Vergleichung des vierten Chester-Spiels mit dem ostanglischen Stück von Abraham und Isaak, wie die Brome-Handschrift es uns erhalten, und wie es bereits ten Brink mit dem entsprechenden Stück in den *Chester Plays* verglichen hat. Ja, wenn das *Vieil Testament* nur gleich schöne Übereinstimmung zeigte! Etwas freilich steht es dem ostanglischen Einzelspiel näher als der dramatischen Darstellung des beabsichtigten Opfertodes Isaaks in dem Chester-Kollektivmysterium. Und möglich ist es ja, dafs vor der Verarbeitung vieler solcher vereinzelter Stücke zu Gesamtmysterien der von Ungemach vermutete französische Einfluſs noch sichtbarer war — wir haben uns an die überlieferte Textform zu halten, und diese scheint Ungemachs Folgerungen aus seinen Gegenüberstellungen nicht zu rechtfertigen. Dem Wert und der Verdienstlichkeit der Arbeit thut dies Resultat keinen Abbruch. Mögen französische Vorbilder, mögen *Cursor Mundi*, 'Genesis und Exodus' dem Verfasser unserer Spiele vorgeschwebt haben, so waren sie doch nie im eigentlichen Sinne Vorlage, sondern die Kenntnis der älteren dichterischen Bearbeitungen seines heiligen Stoffes mag ihn unwillkürlich in seiner Behandlung desselben befangen gemacht, oder er mag sich von ähnlichen Bearbeitungen haben

erzählen lassen; eine direkte, bewufste Benutzung der citierten altfranzösischen Mysterien scheint mir ausgeschlossen. In der Einleitung zu der oben erwähnten Ausgabe der *Chester Plays* will ich auf die vielbesprochene Frage einer französischen Quelle zurückkommen.

Freiburg i. B. Hermann Deimling.

Shakspere Reprints. II. Hamlet. Parallel Texts of the first and second Quartos and the first Folio. Edited by Wilhelm Vietor, Ph. D., Professor in the University of Marburg. Marburg, N. G. Elwert, 1891. 2 Bl., 319 S. 8. M. 4.

Der erste dieser Neudrucke, der schon 1886 erschienen ist (vgl. Deutsche Litteraturzeitung 1886, Sp. 1682), enthält *King Lear*. Während bei diesem nur zwei Texte zu drucken waren, der Quartotext und der Foliotext, kommen beim *Hamlet* für die Kritik drei verschiedene Ausgaben in Betracht, die erste Quarto vom Jahre 1603, die zweite Quarto vom Jahre 1604 und die erste Folio vom Jahre 1623. Die beiden Quartotexte giebt Vietor oben auf gegenüberstehenden Seiten (links Quarto 1, rechts Quarto 2) und darunter dann auf beiden Seiten Folio 1. Im ersten Bändchen sind auch die Varianten der späteren Ausgaben mitgeteilt: beim *Hamlet* hat aber der Herausgeber davon abgesehen, um den Umfang des Heftes nicht allzu sehr anschwellen zu lassen. Da die Abweichungen der späteren Quartoausgaben von Quarto 2 und die der späteren Folioausgaben von Folio 1 im besten Falle nur den Wert von Konjekturen haben, so ist gegen Vietors Verfahren durchaus nichts einzuwenden. Zu loben ist, dafs er im Gegensatz zu seinem Schwanken bei *King Lear* diesmal keinerlei Änderungen an der Überlieferung absichtlich vorgenommen hat. Seinen zwei Quartotexten liegen die photo-lithographischen Faksimile-Ausgaben von Griggs zu Grunde. Leider kann man sich auf diese nicht unbedingt verlassen. In meinem Exemplar von Griggs' Quarto 2 steht z. B. 1, 1, 86 *ffay* statt *slay*, wie Vietor giebt, und wie auch in dem Exemplar der Berliner Königlichen Bibliothek zu lesen ist. Dieses bietet in 1, 1, 131 ebenso wie Vietor *eafe:* aus meinem möchte man eher *eafe* herauslesen. 4, 7, 153 steht in beiden von mir eingesehenen Exemplaren *aflayd*, während Vietor das vom Sinne geforderte *affayd* hat, und 4, 7, 11 *tha'r* (mit einem freilich nicht ganz deutlichen Apostroph) statt Vietors *tha r*. Beim Foliotext hat sich Vietor selbst nicht mit Halliwell-Phillipps' Faksimile-Ausgabe begnügt, sondern auch Booths Abdruck und das Exemplar der ersten Folio im British Museum zu Rate gezogen. Ich habe einige Scenen seines Textes mit Stauntons Faksimile verglichen und dabei nur drei Abweichungen bemerkt, die alle von dem Exemplar der Folio 1, welches die hiesige Königl. Bibliothek besitzt, geteilt werden: 1, 1, 61 *th'Ambitious* (Vietor *th'Ambitions*); 2, 1, 1 *Reynoldo* (*e* aus Antiqua, Vietor kursiv); hinter 4, 7, 36 blofs Gedankenstrich (bei Vietor Punkt und Gedankenstrich). 1, 1, 140 steht statt *it* wirklich, wie bei Vietor, so auch bei Staunton und in der Folio der Königl. Bibliothek *ir*, obgleich diese Les-

art bisher von keinem Kritiker erwähnt worden zu sein scheint. Auf Grund meiner Kollationen habe ich den Eindruck gewonnen, dafs das zweite Heft von Druckfehlern unvergleichlich freier ist, als das erste: es wird gewifs für Vorlesungen und Übungen eine recht willkommene Unterlage abgeben. J. Z.

The Vicar of Wakefield. A Tale by Oliver Goldsmith. Erklärt von Prof. Dr. Theodor Wolff, Oberl. an der Luisenstädt. Oberrealschule zu Berlin. 2. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1890. 160 S. 8. M. 1.

Es freut mich, aus dem Erscheinen einer zweiten Auflage der Wolffschen Ausgabe des *Vicar of Wakefield* schliefsen zu dürfen, dafs das herrliche Buch, an dem mehrere Generationen der Menschheit Englisch gelernt haben, auch in der Schule noch nicht vergessen ist. Die Anmerkungen des Herausgebers betreffen meistens Dinge, welche der Erklärung wirklich bedürfen: aber manchmal geben sie etwas, was der Schüler schon wissen mufs, ehe er an die Lektüre des *Vicar* herantritt, oder, wenn er es noch nicht weifs, in jedem Lexikon findet. Oder sollte es wirklich ein Wörterbuch geben, in dem man *'gingerbread,* Pfefferkuchen; *ginger* Ingwer' (S. 41, 4) vergeblich suchen würde? Und, wenn ich auch nichts dagegen sagen will, dafs in den ersten Kapiteln bei absoluten Participien und bei Gerundien Erklärungen gegeben werden, so möchte ich meinen, dafs der Schüler später eine solche Hilfe nicht mehr braucht. Hoffentlich streicht der Herausgeber manches in der nächsten Auflage, für welche er vielleicht auch die eine oder andere der folgenden Bemerkungen verwenden kann.

S. 5 würde ich 'Rev. Theaker Wilder' sagen, nicht blofs 'Rev. Wilder', da man nach *Rev.* selten den Vornamen wegläfst. — Aus welchem Grunde der Bischof von Elphin Oliver Goldsmith die Ordination verweigerte, ist weit weniger sicher, als es nach S. 6 scheinen möchte. — Zur Zeit Goldsmiths war Islington (S. 7) ein Dorf, jetzt ist es ein Teil von London. — Dafs *'Squire* 'Gutsherr' veraltet sei (S. 17, 19), ist nicht richtig. Vgl. z. B. Escotts *England* (1881) 8: *Roughly speaking, there is to be seen in every English parish a reflection of the three estates of the realm . . . The representative of the lords spiritual is the clergyman; of the lords temporal, the squire; of the commons, the tenant and villager.* Und so hat der Verfasser auch sonst Ausdrücke, die noch üblich sind, für veraltet erklärt. — *Declining age* ist kein Pleonasmus (S. 18, 21), da *age* = *aetas,* nicht = *senectus* ist. — Die Aussprache des *s* in *design* (S. 20, 36. 34, 12) schwankt. — *Guineas* (S. 26, 13) werden längst nicht mehr geprägt. — Zu *by to-morrow* wird S. 29, 32 bemerkt: *'by* von der Zeit 'gegen'.' Aber *by to-morrow* ist nicht 'gegen morgen', sondern 'bis morgen'. So ist auch *by sunrise* nicht eigentlich 'gegen Sonnenaufgang' (S. 34, 14), sondern 'bis (also hier so viel wie 'vor') Sonnenaufgang'. — Dafs man statt des von Goldsmith gebrauchten *to stay supper* 'gewöhnlich *to stay to supper'*

sage (S. 29, 33), würde ich nicht zu behaupten wagen. Daſs *to stay* im ersteren Falle transitiv sei, kann ich nicht zugeben. Ich sehe in *supper* einen temporalen Accusativ. — S. 30, 42 *'promises:* das Subst. hat scharfes, das Verb weiches *s'*. So hat allerdings Smart gelehrt: jetzt scheint aber auch beim Verb die stimmlose Aussprache des *s* Regel zu sein. — S. 35, 16 'Die Bezeichnungen der Würde, des Amtes, der Beschäftigung u. dgl. vor Eigennamen stehen häufig ohne Artikel'. Das von mir durch den Druck hervorgehobene Adverbium ist irreführend. — Nach S. 35, 22 soll ein *halfpenny* den Wert von fünf Pfennig haben, und dementsprechend heiſst es auch (allerdings mit einem einschränkenden Zusatz) S. 58, 23, daſs *sevenpence halfpenny* 'ungefähr 75 Pfennig' seien. Aber S. 22, 17 lesen wir *'twopenny* ungefähr 16 Pfennig' und S. 47, 15 *'farthing* ... der vierte Teil eines *penny* ..., etwa 2 Pfennig'. — S. 37, 32: *Bill* ist doch Abkürzung von *William*, nicht von *Wilhelm*. — Wenn S. 38, 8 für *to offer* die Bedeutung 'sich ... erdreisten' gegeben wird, so ist zu bemerken, daſs in dem englischen Ausdruck an sich nichts Tadelndes liegt. — Auf welcher Darstellung beruhen des Herausgebers Angaben über die Geschichte von der geduldigen Griseldis S. 41, 6? — S. 47, 12 *'Nabob* eig. Abgeordneter (arabisch)'. Diese Behauptung hat ihren Grund in der falschen Übersetzung des englischen Ausdrucks *deputy*. — *Smock* ist nicht 'Unterrock' (S. 48, 25), sondern 'Frauenhemd'. — Zu den Worten *But I suppose we are to have no more from that quarter?* wird S. 53, 30 bemerkt *'quarter*, sc. *of the year'*. Wie sich der Herausgeber bei dieser Auffassung *from* und *that* erklärt hat, kann ich mir nicht denken: *from that quarter* ist natürlich 'aus dieser Quelle'. — In *I dreaded (thought) as much* bedeutet *as much* nicht 'das (so etwas) fast (beinahe)': der Herausgeber hat sich S. 56, 10 wohl von *much the same* u. dgl. verleiten lassen. — *To get a bargain* bedeutet S. 57, 12 nicht 'einen Kauf zustande bringen', sondern 'ein gutes Geschäft machen'. Ähnlich ist S. 59, 34 *to buy a bargain* zu verstehen, das der Herausgeber durch 'einen Handel abschlieſsen' wiedergiebt. — S. 59, 29 kann *as* unmöglich in konzessivem Sinne gefaſst werden, da es in diesem nicht an der Spitze des Satzes steht. — Daſs *pedlar* von *petty dealer* komme (S. 59, 35), wird der Herausgeber schwerlich beweisen können. — Die S. 63, 17 zu *As to aught else — no, never* vom Herausgeber ausgesonnene Konstruktion ist unmöglich. — In *He would have nothing to say to him* (S. 65, 9) bedeutet *to say to* nicht 'bieten auf', sondern 'zu thun haben mit' u. dgl. — S. 66, 21 heiſst es: *'You are welcome* (zu ergänzen ist *to them*, d. i., *to five pounds):* du bist ihnen willkommen — ich gebe sie dir gern.' Das Ergebnis ist richtig, allein der Herausgeber ist zu ihm auf einem Irrwege gelangt; denn in *You are welcome to these five pounds* ist *to these* u. s. w. nicht Dativ, sondern *to* hat seine volle präpositionale Kraft: 'du bist zu diesen 5 Pfund willkommen', indem der Begriff des Kommens in *welcome* noch empfunden wird. — Zu dem Schluſs des XV. Kapitels *Thus, my children, after men have travelled through a few stages in vice, shame forsakes them, and returns back to wait upon the few virtues they have still remaining* bemerkt der

Herausgeber S. 76, 29, der Gedanke sei: 'Die auf dem Wege des Lasters fortschreitenden Menschen kennen bald keine Scham mehr. Sie (die Menschen) empfinden nur so lange Scham, als sie noch Tugenden haben.' Wie aber Goldsmith die Worte verstanden haben wollte, geht aus den Sätzen hervor, die unmittelbar vor der Allegorie von *Guilt and Shame* stehen: *We are not to be surprised that bad men want shame; they only blush at being detected in doing good, but glory in their vices.* Also 'Lasterhafte Menschen hören bald auf, sich ihrer Laster zu schämen: sie schämen sich dann vielmehr der wenigen Tugenden, die sie noch haben'. Dafs man die Stelle auch in England nicht immer verstand, zeigt die spätere Lesart *virtuous that are* statt *virtues they have.* — S. 82, 20 ist *to entail* durch *to grant* sehr ungenau erklärt statt etwa durch *to fix as an inevitable consequence on persons or things* (Stormonth). — *Brother student* deckt sich in der Bedeutung nicht ganz mit unserem 'Bruder Studio' (S. 89, 56). — Nach der Bemerkung zu 90, 58 *'principal* Rektor der Universität' u. s. w. mufs der Schüler glauben, dafs es einen *principal* auch in Oxford und Cambridge giebt, was bekanntlich nicht der Fall ist. — Zu dem Ausruf *O goodness* ist nicht *of Heaven* zu ergänzen (S. 149, 25), sondern *goodness* ist Entstellung von *God.* — In *Mr. Thornhill informed me for certain* hat *for* keineswegs den Sinn von 'so gut wie' (S. 149, 26). — S. 158, 11 ist *bounty* nicht mit 'Segen' zu übersetzen, sondern Dr. Primrose stellt dadurch eine materielle Unterstützung seines Sohnes Moses in Aussicht, wenn dieser eine Familie gründen wolle. J. Z.

The World's Desire. By H. Rider Haggard and Andrew Lang. In two Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Collection of Brit. Authors, Vols. 2694 and 2695). 280 u. 255 S. kl. 8. M. 3,20.

Eine einigermafsen ausführliche Angabe des Inhalts dieser merkwürdigen Erzählung, zu der sich der Verfasser von *King Solomon's Mines* und *She* (vgl. Archiv LXXXV, 97 und 336 f.) mit dem Sagenforscher Andrew Lang verbunden hat, würde zu viel Raum beanspruchen, so dafs ich mich mit einer kurzen Skizze begnügen mufs. *The World's Desire* ist Helena. Von Aphrodite dazu getrieben, sucht Odysseus nach ihr, nachdem Penelope und Telemach mitsamt allen übrigen Bewohnern Ithakas während seiner Wanderung zu dem Volke, das vom Meer nichts weifs, durch eine verheerende Krankheit weggerafft worden, und findet sie in Ägypten zur Zeit des Auszugs der Juden. Helena hat lange auf Odysseus' Kommen geharrt, aber selbst jetzt ist den Liebenden keine Vereinigung beschieden. Meriamun, die zauberkundige Königin von Ägypten, nimmt für eine Nacht die Gestalt der Helena an, und, des genauen Kennzeichens, das Aphrodite angegeben, uneingedenk, schwört sich ihr Odysseus zu eigen. Da ihm am nächsten Morgen die Täuschung klar wird und er mit Enthüllung droht, spielt Meriamun die Rolle von Potiphars Frau, rettet dann aber Odysseus von dem ihm bestimmten qualvollen Tode, indem sie den König Meneptah durch einen ihm eingegebe-

nen Traum veranlafst, den Fremden zum Feldherrn gegen zur See gekommene Feinde zu machen. Während Odysseus diesen entgegenzieht, vergiftet die Königin den König; aber ihr Versuch, Helena zu verbrennen, mifslingt. Da Meriamun dem Heere nacheilt, kommt sie gerade dazu, wie Odysseus in Helenas Armen stirbt: ein Pfeil des Telegonus, seines Sohnes mit Circe, hat ihn, als er den Sieg schon errungen, tödlich getroffen. Da sein Scheiterhaufen entzündet wird, stürzt sich Meriamun in die Flammen und verbrennt mit ihm. Helena aber begiebt sich auf die Wanderschaft, die dauert, bis Odysseus wiederkommt.

Die Erzählung, die sich als Aufzeichnung des ägyptischen Priesters Rei, des Lehrers der Königin, giebt, ist ein Mosaik aus griechischem, biblischem und ägyptischem Material: ja, selbst die Germanenwelt spielt hinein, da sich unter den Feinden Ägyptens, gegen die Odysseus seinen letzten Kampf kämpft, auch der Lästrygone Wolf befindet, *The son of Signy, Son of the were-wolf* (II, 229 f.). Wenn der Streit der Helena und der Meriamun zurückgeführt wird auf eine frühere Versündigung zweier, die eins waren, so dafs sie drei geworden sind (I, 122 f.), so erinnert das an Aristophanes' Rede in Platos 'Gastmahl'. Ich habe *The World's Desire* mit grofsem Interesse gelesen, habe aber den Eindruck gewonnen, dafs der märchenhaft-symbolische Inhalt seine entsprechende Einkleidung nicht in der von den Verfassern gewählten archaisierenden Prosa, sondern in gebundener Form, am besten wohl in der Spenserstrophe, gefunden hätte. J. Z.

Blind Fate. A Novel. By Mrs. Alexander. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Collection of British Authors, Vols. 2696 and 2697). 272 und 256 S. kl. 8. M. 3,20.

Der Oberst Herbert Callander ist, nicht ohne Schuld seiner Mutter, ganz grundlos auf Paul Standish, den früheren Vormund seiner Frau Mabel, eifersüchtig, während diese in der That von Randal Egerton gedrängt wird, ihren Gatten zu verlassen. Ein an Egerton gerichteter, aber ohne Aufschrift gelassener Brief Mabels gerät in Callanders Hand und bestimmt ihn, seine Frau zu ermorden, indem er sich einredet, dafs er so ein gutes Werk thue, da er sie hindere, der Versuchung zu erliegen. Ehe er aber dazu kommt, auch Standish zu bestrafen, erfährt er von seiner Schwägerin Dorothy, dafs nicht dieser, sondern Egerton der Schuldige sei. In einem Briefe an Standish gesteht er nun sein inzwischen auch von einem Privatdetective entdecktes Verbrechen ein und sucht und findet seinen Tod im Meere. Standish und Dorothy heiraten sich und übernehmen die Erziehung der zwei Kinder des unglücklichen Paares, das nach II, 225 seinen Tod dem blinden Schicksal verdankt, was doch der sonstigen Darstellung der Verfasserin widerspricht.

Wer in einem Roman mehr sucht, als die durch einen geheimnisvollen Mord erzeugte Aufregung, wird an dem Buche wenig Freude haben. J. Z.

The Sign of Four. By A. Conan Doyle. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Collection of British Authors, Vol. 2698). 278 S. kl. 8. M. 1,60.

The Sign of Four ist das erste Werk des Dr. Doyle, welches die Tauchnitz-Sammlung bringt. Er ist, wenn ich nicht irre, zuerst Anfang 1889 mit dem historischen Roman *Micah Clarke* aufgetreten, dem etwa ein Jahr darauf *The Captain of the 'Polestar', and other Tales* und bald nachher *The Firm of Girdlestone* gefolgt sind. Seine neue Erzählung erinnert vielfach an Wilkie Collins, aber auch an Stevensons *Treasure Island* und an *Dead Man's Rock* von Q. Während des indischen Aufstandes kommt ein Engländer Jonathan Small mit drei Indern durch Mord in den Besitz sehr wertvoller Juwelen, die in ihrem Versteck zu Agra bleiben, als ihre Besitzer, wegen dieses Mordes zu lebenslänglicher Haft verurteilt, nach den Andamaninseln geschickt werden. Hier teilen die vier ihr Geheimnis zwei englischen Offizieren mit, dem Major Sholto und dem Kapitän Morstan, denen sie ein Fünftel ihres Schatzes überlassen wollen, während diese versprechen, ihnen zur Freiheit zu verhelfen. Allein Major Sholto nimmt den ganzen Schatz nach Europa mit und denkt nicht an die Erfüllung seines Versprechens. Da Morstan 1878 auf Urlaub nach der Heimat kommt und von Sholto seinen Anteil verlangt, regt er sich so auf, daſs ihn ein Herzschlag trifft. 1882 stirbt Sholto, und zwar, ehe er seinen Zwillingssöhnen Bartholomew und Thaddeus mitteilen kann, wo er den Schatz versteckt hat. Am nächsten Morgen findet man alle Kasten und Schubladen von unbekannter Hand durchsucht und auf der Brust des Toten einen Zettel mit den Worten *The sign of the four*. Erst sechs Jahre später wird der Schatz entdeckt. Da nun aber Thaddeus Kapitän Morstans Tochter Mary mit zwei Begleitern in das Haus seines Bruders bringt, damit sie von dem Schatze erhalte, was ihr zukommt, sind die Juwelen verschwunden, Bartholomew ist durch einen vergifteten Pfeil getötet, und neben ihm liegt ein Zettel mit den Worten *The sign of the four*. Der eine der beiden Begleiter Mary Morstans, Sherlock Holmes, der aus Liebhaberei den Detective spielt, kommt alsbald auf die richtige Spur, und trotz aller Schwierigkeiten gelingt es ihm, Jonathan Smalls habhaft zu werden und der leeren Schatzkiste: ihren Inhalt hat Small, da er kein Entrinnen sah, in die Themse geworfen. Mit Hilfe eines Eingeborenen, Tonga, war er aus der Haft entflohen und hatte seitdem auf eine günstige Gelegenheit gelauert, um sich des Schatzes zu bemächtigen. Zum Zeichen dessen, daſs er zugleich für seine drei Genossen handelte, hatte er die zwei erwähnten Zettel hinterlassen; der Tod des Bartholomew Sholto war aber ohne sein Wissen und Wollen von Tonga herbeigeführt worden, welcher seinerseits bei der Verfolgung niedergeschossen wurde, als er seinen letzten vergifteten Pfeil fliegen lieſs. Damit die Sentimentalität nicht ganz leer ausgehe, wird am Schlusse aus Mary Morstan und ihrem zweiten Begleiter, Dr. Watson, ein Paar. Groſse Spannung ist der Erzählung, die nur

wenige Tage spielt, nicht abzusprechen, aber freilich mufs man sehr viel Abenteuerliches in Kauf nehmen und auf Lebenswahrheit fast ganz verzichten. J. Z.

A Born Coquette. By Mrs. Hungerford, Author of 'Molly Bawn', 'Phyllis', etc. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vols. 2699 and 2700). 279 u. 272 S. kl. 8. M. 3,20.

Endlich doch wieder einmal eine Erzählung ohne Mord und Totschlag. Ich empfinde das um so dankbarer, als die Verfasserin in dem ersten und einzigen Roman, den ich früher von ihr gelesen (Archiv LXXXV, 96), drei Menschen hat eines gewaltsamen Todes sterben lassen. Die Zeichnung der Charaktere leidet freilich auch in dem neuen Werke vielfach an Unwahrscheinlichkeit. Am gelungensten ist die Figur des alten Dieners Murphy. Es dreht sich in dem Buche um die Liebesgeschichten dreier Töchter eines irischen Sonderlings, Mr. Delaney. Diejenigen der beiden jüngeren, Penelope und Gladys, werden nur nebenbei behandelt, die Heldin ist ihre älteste Schwester Nan. Die 'geborene Kokette' hat zwei Courmacher, nämlich ihren hübschen, aber armen und leidenschaftlichen Vetter, den Husarenrittmeister Boyle Ffrench, und den unschönen, aber reichen und edlen George Hume. Sie fühlt sich zu keinem von ihnen hingezogen, aber ihre Huldigungen sind ihr nicht unangenehm, und sie will sich keinen zum Feinde machen, so dafs sie denn gegen beide abwechselnd, ja manchmal zugleich freundlich ist. Der Zufall und ihr Leichtsinn fügen es aber, dafs sie auf Humes Yacht mit diesem allein nach England fährt: um dem sonst unvermeidlichen Gerede der Leute zu entgehen, entschliefst sie sich nun, Humes Frau zu werden. Ihr Herz schenkt sie ihm aber erst nach einiger Zeit, nachdem sie Ffrenchs Zumutung, mit ihm durchzugehen, zu einer kräftigen Ohrfeige gereizt. J. Z.

Social Vicissitudes. By F. C. Philips. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vol. 2701). 286 S. kl. 8. M. 1,60.

Das Bändchen enthält 34 kleine Skizzen, die, wie die gröfseren Sachen des Verfassers (vgl. zuletzt Archiv LXXXVI, 105 f.), fast ausschliefslich die Schattenseiten des menschlichen Lebens zum Gegenstande haben: besonders häufig handelt es sich um Heiraten aus Geldrücksichten, wobei öfter beide Teile sich gegenseitig anschmieren. Auch diesmal ist der Stil das Beste an dem Werke. J. Z.

Armorel of Lyonesse. A Novel. By Walter Besant. In two Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Collection of Brit. Authors, Vols. 2702 and 2703). 294 und 287 S. kl. 8. M. 3,20.

Mit dem sagenhaften Namen *Lyonesse* bezeichnet der Verfasser die Scilly-Inseln. *A long time ago*, läfst er seine Heldin I, 53 erklären, *these islands formed part of the mainland. Bryher and Tresco, St. Helen's, Tean,*

St. Martin's and St. Mary's, were all joined together, and the Road (so mufs es offenbar heifsen: gedruckt ist *road) was only a creek of the sea. Then the sea washed away all the land between Scilly and the Land's End. They used to call the place Lyonesse.* Auf der kleinen Insel Samson spielt das ganze erste Buch und dann wieder der Schlufs: dazwischen sind wir in London. Nach dem Tode ihrer beinahe hundert Jahre alt gewordenen Ururgrofsmutter erbt die fünfzehnjährige Armorel Rosevean das seit Jahrhunderten aufgehäufte Vermögen ihrer Ahnen. Kurz vorher hat sie zwei Londonern das Leben gerettet: Gedanken, die der eine von ihnen, der Maler Roland Lee, in ihrer Seele angeregt, lassen sie nun fünf Jahre hindurch (diese liegen zwischen dem ersten und dem zweiten Buche) auf Reisen an ihrer Bildung arbeiten. Da sie aber dann nach London kommt und sich nach Roland Lee umthut, findet sie ihn in den Händen eines Schwindlers, Alec Feilding, der nicht nur die Kunstzeitschrift *The Muses Nine* herausgiebt, sondern auch als Maler, Dichter und Verfasser von Erzählungen aus der vornehmen Welt berühmt ist. Aber Armorel kommt dahinter, dafs dieser 'gescheiteste Mann Londons' seine Bilder von Roland Lee, seine Verse von Effie Wilmot und seine Erzählungen von Lady Frances Hollington bezieht. Aber weder durch diese Entlarvung noch durch den Umstand, dafs er bereits seit Jahren mit Armorels Gesellschafterin heimlich verheiratet ist, läfst er sich abhalten, um Armorel selbst zu werben. Da er abgewiesen wird, will er sogar Gewalt brauchen. Allein dieser Anschlag scheitert an der Entschlossenheit Armorels. Er macht nun seine Vermählung bekannt, und seine Frau versteht es, an Stelle von Roland, Effie und Lady Frances andere Leute zu finden und so, da von Armorels Entdeckung nur die Nächstbeteiligten erfahren, seinen Ruhm zu erhalten und sogar seine Zeitschrift zu einer guten Einnahmequelle zu machen. Roland malt nun wieder Bilder unter eigenem Namen und wird nach einigen Probemonaten Armorels Gatte. Nachgetragen mag noch werden, dafs zu Armorels Erbschaft auch Juwelen gehörten, die ihr Ururgrofsvater einem von ihm bei einem Schiffbruch geretteten Fremden Robert Fletcher, während dieser bewufstlos war, abgenommen haben und die an allem Leid, das seitdem über die Familie Rosevean gekommen, schuld sein sollen. Armorel will sie dem ältesten Nachkommen R. Fletchers übermitteln. Dies scheint zuerst Alec Feilding zu sein, doch dieser erfährt bald von seiner Frau, dafs die ihm übergebenen Steine unecht sind (die echten hat seine Frau als Gesellschafterin Armorels sich anzueignen gewufst und weit unter ihrem Werte verkauft), und so fällt ihm denn ein, dafs sie ihm nicht zukommen. Endlich wird Roland Lee als der richtige Erbe ermittelt: aber dieser wirft unter Armorels Billigung die Steine, von deren Unechtheit er nichts weifs, ins Meer. — Wie die früheren Werke des Verfassers (vgl. Archiv LXXXIV, 442. LXXXV, 445) bietet auch das vorliegende eine nicht blofs unterhaltende, sondern auch anregende Lektüre. Das Leben auf Samson ist aufserordentlich anheimelnd geschildert. Freilich vermifst man sowohl in der Handlung als auch bei den Charakteren öfter die Wahrscheinlichkeit. J. Z.

Two Penniless Princesses. By Charlotte M. Yonge. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vol. 2704). 286 S. kl. 8. M. 1,60.

Das neue Werk der bekannten Verfasserin ist ebenso eine historische Erzählung, wie das Archiv LXXXV, 442 besprochene *A Reputed Changeling*. Die beiden blutarmen Prinzessinnen sind Jean und Eleanor, Töchter Jakobs I. von Schottland, die neun Jahre nach der Ermordung ihres Vaters, da unbequeme Bewerber um sie auftreten, zu ihrer Schwester, der Kronprinzessin von Frankreich, geschickt werden. Da sie sich auf ihrer Reise in London aufhalten, findet, was die eine Partei am englischen Hofe nicht ungern sieht, der junge König Heinrich VI. Gefallen an der zwar weniger schönen, aber dafür litterarisch angehauchten Eleanor; allein ihr Grofsoheim, der Kardinal von Westminster, legt dem König für diesen Treubruch gegen die ihm bestimmte Tochter König Renés Bufsübungen in St. Albans auf, und die Schwestern ziehen nach Frankreich weiter in Begleitung des Markgrafen von Somerset, dem als Vertreter seines Herrn die Prinzessin Margaret in Nancy angetraut wird. Da sich dann nach Beendigung der Hochzeitsfeierlichkeiten die Schwestern nach Châlons begeben wollen, werden sie durch den Verrat ihres Schwagers, des nachmaligen Ludwig XI., von dem deutschen Ritter Rudiger von Balchenburg, der sich in Jean verliebt hat, auf die an der Grenze von Elsafs und Lothringen liegende Burg seines Vaters entführt, aber nach einiger Zeit von Sigismund, dem Herzog von Elsafs und Tirol, und von George Douglas, dem ältesten Sohne des schottischen Grafen Douglas, befreit. Inzwischen ist aber die unglückliche Gemahlin des Dauphin gestorben. Eleanor wird Sigismunds Frau, und auch Jean versteht sich endlich dazu, ihre Hand dem zuerst verschmähten George Douglas zu reichen, der, anfangs unerkannt, sie auf ihrer ganzen Reise begleitet hat in der nicht vergeblichen Hoffnung, durch irgend einen grofsen Dienst doch schliefslich ihre Liebe zu gewinnen.

Der Anfang ist etwas matt, aber die Entführungs- und Befreiungsgeschichte voller Spannung: die Erzählung hätte nach meiner Ansicht durch wesentliche Beschränkung alles übrigen bedeutend gewonnen. Einfluſs von Scotts Quentin Durward scheint mir unverkennbar: Rudiger von Balchenburg verdankt sein Dasein offenbar dem William de la Marck; beide handeln in verräterischem Einverständnis mit Ludwig u. s. w. Ob in der Zeit, in welcher die Geschichte spielt, schon ein *interchange ... of 'Blind Harry' and of the 'Canterbury Tales'* (S. 78) möglich war, ist mindestens zweifelhaft. Auch sonst kommen einem häufig chronologische Bedenken. Seltsame Vorstellungen von der ältesten Sprache Englands mufs die Verfasserin haben, da sie (S. 122 f.) George einen Brief an seinen Vater schreiben läfst *in a ... language much more resembling Anglo-Saxon than modern English*. Ein S. 118 in heutiger Schreibung gegebenes Citat aus Osbern Bokenhams Legenden enthält ein durchaus unverständliches *withouten bees* für die bekannte me. Flickformel *wythowtyn lees*.

Vielleicht ist *bees* nur ein Druckfehler statt *lees*, das aber einer Erklärung bedurft hätte und nach Analogie des noch bei Shakspere und späteren Dichtern vorkommenden *leasing* richtiger *leas* geschrieben worden wäre.

J. Z.

Eckius Dedolatus herausgegeben von Siegfried Szamatólski (Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrh. II). Berlin, Speyer & Peters, 1891. XV, 52 S.

Wir erhalten hier zum erstenmal einen kritisch berichtigten Text des 1520 gegen Luthers bekannten Gegner bei der Leipziger Disputation geschriebenen Dialogs 'vom gehobelten (enteckten) Eck', der vielleicht das bedeutendste Werk der Zeit- und Streitlitteratur des 16. Jahrhunderts ist und von Ranke sogar über die *Epistolæ obscurorum virorum* gestellt wurde. Über das Verhältnis dieser zum *Eckius* schreibt der Herausgeber treffend: 'Stellen die *Epistolæ obscurorum virorum* die Hauptleistung des Humanismus in jenem ersten grofsen Streite dar, in dem der Name Reuchlins das Feldgeschrei war, so bildet der *Eckius dedolatus* das Denkmal seiner Teilnahme an dem zweiten Kampf, in dessen Mittelpunkt Luther stand; und zwar spricht hier wie dort noch der eigentliche Humanismus, der von nationalen und religiösen Strömungen noch nicht wesentlich beeinflufst ist.' Dafs wir es hier mit der rein wissenschaftlichen Seite des Humanismus zu thun haben, geht, wie schon vor Szamatólski bemerkt wurde, auch daraus hervor, dafs der Raisonneur des Stückes *nec Lutheranus neque Eckianus, sed Christianus* sein will, und dafs es ihm einzig auf die *bonæ litteræ* ankommt. Als Vorbild dienten dem Verfasser Huttens in demselben Jahre erschienene *Dialogi*, doch weist neben den zahlreichen Entlehnungen (*Αὐτόστατος* 34, 14 stammt aus Plutus V. 83) die Einführung des Chors auch auf die aristophanische Komödie zurück. Überhaupt ist die Satire vollkommen dramatisch gestaltet, so dafs Holstein (Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur, Halle 1886, S. 179 ff.) ihr einen Platz unter den Dramen der Reformationszeit eingeräumt und eine Zergliederung in Akte versucht hat. Die Quelle findet der Verfasser in dem populären Brauch des Narrenschneidens und der akademischen *depositio beani*. Ich verweise im übrigen auf die Ausführungen des Herausgebers S. V f.

Als Verfasser des *Eckius dedolatus* galt nach Scherer (Gesch d. d. L.[1] S. 288) der bekannte Nürnberger Humanist Willibald Pirkheimer; Szamatólski bekennt sich mit K. Goedeke zu der Hypothese A. Jungs (Gesch. der Reformation in Strafsburg, 1830), welcher auf Grund innerer Übereinstimmungen mit dessen Schrift *Defensio Christianorum de cruce, id est, Lutheranorum*, dem Matthäus Gnidius die Abfassung des Dialogs zuschreibt. Mit Recht sieht er dagegen in Pirkheimer den Verfasser eines kleineren Werkchens: *Eckii dedolati ad Cæsaream majestatem magistralis oratio*, welches der Ausgabe auf S. 44 ff. angehängt ist. Dem Leser des Dialogs begegnet manches, was für Glauben und Brauch interessant ist (z. B. die Ausrüstung der Canidia mit Heugabel und Bock, ganz nach

dem Hexenglauben der Zeit), das Anziehendste ist aber die Behandlung der Sprache. Wenn freilich der Herausgeber von ihr schreibt, 'dafs sie vom tragischen Vers bis hinab zum obskuren Gestammel alle Mittel verwende', so wird dies zu beschränken sein. Mir wenigstens scheinen die tragischen Verse des Eingangs ebenso Entlehnung wie alle übrigen poetischen Stellen des Dialogs, mit Ausnahme der Schlufsverse. Die Verse *Mentior at si* u. s. w. S. 10, 22 stammen aus Horaz, Satiren I, 8, 37 ff.; die griechischen Verse 26, 26 ff. aus Hesiods *Opera et dies* 25 f.; *Nec tibi diva parens* . . . S. 40, 3 aus Virgils Æneis IV, 365 ff. Am interessantesten aber ist das Citat S. 39, 21 ff., welches aus Æneis VI, 364 f. und X, 598 zusammengeschweifst ist, doch so, dafs man statt des *O ego* bei Virgil *quod te* liest. Ferner zeigt auch hier die Sprache besonders Einflufs des Terenz, an den sich manche wörtliche Anklänge finden, vgl. z. B. 11, 5 und 17, 12 mit Eun. 5, 2, 69, und 10, 19 *Dii, vestram fidem* mit Eun. V, 8, 19 *Di vostram fidem*. Die Sprache des Dialogs müfste noch genauer in Bezug auf die Anlehnung an die Alten untersucht werden. Zum Schlufs will ich noch bemerken, dafs der Scherz 16, 25 an den deutschen Ausdruck *des mundes brieve* (s. Lexer s. v.) erinnert. — Auch dieses Heft ist gut ausgestattet; an Druckfehlern ist mir nur *Teilc* S. VI, 2 (st. *Teile)* aufgestofsen.

Northeim. Robert Sprenger.

Études romanes dédiées à Gaston Paris le 29 décembre 1890 (25e anniversaire de son doctorat ès lettres) par ses élèves français et ses élèves étrangers des pays de langue française. Paris, Bouillon, 1891. 552 S. 8.

Henri Omont bringt zum Abdruck ein auf der Pariser Nationalbibliothek gefundenes Verzeichnis der im Jahre 1535 im Schlosse Richmond befindlichen geschriebenen und gedruckten Bücher der englischen Könige. Er leitet die Publikation ein durch Mitteilungen über den Ursprung der Sammlung, die durch Eduard IV. und Heinrich VII. gebildet war, und fügt zu den einzelnen Nummern des Verzeichnisses die Angabe der Bezeichnungen, die die einzelnen Werke gegenwärtig im Brittischen Museum tragen; nur selten war das unmöglich (1—13). — Gédéon Huet behandelt das bei Raynaud unter Nr. 433 und (irrtümlich auch an anderer Stelle, nämlich) Nr. 1741 aufgeführte Lied, das schon öfter gedruckt ist, zeigt, wie es hat kommen können, dafs in der einen Handschrift der Text von Strophe 4 ab nicht allein anders lautet als in den übrigen, sondern auch ein anderes Strophenschema zeigt, und weist die Verfasserschaft des Gace Brulé zurück, wie auch andere gethan hatten; wem es zuzuteilen sei, läfst er unentschieden (15—22). — Joseph Bédier kennzeichnet die Besonderheit des 1159 entstandenen Gedichtes über Richeut, das er als Fabliau (warum nicht afrz. *fablel* oder nfrz. *fableau*?) betrachtet, und zwar als eines der ältesten Werke der Gattung. Er ist geneigt anzunehmen, mit Charakterschilderungen gleicher Art habe

die Gattung überhaupt angehoben, und erst nachträglich sei man dazu übergegangen, die künstlerisch ausgestalteten Typen in kurzen, geschlossenen Erzählungen in Thätigkeit zu setzen, die übrigens leicht anderen als des bisher meist angenommenen orientalischen Ursprungs sein könnten. Eine Erörterung der nicht unmittelbar einleuchtenden These wird besser bis zu dem Zeitpunkt aufgeschoben werden, da Bédier sich eingehender wird ausgesprochen haben. Zum Schlusse giebt er eine beträchtliche Zahl von Besserungen zu Méons Texte, die zum Teil auf besserer Lesung der Berner Handschrift beruhen, übrigens weiterer Bemühung Raum lassen (23—31).* — Es folgt G. Monod (33—42) mit

* Es sei erlaubt, hier einige weitere Beiträge zur Besserung des Textes anzureihen: 49 *riches mandis*, 115 *par la u anche* (ebenso 1001 *enchant*, s. in Hollands Ausgabe des Ch. Lyon zu 2503; dagegen 998 *henter*), 117 *cheraudes*, 146 *o le claré*, 150 *retraiz sofert et boz* (d. h. *a sofert retraiz et boz*), 154. 155 *vient, tient*, 156 *sofle et jient* (vgl. 337), 174 etwa als Parenthese *Oiés voisdie, oiés fallace!*, 188 *Se je n'an feroie un jüise*, 227 *sozaisselee* 'unterstützt' (vgl. 'unter die Arme greifen'), 230 *O el trova seignor Viel* (den Herrn Vitalis, ebenso 434. 540. 595. 652), 233 *A un serjant*, 251 *Lasse meschine*, 273 *ëusse vengement*, 277 *Qui tost avroient*, 282 *Di moi*, 289 *Puis si li*, 293 *Soz*, 294 *enevois*, 300 *riche*, 314 *seoir*, 331 *ier*, 343 *l'aveu*, 359 (nach 360) *ne se verra*, 365 *tote esjoïe*, 377 *et les deçoit*, 379 *A grosse borse Agnel se fait, puis devient orse, Lo pas moine home et puis l'acorse*, 395 *Qui nel* (= *ne la*) *mesame:*, 409 *A reconforter se cointoie*, 426 *que*, 452 *aubé*, 483 *repere*, 492 *El*, 507 *jaelice* (G. Paris, Rom. II, 239, Anm.), dahinter keine Interpunktion, 523 *que n'emboive* (denen sie es nicht anthue), *Et don que que soit ne reçoive*, 527 *Done H. c'a por queu* (?), 534 *jure*, 554 *Par la parole Fu* (dem Gerede nach) oder *Por la parole* (um des Geredes willen), 575 *Que par m. que par blanje*, 589 *fiers et mout est*, 598 *De conter set* (auf das Rechnen versteht sich der Junge), 604 *Et mout*, 611 *et qui la sant* (zu spüren bekommt), 614 *sor fusiaus* (auf die Spindeln, nämlich die leeren), 657 *degroz* (Subst. zu *degrocier*), 659 nach *here* ein Punkt, 669 nach *quant* ein Punkt, 673 *ne m'estois*, 678 *masse*, 691 *Els te feront*, 693 *autors*, 694 *trestors*, 698 *l'escriture*, 729 *Que tant fusse de li*, 748 *Et mout*, 776 *A pris*, 784 *troeve si lonc*, 790 *beles, plaines*, 797 *Mout*, 802 *enjanez*, 813 (wo Bédiers Lesung mir unverständlich) *N'a ambesas n'a deus n'a ternes*, eines der *quines* wird mit *sines* zu vertauschen sein, doch bleibt 807—820 manches mir dunkel; 838 *asoaje*, 851 *enjane*, 894 *Clerevax*, 917 *ne oprobre*, 967 *Que ne li face dire 'prot'* (mit dem vorgeschlagenen *prot*, wofür man auch *tprot* schreiben darf, meine ich die nämliche Schallnachahmung, die in Bodels Jeu S. Nicolas [Th. frç. au m. â. 183. 184] *tproupt* geschrieben ist, und mit deren Bedeutung sich Liebrecht in der Germania XVIII, 456. XXI, 399. XXV, 88 und, wie mir Zupitza freundlich mitteilt, auch Herrtage S. 208 seiner Ausgabe des Sir Ferumbras unter Beibringung weiterer englischer Stellen beschäftigt. Ist meine Vermutung richtig, so handelt es sich hier um Schallwiedergabe ohne alle Anknüpfung eines besonderen Sinnes), 974 *soi nue*, 1009 *citeains*, 1022 *De nos deus qui est plus cruex O je vers omes O li vers femes? car mout somes Saje de l'art. Sansons fet escout et esgart En cel carroge*, 1030 *la jael*, 1039 *poroint* (wie vermutlich auch Bédier annimmt), 1046 *beschiee* (narbig), 1074 *Encontré l'a, mist l'à raison*, 1076 *s'äunte* (*ahonte*), 1078 *primes parole par contraire, Après söef por miex atraire*, 1080 *Ilaire* oder *Acaire?*, 1089 *de ci*, 1091 Komma nach *mien*, 1100 *falsemoine* (ein mir sonst nicht begegnetes Wort), 1106 *benoite*, 1113 *Amont a l'estre*, 1124 *toz fretille : coquille*, 1126 *s'aliue : te liue : me siue*, 1135 *Bordele*, 1136 *l'apele*, 1139 *del mien*, 1145 *Et il la chose* (er dringt in sie), 1159 *Sempres*, 1164 Punkt nach *descent*, 1168 Punkt nach *escot*, 1170 *Qui ne*, 1174 *Et si li dit*, 1177 *Sansonez la c. c. Et el Sanson*, 1180 *Par covenant*, 1190 *ators*, 1201 *sachent*, 1210 *espart parmi l'aire*,

einer kurzen Charakteristik der kleineren Lorscher Annalen oder, wie auch er sie lieber nennt, der Lorscher Chronik. Er hebt hervor, wie und unter welchen Eindrücken hier zum erstenmal eine mehr zusammenfassende, ordnende Darstellung an die Stelle der vereinzelten Aufzeichnungen tritt, er bestimmt die persönliche Stellung des Verfassers zu den berichteten Vorgängen und äufsert die Vermutung, der Urheber, der mit besonderer Verehrung von Beda, Bonifatius und Alcuin spricht, werde angelsächsischer Herkunft gewesen sein. Einige auf die Quellen der Chronik bezügliche Fragen, die in den letzten Jahren deutsche Forscher beschäftigt haben, hält er zu beantworten weder für möglich noch für nützlich. — Joseph Couraye du Parc folgt mit fünf in der niederen Normandie gefundenen Volksliedern, zu denen er litterarische Nachweise giebt. Zu N. II wäre nachzutragen Puymaigre[1] S. 174 nebst den dort beigezogenen weiteren Fassungen, Nigra S. 382, wo deren noch mehr angeführt sind. N. III ist augenscheinlich aus gänzlich unzusammengehörigen Bruchstücken gebildet, deren Herkunft sich vielleicht noch wird ermitteln lassen, und unter denen namentlich Elemente einer Romanze von einem aus fernem Lande (durch Tauben?) über Meer auf den Tag der Hochzeit der Geliebten zurückgerufenen Liebenden unverkennbar scheinen (43—50). — Gaston Raynaud handelt S. 51—68 von der *Mesnie Hellequin*, von dem verlorenen Gedichte 'über den *Comte Hernequin*' und von dem Arlequin des Theaters und hält damit das in der Romania XII, 224 gegebene Versprechen. Ihm ist *Hellequin* eins mit dem schon durch Michel (Th. frç. au m. â. S. 76) damit zusammengebrachten *Hoillequin* eines bei Scheler, Trouv. belg. II, 170 gedruckten halbflämischen Gedichtes, worin man liest, es sei schon hinlänglich gesungen worden ... *Van conte de Bouloigne, van conte Hoillequin.* Dieser *Hoillequin* hinwieder ist, um dieses Verses willen, obschon das wiederholte *van* vielleicht Bedenken erregen dürfte, Graf von Boulogne, und zwar der sonst *Hernequin* genannte, der im neunten Jahrhundert den Einfällen der Normannen vergeblichen Widerstand geleistet hat. (An ihn hatte auch Liebrecht, Gervas. Tilb. S. 199, A. 76 gedacht, jedoch in der Geschichte nichts gefunden, was ihn hätte zum Führer des 'wütenden Heeres' machen können.) Er wäre der Held eines Gedichtes geworden, dessen Inhalt wir nur durch einen kurzen Bericht Walter Scotts (Minstrelsy of the Scottish Border II, 129) kennen, und das ihn vom Kaiser verkannt, von den Lehnsmannen verlassen, mit seinen Söhnen und Getreuen als Räuber im Lande hausen, endlich dem Kaiser erliegen, nach dem Tode aber zur Strafe das wüste Kriegerleben mit seinem Gesinde fortführen liefs. Was der Verfasser an Geschichtlichem beizubringen vermag, woraus der Inhalt jenes verlorenen Gedichtes erwachsen konnte, ist freilich äufserst wenig, und so bleibt denn sein Ergebnis noch einigermafsen unsicher (51—68). — Marius

1216 *et dex te beneïe*, 1217 *n'est or venue*, 1235 *sanglote*, 1250 *tressaut*, 1261 *Pert*, 1278 *Plus qu'il ne fëist en une ive* (Stute), 1313 *Dit.* Ein paar Stellen habe ich immer noch dunkel lassen müssen (572. 629. 807 ff. 906. 947. 949. 1038. 1220. 1270); sie seien dem Nachdenken anderer empfohlen.

Sepet (69—81) weist dem *Jeu de la feuillée* des Adam de la Halle einleuchtend die ihm gebührende Stelle an in einer Entwickelungsreihe, die von den Narrenfesten kirchlichen Ursprungs anhebt und bei den Sotties des 16. Jahrhunderts schliefst. — Alfred Jeanroy giebt das bei Raynaud unter 1357 aufgeführte satirische Lied nach der einzigen es enthaltenden Handschrift mit den nötigen Sach- und Worterklärungen (83—95). Es wäre zu wünschen, dafs die Gruppe der zusammengehörenden Gelegenheitsgedichte aus Arras auf einmal herausgegeben und erklärt würde. Z. 14 sollte *diex* nicht als Ausruf gefafst sein; es ist Subjekt; das Wunder, das Gott dem Bürgerstande zuliebe gethan hat, ist der Sturm, der über die Schwindler hereingebrochen ist. Die verblümte Anwendung des Ortsnamens *Blangy* läfst auch andere Deutung zu; s. Sitzungsber. d. Berliner Akad. 25. Mai 1882, S. 533. Der Sinn von Z. 54. 55 ist vielleicht: 'er soll das Gesicht mit einem Pfriem bezeichnet bekommen' *(ponçon)*. Die vorletzte Strophe scheint mir mifsverstanden: einmal möchte ich ein Sprichwort oder eine bekannte Sentenz lieber in den ersten zwei Zeilen sehen, weil die folgende mit diesen durch den Strophenbau zusammengeschlossen wird; sodann ist *megnier* sicher nur die im Norden ganz gewöhnliche Form von *mangier;* endlich verbinde ich *U parent doit glacier* mit *Raisons divise* und sehe in *li cose est assise* 'die Sache steht fest' eine Parenthese. 'Das Recht oder die Vernunft findet leicht eine Stelle, wo sie hinausschlüpft. Aber Bosheit und Gemeinheit des Herzens sitzen fest drinnen.' — Ernest Langlois druckt aus einer vatikanischen Hs. einige unbekannt gebliebene kleine Abhandlungen Claude Fauchets lexikalischen und antiquarischen Inhalts ab, die nebenher auch für die Biographie des liebenswürdigen Gelehrten einiges abgeben (97—112). — Arthur Piaget bringt die Briefe in die richtige zeitliche Fassung, die in den Jahren 1401 und 1402 zwischen Jean de Montreuil, den Brüdern Col, ferner Gerson und Christine de Pisan aus Anlafs des Romans von der Rose gewechselt worden sind. Von entscheidender Wichtigkeit ist dabei die Feststellung der Thatsache, dafs *MCCCC et VII* im Datum des einen Schriftstückes ein alter Lesefehler für *MCCCC et vn* ist (113—120). — Antoine Thomas zeigt, wie kurz vor 1764 an den Namen des dem fünften Jahrhundert angehörenden, in Martres verehrten heiligen Vidianus die Hauptzüge der Sage des epischen Helden Vivien (Bibianus) geknüpft worden sind, so dafs seit jener Zeit der Heilige erst zu einem 'Leben' gekommen ist, dessen heldenmäfsiger Abschlufs noch jetzt in alljährlicher Aufführung eines Kampfes zwischen Mauren und Christen durch die Einwohner von Martres einen Nachhall findet (121—135). Auf welchem Wege der Inhalt der *Enfances Vivien* zur Kenntnis derjenigen gekommen sein mag, die zuerst die Verschmelzung der beiden Personen vollzogen, bleibt noch aufzuklären. — Daniel Grand bringt zu erneutem Abdruck und begleitet mit den erforderlichen Sacherklärungen einen 1336 in Montpellier ergangenen provenzalischen Heroldsruf (137—140). — Jacques Flach zeigt, wie die altgermanischen Verhältnisse der Gefolgschaft und der Blutsbrüderschaft auch in der Zeit des Lehnwesens neben den durch

dieses geschaffenen fortbestehen und in den Chansons de geste mit Wahrung ihres ursprünglichen Wesens noch lebendig erscheinen. Die Begriffe *parenté, compagnonnage, maisnie, fraternité* erfahren eine willkommene Erläuterung (141—180). — Amédée Pagès teilt nach einer Madrider Handschrift eine katalanische Version der Fragen und Antworten mit, die zwischen einem Kaiser und einem klugen Kinde gewechselt werden, eingeleitet durch einen kurzen Hinweis auf die zahlreichen Fassungen nächster Verwandtschaft, die einen Secundus oder Epictetus oder Albinus einem Hadrianus oder Pipinus gegenüberstellen, und begleitet von Bemerkungen, die sich auf eine noch ungedruckte, in drei Handschriften vorhandene provenzalische Fassung beziehen, welche, von der durch Bartsch bekannten verschieden, die Grundlage der katalanischen zu sein scheint. Zu erwähnen war hier auch noch die Handschrift, von der Chabaneau, Rev. d. lang. rom. XXXII, 476 ganz kurz Erwähnung thut (181—194). — Léopold Constans untersucht auf Grund des Wortlauts zweier Stellen von 31 und von 20 Zeilen das Verhältnis der Handschriften des Roman de Troie (195—238). — Maurice Wilmote veröffentlicht nach einer aus Lüttich nach Darmstadt gekommenen Handschrift des ausgehenden 13. Jahrhunderts eine über dürftige Glossierung kaum sich erhebende Übersetzung der Disticha Catonis, einen Text, dessen Wert in dem ausgesprochen mundartlichen Charakter der Sprache, der lehrreichen Unbefangenheit der Schreibweise liegt. Die Besonderheiten beider werden durch den Herausgeber mit grofser Sorgfalt zusammengestellt, und ihre Verwertung führt ihn dazu, den Text der Stadt Namur oder deren Umgebung zuzuweisen. Die Glossierung reicht, doch nicht ohne Lücken, vom Beginn des ersten Buches bis zum vierzehnten Distichon des vierten Buches. Man wird durch sie an die altvenezianische erinnert (239—252). — Amédée Salmon lehrt eine in Cambrai handschriftlich vorhandene Sammlung von Vorschriften zur Heilung von mancherlei Leibesgebresten kennen, die nicht ohne lexikalisches Interesse ist. Alles Dunkle darin aufzuklären ist ihm nicht gelungen; wo er selbst nicht verstanden haben kann, hätte er wohl gethan, sich dazu zu bekennen. Ein paarmal hat er sicher falsch gelesen, so am Schlufs von 3 *neus* statt *vens;* mehrmals *ostre* statt *oster;* 34 *felenes* statt *felenès;* 44 *vomité* statt *vomite;* 66 *kevissent* statt *kenissent (canescant);* 88 *esranés* statt *esraués (*exraucatus).* Bemerkenswert ist auch, dafs mehrmals der Text gereimte Verse bildet, so z. B. 21. 40, andere Male wenigstens Reime erscheinen, die schwerlich blofs der Zufall herbeigeführt hat. Zu der Litteratur des Gegenstandes würde sich einiges nachtragen lassen (253—266). — Adrien Taverney untersucht das Schicksal von *tj* im Rumänischen (dieses im engeren Sinne als Sprache des Königreichs genommen) und findet in Übereinstimmung mit Tiktin, dessen kurzer Satz hier eingehende Begründung erfährt, dafs *tj* im allgemeinen *t,* vor *o* aber *c(i)* wird, wie denn auch *dj* sich im allgemeinen zu *d,* vor *o* aber in *g(i)* verwandelt. Eine Reihe scheinbarer Ausnahmen werden einleuchtend erklärt. Derselbe betrachtet weiter die Umgestaltung des lateinischen Suffixes *-ulus, a* und findet,

dafs nach Gutturalen es sein *u* vor *l* zumeist eingebüfst hat, bewahrt nur in wenigen Wörtern, von denen anzunehmen sei, dafs sie erst gegen das Ende der Kaiserzeit gebildet oder wieder aufgebracht seien, während die übrigen es schon zuvor eingebüfst hätten. In diesem Beitrag wird der Leser mehrere kleine Versehen zu berichtigen finden; so steht wiederholt *in* für *în;* S. 272, Z. 5 von unten ist das *le* unverständlich; S. 274 ist von *ariciu* die Rede, das doch überhaupt mit *tj* nichts zu schaffen hat; S. 275, Z. 9 von oben ist *dj* für *tj* zu setzen; S. 277 scheint *păcură* aus der zweiten Wörterreihe ausgefallen zu sein, das der Verfasser vermutlich mit Cihac zu *pĭcula*, ital. *pegola* stellt (267—278). — Charles Joret handelt nach vielen anderen von der Symbolik und der dichterischen Verwendung der Rose (279—302). — Louis Havet erörtert die Geschichte des auslautenden *s* im Lateinischen. Er hält für wahrscheinlich, dafs es zunächst vor dem Punkt ausgefallen sei, weil im Inneren der Rede sein Schwund von Ersatzdehnung begleitet gewesen wäre, wie er es im Inneren des Wortes der Regel nach ist. Für die geschichtliche Zeit lehnt er das Zeugnis der Schreibung als unsicher ab und hält sich an das des Versbaues, des iambischen und des trochäischen sowohl als des daktylischen, der aber nur für eine sorgfältig festgestellte Zahl von Fällen Bestimmtes aussagt. Es ergiebt sich für die Zeit vor Lucretius eine grofse Zahl sicherer Beweise für Schwund des *s* und zwar ohne dafs die Beschaffenheit des folgenden Anlautkonsonanten einen Unterschied macht, daneben aber auch für Erhaltung des *s*, die schon bei Lucretius weit häufiger und bei Catullus das allein Zugelassene ist. Die eigentümliche Erklärung, die Havet von dem Wiederaufleben des *s* giebt (S. 329), mag man bei ihm selbst nachlesen (303—329). — François Bonnardot giebt, eingeleitet durch eine sehr willkommene Übersicht der in der Mundart von Metz abgefafsten Litteratur seit dem 16. Jahrhundert und eine Kennzeichnung der im Folgenden entgegentretenden mundartlichen Besonderheiten, drei wichtige Texte: eine Urkunde des 15. Jahrhunderts, die noch nie gedruckt war; das schon 1615 und seitdem mehrmals gedruckte, trotzdem schwer erreichbar gebliebene Gedicht *La grosse enwaraye* ('die dicke Trutschel') in 185 Versen; endlich eine kleine Parodie des älteren epischen Stils, die von Anfang an mit dem zweiten Stück verbunden gegeben worden ist. Die beiden letzteren sind nicht viel älter als ihre frühesten Drucke und nicht etwa volksmäfsigen Ursprungs, vielleicht aber darum nur um so echter im (natürlich gesteigert) volkstümlichen Ausdruck. Die Gedichte sind von einer Übersetzung begleitet und eingehend erläutert (331 bis 405). — A. Morel-Fatio verbreitet sich mit viel Gelehrsamkeit über *duelos y quebrantos,* welcher Ausdruck, in den ersten Zeilen des Don Quijote wie es scheint zum erstenmal, als Bezeichnung der lange Zeit hindurch in einem Teile Spaniens für den Sonnabend üblichen halben Fastenspeise aus allerlei Tierextremitäten und Eingeweiden gebraucht worden. Er handelt ebenso von dem Ursprung und dem Aufhören dieser besonderen Fastenordnung wie von den Versuchen, jenen Ausdruck zu deuten; in beiden Beziehungen war manches übereilt Vorgebrachte zu-

rückzuweisen (407—418). — Jules Cornu kommt, wie schon früher einmal, aber von anderen Voraussetzungen ausgehend, dem Texte des Poema del Cid zu Hilfe, von dem er ungefähr 800 Verse auf die Form bringt, die ihm die richtige scheint. Seine Überzeugung, dafs der Verfasser ganz wohl vermocht habe, regelmäfsige Verse zu bauen und richtige Assonanzen zu stande zu bringen, ist jederzeit auch die meine gewesen. Aber mir will scheinen, die Alexandriner, die ich in meinen Übungen vom Jahr 1869 aus dem Überlieferten zu gewinnen vermochte, haben nicht mehr Gewaltsamkeit des Verfahrens erfordert als die Romanzenverse, die Herr Cornu zurecht macht. Damit will ich nicht sagen, dafs er im Unrecht sei; aber daran doch erinnern, dafs eine Anzahl wichtiger Vorfragen verschiedene Beantwortung zulassen, so die nach der Möglichkeit gewisser Synäresen, die nach der Zulässigkeit pronominaler Enklisis, des Abfalls gewisser tonloser Auslautvokale und anderes mehr. Jedenfalls ist es mit Freude zu begrüfsen, dafs ein so guter Kenner der Sprachen der iberischen Halbinsel dem armen Gedichte seine erneute Sorge zuwendet (419—458). — Jules Gilliéron handelt von den Ursachen, welche die an sich zu erwartende lautliche Weiterentwickelung der Mundarten aufhalten, und erkennt als solche die Berührung mit der Schriftsprache, zufolge welcher in den Städten das Idiom zwar sich behauptet, aber an weiteren Lautwandelungen nicht mehr teilnimmt, die man auf dem Lande ringsum sich vollziehen sieht, und andererseits die Berührung mit den Nachbaridiomen, welche gleichfalls bewirkt, dafs Änderungen, die eigentlich eintreten müfsten, unterbleiben, weil die Individuen, in denen sie sich vollziehen sollten, im Verkehr mit den dazu nicht geneigten eine gewisse Scheu empfinden, sie ins Leben treten zu lassen. Gilliéron giebt dagegen Beispiele von dem furchtbaren Lautverfall, der sich in abgeschiedenen Alpendörfern vollzogen hat, wo so widerstandsfähige Laute wie intervokales *r, n, ej* gänzlich untergegangen sind (459—464). — Ernest Muret nimmt zur Erklärung der Endung *-ons* der 1. Person Plur. den Umstand zu Hilfe, dafs, wie auf dem ganzen romanischen Gebiete (mit Ausnahme von Spanien und Sardinien), so auch in Gallien die dritten Personen der Mehrzahl der Verba auf *-ere* und auf *-ire* mit *-unt* gebildet sind, und dafs man eine paroxytone Aussprache von *volumus* und *possumus,* bei welchem letzteren sie durch *potestis* besonders nahe gelegt war, annehmen darf, so dafs denn nicht mehr *sumus* allein den Anstofs zu den Bildungen auf *-ons* gegeben zu haben braucht. Der nämliche Gelehrte schlägt eine neue Erklärung der Präsensformen *estois, vois* und *pruis, ruis, truis* vor, die in Kürze hier zu wiederholen nicht gut möglich ist, übrigens meines Erachtens schweren Bedenken unterliegt (465—473). — Der Abbé Rousselot legt das Schicksal dar, das zwischen Monte Rosa und Mont Genèvre das *s* vor *t, p, c* betroffen hat (475—485). — Alexandre Beljame erklärt die bisher unverständliche Thatsache, dafs in Frankreich der Name des berüchtigten Finanzmanns *Law* fast allgemein *Lass* gesprochen wird, unter Ablehnung verschiedener unhaltbarer Ansichten aus der Thatsache, dafs der fragliche

Familienname in England selbst ebensowohl *Law* wie *Laws* (dieses eigentlich Genitiv des Vaternamens) gesprochen und geschrieben wurde, wie man denn in verschiedenen zeitgenössischen Schriften aus Frankreich und England eben die in Rede stehende Person bald so, bald so genannt findet. Die Schreibung *Law* ist die rechtmäfsige, mit der er unterzeichnete; *Laws* scheinen ihn seine Bekannten und scheint er sich selbst genannt zu haben; die Schrift hat sich an die eine, die Sprache an die andere Form gehalten (487—505). — Jean Psichari zeigt auf Grund einer sorgsamen Prüfung der in Betracht kommenden Stellen des Roman de Florimont nach sämtlichen Handschriften, dafs der Verfasser des französischen Gedichtes der griechischen Sprache völlig unkundig gewesen ist und das, was er als vermeintliches Griechisch in seinem Werke hier und da anbringt und mit Übersetzung begleitet, einem lateinischen Texte entnommen haben mufs, wo der griechische Wortlaut in annehmbarer Fassung, aber in lateinischer Schrift und mit Übersetzung gegeben war. Er hält es sogar für nicht unmöglich, dafs der im Werke öfter genannte Aime der Urheber der verlorenen lateinischen Fassung, dagegen der Name dessen, dem wir das französische Werk verdanken, nirgend genannt sei. Möge den eifrigen Bemühungen, die Risop seit Jahren dem Florimont widmet, und die auch Herrn Psichari zu statten gekommen sind, gelingen, mehr Licht in das Dunkel zu bringen, das noch immer über dem Ursprung des Werkes liegt (507—550).

Die inhaltreiche Sammlung der in Kürze gekennzeichneten Arbeiten vergegenwärtigen aufs neue jedem, der es nicht bereits wissen sollte, welche Fülle heilsamer Lehre, gründlicher Schulung, folgenreicher Anregung, selbstlosen Förderns, besten Beispiels von dem hervorragenden Gelehrten ausgegangen ist, dem man den stattlichen Band huldigend überreicht hat. Möge ihm recht lange beschieden bleiben, mit gleichem Erfolge wie bisher die kraftvolle eigene Arbeit fortzuführen und einer stetig wachsenden, tüchtigen und dankbaren *Maisniee* teures Haupt zu sein.

Berlin. Adolf Tobler.

E. Lugrin, Résumé de l'histoire de la littérature française au 19e siècle. Bâle, Schwabe, 1891. IV u. 138 S.

Über Mangel an *Résumés* der französischen Litteratur in deutscher oder in französischer Sprache kann gewifs niemand klagen. Das Urteil des Fachmanns mufs aber in den allermeisten Fällen ein schroff abweisendes sein, besonders bezüglich der Darstellung der älteren Perioden.

E. Lugrin hat insofern einen glücklichen Standpunkt, als er sich auf das 19. Jahrhundert beschränkt. Seinen Schülern und Schülerinnen einen Leitfaden in die Hand zu geben, war der einzige Zweck des Verfassers, weshalb auch seine fleifsige Arbeit nicht mit streng wissenschaftlichem Mafsstabe gemessen werden will. Es handelt sich blofs um die Frage, ob die Leser ein im ganzen richtiges Bild der neueren Litteratur durch Lugrin erhalten. Ehe dieselbe bejaht wird, müssen verschiedene Einwände erhoben werden.

Bei der Darstellung der ersten Periode zieht Verfasser mit Unrecht Dichter mit herein, deren Hauptthätigkeit ins 18. Jahrhundert fällt, ja solche, die im 19. Jahrhundert überhaupt nicht mehr dichterisch thätig waren. Vor allem ist Parny überflüssig, der den jungen Damen bloſs als Elegiker vorgestellt wird, dann aber auch Ducis, Volney und Collin d'Harleville. Nach kurzen Bemerkungen über Fontane und Konsorten hätte das Buch gleich auf die Staël und Châteaubriand eingehen sollen, die S. 14—25 recht anschaulich vorgeführt werden. Daſs vom groſsen Romanisten Raynouard bloſs *Recherches savantes sur les troubadours* genannt werden und Michaud als Dichter und nur ganz nebenbei als Geschichtsforscher auftritt, ist nicht gerechtfertigt. Bei Erwähnung von Picards *Médiocre et Rampant* hätte gesagt werden können, daſs Schillers 'Parasit' eine Bearbeitung davon ist. Das Geburtsjahr von X. de Maistre ist sicher nicht 1763, sondern 1760 oder 1764 (vgl. O. Dickmanns Ausgabe, Berlin 1879); ebenso ist unrichtig, daſs *Le Lépreux* 1811 erschien; er ist 1811 geschrieben, aber erst 1817 erschienen. 1733 als Geburtsjahr Joseph de Maistres ist wohl Druckfehler für 1753.

Am ausführlichsten ist Lugrin bei der Behandlung der nachnapoleonischen Zeit, besonders des Romanticismus. Hier hat er die sehr zahlreich vorhandene Litteratur mit Erfolg studiert und ausgenützt, so daſs das den Schülerinnen gegebene Bild ein lebendiges und richtiges ist. Daſs nach den allerneuesten Forschungen Birés das Bild V. Hugos nach 1842 viel vom idealen Schimmer einbüſst, konnte Lugrin noch nicht wissen, da Biré dieselben erst in der Zeitschrift *Le Correspondant* veröffentlicht hat. Aber auch sonst schwört Lugrin noch fest auf manche abgethane Legenden, so auf die *Graziella* Lamartines (S. 41); daſs nur Meinungsverschiedenheiten beide Eltern Hugos einander entfremdeten (S. 48), kann man nur jungen Damen erzählen. Ob *Les feuilles d'automne* wirklich den Höhepunkt in Hugos Schaffen darstellen, könnte bestritten werden (S. 53); aber ohne Zweifel hätte *Notre-Dame de Paris* eine genauere Behandlung verdient, als die paar Zeilen auf S. 57. Überhaupt ist Victor Hugo als Romandichter in dem Büchlein viel zu kurz gekommen, während dem Lyriker sein Recht wird.

Mit der Gruppierung der einzelnen Schriftsteller kann Referent sich nicht durchweg einverstanden erklären: vor allem hätte der Idealroman der Sand schärfer von dem realistischen von Balzac geschieden und Alex. Dumas trotz seiner Vielschreiberei nicht so nebenhin behandelt werden sollen (S. 89).

Ungemein lückenhaft und willkürlich ist aber die Auswahl in dem Abschnitt III, der *jusqu'à nos jours* führen soll. Wir verkennen nicht die groſse Schwierigkeit einer solchen Auswahl und zugleich einer weisen Beschränkung. Aber Lugrin legt in dem wenigen, was er über die neuere Litteratur vorbringt, ein so richtiges und gesundes Urteil an den Tag — wir weisen z. B. auf die feine Art hin, wie er in einem Buche für höhere Töchter dem groſsartigen Talent eines Zola gerecht geworden ist —, daſs er bei Heranziehung besserer Quellen und bei reichlicherer Lektüre

sicherlich diesem Abschnitt eine vollständigere Gestalt geben könnte. Was soll ein Kenner moderner Schriftwerke davon halten, dafs S. 136 die Theaterlitteratur seit 1848 auf dreiviertel Seiten abgethan wird und Sardou — der auch noch durch einen Druckfehler erst 1881 geboren wird — als einziger hervorragender Vertreter des Dramas erscheint? Referent denkt, dafs gerade in einem derartigen Buche Pailleron einen Raum zu beanspruchen hätte, von den anderen Meistern der Bühne ganz abzusehen, welche Referent in seinem Buche über das 'Moderne Drama der Franzosen' ja auch nur kurz streifen konnte. Wenn Raumrücksichten für diese höchst summarische Behandlung wichtiger Erscheinungen mafsgebend waren, so hätte Verfasser lieber auf die kurze Aufzählung der 'Philosophen' verzichten sollen, die meist leere Namen enthält, und in welcher z. B. Taines grofsartiges Hauptwerk nicht einmal genannt werden konnte.

So streng Referent über einzelne Partien des im allgemeinen verdienstvollen Büchleins urteilen mufste, so gerne erkennt er an, dafs die Sprache korrekt und mitunter selbst schwungvoll ist. Bei genauerer Durchsicht hätte indessen der eine oder der andere Satz ein gefälligeres Gewand erhalten können. Z. B. S. 2 *Enfin le Consulat et l'Empire est une période où l'on vit briller les talents de premier ordre de Mme de Staël et de Châteaubriand.* Ebenso S. 18 *La littérature allemande y est étudiée en regard de la littérature française.*

Druck und Ausstattung sind gut, was bei einem Schulbuche nicht immer selbstverständlich ist. Beim Blättern fallen nur wenige Druckfehler auf: S. 15 oben '1889' statt '1789'; S. 18 *évènement* (derselbe S. 132 und öfter); Lamartine ist 1790 geboren, nicht 1791 (S. 40) etc.

Wir können dem Verfasser nur raten, das Buch vor der zweiten Auflage auf Grund der vorhandenen Litteraturdarstellungen sorgfältig zu ergänzen und zu verbessern.

Freiburg i. Br. Joseph Sarrazin.

Schulgrammatik der französischen Sprache von Dr. Karl Plœtz, für Mädchenschulen umgearbeitet von Dr. Otto Kares und Dr. Gustav Plœtz. Dritte verbesserte Auflage. Berlin, F. A. Herbig, 1889. M. 2,80.

Nach dem 'im Vorwort zur ersten Auflage betonten Grundsatz der Vereinfachung' ist in dieser dritten Auflage die 'Einführung' für die Formenlehre gestrichen, zwei französische Lesestücke in Wegfall gekommen, weil sie zu schwer waren *(Le Sifflet* und *Une Aurore Boréale).* Die 'Sprachlehre' ist so gut wie unverändert geblieben (geringe Kürzungen § 6a; 11, 1 und 2; 17, 4; 31D; 86, 3; 93, 5; 121, 2). Dagegen ist § 16 eine Tabelle der 'unregelmäfsigen Verben' hinzugefügt. 'Der Reinheit und allseitig angemessenen (sic!) Gestaltung des sprachlichen Ausdrucks ist bei wiederholter Prüfung der deutschen Übungsstoffe eingehende Aufmerksamkeit gewidmet worden.' Das könnte man allerdings bei einem

Buche, das seinem Hauptinhalt nach unzähligemal gedruckt und immer wieder neu aufgelegt ist, verlangen. Die deutschen Übungssätze sind jedoch ebenso wie ein grofser Teil der französischen, besonders in den ersten 41 Lektionen, aber auch weiter, in einer Weise seicht und inhaltlos, dafs ich den oben angeführten Satz der Vorrede nicht unterschreiben möchte. Sätze wie Lektion 1, 1. 4. A, 9. 10. 11. B, 17. 20; 2, A, 11; 3, B, 20; 4, A, 14. B, 16; 5, 4. 8. 13 und so weiter in reicher Fülle sind für die oberen Klassen, für welche das Buch doch bestimmt sein soll, ganz unbrauchbar und nur dazu geeignet, jedes Interesse am grammatischen Betrieb der Sprache systematisch zu ertöten. Wieder andere sind von einer unfreiwilligen Komik, die an die berühmten Parodien der Ollendorffschen Übungssätze in den Fliegenden Blättern erinnert. So z. B. L. 7, A, 12 *Geh weg, oder ich lasse meinen Bruder holen, welcher dich nach Hause zurückschicken wird.* 17 *Wer ist der Verfasser des Buches, welches euer Onkel euch schicken wird? — Ich habe den Namen desselben* (sic!) *auf den Lippen.* 18 *Fräulein Cäcilie wird uns gleich Musik machen. — Mein Klavier ist nicht gestimmt; aber ich werde meine Brüder holen, welche Ihnen ein kleines Lied singen werden.* Und diese drei Perlen auf einer halben Seite! — Auch an sprachlichen Unrichtigkeiten oder Unebenheiten fehlt es keineswegs. So L. 13, A, 6 *Wenn es nicht mehr regnen wird, werden wir ausgehen.* B, 13 *Ich habe deiner Freundschaft das Leben verdankt.* L. 37, B, 23 *Das Steuerruder war in den Schlamm versenkt.* L. 50, A (Karl der Grofse) *schritt über den Rhein.* Vielfach findet sich französische Wortstellung statt der deutschen; so L. 16, A, 13; 18, A, 15; 21, A, 17; 30, D, 8; 36, A, 14. — Was soll man schliefslich zu folgendem Satze aus einem Buch für Mädchenschulen sagen: L. 21, A, 21 *Ich fürchtete, dafs er dich verführte, wie er so viele andere verführt hat*? Ist das auch 'allseitig angemessen'? — Es kann meine Aufgabe nicht sein, bei einem Buch, das in dritter 'verbesserter' Auflage erscheint, auf principielle Erörterungen mich einzulassen; ich möchte nur anführen, dafs überall, wo man etwas genauer hinsieht, sich reichliches Material für die Kritik findet. Es sei mir gestattet, dies an einigen Beispielen auszuführen. L. 72 handelt von der Stellung der *Pronoms conjoints.* Aufser drei und einer halben Seite französischer und deutscher Übungssätze haben es die Verfasser für angezeigt gehalten, einige Dutzend besondere Übungssätze hinzuzufügen, die durchkonjugiert werden sollen. Ich kann mir für eine erste Klasse keine gröfsere Zeitvergeudung denken, als diese Art 'Übung', denn es handelt sich hier nicht etwa um die Einprägung irgend welcher grammatischen Schwierigkeit oder Verschiedenheit des Ausdrucks, sondern um die 'Wiederholung' einer bereits früher gelernten rein formalen Regel. — In der Lehre vom Zeitwort ist die abscheuliche, der elementarsten wissenschaftlichen Anschauung Hohn sprechende Transskription, die Plœtz auch in den Elementarbüchern beibehalten hat, getreulich aufbewahrt, z. B. *wu-säht', mähn'* etc. Die Einteilung in vier Konjugationen existiert immer noch, die sechs Verben auf *-evoir* bilden immer noch die dritte Konjugation, und zwar mit folgender Motivierung:

'Die Verben auf *-oir* gehören eigentlich zu den unregelmäfsigen, denn sie erleiden eine Veränderung des Stammes. Indessen zeichnen sich die sechs Verben auf *-evoir* durch regelmäfsige Wiederkehr ihrer Endungen (sic), ihrer Stammverkürzung und ihrer Umlautung aus' und 'neben den eigentlichen Stämmen haben diese Verben stets vor *u* die verkürzten Stämme *rec, cone, dée, perc, apere, d.*'!! So wörtlich S. 213. Und solcher Nonsens — es giebt kein milderes Wort — wird in einem Buche gelehrt, 'das sich einer bedeutenden und stets wachsenden Verbreitung erfreut' und 'einer gewissenhaften Durchsicht unterzogen' ist! Von ähnlichem Wert ist folgende Regel: 'Die Personalendungen gelten im allgemeinen für die unregelmäfsigen wie für die regelmäfsigen Verben.' Nach diesen Proben ist es gewifs nicht zu viel behauptet, dafs die ganze Lehre von der Konjugation auf verkehrter Grundlage aufgebaut und einer gänzlichen Umschmelzung dringend bedürftig erscheint. Aber auch die syntaktischen Regeln und Beispiele sind keineswegs immer so, wie sie sein sollten. L. 54 werden die indirekten Aussagesätze allerdings behandelt; ich habe mich aber in den beiden folgenden Lektionen vergeblich nach Nebensätzen ohne *dafs* umgesehen, obgleich für diese beiden Lektionen jene Satzform gerade so gut in Betracht gezogen sein sollte wie für L. 54. Die Aussageform ohne Zeichen der Abhängigkeit (z. B. *ich glaube, ich habe mich geirrt; ich wünschte, ich wäre abgereist)* ist überhaupt nicht behandelt. Bei der Behandlung der Infinitive (L. 60) werden künstlich Sätze mit *dafs* konstruiert, wie *Ich wünschte, dafs ich ihn treffe* statt *ich wünsche ihn zu treffen*, mit der Vorschrift, sie deutsch und französisch durchkonjugieren zu lassen! — Ich wiederhole zum Schlufs, dafs dies nur Stichproben sind, die zeigen sollen, wie die Herausgeber ihre in der Vorrede gegebenen Versprechungen gehalten haben, und auf welcher Stufe pädagogischer und wissenschaftlicher Einsicht das Buch gehalten ist.

Berlin. D. Coste.

Französische Grammatik für den Schulgebrauch von Hermann Breymann. Erster Teil: Laut-, Buchstaben- und Wortlehre. 2. Aufl. München u. Leipzig, R. Oldenbourg, 1890. XII, 98 S. 8.

Gegenüber der ersten Auflage sind folgende Veränderungen zu bemerken: 'die Beispiele sind jetzt, wie in der Syntax, überall den Regeln vorangestellt; zahlreiche Regeln haben eine schärfere, bestimmtere Fassung erhalten; andere sind umgestellt oder gekürzt worden. Infolge der vorgenommenen Veränderungen mufsten auch einige Paragraphen-Nummern geändert werden.' Die alten Paragraphen sind in Parenthese beigefügt.

D. C.

Abrifs der Aussprache der französischen Sprache zum Gebrauch für Deutsche von Albert Godart, Sprachlehrer in Metz. Leipzig, Eduard Baldamus, 1890. 64 S. kl. 8. M. 1.

Es ist kaum glaublich, dafs jemand, an dem die wissenschaftlichen Erörterungen über die Lautlehre spurlos vorübergegangen sind, und der

keine Unterscheidung des gesprochenen und geschriebenen Lautes kennt, einen Verleger hat finden können, der Regeln abdruckt, wie die folgende (S. 29 f.): '*J* wird immer wie *je* ausgesprochen. Es verdoppelt sich nie, geht niemals einem Konsonanten voraus, endigt auch niemals ein Wort. Vor dem Vokal *i* steht es nur einer Elision zufolge: *j'ignore, j'irai;* es ersetzt dann das Fürwort *je*. Dieser Konsonant ist gleichbedeutend mit *ge* vor *e* und *i*.' D. C.

Das französische Verb. Ein System zum verstandesmäfsigen Erfassen und selbständigen Entwickeln der Formen. Für den Schul- und Privatunterricht. Von Carl Moser (Mosen). Dritte, durchaus neu bearbeitete Auflage. Mit Übungsbeilage. Wien, Rudolf Lechner, 1891. VI, 27 S. u. 16 S. Übungsbeilage.

Darstellung der gesamten Konjugation auf Grund der sprachgeschichtlichen Entwickelung. Die Umarbeitung der dritten Auflage bezieht sich besonders auf die 'Behandlung der Personalzeichen und Flexionen' und die 'Übersicht der sogenannten unregelmäfsigen Verben nach dem Princip ihrer verstandesmäfsigen Aneignung'. In die 'Übungsbeilage' sollen diese Verben der Entwickelung des Buches gemäfs eingetragen werden zur Befestigung der Formenlehre. D. C.

Leitfaden der französischen Sprache. Nach der analytischen Methode bearbeitet von Th. von Schmitz-Aurbach. II. und III. Teil. 2. Auflage. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag, 1891. M. 0,65, bezw. M. 0,75.

Diese Leitfäden, wohl für Töchterschulen bestimmt, sind zwar äufserlich nach der analytischen Methode gearbeitet, innerlich aber huldigen sie dem ödesten Plœtzismus, wie besonders die Behandlung der Grammatik, z. B. der Konjugation, beweist. D. C.

Premières Lectures. Erstes französisches Lesebuch von Paul Voelkel, 1. ord. Lehrer am Kgl. französischen Gymnasium zu Berlin. Heidelberg, Carl Winter, 1891. VIII, 198 S. 8.

Das Buch, welches nach dem Vorwort 'mit seinem Inhalt an das Gemütsleben und die Vorstellungswelt des Kindesalters anknüpft', ist dazu bestimmt, den Mittelpunkt für den französischen Anfangsunterricht zu bilden. 'Der Stoff ist zum Teil den Unterrichtsgegenständen entnommen, so dafs sich der Anfänger möglichst angeheimelt fühlt und ganz der Bewältigung der fremden Form hingeben kann.' Letzteres trifft für die Prosastücke nur zum Teil, für die poetischen überhaupt nicht zu. 'Von grammatischen Stücken habe ich dabei abgesehen, um dem Lehrer nicht vorzugreifen.' Damit ist der organische Zusammenhang, auf den für den Anfangsunterricht wohl ziemlich allgemein jetzt viel Wert gelegt

wird, von vornherein zerrissen; der Gebrauch einer Grammatik, wie z. B. Lücking, muſs nebenhergehen. Der Stoff ist nicht nach den Gattungsarten geordnet, sondern wohl vom Einfacheren zum Schwereren aufsteigend, Prosa und Poesie gemischt. Aus der Bibel ist ein wesentlicher Teil des Stoffes genommen, der ja sachlich gewiſs den Schülern bekannt ist; ob aber die biblischen Erzählungen, wie z. B. *David et Goliath* (S. 89), ihrer Form nach geeignet sind, als Muster zu dienen, erscheint mir fraglich. Die historischen Stoffe sind bunt durcheinander gewürfelt, was ich nicht billigen kann; unter den geographischen Stücken vermisse ich neben *Le bois de Boulogne, Les courses de Longchamps, Le bois de Vincennes* (S. 67. 69. 73) irgend eine Beschreibung, welche die Stadt Paris selbst oder wenigstens einen Teil, bezw. ein Hauptgebäude betrifft. Die Moral in Sentenz und Erzählung nimmt einen ziemlich breiten Raum ein; ob für Schüler der unteren Klassen eine Betrachtung über *Le suicide et le duel* (S. 43) unbedingt notwendig war, lasse ich dahingestellt. Uneingeschränktes Lob verdienen die Aufsätze naturgeschichtlichen Inhalts, wie denn überhaupt die Sorgfalt in der Auswahl — mit den oben erwähnten Einschränkungen — sachlich und sprachlich nichts zu wünschen übrig läſst: dem Herrn Verfasser steht ein reiches Material trefflicher Schriftsteller zur Verfügung. Der Raum, den er dem Gedichte anweist, scheint mir etwas reichlich bemessen, ganz abgesehen von dem Bedenken, das ich gegen eine Bevorzugung des poetischen Ausdrucks von Anfang an für die Schule hege: auſser dem französischen Gymnasium in Berlin wird schwerlich sich eine Anstalt finden, welche für die Poesie, die doch dem praktischen Gebrauch der Sprache nur sehr mittelbar dienen kann, so viel übrig hätte, wie Verfasser wünscht. Und das führt mich auf das Hauptbedenken, das ich dem sorgfältig gearbeiteten Buche gegenüber nicht unterdrücken kann: wie sollen auſser der Grammatik, die doch über kurz oder lang neben das Buch treten muſs, mit ihren Beispielen und deutschen Übungsstücken, denen die Beziehung zur Lektüre gänzlich fehlt, die 141 Seiten Text oder auch nur eine Auswahl im 'Anfangsunterricht' bewältigt werden? Mag sich die Anstalt, an welcher der Herr Verfasser wirkt, mit ihren fünf französischen Stunden in VI, sechs in V, sechs in IV einen solchen Luxus gestatten; andere, fürchte ich, werden es nicht können. — Das Wörterverzeichnis (S. 142—198) ist, ebenso wie Druck und Ausstattung, sehr sorgfältig behandelt.

Berlin. D. Coste.

Karl Ernst, Syntaktische Studien zu Rabelais. Greifswalder Dissertation 1890. IV, 93 S.

Im Gegensatze zu Sänger (Syntakt. Untersuchungen zu Rabelais, Halle 1888), der das ganze Verb und die Präpositionen behandelt, beschränkt sich der Verfasser der Syntakt. Studien auf die Kongruenz des Particip. Präteriti und den Gebrauch der Hilfsverba, ist aber auf diesem Gebiete geradezu erschöpfend. Da er seinen Ausführungen offenbar nicht

eine vorher konstruierte Schablone zu Grunde legt, sondern umgekehrt erst auf Grund der gemachten Beobachtungen und zusammengetragenen Beispiele sein System aufbaut, so hat man durchweg das angenehme Gefühl, auf sicherem Boden zu stehen. Bei der Vollständigkeit des beigebrachten Materials stellt die Abhandlung eine mit Freude zu begrüfsende, höchst exakte Vorarbeit für eine künftige mittelfranzösische Syntax dar. Die fortwährend herangezogenen einschlägigen Untersuchungen über andere Schriftsteller der gleichen oder früherer Sprachperioden erweitern nicht nur den Gesichtskreis, sondern gestatten auch mitunter erst, eine bei Rabelais vorkommende Besonderheit richtig aufzufassen. Die hauptsächlichsten Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung sind: das Particip. Präteriti transitiver Verba richtet sich nie nach dem Subjekt; steht das Objekt hinter dem Particip, so bleibt dieses unverändert; geht das Objekt voran, so überwiegt Inkongruenz; sind mehrere Objekte vorhanden, so bleibt das Particip, wenn jene ihm folgen, unverändert; gehen sie ihm voran und sind lauter Substantiva, so bleibt es ebenfalls unverändert; werden sie aber durch ein Relativ vertreten, so richtet sich das Particip nach dem zuletzt vorangehenden Substantiv; bezieht sich das Particip auf ein Adverb oder Substantiv der Menge, von dem ein anderes Substantiv abhängt, so bleibt es, aufser in einem einzigen Falle, unverändert; dasselbe gilt von Participien, von denen ein Infinitiv abhängt, auch wenn dieser intransitiv ist. — Doch würde es zu weit führen, wollten wir so den gesamten Inhalt der Abhandlung im einzelnen angeben. Wo der Schriftsteller schwankt, giebt der Verfasser den Prozentsatz der verschiedenen Gebrauchsweisen an, mitunter auch sämtliche in Betracht kommende Stellen. Im einzelnen ist etwa nur zu bemerken, dafs die S. 87—89 als Reflexiva citierten Participia mit *estre* wohl eher teils als Adjectiva, im Sinne der von Tobler, Rom. Ztschr. V, 186—192, behandelten, teils als Passiva aufzufassen sind. In III, 84 (S. 60) *On sachet de laquelle davant pendent sont les faultes et malheurs d'aultruy, tousjours exposées à nostre veue et cognoissance* ist wohl nicht, wie der Verfasser S. 61 sagt, das Particip deshalb mit dem ferner stehenden Femininum übereingestimmt, weil dieses als das stärkere überwiegt, sondern *malheurs* ist als Femininum behandelt. Die Stelle III, 221 (S. 82) *Si le ruffien se y ha une foys associé quelque Myste* ist jedenfalls so, wie sie die Ausgabe von 1552 giebt, beizubehalten. Da das reflexive *s'associer* gleichzeitig transitiv ist, läfst sich die Konstruktion mit *avoir* eher begreiflich finden, und dafs die Lesart später vielfach abgeändert wurde, beweist doch nur, dafs man später ein Reflexiv mit *avoir* unerträglich fand, nicht aber, dafs es dies auch für Rabelais gewesen sei. Die Participien (S. 80—81) in I, 102 *Qui estoient entrex le clous* und II, 176 *Ilz estoient tresbien antidotex le cueur* (wozu I, 72 *Empaletocqué comme une duppe et tresbien antidoté son alaine à force syrop vignolat* gehört) sind jedenfalls in der Art von *est mer passex* aufzufassen, wie dies auch der Herr Verfasser selbst andeutet.

Berlin. Fr. Bischoff.

Jean de Mairet: Silvanire. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von Richard Otto. Bamberg, C. C. Buchnersche Verlagsbuchhdlg., 1890. CXVII, 159 S. 8.

In seiner Einleitung zu diesem Neudruck der Silvanire hat Otto eine treffliche litterarhistorische Untersuchung geliefert. Zahlreiche neue Aufschlüsse werden uns über die Anfänge und die Entwickelung des klassischen Dramas in Frankreich gegeben, und manche bereits bekannte Thatsache gewinnt in diesem neuen Licht erst ihre wahre Bedeutung. Zu seinen fruchtbaren Erörterungen kommt Otto, indem er es unternimmt, einen Widerspruch aufzuklären, in den die neuere Litteraturgeschichte bei Beurteilung der Silvanire mit den Zeitgenossen Mairets geraten ist. Überall finden wir heute die Ansicht ausgesprochen, dafs Mairet mit seiner Silvanire den ersten Schritt zur Einführung des regelmäfsigen klassischen Dramas in Frankreich gethan und in der Vorrede dazu zum erstenmal die Einheit der Zeit gefordert habe. Demgegenüber ist es auffallend, dafs die verflossenen Jahrhunderte diese Silvanire nie für ein epochemachendes Stück gehalten und in ihrer Einleitung nie einen Kodex der dramatischen Kunstregeln gesehen haben. Zahlreiche Belege, deren wichtigste von Otto aufgeführt werden, beweisen, dafs das Werk sehr schnell der Vergessenheit anheimgefallen ist. Der Widerspruch erklärt sich aus einer seither allgemein verbreiteten falschen Ansicht über das chronologische Verhältnis der Werke Mairets zu denen seiner Zeitgenossen. Dannheifser in seinen Studien zu Jean de Mairets Leben und Wirken, Ludwigshafen 1888, zeigte, dafs Mairet zwar 1604 geboren ist, dafs er aber die Gewohnheit hatte, sich stets um sechs Jahre jünger zu bezeichnen. So mufste man den Angaben des Dichters entnehmen, dafs die 1631 erschienene Silvanire bereits 1625 abgefafst und aufgeführt worden sei. Wäre das richtig, so hätten wir allerdings in diesem Werk das erste regelmäfsige Drama. Aber die Annahme ist eben falsch. In seiner nicht besonders datierten und darum in den Anfang des Jahres 1631 zu verweisenden *Préface* sagt Mairet, dafs er vor zwei Jahren aufgefordert worden sei, eine Pastorale nach italienischem Muster zu dichten. Damit stimmt noch eine Reihe anderer historischer Thatsachen überein. Die Entstehung der Silvanire mufs also in das Jahr 1629 gesetzt werden, d. h. mindestens zwei Jahre später, als Pichou auf den Gedanken gekommen war, nach italienischem Muster seine *Fillis de Scire* zu dichten. Dieses Stück — und namentlich seine Vorrede, die von dem Sieur d'Isnard verfafst ist, und zwar noch bevor Mairets Silvanire erschien — zeigt aufs deutlichste, wie damals schon die klassisch-regelmäfsige Pastorale der Italiener auf die französische dramatische Litteratur formell einen direkt mafsgebenden Einfluſs gewann. Aber auch nicht in Isnards Vorrede ist die Regel der drei Einheiten als Grundsatz des Dramas zum erstenmal ausgesprochen worden. In überaus klarer Weise und unter Beibringung eines so reichen Materials, wie es bisher nicht annähernd vorlag (vgl. namentlich den Anhang), verfolgt Otto nunmehr die Geschichte der drei

Einheiten in Frankreich, wobei selbstverständlich die Einheit der Zeit im Vordergrund steht. Es ist bekannt, dafs man die Stelle Kap. V, § 8 der Poetik des Aristoteles mifsverstanden hat, dafs das Gesetz von der Einheit der Zeit und des Ortes erst in der neueren Litteraturgeschichte entstanden ist. Schon in der ältesten kommentierten Übersetzung des Aristoteles von Fr. Robertello (Florenz 1548) wird der unverfängliche, eine blofse Thatsache konstatierende Standpunkt des Griechen verlassen und seinem Ausspruch die Form eines Gesetzes gegeben. Die Handlung einer Tragödie mufs sich innerhalb eines Sonnenumlaufs abspielen. Aber ist ein natürlicher oder ein künstlicher Tag gemeint? Der Erklärer entscheidet sich für den künstlichen von zwölf Stunden: *noctu enim homines conquiescunt indulgentque somno; neque quidpiam agunt aut ulla de re inter se colloquuntur!* Der zwei Jahre darauf erschienene Kommentar Vincentii Madii Brixiani et Bartholomæi Lombardi Veronensis (Venedig 1550) setzt zum erstenmal die Zeit in Raum um, indem er sagt, es sei ein Widersinn, wenn die Ereignisse von der Zeitlänge eines Monats in die wenigen Stunden der Aufführung zusammengedrängt würden und z. B. ein Bote, der nach Ägypten geschickt werde, nachher als zurückgekehrt auf der Bühne wieder erscheine. Einer der folgenden Kommentatoren, Castelvetro (Wien 1570), geht noch einen Schritt weiter: er verlangt, dafs die Zeit der Aufführung mit der Zeit der Handlung völlig übereinstimme. Man mag in dieser Forderung immerhin eine gewisse Roheit der Auffassung erkennen, wie es Otto thut, sie ist jedenfalls konsequent entwickelt und zeigt deutlich, dafs ein starker Zug zum Realismus in jener Zeit vorhanden war. Die übrigen Kommentare des Aristoteles, die bis zu Mairets Zeit verfolgt werden, und deren wichtigste Ausführungen im Anhang zusammengestellt sind, müssen hier übergangen werden. Aber ein Zwiespalt ist wichtig, der sich zwischen den Kommentatoren und den Poetikern zeigt. Die Poetiker forderten mit Rücksicht auf die Praxis der Alten in Italien wie in Frankreich den vierundzwanzigstündigen Tag. Und so war es auch zu Mairets Zeit, bis die Akademie zu der Regel der zwölf Stunden zurückkehrte. Hatten also die Poetiker schon eine gröfsere Freiheit zugegeben, so gingen diejenigen Dichter, die selbst poetische Abhandlungen schrieben, noch weiter, sie warfen mitunter schon die Frage auf, ob denn überhaupt die beschränkte Handlung der Alten auch von den Neuen innegehalten werden müsse. Es kann dabei nicht wundern, dafs am Anfang auf der französischen Bühne keine Verstöfse gegen die Zeiteinheit und nur wenige gegen die Ortseinheit gemacht wurden, denn die gelehrten Dichter jener Zeit konnten ja doch kein anderes Bestreben haben, als den Kennern der antiken Litteratur zu gefallen. Dabei ist es klar, dafs der Klassicismus der Plejade durch die italienische Renaissance seine eigentümliche Prägung erhalten hat, denn neben den Dichtungsarten der Alten werden die echt italienischen Capitoli und Sonette gepflegt. Mit den romantischen Traditionen des Mittelalters haben also die gelehrten Dichter gebrochen. Aber noch war der Boden Frankreichs wenig bereitet, das regelmäfsige Drama auf-

zunehmen. Frankreich war nicht, wie Italien, ein Land der Humanisten und der Akademien. Das Drama stieg also bald wieder zum Volk hinab und mufste sich seinem Geschmack anpassen. Die meisten Stücke des 16. Jahrhunderts ahmten die Alten höchstens in der Anwendung des Chors nach. Derjenigen Dichter, die ernstlich den antiken Mustern nachstrebten, waren schliefslich nur wenige: der berühmte Garnier vor allen. Aber Alexander Hardy beachtete — aufser in seinen Pastoralen — die Einheiten der Zeit und des Ortes gar nicht und schaffte die Chöre ab. Höchst lehrreich sind Ottos Bemerkungen über Hardy, wenn er auch das neueste umfassende Werk Rigals noch nicht benutzen konnte. In nachdrücklichster Weise betont er, was ihm Lombard in seiner *Étude sur Alexandre Hardy* nicht stark genug gethan hat, dafs Hardy durchaus kein ungelehrter Dramatiker, sondern ein gelehrter Dichter im Sinne Ronsards gewesen ist, der im bewufsten Gegensatz zu den Regeln gestanden. Aber die Diskussion über die Regeln hörte in der ganzen Zeit nicht auf. Und die gelehrte Poetik behielt nach wie vor den Standpunkt bei, den sie im Anfang der Humanistenzeit eingenommen hatte. Allmählich ersteht ihr dann auch ein mächtiger Bundesgenosse. Seitdem mit Heinrichs IV. Regierungsantritt Friede und Wohlstand und ein behagliches Leben in Frankreich wieder begonnen hatte, entwickelte sich auch ein feinerer geselliger Verkehr. In diesen gesellschaftlichen Kreisen aber herrschte das italienische Element auffallend stark vor. Es wurde also auch der italienischen Litteratur mehr Aufmerksamkeit geschenkt als der französischen. Und namentlich war es die italienische Pastorale, die eine mächtige Wirkung in den Palästen erzielte, und die seit 1558 eine grofse Reihe französischer Pastoralen hervorrief. Unter diesen Eindrücken forderte, wie schon gesagt, auch Isnard 1626 seinen Freund Pichou auf, die italienische regelmäfsige *Filli di Sciro* für die französische Bühne nach den Regeln der Alten umzudichten. Und Isnard sagt in seiner Vorrede, dafs diese Umdichtung die bedeutendsten Schöngeister des Hofes und den grofsen Kardinal selbst entzückt habe. Von dem Kardinal la Valette und dem Grafen von Carmail wurde dann 1629 Jean de Mairet zur Abfassung seiner Silvanire veranlafst. Da Mairet durch seine Sylvie, die ein regelloses Stück war, einen ungeheuren Erfolg errungen hatte, so konnte er in seiner Eitelkeit glauben, dafs ein Werk, das den klassischen Regeln gerecht werde, ihn über alle Pastoralendichter erheben müsse. Und in dieser Hoffnung gab er seinem Buch nicht nur eine sehr gespreizte Vorrede, sondern auch eine prunkende Ausstattung, die zum Teil die irrtümliche Auffassung der modernen Litteraturgeschichte mit verschuldet hat.

Der Herausgeber geht nun zu einer Würdigung der Vorrede Mairets und seines Werkes selbst über und weist der Dichtung die ihr gebührende Stellung in der Litteraturgeschichte an. Die Silvanire konnte seiner Meinung nach zwar keine Propaganda für die pseudo-aristotelischen Regeln machen, aber zu ihrer Verbreitung trug sie doch bei. Sein Schlufsurteil fafst Otto dahin zusammen, dafs das Aufleben der Regeln in Frank-

reich also nicht dem Betreiben einer einzigen Person zugeschrieben werden dürfe, und daſs auch Chapelain nur ein winziger Faktor in der ganzen Bewegung gewesen sei, die Corneille schlieſslich in wirkungsvollster Weise zum Siege geführt habe. Nur eines betont Otto nicht, was aber von anderer Seite bereits ausgesprochen wurde, daſs die Bewegung, die in dem öden, innerlich so unwahren Klassicismus endete, von Natur eine wahrhaft realistische war, indem sie die bühnenmäſsige Darstellung einer Handlung wenigstens äuſserlich dem wirklichen Vorgang gleichzusetzen suchte.

Berlin. Fr. Speyer.

Histoire d'Alexandre le Grand par Ch. Rollin. Erklärt von Oswald Collmann, Oberlehrer am Realgymnasium zu Posen. II. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1890 (Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, herausgeg. von E. Pfundheller und G. Lücking). 167 S. 8. M. 1,50.

Da dies Bändchen bereits die zweite Auflage erlebt, so muſs es doch wohl noch eine Anzahl Schulen geben, die ohne Rollin nicht auszukommen glauben. Ich für mein Teil muſs gestehen, daſs ich die Lektüre eines Schriftstellers, der wissenschaftliche Bedeutung nicht mehr hat, und dessen Sprache recht merklich von dem historischen Stil unseres Jahrhunderts abweicht, nicht für ersprieſslich halten kann. Dem Text liegen zu Grunde eine Amsterdamer Ausgabe aus dem Verlage von J. Wetstein und G. Smith vom Jahre 1741 und eine Pariser Ausgabe, 1807 bei Jean-François Bastien erschienen; an die erstere hat sich der Herausgeber enger angeschlossen. In den Anmerkungen sind historische und grammatische Bemerkungen mit 'Präparationshilfen' gemischt — ein Gemisch, das ich nicht für sehr glücklich halte. Auch hat der Hinweis auf bestimmte Grammatiken (Mätzner, Collmann, hier und da Lücking) immer etwas Miſsliches. Abweichungen vom modernen Sprachgebrauch sind nicht angegeben. Druck und Interpunktion sind sorgfältig durchgesehen.

D. C.

Studj di filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci. Fasc. 12. P. Rajna, Un frammento di un codice perduto di poesie provenzali. E. Monaci, Lo romans dels auzels cassadors. Roma, Loescher, 1889. 192 S. Lire 6.

Das zwölfte Heft der *Studj* wird von zwei für die Kenntnis der provenzalischen Litteratur wichtigen Veröffentlichungen eingenommen. Pio Rajna macht uns bekannt mit dem Fragment einer provenzalischen Handschrift, welches der treffliche Bibliothekar der Riccardiana, Salomone Morpurgo, vor nicht langer Zeit gefunden hat. Das Fragment besteht nur aus zwei zusammenhängenden Blättern, die einer lateinischen Handschrift theologischen Inhalts aus dem 14. Jahrhundert vorgeheftet waren,

und von denen das erste in späterer Zeit dem Einbanddeckel aufgeklebt worden ist. Von den sechs Dichtungen, welche in den nur acht uns so überkommenen Schriftspalten enthalten sind, sind uns nicht weniger als vier neu, ein Umstand, der uns erinnert, wie viel uns vom provenzalischen Litteraturschatz verloren gegangen sein mag. Von den beiden bekannten Dichtungen ist die eine das Partimen zwischen Aimeric von Pegulhan und Gauselm Faidit *Gauselm Faidit, de dos amics corals,* über welches hier merkwürdigerweise der Name 'Gui d'Uisselh' gesetzt ist; die andere ist ein Bruchstück der unlängst (Berlin 1888) von Cornicelius kritisch herausgegebenen Novelle des Raimon Vidal *So fo el temps c'om era iays.* In seinem Urteil über das Verhältnis dieser neugefundenen Überlieferung zu den drei bisher bekannten Handschriften scheint mir Rajna, der sich für Selbständigkeit allen dreien gegenüber ausspricht, nicht im Recht zu sein. Nach meiner Meinung (s. Deutsche Litteraturzeitung 1890, Sp. 1723/4) gehört das Riccardianische Fragment am engsten mit R zusammen, geht aber nicht auf eine einfache Kopie der Novelle zurück, sondern auf eine Abschrift eines Liebhabers, der an den vorkommenden Trobadorcitaten korrigierte und dem Werk Raimon Vidals auch eine Erweiterung eigenen Fabrikats (S. 59—60) einfügte.

Die Gedichte, die uns hier zum erstenmal, leider gerade im zerstörtesten Teil des Fragments, entgegentreten, sind alle vier von Lanfranc Cigala, drei von ihnen geschichtlichen, eins verliebten Inhalts. In der sehr ausführlichen Einleitung (S. 1—44) hat Pio Rajna aufs eingehendste, scharfsinnigste und in liebenswürdigster Redeweise die historischen und persönlichen Verhältnisse erörtert, aus denen diese Dichtungen entsprungen sein werden, und hat als Entstehungszeit für das erste Herbst 1267, fürs zweite 1268—73, fürs dritte 1273 aufserordentlich wahrscheinlich gemacht. Zum Text der einzelnen Dichtungen hat bereits Levy im Litteraturblatt für germ. und rom. Phil. 1890, Nr. 9 eine Anzahl Korrekturen mitgeteilt. Hier ein paar weitere Vorschläge: 1, 11 *qual*] doch wohl *qu'el.* — 20 *tenensa*] lies *temensa,* vgl. V. 22 *ni plus n'estai* (statt *nol lai) d'erenan temoros.* — 27 Ergänze in der Lücke *denha?* — 3, 2 *Qui hom*] *Qom;* die Hs. hat *qhom.* — 4, 18 *levors*] Levy liest *leujors,* ohne das Wort belegen zu können. Es steht, freilich mit hier unpassender Bedeutung, in meinen Prov. Ined. Nr. 63, 5, V. 37. Man wird hier das *legors 'otium'* der alten Reimliste einführen dürfen. — 21 Schreib *qoils.* — 28 *vida es piejer.* — 40 Eher *car* als *can* zu ergänzen. — 42 *ses*] *sos?* — 44 Levy übersetzt stillschweigend mit Recht *ai* statt *ni.* — 5, 28 *ses sals*] *sessals* 'zinsbar'. — II, 330 *feisim.* — 361 *ten se.* — 430 *q'a bben.*

Der zweite Teil des Heftes bringt nach der Barberinischen Handschrift den Abdruck des Lehrgedichts über die Jagdvögel von Daude de Pradas, das uns inhaltlich, wie verwandte Werke anderer Sprachen, interessiert durch den Einblick, den es in die eingehende Teilnahme damaliger Zeit an einem merkwürdigen Zweig höfischer Lebenskunst gestattet, ferner durch den Einblick in die eigentümliche Art mittelalterlicher Medizinierkunst, die ihr Vertrauen gewifs vielfach auf die Seltsamkeit und Kom-

pliziertheit ihrer Heilmittel gründet, deren Vorschriften aber gewifs auch hin und wieder zu erproben wären, wenn einmal die Mode, wie es vor ein paar Jahren den Anschein hatte, zu dieser Gattung des Weidwerks zurückkehrte. H. Werth hatte uns die Herausgabe des noch unveröffentlichten Teils dieses Gedichts versprochen (Ztschr. f. rom. Phil. 1888, S. 165). Er sieht sich hoffentlich nun veranlafst, diese Veröffentlichung durch eine kritische Ausgabe des ganzen Werkes nach allen drei Handschriften zu ersetzen. Es wäre zu wünschen, dafs die Ausgabe dann von einem reichlichen Glossar begleitet würde, denn, wenngleich man an diesem Gedicht von neuem den Fleifs erkennt, mit welchem Raynouard die ihm irgend zugänglichen provenzalischen Litteraturdenkmäler lexikalisch ausgebeutet hat, bleibt doch noch manches zurück, und auch die genauen Stellennachweise der bei Raynouard vorhandenen Wörter sind durchaus wünschenswert. Bis zum Erscheinen dieser kritischen Ausgabe ist uns Monacis Veröffentlichung sehr willkommen. Der Herausgeber beschränkt sich auf den Abdruck der Handschrift unter Hinzufügung der Interpunktion und einer Anzahl nicht immer glücklicher Besserungsvorschläge verderbter, besonders metrisch unvollkommener Stellen. Auch hier hat Levy a. a. O. schon sehr viel zur Korrektur des Textes beigetragen. Auch hier noch ein paar Vorschläge: V. 65 Komma nach *res*, 66 Punkt nach *es*. — 87 Nicht *fait*, sondern *fai*, 88 nicht *per*, sondern *e* ist zu streichen. — 230 *ionher*] *onher*? — 289 *sel*] *s'el*. — 401 *lo*] *los* (402 bleibt unverändert). — 425 *sia*. — 463 *nos fassa*. — 507 *per que? dirai vos o*. — 569 *cor*] *carn*? vgl. 572. — 717 *son*] *bon*? — 724 *Mas non ges tan can l'a mestiers*? — 755 *m. tan c. s.*; 757 *No l'e. b. g*. — 794 *fera*] *fela*. — 905 *home*. — 909 ff. *que tan apertz Si fai que sias ben cubertz, hom*. ... — 1142 *qu'el*. — 1165 *non* scheint nicht zu passen; gerade der oft jagende Vogel scheint gemeint zu sein. — 1166 *qu'om p. f*. — 1487 *se i a*. — 1507 *sertas*] *coitas*. — 1522 *aitan*] *ni tan*. — 1667 f. *poiretz Ab dos detz, vos*. ... — 1670 ff. *pro. Dreit ... ne, Sedas*. ... — 1738 f. *guizal pais D'anguila* ... — 1875 f. *muda, can ... mudatz. De n*. ... — 1953 ff. *crezatz. Per tal ... ab ora, Api* ... — 2220 *menut*. — 2230 Punkt nach *tirar*. — 2381 f. *souen Aiso, garra* ... — 2634 Die Lücke wird vor 2633 sein; 2635 lies *A l'auzel asedat*. — 2830 Rayn. Lex. III, 139 liest, wohl mit Recht, *De la uida* ... — 2855 Auch in diesem Denkmal kommen hier und da 2. Plur. auf *-t* vor; bei ihrer Vereinzelung wird dafür wohl *-tz* zu schreiben sein. — 2997 *fraisser, de p*. — 3014 *oliatz*] *o liatz*, vgl. 3028. 3048. Das Wort ist bei Rayn. bis zur Beibringung anderer Belege zu streichen. — 3068 *fort; cant er trusada, Liatz* ... — 3081 *nozer, A sel loc* ... — 3113/14 kein Reim. — 3160/61 Die Interpunktionszeichen sind zu vertauschen. — 3164 *ques en boscatge Troba hom* ... — 3175 f. Eher *moillaretz, estrenheretz*. — 3214/15 Bartsch setzt mit Recht die Interpunktionszeichen umgekehrt. — 3223 Semikolon wie 3224. 3226 u. s. w. — 3295 *defendre*] etwa *apondre*. — 3315 Das erste *tals* wird zu streichen sein. — 3371 *metzin'a*. — 3381 *hueills*. — 3422 Schalte *i* vor *metetz* ein. — 3438 *d'eis*. — 3481 *e*] *se*. — 3523 *si tenon*] *s'aturon*. —

3524 *no'n peiuron?* — 3577 *lo ui*] *oli?* — 3671 *s'i.* — 3716 Setze Interpunktion nach *queacomet.* — 3763 Bartsch liest statt *rugen*] *megen; rugen* wird aber richtig sein; eher möchte man für *metian*] *menten* einführen.

Königsberg i. Pr. C. Appel.

Studj di filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci. Fasc. 14 (L. Gauchat, H. Kehrli, Il Canzoniere provenzale H). Roma, Loescher e Co., 1891.

Die den fünften Band der *Studj* zum Abschluſs bringenden Seiten 341—568 enthalten den buchstäblichen Abdruck der vatikanischen Handschrift 3207, eingeleitet durch eine kurze Beschreibung derselben, Scheidung der Hände, auf die das jetzt Vorliegende zurückgeht (die Herausgeber sind geneigt, mit de Lollis die Erläuterungen dem Schreiber des Textes zuzuweisen), eine Feststellung des Umfanges der Verluste, die die Handschrift erlitten hat, und die sich auf mindestens 22 Blätter belaufen müssen, und im Zusammenhang damit den Nachweis, daſs das von Barbieri als *libro slegato* bezeichnete Liederbuch mit dem vatikanischen 3207 nicht eins sein kann, wenngleich jenes diesem sehr nahe verwandt gewesen sein muſs, endlich Zuweisung der Handschrift an das Ende des dreizehnten oder die erste Hälfte des folgenden Jahrhunderts und Wiederholung dessen, was über Ursprung der Sammlung und ihre Geschichte Wahrscheinliches und Sicheres geäuſsert worden ist. Der Abdruck scheint mit Sorgfalt ins Werk gesetzt und giebt die willkommene Gewiſsheit, daſs verschiedene sinnlose Stellen, die in früheren Wiedergaben einzelner Lieder begegneten, der Besserung durch unseren Scharfsinn nicht bedürftig sind, sondern sich völlig klären, sobald man bei dem bleibt, was das alte Buch thatsächlich bietet. Da die Veranstalter des Abdrucks sich aller Herausgeberarbeit, Kenntlichmachung des Strophenbaus, Interpunktion, Bezeichnung von Lücken im Innern der Lieder u. dgl. enthalten, so ist nicht recht zu erkennen, warum sie den Apostroph eingeführt haben. Möchte endlich auch die Handschrift D, die der Kritik der Trobadorlyrik dienstbar zu machen immer noch besonders schwer hält, durch einen zuverlässigen Druck verwertbar werden, — aber auch eine kräftige Textkritik mit dem gewiſs löblichen Eifer Schritt halten, der uns das Aufsuchen der Handschriften ersparen will und hoffentlich wirklich überflüssig macht.

Berlin. Adolf Tobler.

Dr. Ernst O. Stiehler (Oberlehrer in Döbeln): I. Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts. Zugleich eine Einführung in das Studium unserer Reformschriften. Nebst einem ausführlichen Quellenverzeichnisse. Marburg, Elwert, 1891. VI, 58 S. 8. — II. Streifzüge auf dem Gebiete der neusprachl. Reformbewegung. Marburg, Elwert, 1891. 72 S. 8.

Die beiden Schriften gehören zusammen. Die 'Streifzüge' sind eine Neuauflage einer Programmabhandlung des Königl. Realgymnasiums zu

Döbeln, Ostern 1890, und bilden nach dem ursprünglichen Plane des Verfassers den zweiten und dritten Teil, während in der erstgenannten Schrift der erste Teil des ganzen Werkes vorliegt. Man kann sie beide den Fachgenossen warm empfehlen, denn der Verfasser sucht zwar ernstlich nach Verbesserung, wo er Mängel in dem bisherigen Sprachunterricht zu erkennen glaubt, aber er ist kein Schwärmer und weifs stets die nötige Mäfsigung, Besonnenheit und Vorurteilslosigkeit zu wahren, deren man so sehr bedarf, wenn man über das heikle Reformthema Erspriefsliches vorbringen will. Wie überhaupt aus den neueren einschlägigen Schriften, gewinnt man auch aus Stiehlers Abhandlungen den erfreulichen Eindruck, dafs die 'Sturm- und Drangperiode' in der Reformbewegung glücklich überwunden ist, dafs die deutschen Lehrer der neueren Sprachen wieder zu sich kommen und selbständig prüfen, während man sich früher gar zu leicht durch die vielgepriesenen 'Grofsthaten, Leistungen und Erfolge' gewisser Reformer imponieren liefs.

I. In der ersten, die Methodik betreffenden Schrift nimmt der Verfasser als ausgemacht an, dafs die bisherige Methode 'die wünschenswerten Ergebnisse nicht herbeizuführen vermag'. Wenn mit dieser Methode der alte Schlendrian mit dem blofsen Lesen und Lernen der Lektionen nebst mechanischer Erledigung der 'Übersetzungen' gemeint ist, so ist das gewifs richtig; nur wird der Verfasser nicht beweisen können, dafs nach dieser Methode die neueren Sprachen noch immer meistens gelehrt werden (S. 4), denn die Benutzung älterer Lehrmittel bedeutet ebensowenig, dafs danach immer auf die oben gedachte, lotterige und mechanische Art unterrichtet werden mufs, wie die Einführung von 'Reform'-Lehrbüchern beweist, dafs danach auch ganz im Geiste der Reform gelehrt werde. — Nach einem geschichtlichen Überblick (bis S. 12) stellt der Verfasser, der übrigens nie vergifst, was die Behörden fordern und die Schulen leisten müssen, die auf die Methode bezüglichen, sich oft widersprechenden Wünsche der Reformer zusammen. Bei der Frage, ob für den Anfang zusammenhängende Stücke oder Einzelsätze den Vorzug verdienen, will er zwischen dem Anfänger im Französischen, d. h. dem zehn- bis elfjährigen Quintaner (bezw. auf lateinlosen Realschulen dem neun- bis zehnjährigen Sextaner) und dem zwei Jahre älteren Untertertianer im Englischen unterscheiden. Für letzteres empfiehlt er den Anfang mit kleinen Stückchen à la Gesenius; für das Französische dagegen würde er ein Lehrbuch wählen (S. 18), welches, wie Breymanns Elementargrammatik, für die erste Zeit bis zur völligen Bewältigung der Lautlehre Einzelsätze giebt. Schreibübungen in der historischen Orthographie empfiehlt er auch beim ersten Anfange unter Verwerfung phonetischer Umschrift, von der er (S. 19) sagt: 'Die Phonetiker muten dem Quintaner mit ihren Transskriptionen zehnmal mehr zu als wir mit unseren orthographischen Texten.' In betreff der Übersetzungen in die Fremdsprache giebt der Verfasser zwar zu, dafs die 'Umformungen', die manche Reformer durchweg an die Stelle der Übersetzungen treten lassen wollen, in den ersten Monaten von grofsem Nutzen sein mögen, stimmt

aber dem Oberlehrer Herz (III. Neuphilologentag) darin bei, dafs später die mit einem gröfseren Wortschatz ausgerüsteten Schüler sich doch nicht streng an den zu Grunde liegenden Text halten, sondern dieselben Fehler machen werden wie beim Übersetzen. Die Angriffe der Reformer gegen das Übersetzen weist er mit stichhaltigen Gründen zurück und sagt S. 27: 'Leichte, dem Verständnisse des Schülers angepafste, jede Zweideutigkeit im Inhalte ausschliefsende deutsche Übersetzungsstücke sind für höhere Lehranstalten, die es ja mit bewufster Spracherlernung zu thun haben, ihrer formalbildenden Kraft wegen nicht zu entbehren, besonders auch deshalb nicht, weil durch sie erst der Schüler inne wird, inwieweit er sich den fremdsprachlichen Stoff zu eigen gemacht.' Für diese Übersetzungen empfiehlt Stiehler zusammenhängende Stücke, während er die Einzelsätze höchstens dulden will, wenn sie untereinander in einem gewissen Zusammenhange stehen. Hier ist die von den Reformern inscenierte 'Satzhetze' offenbar auf Stiehler von entscheidendem Einflufs gewesen, und doch liegt nirgends ein Weg zur Verständigung offener vor uns, nirgends ist ein Principienstreit überflüssiger als gerade hier. Von jedem Übersetzungsstoff mufs, von anderen Erfordernissen ganz abgesehen, verlangt werden, dafs er zur Einübung gewisser Abschnitte der Grammatik hinreichende Gelegenheit biete. Zusammenhängende Stücke werden aber, aufser wenn sie 'zurecht gemacht' und damit formal meist stark verschlechtert sind, äufserst selten hinreichende Gelegenheit zur Einübung gewisser Gruppen von sprachlichen Erscheinungen bieten, während passende Einzelsätze ziemlich leicht in genügender Zahl zu sammeln sind. Man lasse also das ganze Übersetzungsmaterial, wie es in manchen neueren Lehrbüchern auch schon geschieht, aus Einzelsätzen und aus zusammenhängenden Stücken bestehen; die Sätze stehen voran als Vorübung, und die Stücke mögen Gelegenheit geben zur freieren Einübung und Befestigung des betreffenden, sowie aller früheren Abschnitte der Grammatik. Ganz ohne Einzelsätze wird man aber niemals so gründlich und reichlich 'einüben' und 'befestigen' können, wie es bei gewissenhaftem Unterricht unerläfslich ist. Einer anderen, auch von Stiehler bei dieser Gelegenheit aufgestellten Forderung (S. 30) wird man gern beipflichten: er verlangt, dafs dem klassischen Altertum in den Übersetzungsstoffen kein Raum gewährt werde, dafs letztere sich vielmehr auf 'Land und Leben, Geschichte, Sitten, Gebräuche und staatliche Einrichtungen des betreffenden Volkes' beziehen sollen. Dagegen scheint der Verfasser wieder etwas zu weit zu gehen, wenn er (S. 31 f.) verlangt, dafs die Übersetzungsstücke sich u. a. auch in grammatischer Beziehung möglichst an die vorausgehenden fremdsprachlichen Lesestücke anschliefsen. Letztere sind — wieder vorausgesetzt, dafs sie nicht durch 'Zurechtmachung' formal und inhaltlich zum Teil entwertet sind — keinem grammatischen Abschnitt 'auf den Leib' geschrieben; wie also die Übersetzungsstoffe, welche es vorwiegend auf einzelne grammatische Pensen absehen müssen, sich auch grammatisch an 'unverfälschte' Lesestücke anschliefsen sollen, ist nicht recht ersichtlich. Andererseits schadet es dem Schüler

nicht, wenn er beim Übersetzen hier und da neue Wörter und Phrasen sich aneignet, da das ausschliefsliche Erlernen derselben aus der Lektüre immer zu einer gewissen Einseitigkeit führt.

Die sogenannte 'natürliche' Spracherlernung in der Schule wird von Stiehler in gebührender Weise beleuchtet und abgefertigt, ebenso das damit verbundene Bilderwesen in neusprachlichen Lehrmitteln. Sprechübungen werden auch schon für die erste Zeit empfohlen, und, wie durch sie die Zunge geübt wird, sollen besondere 'Hörübungen' dem Ohre zu gute kommen, indem der Lehrer in der fremden Sprache vorliest und das Gelesene bei geschlossenen Büchern wiederholen oder übersetzen läfst. Dafs die Sprechübungen sich an das Gelesene anzuschliefsen haben, ist auch Stiehlers Ansicht; ebenso wird man es billigen, dafs bei schwerer oder reflektierender Lektüre von Zeit zu Zeit eine Anekdote oder Geschichte vorgelesen und den Sprechübungen zu Grunde gelegt werde. Die Lektüre solle nicht als Stiefkind gegen die Grammatik zurückgesetzt werden. Aus letzterer sei alles Seltene oder irgendwie Entbehrliche auszumerzen und gelegentlich bei der Lektüre kurz zu erledigen. Für die Mittelstufe würde Stiehler lieber die Chrestomathie als die 'Schriftstellerlektüre' empfehlen. Zu läugnen ist allerdings nicht, dafs ein gutes Lesebuch gegenüber dem für Tertianer immer noch leicht zu 'lang' (um nicht zu sagen 'langweilig') werdenden Schriftsteller vieles für sich hat.

Nach allem bisher Gesagten wird man dem Verfasser in den meisten Punkten beistimmen können, nur scheint er auch darin noch unter dem Banne der Reformer zu stehen, dafs er zu viel Gewicht auf die Güte der 'Methode' legt und nicht immer bedenkt, dafs der tüchtige, eifrige und gewissenhafte Lehrer mit der schlechtesten Methode noch immer mehr leisten wird als der unfähige oder gleichgültige mit der vollkommensten.

Das dieser Schrift beigegebene 'Quellenverzeichnis nebst einschlägiger Litteratur' bildet, obgleich Vollständigkeit besonders in betreff der neuen Lehrmittel nicht angestrebt ist, doch wohl die umfassendste bisher zusammengestellte Liste von Werken, die sich auf die Reformbewegung beziehen.

II. Die Streifzüge beschäftigen sich mit der 'Grammatik' und mit der 'Lautphysiologie' im Schulunterricht und zerfallen demgemäfs in zwei Kapitel, deren erstes betitelt ist: 'Die wissenschaftliche Grammatik im Sprachunterricht und die Stellung der Grammatik bei den Reformern überhaupt.' Der Verfasser beginnt mit einem Hinweis auf den Widerspruch in den von den Reformern aufgestellten Forderungen: die einen blicken auf alles mit der Grammatik irgendwie in Berührung Stehende mit Verachtung, die anderen betonen absichtlich den 'wissenschaftlichen' Betrieb, ja, 'ein und derselbe Reformer, Vietor, schreibt eine englische Schulgrammatik ... auf wissenschaftlicher Grundlage und erklärt später als *Quousque Tandem*, vom grammatischen Schulbetriebe nichts oder doch so wenig wie möglich wissen zu wollen' (S. 5 f.). Während die Schulregulative unter Wissenschaftlichkeit nur meinen können, dafs der grammatische Unterricht erteilt werden müsse in sachlich richtiger, methodisch

klar durchdachter, dem Schüler leicht verständlicher Fassung, die sich dem grammatischen Unterrichte in der Muttersprache (und im Latein) ergänzend und erweiternd anschliefst (S. 6), glauben die Reformer, um wissenschaftlich zu sein, in erster Linie die Grammatik auf den 'Laut' gründen zu müssen. Mit Recht warnt Stiehler (S. 7), dafs Tertianer nicht für Studenten, Primaner nicht für Philologen gehalten werden sollten; der Lehrer müsse vieles von dem, was er gelernt, den Schülern verschweigen. Der Verfasser giebt dann Proben aus den auf den 'Lautstand' gegründeten Grammatiken von Vietor und von Koschwitz und sagt S. 17: 'Wie viel Gutes die "wissenschaftliche" Grammatik auch immer an sich haben mag, es ist ebensoviel des bloſsen Scheinwesens, der Spielerei und der Wortklügelei daran, und in der von Vietor und Koschwitz durchgeführten Weise ist sie für die Schule gar nicht zu gebrauchen, denn erstens ist sie dem Verständnisse des Schülers nicht angepafst, zweitens nicht konsequent durchgeführt und durchführbar, und drittens bedeutet sie nur eine gewaltige Vermehrung des Lernstoffes für den Schüler, dem daran schlechterdings alles neu ist.' Der einsichtige Lehrer werde es sich nicht entgehen lassen (S. 13), 'die Ergebnisse der Wissenschaft für den Schulunterricht insoweit zu verwerten, als das Verständnis für gewisse sprachliche Vorgänge dadurch wirklich gefördert wird und dies ohne Zeitverlust geschehen kann'. Foth aber (S. 17) habe recht, wenn er behaupte, dafs die Auffassung und Darstellung der Sprache, wie sie ist, an und für sich denselben Grad von Berechtigung und Wissenschaftlichkeit für sich in Anspruch nehmen darf, als die Auffassung und Darstellung der Sprache, wie sie geworden ist und wie sie wird. — Auf den folgenden Seiten wendet sich der Verfasser gegen die anderen Reformer, welche die Grammatik am liebsten ganz aus der Schule verbannen möchten; auch er findet ihre Gründe durchaus nicht stichhaltig und sagt S. 21: 'Es ist und bleibt der vernünftige Betrieb der Grammatik eine ausgezeichnete Schulung des jugendlich ungezügelten Denkens und ist daher für den höheren Schulunterricht nimmermehr ganz zu entbehren.' Wie und in welcher Ausdehnung soll nun die Grammatik betrieben werden? Das 'Selbstfinden' derselben durch den Schüler hält auch der Verfasser für verkehrt. Er empfiehlt vielmehr den Gebrauch einer kurzen systematischen Grammatik als für die Kontrolle und Sicherung des Gelernten unumgänglich notwendig, und S. 25 sagt er, es sei am besten, das grammatische Lehrbuch so einzurichten, dafs den Übungsstücken eine kurze systematische Grammatik voranginge, während alsdann die einzelnen grammatischen Kapitel methodisch mit den Übungen verknüpft wären, oder sich wenigstens in jeder Lektion Hinweise auf das zu behandelnde grammatische Pensum vorfänden. Richte man es so ein, so lassen sich die aus der methodischen Grammatik ausgemerzten Ausnahmen etc. zum Teil in die systematische hineinverlegen; wolle man aber nur die letztere, so müsse sie so kurz wie möglich sein. Am Schlusse dieses Kapitels empfiehlt der Verfasser, wie manche Reformer vor ihm, die Konjugation

möglichst an kleinen, aber vollständigen Sätzen einüben zu lassen; die Grammatik werde dadurch an Leben gewinnen. Auch auf die Wichtigkeit der Übungen im Briefeschreiben weist Stiehler mit Recht hin.

Das zweite Kapitel trägt die Überschrift 'Die Lautphysiologie im Schulunterrichte'. Nach einem flüchtigen Blick auf die geschichtliche Entwickelung der jungen lautphysiologischen Wissenschaft und auf die von vielen Reformern darangeknüpften Hoffnungen giebt Stiehler zu, dafs die Schulaussprache, wenn auch nicht 'grauenvoll', doch meist mangelhaft, und dafs mehr Aufmerksamkeit darauf zu verwenden sei. Gewifs ist es richtig, immer wieder die Wichtigkeit und Notwendigkeit einer guten Aussprache zu betonen; ja, man möge, um ihr bei dem Schüler mehr Achtung zu verschaffen, sie bei Prüfungen und Versetzungen mit berücksichtigen; aber darin kann Referent dem Verfasser nicht beistimmen, dafs er die Schuld vom Lehrer auf die bisherigen schlechten Lehrbücher, den ausgedehnten Betrieb der Grammatik, die stiefmütterliche Behandlung der Lektüre und den Mangel an Zeit abwälzen will (S. 38). Ist in dialektfreien Gegenden die Schulaussprache schlecht, so tragen meines Erachtens nur die gleichgültigen Lehrer die Schuld. In Gegenden aber, wo ein Dialekt der Schule ihre Aufgabe erschwert, heifst es für die (*nota bene* selber dialektfreien!) Lehrer, doppelt auf dem Posten sein und nie ermüden, und zwar nicht blofs für die Lehrer der neueren Sprachen, sondern für alle Lehrer. Nur so können wir es zu einer langsamen Verdrängung des Dialekts aus der gebildeten Sprache bringen, und erst dann kann die Schulaussprache in solchen Gegenden eine weniger 'grauenvolle' werden. Zu ähnlichen Schlüssen kommt der Verfasser (S. 39) ebenfalls; warum aber will er dann den Lehrer weniger verantwortlich machen als wir?

Dafs der die neueren Sprachen Studierende gründlich phonetisch geschult werden müsse, damit die feststehenden Ergebnisse der Lautphysiologie indirekt auch der Schule zu gute kommen, will auch Stiehler, und jeder wird ihm gern darin beipflichten; aber (S. 42) 'Vorsprechen und Nachsprechen, d. h. die praktische Übung bleibt nach wie vor die Quintessenz jedes Sprachunterrichts'. Beherzigenswert sind Stiehlers Bemerkungen gegen die Lauttafeln und die Anwendung phonetischer Transskription (S. 45 ff.). Er giebt zahlreiche Proben, und, wer dieselben nebeneinander unbefangen prüft, dürfte mit ihm finden, dafs solche Dinge für Anfänger überflüssig, ja schädlich seien, ganz abgesehen von den Abweichungen der verschiedenen Systeme untereinander. Für die Mittel- und Oberstufe (S. 52 f.) will Stiehler die Lauttafeln befremdlicherweise nicht verwerfen; die konsequente Anwendung der Lautschrift aber will er im Schulunterricht nicht dulden, denn (S. 56) das blofse Lautbild bestimme den Schüler durchaus nicht, korrekt zu sprechen. Auf S. 69 kommt er nach zahlreichen Lautschriftproben zu dem Schlusse: 'Die Lautschrift stellt an den kindlichen Verstand Ansprüche, denen dieser nicht gewachsen ist.' Dafs man bei vorgerückteren Schülern im Notfall, d. h. wo es Schwierigkeiten mache, ihnen den Unterschied zwischen Laut-

und Schriftbild klar zu machen, gelegentlich einmal eine Art Lautschrift improvisiere, kann keinerlei Bedenken erregen.

Im ganzen verdienen Stiehlers sorgfältige und interessante Abhandlungen die wärmste Anerkennung. Möchten sie von recht vielen Fachgenossen gelesen werden. Sie bedeuten wieder einen bedeutenden Schritt vorwärts auf der Bahn zur Verständigung und zum Rechten.

Berlin. G. Tanger.

Programmschau.

Einiges über Berthold von Regensburg. Auf Grund seiner Predigten. Von Rudolf Piffl. Programm des Obergymnasiums der Kleinseite in Prag 1890. 33 S. 8.

Wie der Titel besagt, beschränkt sich der Verfasser auf das, was sich aus den Predigten gewinnen läfst; diese sind dazu fleifsig studiert. Sie geben Auskunft über die Orte, wo Berthold zu predigen pflegte, wie über die Zeit; wir ersehen, dafs er nicht blofs im Freien, sondern auch innerhalb der Klostermauern predigte. Bekannt war er mit dem Freidank und dem jüngeren Titurel; auch finden sich Anklänge an Walther; doch auf keinem Wissensgebiete ist er so bewandert, wie auf dem des Rechtes: dem Schwabenspiegel scheinen seine Predigten reichen Stoff geboten zu haben. Sein poetischer Sinn, seine reiche Einbildungskraft spricht sich oft in seinen Predigten aus, und die Lebhaftigkeit der Sprache macht sie zu rechten Volkspredigten. Sie wirken durch die Kraft und Wucht seiner Kampfesweise, er erschüttert die Zuhörer. Aber mit dem Schrecken verbindet er auch Spott und Ironie. Immer weifs er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu fesseln, und ein besonders wirksames Mittel, die Spannung festzuhalten, ist die häufige Form des Zwiegesprächs. Ihm im Gegensatz namentlich zu seinen Nachfolgern eigentümlich ist der Humor in seinen Predigten, auch ein volkstümlicher Zug, ebenso die vielen Wortspiele. Eine Schule hat er nicht gestiftet, nach ihm tritt die Mystik herrschend hervor.

Die Abweichungen des ersten Druckes der drei ersten Gesänge des Messias von den heute in der Wort- und Flexionslehre geltenden Gesetzen. Von Moritz Strach. Programm des deutschen Gymnasiums in Prag am Graben 1890. 31 S. 8.

Zu Grunde gelegt ist der Neudruck von B. Seuffert 1883. Mit grofsem Fleifse sind die Abweichungen nicht blofs zusammengestellt, sondern auch näher erklärt, so dafs die Abhandlung als ein guter Beitrag zur Geschichte der Grammatik anzusehen ist. Der Verfasser hat damit Beiträge geliefert nicht blofs zu den deutschen Grammatiken, sondern auch manchen Zusatz zu Grimms und Sanders' Wörterbüchern.

Bedenken über die Führung der Handlung in Lessings Lustspiele Minna von Barnhelm. 1. Teil: Die Exposition und die Haupthandlung. Von Dir. Robert Buchholz. Programm des Gymnasiums zu Rössel 1890. 24 S. 4.

Es erweckt in uns immer ein schmerzliches Gefühl, wenn an dem Werte uns lieb gewordener Personen oder ihrer Werke Ausstellungen gemacht werden, namentlich wenn dies von einer nicht von vornherein feindlichen Kritik geschieht; wenn im Gegenteil wir zugeben müssen, dafs der Kritiker von der tiefsten Hochachtung gegen den Gegenstand der Kritik erfüllt ist, und dafs wir die Berechtigung der Einwürfe nicht ohne weiteres zurückweisen dürfen. Wie schon manche Einwürfe gegen Einzelheiten der Minna von Barnhelm vorgebracht sind, dennoch unterwirft keine der früheren Einwendungen das Gedicht einer so eingehenden Untersuchung, und wir mögen wollen oder nicht, wir müssen gestehen, es besticht das Urteil des Verfassers. Er steht bewundernd der grofsen Erscheinung Lessings gegenüber, aber weil er in ihm den schärfsten Beobachter, den schonungslosesten Verfechter der Wahrheit verehrt, so hält er auch an der Wahrheit der Worte Lessings fest, die in grofsartiger Bescheidenheit Lessing über sich selbst, über seinen Dichterberuf ausgesprochen hat. Als das erste deutsche Stück zeitgeschichtlichen und nationalen Inhalts, als das erste echte Volksstück, überall die Seelen des Volkes ergreifend, von allen Roheiten fern, hat Minna von Barnhelm einen unendlichen Zauber ausgeübt. Aber, und damit wendet sich der Verfasser seiner eigentlichen Aufgabe zu, diese grofse Wirkung verdankte das Gedicht der ausgezeichneten Beschaffenheit seines Stoffes und der klassischen Art seines Ausdrucks, nicht der dramatisch künstlerischen Behandlung, deren Schwächen man über der theatralischen Wirkung des Inhalts übersehen hat. E. Heinrichs hat 1870 Fehler in der Charakterzeichnung hervorgehoben; er ist nicht tot geschwiegen, er hat, was der Verfasser übersehen hat, von Muff in den Jahrbüchern f. Philologie 1871, 104, 449—463 eine ausführliche Beurteilung erfahren, und Muff hat viele von den Einwendungen Heinrichs' als kleinlich gesucht zurückgewiesen, keineswegs aber alle, wie z. B. gleich im Anfang Justs Worte *vor Jahr und Tag*, die Tellheim in Berlin gewohnt, nicht von ein paar Monaten verstanden werden können, denn *Jahr und Tag* hat Tellheim im Gasthofe gewohnt und viel verzehrt, und nun erst hat er *ein paar Monate nicht prompt bezahlt* u. a. Tellheim soll, so wendet der Verfasser ein, ein Ehrenmann in des Wortes bester Bedeutung sein. So erscheint er uns auch zuerst; wir verstehen seinen Verzicht auf Minna, aber wir verstehen nicht, wie er diesen einseitigen Schritt Minna verschweigen kann, das ist nicht ritterlich; Lessing aber gebrauchte diesen Fehler, um Minnas Reise nach Berlin zu begründen, aber der Charakter Tellheims ist nicht mehr künstlerisch. Statt nun den Verlobungsring an Minna zurückgehen zu lassen, sich den seinigen dafür auszubitten, versteckt er jenen Monate lang in seiner Tasche und übergiebt ihn dann unvorsichtig seinem Reit-

knecht zum Versatz. Das ist offenbar eines deutschen Edelmannes nicht würdig. Und Minna? Nachdem Tellheim Monate lang ihr nicht geschrieben, sie um ihn zagen mufs, erscheint sie im Gegenteil ganz unbekümmert und frisch oder indolent wie Tellheim. Es ist nach des Verfassers Ansicht unweiblich, unnatürlich, dafs sie, als sie ihren Ring versetzt findet, noch dazu bei einem wenig lauteren Charakter, keine Kränkung empfindet, sondern nichts anderes, als dafs Tellheim Schulden haben müsse, sie dieselben zu bezahlen entschlossen ist, und unweiblich ist ferner, dafs Minna selbst den seit Monaten verstummten Tellheim aufzusuchen geht; das ist nur ein theatralisches Kunststück, um die Zusammenkunft im Gasthofe zu ermöglichen. Die äufsere Grundlage des Stückes, das Zusammentreffen beider im Wirtshause, also ist nur möglich gewesen durch den inneren Widerspruch in beiden Charakteren. Die Haupthandlung wird dann durch die retardierende Spannung des dritten und vierten Auftritts unterbrochen; auch hier könne man nicht sagen, dafs die Scenen irgendwie eine innere Wandlung des schroffen Ehrbegriffes des Majors herbeiführten. Ebenso ist der Riccaut-Auftritt durchaus nicht in der Ökonomie des Stückes unentbehrlich. — Der Verfasser gedenkt noch nachzuweisen, dafs die Lösung des Knotens nicht als eine notwendige Folge der Peripetie eintrete, und wünscht, Entgegnungen auf die bisher dargelegten Einwürfe bis nach dem Erscheinen des zweiten Teiles der Abhandlung verschoben zu sehen.

Zur Entstehung von Goethes Hermann und Dorothea. Von Dir. Dr. Theodor Werther. Programm des Gymnasiums zu Eutin 1890. 24 S. 4.

Die Abhandlung untersucht nicht noch einmal die Quellen, welche bei Bearbeitung des Stoffes der Dichter zu Grunde legte, sondern will nachweisen, dafs auch in dieser Dichtung das, was einst den Dichter tief bewegt hat, Erinnerungen an vergangene Zustände, an seine eigenen inneren und äufseren Erlebnisse nachklingen. Es ist nicht zu verkennen, dafs es verführerisch ist, solche persönliche Anklänge im Gedichte finden zu wollen, wo sie dem Dichter nicht vorgeschwebt haben, aber der Verfasser ist in dieser Beziehung mafsvoll gewesen; man mufs ihm beistimmen, da wo er auf die Ähnlichkeit der Darstellung mit alten Erinnerungen weist.

So ist es wohl nicht mehr zu bestreiten, dafs der Schauplatz des Gedichts in der Nähe des Rheins zu suchen ist; es weist zu viel darauf hin, die Schilderungen der Reize des rheinischen Landes und des rheinischen Volkslebens, besonders der Weinlese, erinnern an diejenigen, welche Goethe selbst in seiner Lebensbeschreibung sowohl von der Umgegend von Frankfurt als vom Elsafs giebt, nicht eine bestimmte Örtlichkeit ist hervorgehoben, aber das Ganze ist doch so gehalten, dafs schon daraus erhellt, dafs Goethe weder Ilmenau noch das Städtchen Artern uns habe vorführen wollen. Ebenso treten in den Personen des Gedichts, in den

Eltern Hermanns, so manche Charakterzüge der Eltern Goethes hervor, dafs es durchaus nicht trotz aller durch die Handlung bedingten Verschiedenheiten von der Hand zu weisen ist, dafs dem Dichter bei seinem Schaffen unwillkürlich die eigenen Eltern vor Augen geschwebt haben, wie dies besonders von dem Charakterzug des Wirtes gilt, der für die Anlage des Gedichtes, nämlich für sein Verhältnis zu Hermann, von Bedeutung ist; so wie denn auch in dem Verhalten der Mutter gegen ihren Mann so vieles uns entgegentritt, was uns unwillkürlich an Goethes Mutter und ihre Stellung zu ihrem Manne denken läfst. Und so verschieden auch die Charaktere Goethes und Hermanns gewesen sind, kann man doch zugeben, dafs die Ereignisse, deren Träger Hermann ist, von den Erlebnissen Goethes beeinflufst worden sind, es ist hier zu denken an die gewünschte und beschlossene Verlobung mit Anna Münch und Lili Schönemann. Und so liefsen sich noch manche Anklänge aus alten Zeiten, wie sie in des Dichters Seele auftauchen mochten, in dem Gedichte wiederfinden, manches als aus der Wirklichkeit geschöpft nachweisen, nicht als Schöpfung der Phantasie; freilich darf man auch nicht zu weit gehen und in das Gedicht mit Witz und Scharfsinn hineintragen, woran der Dichter selbst nicht im entferntesten gedacht hat.

Wilhelm von Humboldt als Richter und Kritiker bei Schillers lyrischen Gedichten. I. Von Dr. Siegfried Neibe. Programm des Gymnasiums zu Landsberg a. W. 1890. 26 S. 4.

Aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt hat der Verfasser die Urteile Humboldts über drei der Gedichte Schillers zusammengestellt, nämlich über die Macht des Gesanges, den Tanz, den Genius. Der Briefwechsel ist von den Erklärern Schillers schon vielfach benutzt, so finden wir eben hier keine neue Aufklärung. Doch ist die Zusammenstellung, da sie nichts übergeht, gern anzunehmen; der Verfasser hätte wohl gut gethan, wenn er daraus noch andere Schlüsse gezogen hätte, nämlich aus dem, worauf sich gerade die Kritik Humboldts bezieht; wie verschieden zeigt sie sich aber im Briefwechsel von der Art und Weise, wie ganz andere Punkte zu erörtern ihn Goethes Hermann und Dorothea veranlafste.

Schillers Iphigenie in Aulis und ihr Verhältnis zum gleichnamigen Drama des Euripides. Von Rud. Schmidtmayer. Programm des Gymnasiums zu Budweis 1890. 27 S. 8.

Die etwas breit angelegte Arbeit ist nur der erste Teil der Abhandlung. Dafs Schiller die griechische Sprache nicht beherrscht habe, wird durch zahlreiche Zeugnisse erwiesen, es erweist sich auch durch die Übersetzung selbst. Dafs die Schillerschen Chorlieder für sich dichterisch schön sind, aber kein Bild des Originals geben, die Ansicht teilt mit anderen der Verfasser.

Theodor Körner in Mecklenburg. Von Oberlehrer Dr. Friedrich Latendorf. Programm des Gymnasiums zu Schwerin 1890. 36 S. 4.

Der für das Andenken Körners unermüdliche Verfasser bringt hier neue, sehr wertvolle, vieles in der alten Überlieferung berichtigende Mitteilungen über die letzten Tage, die der Dichter in Mecklenburg verlebt hat, über sein Begräbnis, die Geschichte seiner Grabstätte, zahlreiche Briefe seiner Angehörigen, welche sich auf die Grabstätte beziehen. Die Mitteilungen sind entlehnt aus dem Nachlafs des treuen Hüters des Körner-Grabes, des Gerichtsverwalters Wiechelt zu Ludwigslust, sowie den Wöbbeliner Akten in dem Grofsherzoglichen Kabinett zu Schwerin. Wir sehen daraus, dafs auch der Freund Körners Fr. Förster in manchem Punkte sich geirrt hat, z. B. über die Entstehungszeit des Schwertliedes. Ein besonderes Interesse gewähren die brieflichen Nachrichten über die Familie Körner, die Mutter, die Verhandlungen des Vaters wegen des Grabmals. Als würdigen Beitrag zur Feier des 100jährigen Geburtstages Theodor Körners im Jahre 1891 kann der Verfasser seine pietätvolle Schrift bezeichnen.

Plutarch und Shakspere. Ein Beitrag zur Behandlung von Shaksperes Julius Cäsar in der Schule. Von Dr. E. John. Programm des Gymnasiums zu Wertheim a. M. 1890. II. Teil. 33 S. 4.

Wie im ersten Teil (vgl. Archiv LXXXV, 470 f.), so giebt hier der Verfasser oben den Inhalt des dritten Aufzugs des Julius Cäsar ausführlich an und als Fufsnoten denselben begleitend die Auszüge aus Plutarch, so dafs man genau verfolgen kann, woher der Dichter entlehnt hat; hin und wieder wirft er auch einen Streifblick auf das, was später kommen soll, woraus man etwa eine Folgerung ziehen könnte, ob ihm Cäsar oder Brutus der Hauptheld ist, wie in der Parallelstelle zum Schlusse der Rede des Antonius, wo auf die fortwährende Ahndung des Rachegeistes Cäsars hingewiesen wird, oder beim Schlusse der Forumsrede des Brutus, da wo der Zuruf des Volkes diesem selbst ironisch ankündigt, dafs er den Cäsar, aber nicht den Cäsarismus getroffen habe. Weiter führt der Verfasser die vom Dichter nicht benutzten Abschnitte an, so die über Cäsars weitaussehende Kriegspläne, sowie die Hervorhebung der Bildsäule des Pompejus in der Kurie; für jene fand sich im Drama keine passende Stelle, während allerdings diese sich gut hätte verwenden lassen. Aber den meisten Bedenklichkeiten unterliegt der letzte Abschnitt: der Cäsar der Dichtung. Wie hat, fragt der Verfasser, der Dichter Cäsar darstellen wollen und dargestellt? und antwortet: er hat ihn nicht als Helden an Leibesstärke vorgeführt, er ist ihm nicht von dem Aberglauben seiner Zeit frei, er läfst sich leicht von Brutus verführen, er überhebt sich auf unerklärliche und unentschuldbare Weise; können wir in ihm den

Mann erkennen, der sich zum Herrscher der Welt aufgeschwungen hat? Shakspere, heifst es weiter, wollte eben Cäsar nicht als grofsen Feldherrn, noch als hochstrebenden Staatsmann vorführen; denn dann würden uns die Gegner im schwärzesten Lichte erscheinen. Sie haben aber einen hinreichenden Grund für ihre That in Cäsars unbeschreiblicher Menschenverachtung. Und, dafs sich Cäsar so weit vergessen kann, davon trägt die Schuld seine Krankheit, er leidet nämlich an dem Cäsarenwahn. Die eigentliche Natur dieses Leidens war den Zeitgenossen Cäsars noch ebenso unbekannt, wie es auch so vielen Lesern und Erklärern unserer Dichtung entgangen ist; es ist das alte bekannte körperliche Gebrechen Cäsars, welches sich nun weiter entwickelt hat. Und nun führt der Verfasser eine reiche psychiatrische Litteratur vor zum Beweise, dafs bald hier bald da dies kranke Nervensystem ähnliche Wirkungen äufsere, wie wir sie bei Cäsar wahrnehmen. Wie aber, möchte der Leser nun fragen, wenn Cäsar durch das von Jugend an ihm anhaftende Nervenleiden so entartet ist, dafs er seiner menschlichen Natur in seinem Wahnsinn ganz vergifst, verdient er da nicht unser tiefstes Mitleid statt Anklage? Nein, lautet die Antwort, denn die Krankheit hat er sich selbst zugezogen, sie ist wieder die Folge seines Ehrgeizes. Und dennoch, heifst es später, zeigt uns der Dichter in dem Helden auch sein besseres Ich, kämpfend, siegend, äufserlich fortwirkend, und gerade da zeigt sich der Geist im herrlichsten Lichte, wo alle seine Triumphe im Kampfe einer widerstrebenden Macht abgerungen erscheinen. Da können nun wieder mancherlei Fragen sich erheben: hat aber der Verfasser nicht Cäsar bis zu seinem Tode gerade dieser Materie, wie er es nennt, unterthan dargestellt? Freilich, lautet die Antwort, dies bessere Ich Cäsars kommt erst nach seinem irdischen Tode zur rechten Geltung, da vernichtet er seine Gegner und krönt in Oktavian ein Werk, welches nur ein Genie vorbereiten konnte. Wie viele Fragen könnte man noch stellen! z. B. wie war es möglich, dafs Brutus bis zur letzten Stunde einem solchen Cäsar schwärmerisch anhing? wo treten uns geschichtlich grofse Männer entgegen, die durch den Ehrgeiz in so schwere Nerven- oder Gehirnkrankheiten verfielen? u. s. w. Doch solche Fragen werden hier nicht aufgeworfen, folglich auch nicht erledigt. Jedoch schwerlich möchte der Verfasser viel Zustimmung zu seiner Auffassung finden.

Die Anfänge Shaksperes auf der Hamburger Bühne. Von Prof. Dr. Merschberger. Programm des Realgymnasiums des Johanneums zu Hamburg 1890. 44 S. 4.

Die für die Litteraturgeschichte wichtige Abhandlung bringt eine Fülle unbekannten oder wenig bekannten Stoffes, für dessen Auffindung gerade Hamburg der geeignetste Ort war, und diese Masse Stoffes hat der Verfasser sehr sorgfältig zusammengestellt und geordnet. Bekanntlich ist die eigentliche Einbürgerung Shaksperes in Hamburg F. L. Schröder, dem grofsen Schauspieler, zu verdanken; er fand aber den Weg schon

angebahnt. Hamburg besafs die erste stehende Bühne in Deutschland. Lessing, Wieland, Eckhof bilden den Dreibund, der Shakspere bei uns bekannt machte. Am 20. September 1776 wurde zum erstenmal der Hamlet aufgeführt, mit beispiellosem Erfolge; gleich darauf Othello, 1777 der Kaufmann von Venedig, 1778 König Lear. Das war etwas ganz anderes als die Spiele der englischen Komödianten. Hamlet und Lear waren Schröders Hauptrollen. Auf die folgenden Darstellungen des Hamlet, auf Schröder und Brockmann geht der Verfasser genauer ein, besonders auf die Rolle des Hamlet, sowie auf die Rollenbesetzung des Lear, Heinrich IV., Macbeth u. a. — So wie wir die Shakspereschen Stücke lesen, werden sie nirgends dargestellt und können sie nicht dargestellt werden. Aus der eingehenden Vergleichung der Urdichtung des Hamlet in der Schlegelschen Übersetzung mit der Bearbeitung Schröders ergiebt sich zunächst, dafs die veränderte Einteilung des Stoffes bei Schröder verfehlt ist, ein lebendiger Fortschritt fehlt, Hamlet nicht mehr Mittelpunkt des Stückes ist; ferner dafs auch in der Behandlung der Charaktere, so Hamlets und der Königin, Schröder willkürlich und nicht zum Vorteil scharfer Auffassung verfahren ist, dafs er den motivierten Wechsel rhythmischer und prosaischer Form nicht beachtet, die Sprache fast jedes Schmuckes entkleidet. Nicht so bedeutend sind im Lear Schröders Abweichungen von Shakspere, aber auch nicht glücklich; gelungener sind sie in Heinrich IV. Mit seinen Änderungen aber kam Schröder dem Geschmack der Zeit entgegen; sie liebte nicht geschichtlich grofse Gesichtspunkte im Drama, sondern die alltäglichen, sie zog im Drama die Prosa der Poesie vor. Mit anderen gleichzeitigen Stücken verglichen, die auch aus Shakspere geschöpft haben, steht Schröder obenan. Und sein gröfstes Verdienst bleibt, dafs er überhaupt den Entschlufs fafste, Shakspere auf die Bühne zu bringen, dafs er erkannte, eine wie gesunde Nahrung er seinen Zuschauern verschaffte, dafs er seine Schauspieler vortrefflich leitete, selbst ein Meister in der Darstellung war. Wie er in Hamburg seine Lorbeeren erntete, so auch in Berlin, Wien, Mannheim, München, Hannover, und gleich grofs war sein Einflufs auf die Schauspieler und die Würdigung Shaksperes. Dafs noch einzelne Gegner des neuen Geschmacks in Hamburg sich vorfanden, zeigt der Verfasser im Anhange an dem Lic. Albrecht Wittenberg, der in seinen Urteilen jedoch nur von übertriebener Eigenliebe sich leiten liefs und nicht ernsthaft zu nehmen ist.

Herford. L. Hölscher.

Verzeichnis

der vom 14. März bis zum 18. Mai 1891 bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften.

Beiblatt zur 'Anglia', 1891, Nr. 1.

Germania. Vierteljahrsschrift f. deutsche Altertumskunde. Herausgeg. von Otto Behaghel. XXXV, 4 [Arnstädter Bruchstücke: I. Bruchstück einer Hs. des Rolandsliedes, von P. Walther und O. Behaghel; II. Bruchstück des Parzival, von O. Behaghel. Mnd. geistliche Gedichte, von K. Euling. Die Sprichwörter aus des Johannes Murmellus 'Pappa puerorum', von P. Bahlmann. Zum Schlegel des Rüdeger von Hunthofen, von G. Ehrismann. Zu Albers Tnugdalus, von R. Sprenger. Zum Leben Ulrichs von Lichtenstein, von Fr. Grimme. Hans Rosenplüt ein Rotschmied, von M. Faber. Zum Satz bei Luther, von Ed. Damköhler. Zu Gerhard von Minden, von demselben. Zu Germ. 34, 369, von O. Brenner. Zum Lanzelet Ulrichs von Zazikhoven, von O. Behaghel. Bibliographische Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1886, von G. Ehrismann (Fortsetzung u. Schluſs)].

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie herausgegeben von Otto Behaghel und Fritz Neumann. XII, 3. 4.

Neue Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. Von Karl Biltz. Berlin, Stargardt, 1891. 250 S.

Stand Fast, Craig-Royston! A Novel. By William Black. In two Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of British Authors, Vols. 2710 and 2711). 320 und 304 S. kl. 8. M. 3,20.

Lord Byron's Mystery 'Cain' and its Relation to Milton's 'Paradise Lost' and Gessner's 'Death of Abel'. Von Friedrich Blumenthal. Programm der städt. Oberrealschule u. Vorschule zu Oldenburg, 1891. 12 S. 4.

Der arme Heinrich nebst dem Inhalte des 'Erek' und 'Iwein' von Hartmann von Aue und Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner übersetzt und erläutert von Dr. Gotthold Bötticher. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1891 (Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Unterrichtsanstalten im Sinne der amtlichen Bestimmungen vom 31. März 1882 herausgegeben von Dr. Gotthold Bötticher und Dr. Karl Kinzel. II, 2). 4 Bl., 124 S. 8. M. 0,90.

Die jüngere Glosse zum Reinke de Vos herausgegeben von Herman Brandes. Halle, Niemeyer, 1891. LXI, 314 S. 8. M. 10.

The Earliest Complete Prose Psalter edited by Karl D. Bülbring. Part I: Preface and Text. London, Early English Text Society, 1891. XVI, 196 S. 8. Sh. 15.

Richelieu und das französische Drama. Von Dr. Josef Caro. Beilage zum Jahresberichte der Realschule der Israelitischen Religionsgesellschaft zu Frankfurt a. M. für 1890—91. 25 S. 4.

Syntaktische Eigentümlichkeiten der französischen Bauernsprache im

roman champêtre. Berliner Dissertation (29. April 1891) von George Caro aus Berlin. 43 S. 8.

The Open Court [ed. Paul Carus]. No. 184—192.

Consequences. A Novel. By Egerton Castle. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of British Authors, Vols. 2705 and 2706). 304 und 287 S. kl. 8. M. 3,20.

Vorwort zu dem 6—8 Oktavbände starken druckfertigen Werke: Der Organismus und die Ästhetik der klassisch-italienischen Sprache nebst einem reichhaltigen Sprachpromptuarium für jedes Konzept nach den besten Klassikern elukubriert von Dr. L. Cerebotani, Mitglied der päpstlichen Akademie der Wissenschaften. München, Lentnersche Buchhandlung (E. Stahl jun.), 1891. 1 Bl., 48 S. 8.

Albert S. Cook, The Name Cædmon. Deprinted from the Publications of the Modern Language Association of America. Vol. VI, No. I, 1891. 28 S. 8.

Beiträge zum deutschen Unterrichte von Arthur Corsenn. Beilage zum Oster-Programm der höheren Bürgerschule und des Progymnasiums zu Geestemünde, 1891. 55 S. 8.

Chansons Populaires de la France. A Selection from French Popular Ballads. Edited with Introduction and Notes by Thomas Frederick Crane. New-York and London, G. P. Putnam's Sons, The Knickerbocker Press [1891] [Knickerbocker Nuggets, Vol. XXXII]. XXXIX, 282 S. kl. 8. Doll. 1.50.

Perles de la Prose française pour jeunes Demoiselles recueillies et pourvues d'un Vocabulaire par Chrét. Guil. Damour. Dresden, Gerhard Kühtmann, 1891. 2 Bl., 144 u. 44 S. kl. 8. Geb. M. 1,20.

The Greatest Thing in the World; Pax Vobiscum; The Changed Life. Three Addresses. By Prof. Henry Drummond. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vol. 2709). 199 S. kl. 8. M. 1,60.

Englische Gesprächs- und Wiederholungs-Grammatik. Vollkommene Schulung im Englischen, auch ohne Lehrer, in 21 Gesprächen mit dem Schüler. Von Wilhelm Dunker und Dr. M. Bell. Stettin, Herrcke & Lebeling [1891]. XI, 664 S. 8. M. 10.

Modern Language Notes: A. M. Elliot, Managing Editor. VI, 3 (March 1891) [J. Douglas Bruce, Eighth Annual Convention of the Modern Language Association. Albert S. Cook, Old English Literature and Jewish Learning. John P. Fruit, The Worth of the English Sentence for Reflective and Æsthetic Discipline. A. Lodemann, A List of Modern French Text Books compiled for the Use of Teachers in Public Schools. Alcée Fortier, The French Literature of Louisiana in 1889 and 1890. H. A. Todd, The Phonetics of French *noël* and *novel*, Provençal *nodal* and *noël*. Frederic Spencer, Various. C. Alphonso Smith, 'Song to Winifreda' and its Author. W. E. Simonds, The Three Rondeaux of Sir Thomas Wyatt]. 4 [F. N. Scott, Boccaccio's 'De Genealogia Deorum' and Sidney's 'Apologia'. A. F. Chamberlain, Folk-Etymology in Canadian French. Ch. F. McClumpha, Chaucer's 'Truth' in 'Tottel's Miscellany'. F. C. de Sumichrast, The Charpentier Series of French Fiction. G. Hempl, Janssen's Index to Kluge's Dictionary II. A. Gudeman, A Classical Reminiscence in Shakspere (in den Ausgaben Heinrichs V. von Wright und von Wagner ist Steevens' Parallele angeführt)].

Ein Blick in das Leben und ein Blick in die Schule. Gedanken zur Schulfrage von Dr. Carl Endemann, ord. Lehrer am Kgl. Realgymnasium in Wiesbaden. Hannover, Carl Meyer (Gust. Prior), 1891. 24 S. 8. M. 0,40.

Allgemeines englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch von Dr. Felix Flügel. Braunschweig, G. Westermann, 1891. Viertes Heft. I. Teil, Bogen 27—40. M. 3.

Über die Sprache des altfranz. Heldengedichtes Huon de Bordeaux.

Von Dr. Mathias Friedwagner. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1891 (Neuphilol. Studien. Herausgeg. von G. Körting. 6. Heft). 113 S. 8.

The American Journal of Philology. Edited by B. L. Gildersleeve. XI, 4.

Dr. J. Goldschmidt, Die deutsche Ballade. Beilage zum Bericht der Höheren Bürgerschule zu Hamburg 'Talmud Tora' über das Schuljahr 1890—1891. Hamburg 1891. 44 S. 4.

A Diplomat's Diary. By Julien Gordon. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vol. 2712). 264 S. kl. 8. M. 1,60.

Histoire de Charles XII, Roi de Suède, par Voltaire. In gekürzter Fassung herausgegeben von Dr. Paul Gröbedinkel, ord. Lehrer am 'Gymnasium Gleichense' zu Ohrdruf. Dresden, Gerhard Kühtmann, 1891. 84 S. M. 0,60; geb. M. 0,80. Wörterbuch dazu 38 S. M. 0,25.

A Sappho of Green Springs, and other Tales. By Bret Harte. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vols. 2715). 247 S. kl. 8. M. 1,60.

Hartmann von Aue. Iwein, der Ritter mit dem Löwen. Herausgeg. von Emil Henrici. Erster Teil. Text. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1891 (Germanistische Handbibliothek begründet von Julius Zacher. VIII). 3 Bl., 388 S. gr. 8. M. 8.

Molière, Le Bourgeois Gentilhomme. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von Prof. Dr. C. Humbert. Leipzig, E. A. Seemann, 1890 (M. Hartmanns Schulausgaben, Nr. 7). XX, 90 u. 39 S. 8. Kart. M. 1.

Émile Souvestre, Au Coin du Feu. Auswahl mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von Prof. C. Humbert. Leipzig, E. A. Seemann, 1891 (M. Hartmanns Schulausgaben, Nr. 11). 92 u. 39 S. 8. Kart. M. 1.

Les Croisades de Frédéric Barberousse et de Richard Cœur-de-Lion par Joseph-François Michaud. In gekürzter Fassung herausgegeben von Dr. Fritz Hummel, Oberl. an der Realschule zu Potsdam. Dresden, Gerhard Kühtmann, 1891. 84 S. 8. M. 0,60; geb. M. 0,80. Wörterverzeichnis dazu 13 S. M. 0,15.

Leitfaden zur Erlernung der französ. Sprache, bearbeitet nach dem Princip der Anschauung von B. Hufs, Lehrer an der Stadtschule zu Mülhausen i. E. 6. Auflage. Strafsburg i. E., Strafsburger Druckerei und Verlagsanstalt, 1890. VI, 297 S. 8.

Studier over engelske kasus. Förste række. Med en indledning: Fremskridt i sproget. Af Otto Jespersen. København, Kleins forlag, 1891. 1 Bl., 222 S. 8.

Von der Negation im Provenzalischen. Berliner Dissert. (14. März 1891) von Theodor Kalepky aus Neusorge in Ostpreufsen. 28 S. 4.

Untersuchungen über Alpharts Tod von Emil Kettner. Beilage zum Programm des Gymn. zu Mühlhausen i. Thür., Ostern 1891. 52 S. 8.

Beaumarchais, Le Barbier de Séville. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von Dr. Wilh. Knörich, Rektor. Leipzig, E. A. Seemann, 1890 (M. Hartmanns Schulausgaben, Nr. 8). XXX, 100 u. 16 S. 8. Kart. M. 1.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur. Herausgegeben von Max Koch und Ludwig Geiger. N. F. IV. Bandes 3. Heft. Berlin, A. Haack, 1891 [K. Landmann, Das goldene Vliefs und der Ring des Nibelungen. G. Huth, Die Reisen der drei Söhne des Königs von Serendippo (Schlufs). K. Hartfelder, Friedrich der Weise von Sachsen und Desiderius Erasmus von Rotterdam. L. Geiger, Zur Biographie des Pomponius Lætus. Ders., Ungedrucktes von und über Reuchlin. J. Bolte, Nochmals Lollius und Theodericus. H. Holstein, Zur Biographie Jakob Wimpfelings].

Englische Studien. Herausgegeben von Eugen Kölbing. XV, 3. [E. F. Oliphant, The Works of Beaumont and Fletcher (Continuation).

A. Rambeau, Die Phonetik im Sprachunterricht und die deutsche Aussprache. H. Klinghardt, Schwedische Examenverhältnisse].

Lateinisch-romanisches Wörterbuch. Von Gustav Körting. Paderborn, F. Schöningh, 1890. 1891. 6. u. 7. Liefrg. Sp. 641—780 u. S. 1—56.

Franco-Gallia. Herausgeg. von A. Krefsner. VIII, 3 [Humbert, Molières Amt als Valet de chambre und die damit verbundene Thätigkeit]. 4 [Humbert, Der in seinem Wahnsinn Bühne und Publikum miteinander verwechselnde Geizhalz Molières das komische Gegenbild geistersehender tragischer Helden]. 5.

Dr. Gustav Krueger, Eigennamen als Gattungsnamen. Programm der Königl. Realschule zu Berlin, 1891. 19 S. 4.

16. Bericht der städt. höheren Mädchenschule zu Kassel. Schuljahr 1890/91. Inhalt: 1. Übersetzung aus Goldsmith (IV) mit Anmerkungen. Vom Direktor [Dr. M. Krummacher]. 2. Schulnachrichten. 32 S. 4 [S. 3—10 Aus dem 'Verlassenen Dorf' von Goldsmith, V. 113—136; 193—430 (Schlufs)].

Echo der deutschen Umgangssprache. 2. Teil. Wie spricht man in Berlin? Von Dr. Max Kuttner. Avec un dictionnaire spécial par Chrét. Guil. Damour. Leipzig, R. Giegler, 1891. 2 Bl., 204 S. 8. Kart. M. 2,25.

Zwei mittelenglische Geschichten aus der Hölle. Kritisch herausgeg. von Anne L. Leonard [jetzt Frau Dr. Loeb]. Als Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der philos. Fak. der Univ. Zürich eingereicht. Zürich 1891. 3 Bl., 74 S. 8.

Le petit Chose par Alphonse Daudet. Im Auszuge mit Anmerkungen, Fragen und einem Wörterverzeichnis zum Schul- und Privatgebrauch herausgeg. von Prof. Dr. C. Th. Lion. Dresden, Gerh. Kühtmann, 1891. IV, 180 u. 65 S. kl. 8. Geb. M. 1,20.

Sans Famille par Hector Malot. In Auszügen mit Anmerkungen und Fragen nebst einem Wörterbuch zum Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. C. Th. Lion. 2. Auflage. Dresden, Gerhard Kühtmann, 1891. 2 Bändchen. 2 Bl., 164 u. 57 S.; 2 Bl., 177 S. kl. 8. Geb. M. 3.

Eine Gemeinsprache der Kulturvölker. Von Dr. Albert Liptay, Marinearzt 1. Klasse in chilenischen Diensten. Leipzig, Brockhaus, 1891. XVI, 272 S. 8. M. 4.

Knight-Errant. By Edna Lyall. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vols. 2707 and 2708). 311 u. 296 S. kl. 8. M. 3,20.

An Old Maid's Love. A Dutch Tale told in English. By Maarten Maartens. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vols. 2713 and 2714). 278 und 270 S. kl. 8. M. 3,20.

Le Siècle de Louis XIV par Voltaire. Im Auszuge herausgeg. von Adolf Mager, k. k. Prof. an der Staatsoberrealschule in Marburg a. D. Das Zeitalter Ludwigs XIV. bis zur Eroberung Hollands. Heft I. Text. Heft II. Anmerkungen. Leipzig, Fr. Lucas, 1891. IX, 117 und 20 S. Zusammen M. 1,80.

Augier et Sandeau, Le Gendre de Monsieur Poirier. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von J. Mæhly, Prof. an der Univ. Basel. Leipzig, E. A. Seemann, 1891 (M. Hartmanns Schulausgaben, Nr. 10). 94 u. 47 S. 8. Kart. M. 1.

A Winter's Tale. By Mary E. Mann. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vol. 2717). 287 S. kl. 8. M. 1,60.

Deutsche Altertumskunde von Karl Müllenhoff. Fünfter Band. Zweite Abteilung. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1891. 6 Bl. u. S. 357—417. 8. M. 2 [Enthält auf Grundlage von Müllenhoffs Aufzeichnungen und in seinen Vorlesungen nachgeschriebenen Heften seine Bemerkungen über die eddischen Nibelungenlieder; aufserdem eine Inhaltsangabe und ein Register zu beiden Abteilungen. Wir verdanken dieses Heft Dr. Wilhelm Ranisch, Prof. Hoffory und Prof. Roediger].

Die nicht-lyrischen Strophenformen des Altfranzösischen. Ein Verzeichnis zusammengestellt und erläutert von Gotthold Naetebus. Leipzig, S. Hirzel, 1891. X, 228 S. und eine Tabelle.

Kirsteen. The Story of a Scotch Family seventy Years ago. By Mrs. Oliphant. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of British Authors, Vols. 2719 and 2720). 286 u. 287 S. kl. 8. M. 3,20.

Kleines deutsch-franz. Gesprächsbuch zum Gebrauch für die Jugend von Dr. Emil Otto. 76. Aufl. Straſsburg, R. Schultz & Comp., 1889. 196 S. kl. 8.

Auswahl deutscher Gedichte für die unteren und mittleren Klassen höherer Knabenschulen von Dr. F. Otto. Berlin, F. A. Herbig, 1891. VIII, 94 S. 8. Kart. M. 0,90.

A Maiden Fair to See. By F. C. Philips and C. J. Willis. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vol. 2718). 272 S. kl. 8. M. 1,60.

Premières Lectures françaises pour les écoles primaires, avec un vocabulaire français-allemand. 76e édition. Straſsburg, Straſsburger Druckerei und Verlagsanstalt, 1890. VI, 204 S.

Julius Cæsar by William Shakspere. Herausgeg. von Dr. Ludwig Proescholdt. Dresden, Gerhard Kühtmann, 1891. 84 S. 8. M. 0,60; geb. M. 0,80.

Auswahl englischer Gedichte von Dr. Ernst Regel, Oberlehrer an den Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S. Dresden, Gerh. Kühtmann, 1891. VI, 64 S. 8. M. 0,70; geb. M. 0,90.

[Rev. Herbert Reynolds, Cathedral Library, Exeter:] Miniature Facsimile of Mycel Englisc Boc "concerning miscellaneous subjects, composed in verse": commonly known as the Exeter Codex, etc. [Fol. 32b. 33a. 38b. 39a]. 2 Bl. gr. 4. Zusammen 3 sh. 9 d.; einzeln das Bl. 2 sh.

Die englische Schriftsprache bei Caxton. Von Hermann Römstedt aus Barnitz. Am 4. Juni 1890 von der philos. Fakultät der Universität Göttingen gekrönte Preisschrift. Göttingen 1891. VI, 55 S. 4.

A Draught of Lethe. The Romance of an Artist. By Roy Tellet. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vol. 2716). 400 S. kl. 8. M. 1,60.

Ausgewählte Erzählungen von Alphonse Daudet. Herausgeg. von Prof. Dr. K. Sachs. Dresden, Gerh. Kühtmann, 1891. 79 S. 8. M. 0,60; geb. M. 0,80.

Über Titus Andronicus. Zur Kritik der neuesten Shakspereforschung von Dr. M. M. Arnold Schröer, Prof. an der Universität Freiburg i. B. Marburg i. H., Elwert, 1891. VI, 140 S. 8. M. 3,20.

Die für die Schule wichtigen englischen Synonyma, zusammengestellt von Dr. Fritz Schulz, ord. Lehrer am Königl. Realgymnasium auf der Burg. Königsberg i. Pr., Schubert & Seidel, 1891. 50 S. 8.

Tales of a Grandfather by Sir Walter Scott, Bart. Ausgewählt von Dr. O. Schulze, Oberl. am Realgymnasium zu Gera (R. j. L.). Dresden, Gerhard Kühtmann, 1891. IV, 71 S. 8. M. 0,70; geb. M. 0,90. Wörterbuch dazu 44 S. M. 0,25.

G. C. M[oore] S[mith]: The College Days of William Wordsworth. Extracted from the 'Eagle', Vol. XVI, No. 94, March 1891. 19 S. 8.

An Introduction to Phonetics (English, French and German) with Reading Lessons and Exercises. By Laura Soames. With a Preface by Dorothea Beale. London, Swan Sonnenschein & Co., 1891. XXIV, 164 u. 85 S. 8. Sh. 6.

Lehrbuch der franz. Sprache von Dr. G. Strien, Oberl. am Herzogl. Friedrichs-Gymn. zu Dessau. Teil I. Halle a. S., Eugen Strien, 1891. VI, 148 S. 8. Geb. M. 1,40.

Étude sur la Sémantique. Par Carl Svedelius. Upsala, Josephsons Antikvariat [1891]. 2 Bl., 50 S. 8.

Ulrichs von Hutten deutsche Schriften. Untersuchungen nebst einer Nachlese von Siegfried Szamatólski. Strafsburg, Trübner, 1891 (Quellen und Forschungen 67). IX, 179 S. 8. M. 4.

Niederländische Konversations-Grammatik von T. G. G. Valette, Lehrer an der Königl. Realschule und am Städt. Gymnasium in Gouda. Heidelberg, Julius Groos, 1891. XII, 370 S. 8.

Zürich als Vermittlerin englischer Litteratur im achtzehnten Jahrhundert. Von Theodor Vetter. Zurich [so!], Druck von F. Schultheifs, 1891. 26 S. 8.

Handschriftliche Untersuchungen über die englische Version Mandevilles. Von Oberlehrer Dr. J. Vogels. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Realgymnasiums zu Krefeld 1891. 52 S. 4.

Chansons de Conon de Béthune, trouveur artésien de la fin du XIIe siècle. Édition critique, précédée de la biographie du poète. Par Axel Wallensköld. Helsingfors, Imprimerie centrale de Helsingfors, 1891. IX, 292 S. 8.

Provenzalisches geschlossenes E nach den Grammatiken, Reimen der Dichter und neuprovenzalischen Mundarten von E. Wiechmann. Ludwigslust, Buchdruckerei C. Kober, 1890 (auf dem Umschlag: Leipzig, Gustav Fock).

La Joie fait Peur. Comédie en un acte, en prose par Mme Émile de Girardin. Herausgeg. von Dr. Gotthold Willenberg, Oberl. am Realgymnasium zu Lübben. Dresden, Gerhard Kühtmann. 48 S. 8. M. 0,40; geb. M. 0,60.

Zur Kritik und Rhythmik des altenglischen Lais von Havelok dem Dänen. Wissenschaftl. Beigabe zum Osterprogramm 1891 des Gymnasium Arnoldinum zu Burgsteinfurt in Westfalen von G. Wittenbrinck, Gymnasiallehrer. 46 S. 8.

Revue de l'Enseignement des Langues vivantes. Directeur: A. Wolfromm. VIII, 2. 3.

Two Penniless Princesses. By Charlotte M. Yonge. Leipzig, Tauchnitz, 1891 (Coll. of Brit. Authors, Vol. 2704). 286 S. kl. 8. M. 1,60.

Langues et Dialectes. Revue trimestrielle publiée sous la direction de Tito Zanardelli. Bruxelles, A. de Nocée. I, Avril 1891. 93 S. 8 [Le préfixe *en* et *an* dans la langue osque. Les élements arabes de la langue italienne. Les insultes du patois flamand de Bruxelles. Deux chansonniers namurois inédits. Chansons namuroises de l'Abbé Grisard. Paradigmes de la conjugaison des verbes namurois. Glossaire phonologique, étymologique et grammatical. Remarques sur les préfixes du vieux français du Nord. Chronique et mouvement bibliographique].

H. Zimmer, Beiträge zur Namenforschung in den altfranzösischen Arthur-Epen (Ausschnitt aus der Zeitschrift für franz. Sprache und Litteratur XIII, 1). 117 S. 8.

Über die frühesten Berührungen der Iren mit den Nordgermanen. Von Prof. Heinrich Zimmer in Greifswald. Aus den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (19. März 1891). 39 S. gr. 8.

PB
3
A5
Bd.86

Archiv für das studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY